




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

Neunundzwanzigster Jahrgang. 1885.

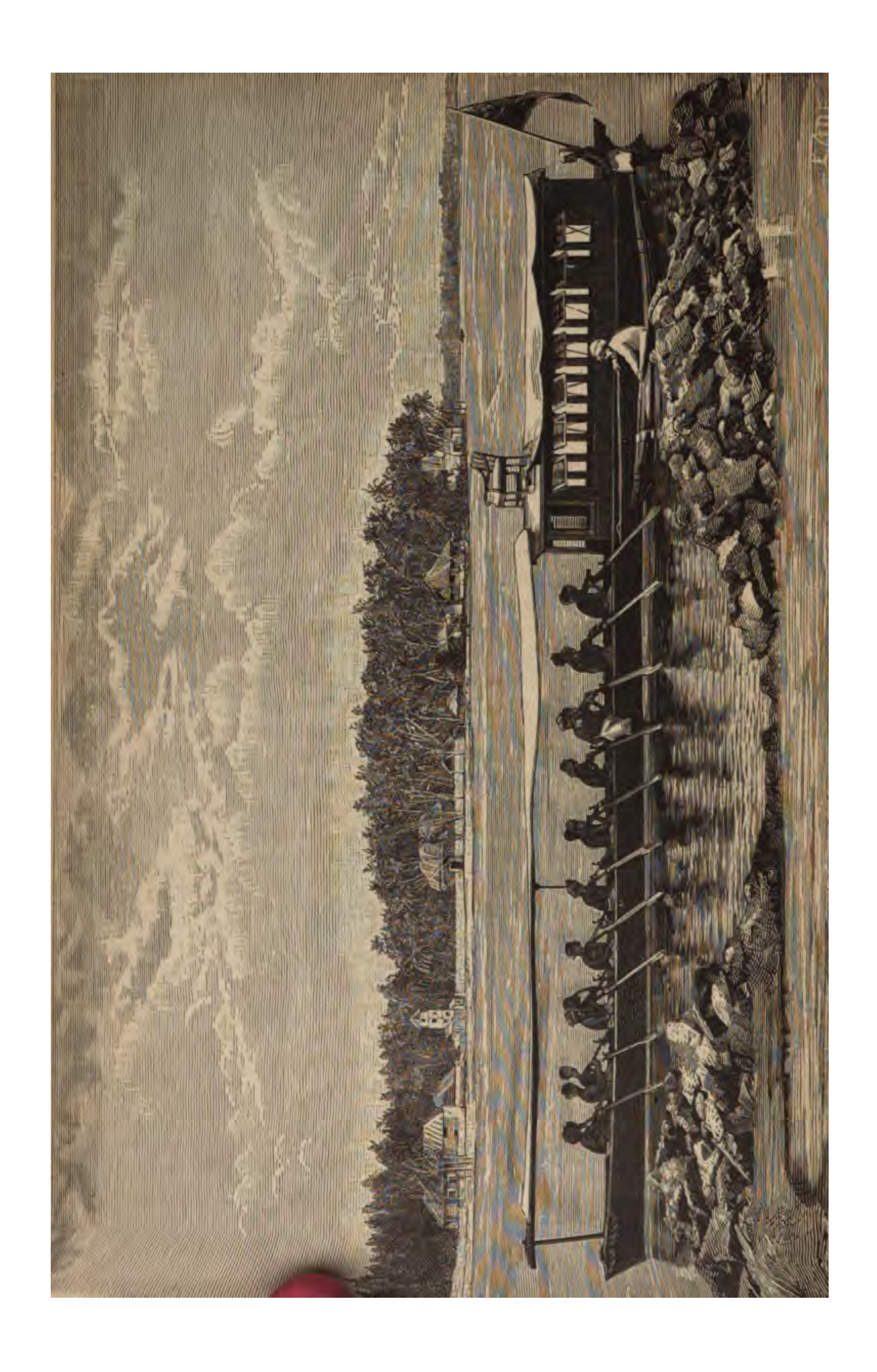
Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1885.

Inhalt.

Seite

Bücherschau:

Missionszeitung: Siehe Register.



Das Jahr 1884.

Das Jahr 1884 ist für die evangelische Mission ein sehr bedeutungsvolles gewesen. In Südafrika, in Madagaskar und in China ist sie durch die politischen Ereignisse schwer geschädigt worden. Im Betschuanen- und im Zululand haben viele Missionare ihre Arbeit geradezu einstellen müssen, mehrere Stationen sind zerstört, manche Christen um ihres Glaubens willen getödtet worden. In der chinesischen Provinz Kanton sind allein gegen 30 Kapellen demolirt, viele Christenhäuser geplündert und europäische wie eingeborne Missionsangehörige in Lebensgefahr gebracht worden. In Hongkong ist am hellen Tage unter den Augen der englischen Regierung ein junger Missionsarzt mit Steinen beworfen und schwer verwundet worden. In mehreren großen Städten des Inlandes haben die Missionare auf den Wunsch der Mandarine ihre Predigtlokale schließen und sich selbst in möglichster Verborgenheit halten müssen. In Ostafrika hat eine Hungersnoth, in Uganda eine Pockenepidemie, in anderen Ländern die Cholera gewüthet; in Westindien und der Südsee hat es an Orkanen nicht gefehlt, durch welche auch Kirchen und Missionshäuser zerstört wurden; in der Türkei und noch heftiger in Persien hat sich der Islam wieder einmal verfolgend gegen die Mission erhoben; im Sudan vollends hat eine Art vulkanischer Eruption stattgefunden, durch welche die ganze muhammedanische Welt ist in Bewegung gesetzt worden; in Hayti haben die evangelischen Missionare schwer gelitten unter dem die Negerrepublik erschütternden Aufruhr und Bürgerkrieg; bei Kusaie ist das Missionsschiff „Morgenstern" untergegangen, in den afrikanischen Gewässern noch mehr als Ein anderes Missionsschiff schwer beschädigt worden. Noch immer schwebt über Madagaskar die drohende

Wolke der ungerechtesten Vergewaltigung. Mehrere Gesellschaften, darunter auch die Barmer und die Basler, haben ihre bisherigen Inspektoren verloren und nur mit viel Sorge und Mühe die entstandene Lücke wieder ausfüllen können. Und blicken wir vollends auf die Todtenliste des vergangenen Jahres, so wäre auch da wieder eine lange, lange Geschichte von geknickten Hoffnungen, von herzzerreißenden Unglücksfällen und überhaupt von schweren Verlusten zu erzählen.

Andrerseits ist auf hunderten von Missionsstationen die Arbeit ruhig fortgegangen. Es ist in reichem Segen gepredigt, gelehrt, gepflegt, geheilt, geliebt und gelebt worden. Kaum ein Tag, jedenfalls kein Sonntag ist vorübergegangen, an welchem nicht hier ein Jüngling, dort ein Greis, hier ein paar Familien, dort eine ganze Schaar von Bekehrten wäre getauft worden. In Neuguinea ist eine reiche Ernte eingeheimst worden. In Mikronesien wird ein Inselchen um's andere mit christlichen Lehrern besetzt, unter deren Leitung die Eingebornen sich ihre Schulhäuser und Kirchen auf eigene Kosten errichten. In Japan wird von hochgestellten Staatsmännern und von patriotischen Schriftstellern das Christenthum als die zukünftige Landesreligion willkommen geheißen und empfohlen, ja die Regierung hat ihre offizielle Verbindung mit dem Heidenthum gelöst und fängt an, das Christenthum zu schützen, wo nicht zu begünstigen. „In keinem Lande ist die Frage der religiösen Zukunft des Volkes so brennend, wie in Japan, und in weiten Kreisen ist daselbst das Bewußtsein verbreitet, daß das Land binnen Kurzem ein christliches sein wird, wenn die Christen, d. h. einerseits die Mission, andrerseits aber auch die übrigen Vertreter des Christenthums ihre Pflicht thun." *) Das langverschlossene Korea hat seine Thore nun auch dem Evangelium geöffnet. Schon haben Tausende von Evangelien und Traktaten in koreanischer Sprache ihren Weg über die Grenze gefunden, schon rüsten sich in Nordchina und in Japan mehrere koreanische Bekehrte auf den Tag, da sie als Boten des Friedens in ihre Heimat zurückkehren sollen, ja schon sind auch amerikanische Missionare in Korea selbst eingedrungen und bei ihren ersten Schritten von der Regierung wenigstens nicht gehindert worden.

---

*) Prof. Kesselring: „Die Aufgabe der protestantischen Kirche und Theologie in Bezug auf die äußere Mission". Zürich 1884.

In Indien wird es immer offenbarer, daß der Gang des Evangeliums ein Siegesgang ist. Vor 80 Jahren mußte Carey klagen: „Die Leute hier hassen den Namen Christi und verschließen ihre Ohren, sobald derselbe nur genannt wird.“ Jetzt schreibt einer seiner Nachfolger: „Man achte doch darauf, daß jedes Buch und jeder Traktat, den wir drucken, schon auf dem Titelblatt klar und deutlich den Namen Christi trage! Wir sind jetzt in Bengalen doch so weit, daß der Name Christi einem Buche eher zur Empfehlung als zum Gegentheil gereicht, und oft haben Eingeborne kein anderes Buch von mir nehmen wollen, als ein Leben Jesu, sei's auch in Gestalt eines einfachen Evangeliums.“ Der Brahma Samadsch, der Theosophismus, der Islam und allerlei andere Afterreligionen, welche in den letzten Jahren das Christenthum entweder zu vernichten oder zu ersetzen sich bemüht haben, sind zu Schanden geworden. Der Brahma Samadsch ist seit dem Tode des vergötterten Kesab Tschander Sen in der Auflösung begriffen; der Theosophismus, der ein förmliches „Attentat auf die christliche Mission“ geplant hatte, ist als ein gemeiner Schwindel entlarvt worden; der Islam hat eine Reihe von Niederlagen erlitten, welche helfen müssen, den Bann zu brechen, der seine Anhänger gefangen hält. In Kalkutta ist einer ihrer Führer, nachdem er eine Gegenmission gegen das Christenthum eingeleitet und ein paar heruntergekommene Europäer auf kurze Zeit für den Islam gewonnen hatte, jetzt selbst ein Jünger Jesu und ein Glied der evangelischen Kirche geworden. Nachdem er am 11. September von Dr. Baumann in Kalkutta getauft worden, bereitet er sich jetzt im Predigerseminar zu Allahabad auf den Evangelistendienst vor! Auch sonst sind in Bengalen, in den Nordwest-Provinzen, im Pandschab, in Kaschmir und deßgleichen in Südindien Muhammedaner getauft worden. Der skandalöse Prozeß aber, den eine Missionslehrerin in Kalkutta gegen einen Missionar zu führen sich genöthigt sah und der, wie das schadenfrohe Triumphgeschrei der heidnischen Presse prophezeien zu dürfen meinte, geradezu ein Todesstoß für die Mission hätte werden müssen, ist fast schon vergessen, und ein gut Theil der dadurch veranlaßten Lästerreden hat sich als Uebertreibung und Verleumdung erwiesen. Jedenfalls ist es wieder einmal recht offenbar geworden, daß das Evangelium als eine Kraft Gottes zur Seligkeit, selbst wenn es durch die Sünden seiner Bekenner entstellt und verdunkelt wird, doch unauf-

haltsam weiter läuft und seine Segenswirkungen übt. Das Gleiche kann auch gesagt werden von der sogenannten Krisis in der Hermannsburger Mission in Südafrika und von anderen Aergernissen dieser Art. Die Mission und überhaupt das Christenthum geht aus solchen Demüthigungen und scheinbaren Bankrotten doch immer wieder neu geläutert, neu gerechtfertigt und gekräftigt hervor, so daß schließlich auch die Welt etwas zu ahnen beginnt von der unverwüstlichen Gotteskraft, die dahinter steckt. Zwar ist auch das verflossene Jahr hinter manchen früheren nicht zurückgeblieben an entstellenden Berichten über einzelne Missionsgebiete und Missionare, wie an heftigen Angriffen und hämischen Seitenhieben auf die Mission überhaupt. Im Ganzen aber ist dasselbe in hervorragender Weise ausgezeichnet gewesen durch eine Reihe von öffentlichen, theils kirchlichen, theils weltmännischen Kundgebungen zu Gunsten der Mission.

Je und je ist es fast komisch gewesen zu beobachten, wie dieselbe auch bei solchen Anerkennung zu finden anfängt, die früher rein nichts von ihr wollten oder wußten. Namentlich in Deutschland ist durch die afrikanischen Erwerbungen und durch die neuerwachte Begeisterung für überseeische Unternehmungen auch die Heidenmission zu Ehren gekommen. Manchen ist ein völlig neues Licht über dieselbe aufgegangen. Hatten sie früher die ganze Mission für einen frommen Humbug gehalten, so bekommen sie jetzt Respekt vor ihren Leistungen. Wird das Aschenbrödel noch nicht als Königstochter erkannt, so doch als ehrliche, fleißige Arbeiterin, als eine Vorkämpferin der Kultur, des Handels, der Kolonisation, ja als eine Wohlthäterin der Menschheit. Wir wissen ganz wohl, daß „die Kirche nie mehr Ursache hat, auf ihrer Hut zu sein, als wenn der Teufel anfängt positiv zu werden" — wie neulich in einer Kirchenzeitung zu lesen war; — aber für's erste glauben wir durchaus nicht, daß hinter dem modernen Weltverkehr und so auch hinter den überseeischen Interessen Deutschlands der Teufel steckt, und für's zweite ist es uns gar nicht sowohl um das Lob der großen Welt, als vielmehr um eine sachkundige Kritik und dann freilich auch um eine indirekte Unterstützung von ihrer Seite zu thun. Wir hoffen, daß wenn in Zukunft auch Männer der Wissenschaft, des Handels und der Politik mit uns Fühlung bekommen, wir einestheils manches von ihnen werden lernen können und manche uns anklebende Ein-

seitigkeit schwinden, anderntheils aber auch ihnen ein Segen aus der Berührung mit unserem Werke zufließen wird. Bisher ist die Mission so isolirt dagestanden und so sehr ein Gegenstand der Verachtung gewesen, daß sie nur allzu gleichgültig gegen alle Kritik geworden und in die große Gefahr eines sich selbst überhebenden Märtyrerthums gerathen ist. Das ist begreiflich, ist entschuldbar, aber eben doch eine große Gefahr. Ist nicht gerade in Missionskreisen die Neigung vorhanden, vom „Reich Gottes" sehr enge und selbstische Gedanken zu haben, allen Tadel einfach als Verleumdung zurückzuweisen, sich selbst für fromm zu halten, „die anderen" aber zu verachten?

Dieser Gefahr gegenüber begrüßen wir es mit Freuden, daß die Mission immer mehr aus ihrer Sonderstellung herauskommt und — nolens volens — an's Licht der Oeffentlichkeit tritt. Gerade in der öffentlichen Meinung scheint uns auch für sie eine gar heilsame Kontrole und Korrektur zu liegen. So lange die Mission selbst noch im naiven Stadium ihrer Entwicklung und auch ihrem äußeren Betriebe nach so zu sagen „nicht von dieser Welt" war, so lange nur solche an ihr mitarbeiteten, die für ihre eigene Person durchdrungen waren vom Reichsgottesgedanken, und überhaupt alles noch kleiner und einfacher war, der anstaltlich-geschäftliche Charakter also noch nicht vorwaltete, so lange bedurfte sie auch dieser Kontrole nicht. Unter den gegenwärtigen, so vielfach complicirten und in's Großartige gehenden Verhältnissen ist es aber gewiß für die Missionare wie für die Missionsleitungen, wenn auch nicht immer bequem, so doch entschieden gesund, daß vieler Augen auf sie gerichtet sind. Die Kirche, der Staat, die Wissenschaft, die Presse — sie alle beschäftigen sich jetzt mit der Mission und diese muß sich wohl oder übel mit diesen „anderen" Faktoren des christlich nationalen und internationalen Gesammtlebens auseinandersetzen, um neben ihnen ihre besondere, aber eben deßwegen auch beschränkte und bescheidene Stelle einzunehmen. Der Nimbus besonderer Heiligkeit und der Duft eines in stille Verborgenheit zurückgezogenen Bruderbundes kann dabei freilich nicht bestehen. Aber — die Blume verblüht, die Frucht muß treiben. Nicht Gefallen haben an uns selber und nicht suchen, was uns frommt, sondern was vielen frommt, daß sie selig werden — das ist ja eben unser Missionsberuf. Doch zurück zu den Vorgängen des letzten Jahres!

Dasselbe ist, wie schon angedeutet, außerordentlich reich gewesen an großen, öffentlichen Versammlungen, bei welchen auch der Mission in einer Weise gedacht wurde, wie man sich's vor 50, ja noch vor 30 Jahren kaum hätte träumen lassen. Und sie alle haben es ausgesprochen, daß die Bekehrung der Heiden eine Sache der ganzen Kirche, der ganzen Christenheit sein müsse. Auf dem panpresbyterianischen Koncil in Belfast wurde nicht nur eine Reihe von Vorträgen über die Mission gehalten, sondern es wurden auch zwei Kommissionen ernannt, eine für Amerika und eine für Europa, welche sich ausschließlich mit Missionsfragen beschäftigen und namentlich das Verhältniß der Missionsgemeinden zu den Heimatkirchen untersuchen sollen. Ferner sprach die Versammlung ihre Freude darüber aus, daß mehrere der presbyterianischen Kirchen, die in der Heimat ja so vielfach miteinander rivalisiren, auf dem Missionsfeld, z. B. in China, Japan, in Südafrika, in Trinidad und auf den Neuhebriden bereits so erfolgreich sich unirt haben, und beschloß eine Art Aufruf an die ganze presbyterianische Christenheit zu erlassen, in welchem energisch betont wird, „daß die Mission ihr Ziel nie erreichen werde, wenn nicht jeder Einzelne, der das Evangelium für seine Person empfangen hat, auch erkennt, daß er ein Schuldner aller Heiden ist, und in heiliger Selbsthingabe zu beten, zu opfern und zu arbeiten anfängt für die Ausbreitung des Reiches Gottes."

Eine nicht minder hervorragende Rolle hat die Mission auf der letzten Generalversammlung der Evangelischen Allianz in Copenhagen gespielt, waren doch die beiden Hauptveranstalter und Leiter derselben Dr. Kalkar und Propst Vahl — die Säulen des Missionswesens in Dänemark! Einen eigentlichen Weckruf an die schlafende Kirche hat dort der bekannte Dr. Murray Mitchell ertönen lassen. Nachdem er eine Art Weltumschau gehalten und von den offenen Thüren gesprochen, welche auf allen Seiten der Mission rufen, fährt er fort: „Ich fürchte, wir reden so viel von den Fortschritten der Mission und von der großen Zahl der Bekehrten, daß zuletzt ein Gefühl der Selbstzufriedenheit sich einschleicht. Aber man denke doch an alles das, was leider! leider! noch nicht geschieht, noch nicht einmal angefangen, noch kaum in unseren Gesichtskreis getreten ist! Wie es in Indien eine Gefahr für den Missionar ist, daß er sich an den ihn umgebenden Götzendienst gewöhnt, so ist es auch eine Gefahr für die ganze Kirche, daß sie an das Vorhandensein

von hundert und aber hundert Millionen ihrer Mitmenschen sich gewöhnt, die noch nichts von Christo wissen und in ihren Sünden dahinsterben. Das Traurigste aber ist, daß nicht nur die Kirche im großen Ganzen, sondern daß auch so viele wahrhaft fromme Männer und Frauen noch so wenig für die Bekehrung der Heidenwelt thun, ja so wenig auch nur daran denken. Und wie beklagenswerth ist die Rückwirkung, welche diese Pflichtvergessenheit auf die Kirche selbst ausübt! Woher die vielen Streitigkeiten und Spaltungen, woher der geistliche Tod und die Kälte bei uns? Ist nicht der heilige Geist betrübt worden durch unsere Gleichgiltigkeit in Betreff der Mission? Und ist es nicht begreiflich, wenn so manchen Ungläubigen unser Christenthum als eine ‚aussterbende Religion', als eine Form ohne Inhalt, als ein Schatten ohne Kraft erscheint? Wahrlich, es thut noth, daß die schlafende Kirche von ihrem Schlummer erwache und auf ihre eigentliche und wichtigste Aufgabe — die Evangelisirung der ganzen Welt — sich besinne. Und das um so mehr, als wir in einer kritischen Zeit leben, wo die ganze muhammedanische Welt — etwas wie 180 Millionen Menschen — in fieberhafter Aufregung ist und ihr alter Fanatismus noch einmal loszubrechen droht, in einer Zeit, wo ganz Afrika uns erschlossen ist, in einer Zeit, wo Japan und Korea sich aufthun, in einer Zeit, wo die wunderbarsten Veränderungen sich vollziehen oder doch anbahnen, in einer Zeit der Geburtswehen und Umwälzungen, wie sie noch nie dagewesen ist, auch nicht vor dem ersten Kommen des Menschensohnes, ja in einer Zeit, wo das Ende aller Dinge nicht mehr ferne sein dürfte und alle Welt sich rüsten sollte auf die Erscheinung der Herrlichkeit Gottes!"

Auch auf dem anglikanischen Kirchenkongreß in Carlisle wurde der Missionsfrage fast ein ganzer Tag gewidmet. Herr Tucker, Sekretär der alt-ehrwürdigen Ausbreitungsgesellschaft, protestirte in einer meisterhaften, aus langjähriger Erfahrung und tiefer Sachkenntniß schöpfenden Rede gegen zwei moderne Verirrungen: 1) die Zersplitterung des Werkes in tausend separate Missiönchen, von denen jede eingerichtet und regiert werden soll nach dem Privatgeschmack des betreffenden Stifters, und 2) gegen die Auflösung aller freien Gesellschaften in Eine große, kirchliche Missionsbehörde. Ihm widersprach dann der „Pater Rivington", ein mönchischer Missionar aus Indien, der schon durch sein Büßergewand, noch mehr aber durch seine hinreißende Beredsamkeit die ganze ehrwürdige Versamm-

lung geradezu enthusiasmirte, aber doch wohl nur wenige, die nicht vorher schon diese Ansicht getheilt hatten, davon zu überzeugen vermochte, daß da, wo ein Bischof sei, keine Missionsgesellschaft mehr etwas sollte zu sagen haben! Ferner sprachen General Goldsmid, Dekan Butcher und andere über Englands religiöse Pflichten gegen Aegypten, wobei das schöne Wort fiel, „England sollte sich entschließen, nicht sowohl Missionare dahin auszusenden, als vielmehr selbst ein Missionar für Aegypten zu sein."

Ferner sind zu erwähnen die Jahreskonferenz der englischen Baptisten in Bradford, welche die Anlegung von 10 neuen Stationen am oberen Kongo, sowie die Aussendung von 20 weiteren Missionaren dorthin gut hieß und einmüthig für die Aufbringung der nöthigen Geldmittel einzustehen versprach; die Jahreskonferenz der Kongregationalisten in London, aus deren Mitte an Einem Abend nicht weniger als 15 Missionare verabschiedet wurden; die Jahresversammlung der amerikanischen Methodisten, durch welche der berühmte Reiseprediger William Taylor zum Missionsbischof für Afrika ernannt und geweiht wurde; die Versammlung der landeskirchlichen Missionsfreunde in Hannover, das erstmalige Zusammentreten einer Missionskonferenz in Bayern, die Konstituirung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Weimar und die Bildung mehrerer Zweigvereine desselben, die außerordentliche Generalversammlung des deutschen Kolonialvereins zu Eisenach, welche wenigstens indirekt auch für die Mission von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen ist, die glänzende Versammlung im Stadthaus zu London zu Gunsten der feuerländischen Mission, die kontinentale Missionskonferenz in Bremen, mehrere »Missionary Missions«, d. h. über mehrere Tage sich erstreckende Gebetsversammlungen und Vorträge zur Belebung des Missionssinnes, in England — durch deren eine, in Cambridge, nicht weniger als 40 Studierende zu dem Entschlusse gebracht wurden, ihr Leben in den Dienst der Mission zu stellen — die Veranstaltung von Missionsvorträgen in mehreren großen Städten Deutschlands und der Schweiz, die Kundgebungen der Berner und einiger französischer Synoden zu Gunsten der Heidenmission, die fast einem Triumphzug gleichende Missionsreise des Santalmissionars Skrefsrud durch Skandinavien, und noch eine Unzahl von Konferenzen und Versammlungen, welche auch nur aufzuzählen wir keinen Raum

hätten, die aber alle miteinander Zeugniß ablegen von der wachsenden Bedeutung des Missionswerks. Nur auf zwei hier in Betracht kommende Versammlungen sei es uns gestattet, noch etwas näher einzugehen, auf die Jahresversammlung der schweizerischen Prediger-gesellschaft in Glarus und auf die 50jährige Jubelsynode, zu welcher im September v. J. die lutherische Geistlichkeit Livlands sich in der Universitätsstadt Dorpat versammelt hatte.

Auch auf dieser letzteren wurde nicht nur gejubelt, gepredigt und gefeiert, sondern neben anderen praktischen Fragen mit eingehender Theilnahme auch die Mission besprochen. Aus einem Ueberblick, den Pastor von Holst über die Mitwirkung der livländischen Kirche am Missionswerk während der letzten 50 Jahre gab, geht deutlich hervor, daß auch in den baltischen Landen der Missionssinn nicht nur im Volke von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen ist, sondern daß namentlich die Kirche als solche immer entschiedener ihre Missionspflicht erkannt und nach Maßgabe ihrer Kräfte auszurichten sich bemüht hat. Die Zeiten sind jedenfalls vorüber, da z. B. ein Pastor sagen konnte: „Der Vater aller Menschen wird ja schon auch für die armen Heiden sorgen!" Während im Jahr 1860 die livländischen Missionsbeiträge nur 1119 Rubel betrugen, haben sie im vorigen Jahr sich auf 5500 Rubel belaufen. Das macht auf den Kopf der großentheils doch recht armen Bevölkerung ³/₄ Kopeken, d. h. ungefähr 2 Pfennige. „Wahrlich ein kleines Scherflein!" — ruft der Berichterstatter aus — „o wäre es nur der Witwe Scherflein!" Je länger je mehr werden nun auch auf dem Lande Missionsstunden gehalten und die Mission fängt an, aus einer „Pastorensache" eine „Gemeindesache" zu werden. Auf der Universität wird auch Missionslehre vorgetragen und ein studentischer Missionsverein hat sich gebildet.

Viel eingehender noch als die livländische Synode hat sich die Ende August in Glarus versammelte schweizerische Predigergesellschaft mit der Missionsfrage beschäftigt. Die beiden Referate von Professor Kesselring und von Pfarrer Eppler, sowie ein längeres Votum des Präsidenten der Basler Missionsgesellschaft, sind nicht nur ernste, gediegene Zeugnisse für die heilige Pflicht aller derer, die noch irgendwie Christen sein wollen, an der Ausbreitung des Evangeliums sich mit zu betheiligen, sondern auch die ganze Versammlung schien durchdrungen von dem Gefühl dieser Verpflichtung, wie denn auch von allen Anwesenden (mit Ausnahme von

zwei Stimmen) der Beschluß gefaßt wurde, an die Behörden aller schweizerischen reformirten Kirchen das Gesuch zu stellen, es möchte in allen Gemeinden alljährlich je an einem bestimmten Sonntag eine Missionspredigt gehalten und eine Missionskollekte eingesammelt werden. Mit allgemeinem Beifall wurden auch die fünf Thesen aufgenommen, in welche Professor Kesselring den Hauptinhalt seines Referates zusammengefaßt hatte und die, weil von einem Vertreter des sogenannten liberalen Christenthums herrührend, wohl als ein doppelt gewichtiger Beweis dafür gelten können, wie allgemein in unseren Tagen die Ueberzeugung sich Bahn gebrochen hat, 1) daß Christenthum ohne Mission eigentlich ein Unding ist, 2) daß die bisherigen („pietistischen") Missionsvereine und Missionshäuser im Ganzen doch das Rechte getroffen haben!

Die fünf Thesen lauten:

1) Die Aufgabe der christlichen Mission an die ganze Menschheit ist begründet in der einheitlichen Berufung aller Menschen zur religiösen Gemeinschaft mit Gott und in der Stellung des Christenthums als Vollendung aller Religion. Sie kommt der ganzen christlichen Kirche als unabweisbare Pflicht zu.

2) Diese Pflicht ist doppelt dringend in der Gegenwart. Sie darf nicht abgelehnt werden mit dem Hinweis auf die gewaltigen andern Aufgaben der Kirche, oder auf die Einseitigkeiten in der bisherigen Ausübung der Mission.

3) Die Theologie hat die Missionswissenschaft auszubauen theils in der einen integrirenden Teil der praktischen Theologie bildenden Missionstheorie, theils in deren Voraussetzungen in der historischen und spekulativen Theologie.

4) Im gegenwärtigen Zeitpunkt ist es angemessen, die Durchführung der Missionsthätigkeit wie bisher freien Vereinigungen zu überlassen, jedoch mit Unterstützung von Seite der amtlich organisirten Kirche und unter allmählicher Einführung eines Miteinflusses der Kirchenbehörden auf die allgemeine Leitung und Beaufsichtigung.

5) Die bisherigen Missionar-Bildungsanstalten sind beizubehalten. Es ist aber auch an allen Fakultäten der Theologie die Missionswissenschaft zu pflegen, theils zur Einführung sämtlicher künftigen Geistlichen in dieselbe, theils zur wissenschaftlichen Vor-

bereitung künftiger Missionare, welche letzteren an einem akademischen Missionsseminar der Heimat, insbesondere aber in den Ländern ihrer künftigen Wirksamkeit selbst ihre Ausbildung zu ergänzen haben.

So entschieden wir es betonen müssen, daß der dogmatisch verschwommene Standpunkt des neuen Allgemeinen Missionsvereins nicht der unsere ist, so entschieden müssen wir es doch als ein Verdienst seiner Gründer und darunter des Herrn Professor Kesselring anerkennen, daß sie mit so großem Nachdruck die ganze Kirche und die ganze Christenheit an ihre Missionspflicht erinnert haben. Von Herzen freut es uns daher auch, daß ein deutscher Fürst, Se. Königliche Hoheit der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, das Protektorat über den neuen Verein übernommen und bei dieser Gelegenheit sich folgendermaßen geäußert hat: „Durchdrungen von dem lebendigen Bewußtsein meiner Christenpflicht, auch das Meinige zur Verbreitung des lauteren Evangeliums über alle Welt beizutragen; tief ergriffen von der Größe des Gedankens, auch den heidnischen Kulturvölkern die im Christenthum gegebene höchste Kultur zu bringen; in treuem Festhalten an der als Tradition meines Hauses mir heiligen Pflege der Religion wie aller idealen Güter, übernehme ich im festen Vertrauen auf Den, der jedes in Seinem Namen begonnene Werk auch mit Seinem Schutz und Segen begleitet, hiermit das vom Vorstand des allgem. evang.-protest. Missionsvereins mir dargebotene Protektorat rc."

Das ist ein schönes Wort, dem in den Missionsannalen des Jahres 1884 eine bleibende Stelle gebührt. Der Herr wolle in Gnaden geben, daß es auch ein wahres Wort sei, aus dem dann zur rechten Zeit auch die rechte Frucht erwachsen kann zu Seiner Ehre!

Wir könnten damit unseren Ueberblick über das letztverflossene Jahr wohl schließen. Unsere Dankbarkeit gegen Gott und unsere Freudigkeit zur Weiterarbeit wird aber noch größer werden, wenn wir den Blick noch weiter zurückwerfen und uns vergegenwärtigen, wie es vor 100 Jahren mit der evangelischen Mission stand. Das Jahr 1884 ist nämlich auch dadurch noch ein bedeutungsvolles gewesen, daß in dasselbe eine größere Anzahl von Missionsjubiläen gefallen sind, die unabweislich dazu auffordern, das Einst und das Jetzt miteinander zu vergleichen. Im vorigen Jahre haben nicht nur die

Basler Mission in Ostindien und die Berliner Mission in Südafrika ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert, sondern am 14. November 1884 sind es auch gerade hundert Jahre geworden, daß ein Missionar der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft, namens Seabury, in Aberdeen zum ersten Bischof für Amerika geweiht und damit der Grund gelegt wurde zum Aufblühen der Kirche in den Vereinigten Staaten, welche jetzt selbst wieder nicht weniger als 139 Bischöfe und darunter eine ganze Reihe von Missionsbischöfen hat, z. B. einen in Japan, einen in China, einen (den Neger Ferguson) in Westafrika; und am 27. Dezember deßgleichen 100 Jahre, seit in Baltimore durch Wesley's Genossen, Dr. Coke, der erste methodistische Bischof geweiht und damit eine Gemeinschaft organisirt wurde, die nicht nur in Amerika selbst beinahe vier Millionen Glieder zählt, sondern auch im Ausland gegen 200 Missionare (Frauen nicht gerechnet) und etwas wie 50,000 Abendmahlsgenossen (bloße Anhänger ausgeschlossen) aufweisen kann. Welches Wachsthum in 100 Jahren! Und die beiden genannten sind ja nur zwei von mehr als 50 selbständigen Kirchengemeinschaften, die alle miteinander wetteifern im Werk der Mission!

Das wichtigste Jubiläum aber, das freilich — auf Erden wenigstens — von niemand ist gefeiert worden, haben wir noch nicht genannt! Es war am 3. Juni 1784, daß in Nottingham ein paar unbekannte baptistische Prediger sich das Wort gaben, sie wollten in Zukunft je am ersten Montag des Monats eine Gebetsstunde halten und den Herrn inbrünstig anflehen um eine Neubelebung der alten Christenheit und um die Ausbreitung des Evangeliums in der ganzen Welt. Das war die Geburtsstunde der ganzen neuern Mission! Alles, was damals von evangelischer Seite für die Bekehrung der Heidenwelt gethan wurde, beschränkte sich auf die Arbeit der Brüdergemeine, der dänisch-hallischen Mission und der sehr steifen anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft. Die erste eigentliche Missionsgesellschaft wurde ja erst im Jahr 1792 gegründet. Und sie war eine direkte Frucht eben jener monatlichen Gebetsstunden. Von den engen baptistischen Kreisen aus hatte sich die neuerwachte Sehnsucht nach der Vollendung des Reiches Gottes auch anderen Gemeinschaften mitgetheilt. Der Missionsgeist war erwacht und Gesellschaft um Gesellschaft wurde gegründet zur Ausrichtung des letzten Willens

Jesu an die Seinen; und jetzt — nach hundert Jahren — beläuft sich die Zahl der selbständig aussendenden Kirchen und Missionsvereine bereits auf über 70! Wahrlich, das hat Gott gethan; aber Er hat es gethan auf das Gebet seiner Kinder hin. Vergessen wir es nicht — das möchten wir allen Missionsleitern und Missionaren, allen Professoren und Kirchenmännern auch, die dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein sich angeschlossen haben, ja, wenn unsere Stimme soweit zu dringen vermöchte, auch dem Protektor dieses Vereins, ja allen, allen Missionsfreunden und der ganzen Christenheit zurufen — vergessen wir es nicht: die Mission ist geboren aus dem Gebet, aus dem inbrünstigen, gläubigen Gebet der Stillen im Lande, der „zwei oder drei," welche zusammenkommen im Namen Jesu und vor Ihm eins geworden sind, was sie bitten wollen.

Der grosse Umschwung in Japan.

Daß nichts Neues „unter der Sonne" geschieht — dies alte Wort der salomonischen Weisheit wird gegenwärtig im „Lande des Sonnenaufgangs" durch die höhere Weisheit Dessen, der alles neu macht, in herzerhebender Thatsachensprache widerlegt.

„Japan ist im Begriff, das Evangelium anzunehmen. Daß wir am Vorabend der größten Veränderungen stehen, erkennt hier jeder heidnische Priester an, proklamirt jeder Zeitungsschreiber, bestätigt jeder Regierungsbeamte und giebt jeder Verständige zu" — so schreibt ein erfahrener Missionar, und seine Stimme ist nur Eine von hunderten. Am lautesten schlagen diesen Ton die independentischen Missionare aus Boston an; aber auch sehr nüchterne Presbyterianer aus Schottland widersprechen ihnen nicht; vorsichtiger äußern sich die Anglikaner, namentlich die hochkirchlichen unter ihnen; doch hat auch der neue Bischof Poole (der inzwischen leider erkrankt

ist und in Kalifornien Erholung hat suchen müssen) schon sehr hoffnungsvoll geschrieben. Ganz vereinzelt läßt sich ein Pessimist, der amerikanische Baptisten-Missionar Rhees aus Kobe, also vernehmen: „Viel zu viel rosig gefärbte Berichte über die Fortschritte des Evangeliums gelangen gegenwärtig aus Japan nach Europa und Amerika. Manche fragen allerdings nach der Wahrheit, manche sind sogar bereit, um Christi und des Evangelii willen Verlust zu leiden; aber die große Menge fragt nichts nach dem Christenthum und will auch da, wo es ihr angeboten wird, nichts davon hören; ja viele widersetzen sich heftig der Ausbreitung desselben. Die Mission hier ist also immer noch ein Kampf — Mann gegen Mann, und so wird es noch Jahre lang bleiben. Hier einer und dort einer, höchstens ein paar heute und wieder ein paar morgen werden die Wahrheit annehmen; aber Japan wird nicht in Einem Tage bekehrt werden.“ Damit ist, streng genommen, erklärt, daß es ein Irrthum ist zu meinen, in Japan gehe es gegenwärtig schneller voran als auf andern Missionsgebieten, ein Irrthum auch, zu meinen, daß sich eine bedeutendere religiöse Krisis daselbst vollziehe. Diese Erklärung aber ist falsch. Was in Japan gegenwärtig geschieht, ist wirklich etwas Einzigartiges, zu außerordentlichen Hoffnungen Berechtigendes.

Hören wir nur einmal, was die Bostoner Missionskommittee in ihrem neuesten Jahresbericht über Japan zu sagen hat, indem wir dabei stets im Gedächtniß behalten, daß die gesammte evangelische Mission daselbst erst 25 und die älteste japanische Christengemeinde erst 12 Jahre alt ist. „Das letzte Jahr,“ so berichtet der Missionssekretär Dr. Clark, „bezeichnet in unserer japanischen Mission einen gewaltigen Fortschritt. Kein anderes Volk eignet sich so rasch die christliche Civilisation an. Die höchsten Regierungsbeamten sind nicht nur dem Christenthum nicht entgegen, sondern scheinen zu fühlen, daß nichts anderes Japan helfen kann. Die Hauptgefahr ist jetzt die, daß eine so massenhafte Zuwendung des Volkes zum Christenthum stattfindet, daß ihr gegenüber die vorhandenen Arbeitskräfte gleichsam Bankrott machen. — Für unsere Gemeinde ist das letzte Jahr ein Jahr außerordentlichen Segens gewesen. Sie sind durch eine Geistestaufe hindurchgegangen, die in Worten sich nicht beschreiben läßt; nur die hervorstechendsten Wirkungen derselben können genannt werden: ein tiefes Sündengefühl, ein ebenso tiefes

Gefühl der Begnadigung durch Christus, ein freudiger Trieb zur Arbeit für den Herrn, verbunden mit größerer Einfalt und Unmittelbarkeit in dieser Arbeit. Es ist groß, daß die Zahl der Gemeindeglieder um 60 Procent zugenommen hat; größer aber ist, daß die früher schon Gläubigen zu so lebendiger, persönlicher Hingabe an den Herrn sind erweckt worden. Angesichts dieser Thatsache ist es nicht mehr verwunderlich, daß das Evangelium jetzt von vielen ganz anders verstanden und viel bereitwilliger angenommen wird, als je zuvor. Zu unseren 19 alten Gemeinden sind drei neue hinzugekommen, zu den 1097 (erwachsenen) Gemeindegliedern 736 neue. Von den 22 Gemeinden, deren älteste erst am 29. April 1874 organisirt wurde, sind 15 ganz unabhängig von der Missionskasse, welche überhaupt im letzten Jahr nur 2400 Mk. für Gemeindezwecke in Japan beigesteuert hat, während die Beiträge der eingebornen Bekehrten für den Unterhalt ihrer Prediger, ihrer Kirchen, Schulen u.s.w. sich auf nur etwas weniger als 28,000 Mk. beliefen! Eins der hoffnungsreichsten Ereignisse des letzten Jahres ist die Erweckung im Seminar zu Kijoto und die Aussendung von 13 jungen Männern, die nach achtjährigem, gründlichem Studium ihr theologisches Examen bestanden hatten, um jetzt in die Reihe der Arbeiter mit einzutreten. Eine neue Station für Nord-Japan ist unter besonders günstigen Umständen in Niigata gegründet worden. Alles weist auf bald zu erwartende großartige Fortschritte hin. Einsichtsvolle japanische Christen, namentlich die eingebornen Prediger, sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in wenigen Jahren Japan ganz wohl ein christliches Land sein könne und dann auch gleich an der Christianisirung der Koreaner, der Chinesen und der Mongolen mithelfen werde. Eine so herrliche Missionsgelegenheit ist noch nie dagewesen. Wahrlich, da darf man wohl aufrufen zu einer bedeutenden Verstärkung, ja zur Verdoppelung unserer Streitkräfte. Wie traurig, wenn die Gelegenheit unbenützt vorübergienge!"

Fragen wir nun: was sind die Thatsachen, welche zu so weitgehenden Hoffnungen wo nicht berechtigen, so doch den Anlaß geben, so sind es außer den zahlreichen Einzelbekehrungen und der wachsenden Zahl durchaus selbständiger eingeborner Christengemeinden, dem Eifer und der Tüchtigkeit einer Reihe von eingebornen Predigern aus den besten Ständen, dem infolge der Erweckungen an vielen Orten sich geltend machenden geistlichen

Leben und der rasch zunehmenden Bibelverbreitung — im Jahr 1883 wurden allein 85,878 Exemplare heiliger Schriften abgesetzt — wesentlich zwei Erscheinungen, die schwer in's Gewicht fallen: 1) die Umstimmung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Christenthums durch die japanische Presse und 2) das augenscheinlich auf eine bevorstehende allgemeine Einführung des Christenthums berechnete Verhalten der Regierung.

Was zunächst die Haltung der Presse betrifft, so hat vor allem die „Bekehrung" des berühmten Patrioten und Literaten Fukuzawa auf ganz Jung-Japan den tiefsten Eindruck gemacht. Dieser merkwürdige Mann, jetzt etwa 50 Jahre alt, stammt aus einer armen Samurai-Familie in Osaka. Allen Hindernissen zum Trotz verschaffte er sich schon als Knabe eine gründliche Kenntniß der chinesischen Klassiker, gieng als Jüngling nach Nagasaki und lernte hier Holländisch, dann nach Tokijo, wo er Englisch studierte, um schließlich selbst eine englische Schule für junge Leute seines Standes zu gründen. Aber sein Wissensdurst war noch nicht befriedigt. Als der erste japanische Gesandte nach Amerika gieng, schloß er sich ihm an, besuchte auch England, lernte die Geschichte, Verfassung und socialen Zustände dieser Länder kennen und legte, nach Japan zurückgekehrt, seine Eindrücke in einem Buche über „das Leben der westlichen Nationen" nieder. Seine Landsleute lasen dasselbe mit unglaublicher Verwunderung. Vielen gieng der Blick auf für eine neue Welt. Aus Amerika hatte Fukuzawa auch das erste große Wörterbuch der englischen Sprache (»Webster's Unabridged«), das je nach Japan gekommen ist, mitgebracht sammt einer Auswahl von Lehrbüchern aller Art für seine Schule. Der Fremdenhaß war aber noch so groß, daß er und seine Freunde kaum ihres Lebens sicher waren. Zum zweiten Mal besuchte er dann Europa und Amerika, wo er den Stoff sammelte zu einem zweiten, 1866 erschienenen Buche über den „Fortschritt der Bildung", worin er sich über Freiheit, Gleichheit, Patriotismus u. dergl. ausspricht. Die konservative Partei machte einen Versuch, die ganze Auflage an sich zu bringen und zu verbrennen. Das Buch aber fand eine enorme Verbreitung. Bald waren etwa eine halbe Million Exemplare verkauft, und jetzt ist kaum mehr eine Seele in Japan, welche die darin entwickelten Ideen für zu radikal halten würde! Eine weitere That war die Gründung

eines fortschrittlichen Tagblattes „Dschidschi Shimpo“ im März 1882, worin Herr Fukuzawa, ohne irgend eine politische Partei hinter sich zu haben, in völlig unabhängiger Weise alle Fragen der Gegenwart bespricht, für die Hebung der Industrie, des Handels, des Ackerbau's, des Schulwesens, der socialen Zustände u. s. w. eintritt und alle Schritte der Regierung wie auch das Thun und Lassen der Ausländer einer fortlaufenden Kritik unterwirft. Durch dieses wirklich bedeutende Blatt und noch mehr vielleicht durch seine englische Schule, in welcher Hunderte von jungen Samurai, die jetzt die wichtigsten Regierungsstellen inne haben, sich ihre Bildung geholt haben, ist Fukuzawa zu einem der einflußreichsten Männer des Landes geworden. Und da ist nun das Große und Neue, daß dieser Mann, der noch vor drei Jahren vom Standpunkt des nationalen Patriotismus ein bitteres Buch gegen das Christenthum geschrieben hatte, jetzt von eben diesem Standpunkt aus nicht nur die Duldung, sondern die Einführung dieser Religion als japanische Volks- und Reichsreligion auf's Wärmste befürwortet! Das ist es, was wir seine „Bekehrung“ nennen. Dieselbe ist zunächst freilich nur eine sozusagen politische, d. h. eine übernatürliche Offenbarung will Fukuzawa im Christenthum durchaus nicht anerkennen, die Moral und die socialen Gewohnheiten desselben gefallen ihm aber und er ist überzeugt, daß wenn sein geliebtes Vaterland je von den Westmächten als ebenbürtig soll angesehen werden, dies nur unter der Voraussetzung geschehen könne, daß Japan das Christenthum annimmt. Nur auf diesem Wege werde es seine politische Selbständigkeit zu behaupten und seine nationale Eigenthümlichkeit, d. h. alles das, was an der alten japanischen Civilisation wirklich werthvoll und lebensfähig ist, in die mit Macht hereinbrechende neue Zeit hinüber zu retten im Stande sein. Der Buddhismus stehe an Wahrheitsgehalt und Lebenskraft weit hinter dem Christenthum zurück; ihn festhalten heiße den Fortschritt Japans aufhalten und den doch unausbleiblichen Sieg des Christenthums unnöthig verlangsamen u. s. f.!

Das alles hat der große Mann seinen Landsleuten in einer Reihe von Artikeln mit beredten und klugen Worten auseinandergesetzt, nicht ohne zuvor eine von Herrn Loomis, dem eifrigen Agenten der amerikanischen Bibelgesellschaft, ihm geschenkte chino-japanische Bibel und Dr. Schaff's Werk über die „Person Christi“ gelesen zu haben. Der Eindruck, den diese Artikel gemacht haben,

ist sehr groß. Andere Blätter haben dieselben ganz oder theilweise reproducirt, und solche, die vorher schon offen für das Christenthum plädirt hatten, sind jetzt erst recht muthig geworden. In allen gebildeten Kreisen spricht man darüber und immer weiter greift das Gefühl um sich, daß die Tage des Buddhismus gezählt seien. In Jokohama hat ein Seidenhändler erklärt: „Bis jetzt habe ich das Christenthum gehaßt; nachdem ich aber gelesen, was Herr Fukuzawa darüber sagt, will ich selbst ein Christ werden.“ Ähnlich ist es noch vielen gegangen. Andere sind auf anderem Weg zur gleichen Ueberzeugung gekommen. In Imabari z. B. sollte der Hauptführer der liberalen Partei, Itagaki, ein bekannter Gegner des Evangeliums, in einer Volksversammlung gegen den neuen Glauben disputiren, welchen in Imabari schon gegen 300 Personen angenommen haben. Als nun aber der eingeborene Pastor, der zuerst das Wort bekam, in ruhiger, klarer Rede nachwies, wie die Religion Christi überall nur die wahre Bildung und Freiheit befördere, da rief Itagaki selbst Beifall und erklärte sich schließlich mit allem einverstanden! In Kijoto hat der Besitzer zweier großer Theater den Christen die unentgeltliche Benützung dieser Gebäude für religiöse Versammlungen angeboten, ja alle damit verbundenen Unkosten des Annonçirens u. s. w. zu tragen versprochen!

Dazu kommt, daß nicht nur heidnische Patrioten und Zeitungsschreiber sich zu bekehren anfangen, sondern angesichts des so offenkundig sich vollziehenden Umschwungs auch die Europäer in Japan, darunter sogar die Redakteure, nicht mehr so wegwerfend von der Mission reden, wie es früher Mode war. Die »Japan Mail«, eine der bestredigirten Zeitschriften in ganz Asien, welche früher nie von der Mission schreiben konnte, ohne ihre Feder in Galle zu tauchen, ist jetzt eine energische Vertheidigerin des Christenthums, und die »Daily Mail«, ebenfalls ein englisches Blatt, hat neulich einen Missionar in ihren Spalten sich aussprechen lassen und dann ihrerseits noch Folgendes hinzugefügt: „In Bestätigung dessen, was hier ein Missionar über die stillen, aber schnellen Fortschritte des Christenthums schreibt, geht uns soeben die Nachricht zu, daß in Takasaki, am Endpunkt der neulich eröffneten Bahnlinie in's Innere des Landes, bereits eine große und blühende Christengemeinde besteht, die von eingebornen Predigern gegründet und auch finanziell ganz selbständig ist. Ihre neue Kirche, die aus Beiträgen der Eingebornen selbst

gebaut ist, soll am 16. dieses Monats eingeweiht werden. Es dürfte manchen unserer Leser nichts schaden, wenn sie diese Gelegenheit benützen wollten, die neue Eisenbahn zu versuchen und an dieser Eröffnungsfeier theilzunehmen. Ferner hören wir — wieder zum Beweis für den Einfluß, welchen das Christenthum bereits auf die sittliche Entwicklung Japans gewonnen hat — daß im Provinzial-Landtag eben dieses Departements (Gumma) von 40 Mitgliedern nicht weniger als acht Christen sind, und diese unter anderen Reformen auch die durchgesetzt haben, daß den öffentlichen Bordellen, dieser Pest und diesem Fluche Japans, der Todesstoß gegeben werden soll: sechs Jahre sind dem Feinde noch als Frist gewährt, um sein Haus zu bestellen; frisches Blut darf ihm in dieser Zeit aber nicht zugeführt werden und nach Ablauf der Frist muß er aufhören zu existiren. Auch aus Nagasaki, wo vollkommene religiöse Gleichgiltigkeit zu herrschen pflegte, vernehmen wir, daß eine Bewegung zu Gunsten des Christenthums eingetreten ist und daß eine der dortigen Gemeinden in den letzten paar Monaten allein um 100 Glieder zugenommen hat."

Die Priester und ihr Anhang sind, wie begreiflich, erbost. Da in ihren eigenen Rüstkammern sich keine brauchbaren Waffen mehr finden, greifen sie nun zum europäischen Unglauben, ja sogar zur „höheren" wissenschaftlichen Kritik. Ein Buch um's andere erscheint, in welchem die Widersprüche in der Bibel, die Unglaublichkeit der Wunder u. s. w. gegen das Christenthum in's Feld geführt werden. Aber das genügt nicht. Es muß auch Gewalt gebraucht werden. Christliche Versammlungen und Vorträge werden durch Stampfen, Schreien und Steinwürfe unterbrochen. In Jokohama ist ein eingeborner Prediger mit dem Tode bedroht worden, weil bei ihm ein Priester sich mit der Erklärung, er wolle Christ werden, mit dem Buddhismus gehe es jetzt doch zu Ende, eingestellt hatte und durch ihn dieser Vorfall in die Blätter gekommen war! Aber die Polizei thut ihre Pflicht zu pünktlich, als daß durch solche Krawalle und Drohungen viel ausgerichtet werden könnte. So haben denn 14 verschiedene buddhistische Sekten sich zusammengethan, eine gemeinschaftliche Deputation an die Regierung geschickt und geradezu um Unterdrückung des Christenthums petitionirt, natürlich erfolglos.

Und das führt uns nun auf den zweiten Hauptpunkt, auf das Verhalten der Regierung. Zuerst einige Kleinigkeiten:

Als in Kijoto auf Betrieb der Buddhisten wieder eine christliche Versammlung war gesprengt worden, ließ die Regierung 30—40 Personen verhaften, und mehrere Rädelsführer wurden bestraft. Als in Kosaoka, Takahaschi und einigen anderen Orten ähnliche Ausschreitungen vorkamen, trat die Polizei so energisch auf, daß nur ein paar Fenster zerbrochen, einige Bücher und Kleider zerrissen, etliche Steine und Stöcke geworfen, sonst aber nichts Ernstliches von den Heiden ausgeführt werden konnte. Ja, die Buddhistenpriester wurden offiziell gewarnt, sie sollten sich in Acht nehmen. Zwei Provinzialgouverneure, die sich besonders gehässig gegen die Gläubigen erzeigt und zu allerlei Ungerechtigkeiten die Hand geboten hatten, sind abgesetzt und durch christenfreundliche Männer ersetzt worden. Noch merkwürdiger und erfreulicher aber ist folgende Geschichte.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1883 wurde in Tokijo ein junger Christ, namens Hara Taneaki, wegen gewisser politischer Aeußerungen, durch die er sich das Mißfallen der Regierung zugezogen hatte, in's Gefängniß geworfen. Hier lernte er den traurigen Zustand des japanischen Gefängnißwesens aus eigenster Erfahrung kennen, und kaum war er wieder auf freien Füßen, so richtete er ein Schreiben an's Ministerium des Innern, worin er dringend um eine Gefängnißreform bat und zugleich erklärte, daß das wirksamste Mittel zur Besserung der Verbrecher die Erfahrung der Gnade Gottes in ihren Herzen sei; auf diesem Wege seien schon die schlimmsten Menschen umgewandelt worden und es dürfte für's ganze Land ein Segen werden, wenn das Christenthum als Gegengift gegen all die Laster und Verbrechen, durch welche die Gefängnisse gefüllt werden, versucht würde. Jedenfalls sei die gegenwärtige Behandlung der Sträflinge in den Zuchthäusern nur dazu angethan, sie noch mehr zu verhärten und zu korrumpiren. Wenn immer möglich, möchte man doch in Zukunft nur noch Christen als Gefängnißdirektoren anstellen und ihnen gestatten, alles nach christlichen Grundsätzen einzurichten. Einige Zeit darauf erhielt Herr Hara eine Aufforderung, sich im Ministerium des Innern einzufinden und hier mündlich noch näher zu erklären und zu begründen, was er in seinem Schreiben vorgeschlagen, ja, schließlich wurde er gebeten, seinen bisherigen Beruf aufzugeben und in den Regierungsdienst einzutreten, um persönlich zur Ausführung zu bringen, was er so überzeugend als ein Bedürfniß nachgewiesen. Jetzt ist er in Hiodscho, um die

Einrichtung einer neuen Strafanstalt zu leiten und dann derselben selbst vorzustehen mit der ausdrücklichen Erlaubniß, die Sträflinge im Christenthum zu unterrichten, ja womöglich sie alle zu bekehren! Ehe er dahin abgieng, machte er einen Besuch im Bibelhaus, bat um einen Vorrath heiliger Schriften, der ihm gern bewilligt wurde, und erklärte dem Agenten, Herrn Loomis: „Als ich seiner Zeit in's Gefängniß geworfen wurde, sah ich darin eine göttliche Strafe und war voll Scham und Traurigkeit. Jetzt erkenne ich darin die Güte Gottes und preise Ihn für diese herrliche Gelegenheit, für Ihn zu wirken. Ich selbst bin sehr schwach; aber mit Gottes Hilfe hoffe ich viel Gutes stiften zu können."

Sehr bemerkenswerth ist ferner eine kleine politische Flugschrift, in welcher der gegenwärtige Unterrichtsminister unumwunden erklärt, es sei „kein Geheimniß mehr, daß manche Mitglieder der Regierung froh wären, Japan in die Reihe der christlichen Nationen eintreten zu sehen, da sie es im Verkehr mit den auswärtigen Mächten stets als einen Nachtheil empfinden, daß ihr Land noch kein christliches ist."

Zu alle dem kommt nun das große Ereigniß, daß am 11. August 1884 eine kaiserliche Proklamation erschienen ist, nach welcher das schintoistische und buddhistische „Kijo-doshoku", d. h. das ganze Religionsdepartement abgeschafft, jede officielle Verbindung des Staates mit dem Heidenthum gelöst und die Priesterschaft sich selbst überlassen wird!*) Damit ist nicht, wie mißverständlich gesagt

*) Das Edikt lautet: „Von dem Tage dieser Bekanntmachung an sind die schintoistischen wie buddhistischen Priester nicht mehr Staatsbeamte. Die Ernennung zum Oberhaupte eines schintoistischen und buddhistischen Tempels geschieht durch die Oberhäupter der beiden Religionen. Ebendieselben sprechen die Amtsentsetzung aus und werden nur beauftragt, die Beförderung der ordentlichen Priester zu regeln. Folgende Vorschriften sind zu beachten. Artikel 1. Jeder Zwist unter den Sekten der beiden Religionen ist sorgfältig zu vermeiden. Die Sekten dürfen sich nicht eher behufs eines gemeinsamen Vorgehens vereinigen, als bis dies durch die zwingendste Nothwendigkeit geboten erscheint. — Artikel 2. Oberhäupter werden für eine jede Sekte der schintoistischen und buddhistischen Religion ernannt, jedoch kann ein Priester zum Oberhaupte über mehrere gesetzt werden. — Artikel 3. Die Verordnungen für die Amtsthätigkeit der Häupter der verschiedenen Sekten müssen durch den Minister des Innern gebilligt sein. — Artikel 4. Die Oberhäupter der schintoistischen und buddhistischen Religion setzen die religiösen Verordnungen selbst fest, ebenso die zur Anstellung als Priester erforderlichen Kenntnisse, und die Be-

wird, „Religionsfreiheit“ gewährt, sondern zunächst nur die religiöse Neutralität der Regierung erklärt worden, indem zugleich der Mikado für seine Person wie für die seiner Nachfolger auf die religiöse Verehrung verzichtet, welche ihm als „himmlischem Herrn“ (Tenno Sama) bisher gezollt wurde. Der Buddhismus und der Schintoismus als Staatsreligion sind aufgehoben. Sie bleiben im Besitz ihrer Tempel, Klöster und Güter, erhalten aber in Zukunft keine Staatsunterstützungen mehr. Auch werden Priester, Aebte u. dergl. nicht mehr, wie früher, von der Regierung ein- und abgesetzt, sondern alles derartige bleibt ausschließlich den Häuptern der verschiedenen Sekten überlassen. Daß damit die meisten derselben so gut wie auf den Aussterbeetat gesetzt sind und unvermeidlich der Selbstauflösung entgegengehen, darf wohl als sicher angenommen werden. „Die Priester sind jetzt in großer Verlegenheit und das Christenthum hat die gegründete Aussicht, das Volk zu gewinnen“ — so schreibt uns unser lieber japanischer Freund Nisima, dessen Besuch in Basel uns unvergeßlich bleiben wird und der gegenwärtig in Amerika — leider mit gebrochener Kraft — das Interesse für die japanische Mission zu beleben und zu vertiefen sucht.

Die Bedeutung dieser Proklamation wird von der »Japan Mail« ganz richtig dahin bestimmt, daß durch sie „so ziemlich der Zustand wiederhergestellt sei, welcher damals in Japan herrschte, als Nobunaga jenem gegen die Christen petitionirenden Buddhisten-Priester zur Antwort gab: wo es schon so viele Sekten gebe, da sei es doch einerlei, ob noch eine neue dazu komme oder nicht.“ Man übersehe aber nicht, daß die alten aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden Edikte gegen das Christenthum auch durch diese Proklamation noch immer nicht kassirt sind, ja daß auch die neuere Verordnung noch keineswegs abgeschafft ist, nach welchen bei Leichenbegängnissen nur buddhistische Priester funktioniren dürfen. Bis in die neueste Zeit ist es vorgekommen, daß bei der Bestattung verstorbener Christen

stimmung über Rang, Beförderung, Amtsentsetzung, Bewahrung der alten Schriftwerke, der Reliquien und dergleichen kostbarer Dinge. Auch diese Verordnungen unterliegen der Bestätigung durch den Minister des Innern. — Artikel 5. Den Oberhäuptern der buddhistischen Religion ist es gestattet, die Namen ehemaliger Häupter ihrer Religion anzunehmen. Doch bedürfen sie dazu der vorherigen Erlaubniß des Ministers des Innern. Jamasati Aritomi, Minister des Innern. Sandscho Sanetomi, Daidscho-Daidschin.“

es nicht möglich war, das buddhistische Ceremoniell und den heidnischen Priester fern zu halten. Wo ein rein christliches Begräbniß durchgesetzt werden konnte, da galt das stets als ein besonderer Triumph. Wahrscheinlich wird nun auch darin Wandel geschafft werden. Geschehen ist es bis jetzt noch nicht. Sehr bedeutsam aber scheint uns der Umstand zu sein, daß gleichzeitig mit jener Proklamation die Regierung zum erstenmal in offizieller Weise Kenntniß vom Vorhandensein der Christen genommen, d. h. einen Census derselben hat aufnehmen lassen. 80,000 Japaner bekennen sich zur christlichen Religion! — das ist das Resultat dieser Zählung. Kommen hievon etwa 30,000 auf die katholische und 10,000 auf die russische Kirche, so bleiben immer noch 40,000 übrig, die entweder Protestanten sind oder aber sich bereits so sehr mit dem Christenthum identificiert haben, daß sie der Regierung als Christen gelten konnten.

Ferner hört man von einer Audienz, welche mehrere Missionare bei einem Minister gehabt haben, um eine Art öffentliche Anerkennung des Christenthums zu erwirken. Der hohe Herr soll äußerst freundlich gewesen sein und alles mögliche Gute versprochen haben. Natürlich handelt es sich nicht darum, daß nun etwa das Christenthum zur Staatsreligion gemacht werde, sondern nur darum, daß es mit dem Schintoismus und Buddhismus gleiche Rechte bekomme. Die heidnischen Priester z. B. sind sammt ihren Schülern vom Militärdienste frei. Das gleiche Privilegium wäre auch für christliche Prediger und Theologie-Studierende sehr erwünscht; ebenso die Aufhebung jenes Beerdigungszwangs u. dergl. mehr. Uebrigens soll sich der Minister bei dieser Gelegenheit beklagt haben: die Protestanten seien in so viele Parteien oder Sekten zersplittert, daß die Regierung ja eigentlich gar nicht mit ihnen unterhandeln könne! Immerhin ein empfindlicher Vorwurf, obschon auch der Buddhismus — und gerade der japanische — in zahllose Sekten gespalten ist! Die Missionare besinnen sich nun, wie die bisher schon großentheils unter ihnen herrschende innere Verbundenheit jetzt auch äußerlich zur Erscheinung gebracht und so dem protestantischen Christenthum der Regierung gegenüber eine gemeinsame Vertretung ermöglicht werden könne. Es dürfte sich das leicht machen lassen. Die eingebornen Bekehrten sind ohnedies nicht sehr begeistert für die eine oder andere der verschiedenen Theilkirchen, die bisher an ihnen gearbeitet haben. Vielleicht kommt es bälder als wir ahnen zu einer evangelischen

Nationalkirche in Japan. Das wäre jedenfalls die einfachste Lösung. Nicht unmöglich wäre es, daß der Mikado und mit ihm ein großer Theil des Volkes sich für die russisch-griechische Kirche erklären würde. „Vater Nikolai“ ist wohl der populärste aller Missionare in Japan und hat deutlich zu verstehen gegeben, daß es nicht seine Absicht ist, das Land mit russischen Priestern zu füllen, sondern alle Kirchenämter und selbst die zu errichtenden Bisthümer mit Eingebornen zu besetzen. Bereits eine schöne Zahl seiner Bekehrten haben es bis zur Priesterweihe gebracht, während andere im Begriff sind, nach Rußland zu gehn, um dort ihre theologische Bildung zu vollenden. Dazu könnte auch aus politischen Gründen ein Anschluß an das Zarenreich dem Mikado erwünscht erscheinen. Die Katholiken sind immer noch sehr unpopulär in Japan, besitzen auch, unseres Wissens, keinen einzigen eingebornen Priester! Die Anglikaner haben bis jetzt auch nicht sonderlichen Anklang gefunden: die Baptisten sind verhältnißmäßig nur schwach vertreten. Wir würden uns daher nicht wundern, wenn die künftige japanische Kirche mehr einen presbyterianischen oder einen kongregationalistischen Charakter annehmen würde. Doch — so oder anders, wir Christen deutscher Zunge wollen uns von Herzen freuen, daß ohne unser Zuthun durch den Dienst amerikanischer und englischer Brüder im fernen Japan so Großes geschehen ist und noch Größeres sich anbahnt. „Sie haben noch keinen Ihrer Missionare nach Japan geschickt,“ — so schließt der oben schon erwähnte Nisima sein Schreiben an uns — „aber ich bitte Sie von Herzen, beten Sie für uns!“

Ja, das wollen wir thun. Wenn die japanische Mission je unsrer Fürbitte bedurft hat, so bedarf sie derselben jetzt doppelt. Denn die Stunde der Hoffnung ist auch die Stunde der Gefahr. Jetzt oder nie muß die große Frage entschieden werden, ob Japan seine Zukunft auf das Evangelium oder aber auf den ebenfalls mit Macht eindringenden Unglauben gründen soll. Im Jahr 1890 soll ja das erste japanische Volksparlament zusammentreten. Welche Geister bis dahin die Oberhand gewinnen, darauf kommt jetzt alles an. Das Gebet des Gerechten aber vermag viel, ja es vermag auch in einem solchen Geisterkampfe mitzuhelfen zum Siege der Wahrheit, zur Rettung der Ehre Gottes und zur Erneuerung einer ganzen Nation.

Nachtrag. Wir haben oben bemerkt, daß „ohne unser Zuthun" das alles in Japan zu Stande gekommen sei. Nachgerade scheinen nun aber auch die deutschen und die schweizerischen Missionsfreunde sich mächtig durch das schöne japanische Erntefeld angezogen zu fühlen. So gehen z. B. einige Missionsfreunde in Hannover mit dem Gedanken um, eine lutherische Mission in Japan zu gründen, haben auch schon eine Summe Geldes zu diesem Zweck gesammelt. Ferner hat der neue Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein sein Augenmerk auf Japan gerichtet. In einem Cirkular, das derselbe im November v. J. erlassen hat, heißt es u. A.: „Aussichtsvolle persönliche Beziehungen zu christlichen Japanern und zu einflußreichen Deutschen, die im japanischen Schulwesen thätig sind, lenken unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Japan, das durch seinen innigen Zusammenhang mit China auch für letzteres der Schlüssel werden kann; Japan hat sich erst seit kurzem mit seltenem Bildungsdurst dem Einfluß des Westens erschlossen. Doch, wiewohl dort evangelischerseits über 100 englische und amerikanische Missionare mit wachsendem Erfolge wirken, so gehören doch die 7—8000 evangelischen Eingeborenen weit überwiegend den ungebildeteren Volksschichten an; auch fehlt es an einer deutschen Mission, selbst an einem Seelsorger für die etwa 200 evangelischen Deutschen in Tokio (Jeddo) und Jokohama; und doch steht gerade Deutschland bei den Japanern in höchster Achtung; tüchtige deutsche Missionare würden unter ihnen, wie uns versichert wird, ein hoffnungsreiches Arbeitsfeld finden und der Ehre unserer evangelischen Kirche gegenüber den Anstrengungen der römischen und griechischen Kirche mit ihren 100—200,000 eingeborenen Bekennern wichtige Dienste leisten." Wir bemerken hiezu nur, daß hier die Zahl der griechischen und römischen Katholiken in Japan viel zu hoch geschätzt ist und daß die Annahme, die evangelische Mission habe ihre Haupterfolge unter den ungebildeten Volksschichten, falsch ist. Es ist im Gegentheil eine charakteristische Eigenthümlichkeit der japanischen Mission, daß die Zahl der Bekehrten aus den höheren Ständen (namentlich Samurai) eine viel größere ist, als nach dem numerischen Verhältniß derselben zur Masse des Volkes könnte erwartet werden. Daher die große Selbständigkeit und das noch größere Selbstbewußtsein dieser Bekehrten, daher wohl auch die Aufmerksamkeit, mit welcher die Presse, ja sogar die Regierung die Fortschritte der Mission zu beobachten scheint.

Weitere Nachrichten über Japan hoffen wir in unsrer nächsten Nummer mittheilen zu können. Die Dinge entwickeln sich dort so rasch, daß unsere nur von Monat zu Monat erfolgende Berichterstattung kaum gleichen Schritt damit zu halten vermag.



Die Heidenpredigt in Malabar.

Von G. Wagner, Missionar.

1. Hindernisse und Schwierigkeiten.

Ehe ich nach Indien kam, war ich der Meinung, die Provinz Malabar sei ein Land, das von einem, oder doch von wenigen Predigern in kurzer Zeit der Länge und Breite nach durchreist und aller Orten leicht mit der Botschaft des Heils erfüllt werden könne. Jetzt, nach bereits zwölfjähriger Arbeit auf diesem Gebiete, weiß ich das besser. Der Theil Malabars, welcher unsrer Basler Mission zufällt, umfaßt nicht weniger als 5780 englische oder ungefähr 278 deutsche Quadratmeilen, entspricht also dem Flächeninhalt nach dem Großherzogthum Baden. Die Einwohnerzahl jedoch beträgt 2,320,000 und kommt somit etwa der Bevölkerungszahl der preußischen Provinz Sachsen gleich. Wir haben also in Malabar eine fast eben so große Seelenzahl wie in der Schweiz oder wie in Baden und Hessen zusammen. Unter den so viel günstigeren europäischen Verhältnissen würde man für die Evangelisation solch großer Provinz wohl eine Eintheilung in 12 bis 20 Sprengel für nothwendig erachten, und 20 Arbeiter wären doch mindestens erforderlich, einem christianisirten Volke den bereits bekannten Gott zu predigen! Wie viel schwieriger aber ist es, einem seit 4000 Jahren im tiefsten Heidenthum steckenden Volke den noch unbekannten Gott, einem in der Lüge, in Irrthum und Finsterniß verirrten, seit vier Jahrtausenden im vergeblichen Umhertasten und Suchen nach Gott enttäuschten und am Abgrund der Verzweiflung angekommenen Geschlechte das Licht der Wahrheit und des Lebens, das Evangelium von der Befreiung im Sohne Gottes, — zu predigen! Wie wenig kann nun aber in dieser Provinz Malabar ausgerichtet werden, wenn wir nur sechs Missionsstationen und damit sechs Heidenpredigtsprengel darin haben mit je 400,000 Einwohnern! Im besten Falle konnten sich bisher durchschnittlich nur drei europäische Missionare mit 12—15 eingebornen Predigern der Heidenpredigt widmen! — „Was ist aber das unter so viele?"

Um aber die Heidenpredigt in Malabar uns richtig vorstellen und von der Größe ihrer Aufgabe uns ein anschauliches Bild entwerfen zu können, fassen wir zuerst die eigenthümlichen Verhältnisse des dortigen Landes und die in Europa oft ungeahnten Schwierigkeiten in's Auge, welche sich dort der Heidenpredigt als gewaltige Hindernisse in den Weg stellen.

Mit Ausnahme etlicher weniger Städte und einzelner Dörflein wohnen die Malabaren nicht in geschlossenen Ortschaften beisammen, sondern in einzelnen, über das ganze Land hin zerstreuten, oft sehr umfangreichen Höfen. Diese Höfe alle aufzuspüren, dazu reicht Ein Missionar und Eine Lebenszeit nicht aus. Oft müssen sie mit vieler Mühe gesucht werden, da sie alle, sei es auf Hügeln, sei es in der Ebene, in lauter Gruppen von Palmengärten versteckt liegen, deren stolze Gipfel die Häuser um das drei- bis fünffache überragen. Diese Gruppen von Palmengärten sind durch tiefer gelegene, in der Regenzeit einem See gleich unter Wasser stehende, unmittelbar vor und nach der Regenzeit dagegen in üppigem Grün prangende Reisfelder, unregelmäßig durchschnitten, welche in der heißesten Jahreszeit aber, wenn sie gepflügt daliegen, einem glühenden Sandmeere gleichen. Wie das Gewebe der Adern den menschlichen Körper, und wie das Netz von Flüssen und Bächen ein Land, so durchschlängeln und umsäumen diese Reisfelder die Palmwälder Malabars in den mannigfaltigsten Wendungen und Krümmungen. Nicht selten sind daher die größten Gehöfte zugleich die verstecktesten oder die unzugänglichsten. Kein eigentlicher Weg führt dazu hin, nur enge, tiefe Abzugskanäle, die während der sechsmonatlichen Regenzeit voll Wasser sind, sonst aber einem Hohlweg gleichen würden, wenn sie nicht mit zahlreichen Dornenhecken bewachsen und von Schlangen bewohnt wären. Noch schwerer aber als der Zugang ist der Eintritt in solch ein Gehöfte; denn hohe Erdwälle oder Mauern umgeben dasselbe, theils zum Schutze gegen menschliche oder thierische Eindringlinge, theils als Damm, der dem betreffenden Hof und Palmengarten das unentbehrliche Regenwasser festhalten hilft. Nur selten sind es bequeme, steinerne Treppen, welche den Eintritt ermöglichen; meist sind es sehr schadhafte, hölzerne Stufen, bei denen man den guten Willen für die That nehmen würde, wenn man nicht wüßte, daß der begüterte Hausherr nur aus Geiz oder Gleichgiltigkeit so schlecht für etwaige Gäste gesorgt hat. Weitaus die Mehrzahl begnügt sich

sogar mit einem nicht sehr dicken, oft dazu noch gekrümmten, morschen Baumast, der mit etlichen Einschnitten versehen und einfach an die Erdmauer angelehnt, aber in keiner Weise daran befestigt ist. An diesem wunderlichen Turnapparat klettert der gelenke Malabare ohne Mühe hinauf. In Europa würde seine Leistung für ein Seiltänzerstückchen gelten, denn zu Allem hin steht diese fatale Kerbleiter auch noch so aufrecht da, daß es kein Wunder wäre, wenn der Hinaufkletternde sammt ihr entweder nach links oder nach rechts oder gar nach rückwärts zu Boden fiele.

Diese Gehöfte aber muß der Missionar besuchen, wenn er die Hindus in Malabar wirklich mit seiner Botschaft erreichen will. Nicht die Heiden sind es, die ihm nachlaufen, sondern er muß ihnen nachgehen in ihre Häuser. Es ist wohl wahr, daß man auf den Märkten, den Götzenfesten, in den wenigen Dörflein und an den Straßen auch predigen kann, und ich selber habe dies auch oft und viel gethan; allein, wie späterhin noch gezeigt werden soll, stehen diese letzteren Predigtarten, in Malabar wenigstens, an Wichtigkeit weit hinter den Hausbesuchen zurück. Und die Idee, etwa die Bewohner einer ganzen Gruppe von Palmengärten aus ihren Schlupfwinkeln heraus aufs angrenzende Reisfeld zu locken, um so einer möglichst großen Anzahl Menschen auf ein Mal zu predigen, bleibt zunächst ein schöner Traum. Denn die nervenreizenden und vorzugsweise die bloße Neugier erregenden Verlockungsmannöver z. B. der indischen Heilsarmee, welche mit Fahnen, Trommeln, Musik und Kriegsgeschrei einen bald wieder verrauschenden Effekt machen, finden wir doch weder in der Missionsinstruktion Jesu (Matth. 10 u. Luk. 10), noch auch in seinem und seiner Apostel Beispiel. Und ich kann aus Erfahrung bezeugen, daß derartig hervorgebrachte Eindrücke bei den Hindus nur kurze Zeit haften bleiben. In Malabar stehen ferner die Reisfelder während der Regenzeit ganz unter Wasser; später darf man auf denselben so wenig eine Predigtversammlung abhalten, als auf unsern grünenden Getreidefeldern, und wenn dieselben in der heißesten Jahreszeit gepflügt vor uns liegen, gleichen sie — wie gesagt — einer heißen Sandwüste, wo von Predigen ebensowenig die Rede sein kann, als auf einem Eisfelde der Gletscherregion. So bleibt denn nichts anderes übrig, als sich in die Gehöfte zu begeben, d. h. jene halsbrechende Leiter zu besteigen. Stock und Schirm wirft man über den Damm vor sich her, ebenso das mitgebrachte Traktatbündelchen und was man

etwa sonst noch bei sich trägt. Dann hält man sich mit der einen Hand an der Kerbleiter, setzt die eine Fußspitze in den ersten, die des andern Fußes in den zweiten Einschnitt der Leiter, erfaßt mit der andern Hand den Erdwall, oder besser das reichlich vorhandene Gras oder Dorngebüsch, und arbeitet sich, man weiß selber nicht recht wie, die 10 bis 15 Einschnitte der Leiter hinauf. Noch ist der zitternde Europäer nicht ganz oben angelangt, so streckt ihm ein vorausgeeilter Katechist seine Hand oder seinen Stock entgegen. Gerne ergreift unsre Hand diese dargebotene Hilfe, und im Nu haben wir wieder festen Boden unter unsern Füßen, wir stehen auf dem Erdwall und auf dem Niveau des Gehöftes. Dann durchschreiten wir den Palmengarten und stoßen in dessen Mitte zuerst auf den Kuhstall, dann auf den Brunnen, das Reishaus und die geebnete, reinlich gehaltene Tenne. Haben wir die letztere hinter uns, so stehen wir vor der Vorhalle des Wohnhauses, unter deren schattigem Blätterdach wir unser Haupt vor den heißen Sonnenstrahlen zu schützen suchen. Unterdessen ist ein oder sind mehrere männliche Bewohner des Hauses erschienen, und während wir grüßen und den Zweck unsres Kommens ihnen sagen, füllt sich die Veranda mit fünf bis zehn männlichen Gestalten, während die Frauen des Hauses an den Thürschwellen, hinter Pfosten, an den Ecken oder durch ein Gitter hervorlugend, zuhören, wie wir, zumeist in Form eines Gesprächs, unsre Botschaft ausrichten. Nach mir ergreifen meine Gehilfen das Wort, und wenn wir fertig sind, beginnt das Fragen und Antworten, und innerhalb einer halben, oft auch einer ganzen Stunde ist man sich doch so nahe gekommen, daß in der Regel der Abschied herzlicher ausfällt als der Empfang. Das Weggeschicktwerden passirte mir hie und da in der Anfangszeit, ist aber je länger, desto seltener vorgekommen. Oftmals bieten uns Einzelne sogar noch ein paar frische Kokosnüsse zum willkommenen Labetrunk, und nicht selten kauft man uns, bevor wir gehen, etliche Traktate oder Bibeltheile ab. Nach beendigter Arbeit im ersten Gehöfte steigt man die bekannte Leiter, oder besser — rutscht man den schrägen Erdwall hinunter, durchschreitet wiederum die als Fußpfad dienenden Hohlwege und geht so lange um das Festungsdrei- oder Viereck des nächsten Gehöftes herum, bis man, gewöhnlich auf der Ostseite, den einzigen Eingang, dieselbe schauerliche Treppe entdeckt hat; dann steigen wir auch da hinauf und setzen im neuen Gehöfte unsre Arbeit fort. So wird unser Werk fortgesetzt, bis

wir in allen Häusern der einen Palmgartengruppe gewesen sind, worauf wir dann über das anstoßende Reisfeld auf einem schmalen Damme hinübergehen und die Gehöfte der andern Gruppe aufsuchen, oder wir begeben uns, wenn die stechende Sonnenhitze den nahenden Mittag ankündigt, in unsre Herberge, um zu speisen und auszuruhen, bis die Hitze, etwa von 3 Uhr Nachmittags an, wieder erträglich geworden ist. Daß dies mühsame Besteigen der Erdwälle, das sich Hindurchwinden durch die Dornenhecken der Hohlwege, das Umgehen der Wasserlachen oder der Schlangenbehausungen in denselben, oder das Passiren der sumpfigen, oft auch unter unsern Füßen einstürzenden Reisfelderdämme höchst ermüdend sein muß, liegt auf der Hand. Wir dürfen aber ferner auch nicht vergessen, daß das Tropenklima ohnedies schon sehr erschlaffend auf den Körper des Europäers einwirkt. Hat man nun aber auch Tage, ja Wochen lang solche Hausbesuche fortgesetzt, so blickt das Auge doch noch unbefriedigt auf die neuen Palmenhaine hin, die, wie Pilze aus der Erde, immer wieder vor einem auftauchen und man steht fast verzagend da, wie vor einer Sisiphusarbeit.

So wohnen die Malabaren von der Nordgrenze bis zur Südspitze des Landes. Aus der Vogelperspektive betrachtet, gleicht Malabar einem einzigen Palmenwald, der durch viele Reisthälchen durchfurcht ist. Und wo Palmen wachsen, da befinden sich so sicher auch Wohnhäuser und Menschen, als in Europa da wo wir einen Kirchthurm erblicken, wir auch eine Ortschaft finden. Da diese Palmenwälder nun weder Anfang noch Ende zu haben scheinen und keine äußerliche Abgrenzung von Ortschaften wahrzunehmen ist, so wird es sehr schwer, sich in diesem Labyrinth von Gehöften zu orientiren und eine systematische Bearbeitung des Landes durchzuführen. Auf Befragen nahm ich auch wahr, daß selbst manches Landeskind eigentlich nicht weiß, in welcher Ortschaft es wohnt. Fragen wir ihn aber, an welchen Schulzen er seine Steuern entrichte, so erfahren wir auch den richtigen Ortschaftsnamen. Denn in Wirklichkeit ist das ganze Land in regelrechte Ortschaften eingetheilt und zwar seit uralten Zeiten. Die Grenzen der ursprünglichen Tempelgemeinden verwischen sich zwar für die jetzige Generation immer mehr, dagegen werden die Grenzen der Steuergemeinden um so ausgeprägter und bekannter. Für den Reiseprediger ist es daher geradezu unentbehrlich, ein ihm als Wegweiser dienendes, genaues Verzeichniß aller

Ortschaften seines Sprengels zu haben. Ebenso nöthig ist aber auch eine Karte, welche alle Ortschaften enthält und zeigt, wie dieselben zu einander liegen und welchen Bezirken sie eingefügt sind.

Die Regierung hat nämlich für ihre Verwaltungszwecke die ganze Provinz oder vielmehr das „Kollektorat" Malabar eingetheilt in

1) zehn Taluks oder, altdeutsch zu reden, Gaue;

2) jeden Taluk in 20 bis 70 Untergaue oder Amschams unter je einem Schulzen oder Adhigari;

3) jeden Untergau oder Amscham in 2 bis 28 Deschams oder Marken, d. h. 10 bis 20 Palmwäldergruppen sammt den anstoßenden Reisfeldern und etwaigem Brachland oder Wildniß. Es befinden sich etwa 50 bis 300 Gehöfte in einer Gemarkung; dies ist eine Steuergemeinde.

Es ist mir nach vielen Bemühungen und durch die Bereitwilligkeit der (zumeist heidnischen) Beamten aller zehn Taluks gelungen, ein Verzeichniß sämmtlicher Ortschaften Malabars (wenigstens aller Steuergemeinden) herzustellen und Uebersichtskarten zu erlangen, welche alle zehn Taluks und alle Amschams enthalten. Sache der Reiseprediger wird es nun sein, sich selber solche Karten zu zeichnen, welche auch jede einzelne Ortschaft und jede Gemarkung enthalten. Das kann aber nur geschehen, wenn man alle Ortschaften bereist. Es freute mich, als ich Indien verließ, dem Archiv meiner Station ein zuverläßiges Ortsverzeichniß und eine Karte mit allen Ortschaften meines Taluk einverleiben zu können. Die genaue Kenntniß des Landes ist eine wesentliche Vorbedingung, wenn der Reiseprediger etwas ausrichten soll. Aus Mangel an Ortskenntniß sind schon manche Kräfte zersplittert oder unweise angewandt worden; manche leicht zugängliche Orte wurden häufig, viele abgelegene und verborgene Ortschaften wurden nur selten oder nie besucht. Wie oft aber ist auch die umfangreichste Ortskenntniß eines Missionars für seinen Nachfolger einfach dadurch verloren gegangen, daß er keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen hatte!

Diese zehn Gaue Malabars enthalten zusammen 423 Untergaue und ungefähr 3000 Ortschaften. Der neueste Census der Regierung gibt die Zahl der bewohnten Häuser auf 374,245 an. Der kleinste obgenannter zehn Taluks, Kotschin genannt, fällt als der südlichste dem Arbeitsfeld der englisch-kirchlichen Mission zu. Der östlichste Taluk, Wainäd genannt, eignet sich zunächst nicht für eine Missions-

station. In dieser fieberischen Gebirgsgegend wohnt eine sehr geringe und überdies noch fluktuirende Bevölkerung, welche drei bis vier verschiedene Sprachen spricht. Dagegen ist es sehr zu bedauern, daß wir bisher den Südosten des Landes noch nicht mit den nöthigen Missionsstationen versehen konnten. Die Stationen und Arbeiter der Nordhälfte verhalten sich zu denjenigen der Südosthälfte wie 3 zu 1. In der Nordhälfte besitzt jeder, auch der kleinste Taluk, doch wenigstens Eine Station, in der Südosthälfte dagegen liegen noch zwei gesunde, hoffnungsreiche Taluks, sogar an der Eisenbahn, mit einer Bevölkerung von 600,000 Seelen ohne jeglichen Missionsposten. Da liegt natürlich auch die Heidenpredigt noch sehr im Argen! Für Malabar darf gewiß die Regel gelten, daß jeder Taluk wenigstens eine Station nöthig habe. Hat ja doch unsre Provinz Südkanara in zwei geringer bevölkerten Taluks je zwei Stationen, von welchen noch niemand behauptet hat, daß sie zu viel seien. Da in Malabar auf einen Missionar doppelt so viele Heiden kommen, als in Südkanara, so müssen wir um so mehr ausrufen: Das Arbeitsfeld in Malabar ist sehr groß, aber der Arbeiter sind noch wenige!

Als eine weitere Schwierigkeit für die Heidenpredigt ist auch der Mangel an guten Verkehrsstraßen zu erwähnen. Im südöstlichen Theil der Provinz berührt zwar die Eisenbahn von Madras nach Bepur unser Gebiet. Sonst aber sind die Verkehrswege noch unentwickelt. Zwar gibt es eine ziemlich gute Heerstraße, welche von der Nord- bis zur Südgrenze das Land durchzieht. Dieselbe wird aber von etwa 15 größeren Flüssen durchschnitten, und nicht überall befinden sich Brücken. Die Ueberschwemmungen der Regenzeit zerstören jedes Jahr eine Anzahl Brücken, so daß ich z. B. im letzten Jahr auf der Reise von Kannanur nach Bepur, einer Strecke von 21 Stunden, an sieben große Flüsse kam, da auch nicht eine einzige Brücke zu benützen war. Mit großer Mühe muß man sich, vermittelst einer Fähre, sammt Ochsen, Wagen und Begleitung über den Fluß setzen lassen. Das kostet viel Zeit, auch viel Geld; doch diese Schwierigkeiten vergißt man über der Lebensgefahr, welcher man besonders zur Zeit des Hochwassers ausgesetzt ist. Jenes Unglück bei Talatscheri wird in Malabar noch lange nicht vergessen werden, bei welchem 60 bis 80 Personen, die auf der Fähre über den Fluß fahren wollten, in den Fluten des angeschwollenen Stromes ihren jähen Tod fanden! Und wenn sich auf der Hauptstraße solche Hindernisse

finden, wie wird es erst im noch weniger zivilisirten Innern des Landes aussehen! Da fand ich oft Stellen, da ich die Reise abbrechen mußte, weil es keine Brücken gab oder weil die dagewesene weggeschwemmt war oder weil Baumstämme im Wege lagen. Und wie oft sind Löcher in der Straße, so tief, daß der zweirädrige Ochsenkarren umfällt, daß man denselben halten oder schieben muß. Oft und viel muß man das Gepäck umladen oder über die schwierigen Stellen hinüber tragen. An manchen Stellen haben die Wasserwogen die Straße so gründlich weggefegt, daß man deren Stätte nicht mehr zu erkennen vermag. Und sonst giebt es so viele Unebenheiten, daß man sich nach einer mehrstündigen Fahrt durch das Schütteln und Stoßen des Wagens wie gerädert fühlt. In kurzer Zeit wird da auch das Zugvieh müde und abgenutzt und unser Fahrplan kann in den wenigsten Fällen eingehalten werden. In manchen Gauen sind ein Kanal sowie etliche Lagunen (das sog. „Binnenwasser") fast das ganze Jahr für die Bootfahrt geeignet, doch ziehen sich dieselben meist nur der Meeresküste entlang. Die zahlreichen Flüsse dagegen bieten, mit etlichen Ausnahmen, nur für wenige Monate des Jahres Gelegenheit zur Bootfahrt. In der Regenzeit sind gewöhnlich die Wasserfluten zu reißend und in der heißen Zeit sind manche Flüsse fast ganz ohne Wasser. Es bleibt nun zu bedenken, daß alle diese Verkehrsstraßen uns nur an die Centralpunkte des Landes, an hervorragende Orte führen. Mindestens zwei Drittheile der Ortschaften besitzen keine gebaute, keine fahrbare Straße. Sie kennen nur das Anfangs schon erwähnte fatale und unheimliche Hohlwegsystem, und je mehr man in's Land hinein kommt, desto häufiger treffen wir unbebaute Strecken, wo es nur schmale, holperichte Fußpfade sind, die uns bald durch Moräste, bald über Felsenriffe und durch dornenvolles Gebüsch, voller Schlangenbehausungen, in die nächste Ortschaft führen. Der rauhe, rothe Kiesel dieser Fußpfade hat mir fast auf jeder Reise ein Paar Stiefelsohlen durchschnitten. Man wünscht sich, schwimmen und fliegen zu können, wenn man sich vor diese Hindernisse gestellt sieht.

Es ist nun schon oft gesagt worden, ein Pferd und ein Pferdewagen wäre ein schnelles Beförderungsmittel in diesem Lande des gehemmten Verkehrs; allein die Erfahrung belehrt uns doch wohl eines andern; es ist zwar bequem, bei Filialbesuchen, die nur ein

paar Stunden dauern, in schnellem Ritt hin und her zu eilen und nach der Rückkehr sein Pferd in den Stall zu stellen. Allein nicht jeder kann in diesem Klima das Reiten aushalten: das längere den Sonnenstrahlen Ausgesetztsein wird jedem Europäer schaden, und ein Pferd kostet in diesem Lande viel mehr als in Europa. Es leidet das Pferd geradeso wie wir unter dem Klima. Wo soll aber der Reiseprediger sein Pferd für 12 bis 20 Tage im Monat unterbringen, wenn er von einem fremden Orte zum andern reist, wo er für sich selber kaum ein Obdach zu finden weiß! Was nützt ihn schließlich auch das Pferd, wenn er seine Habseligkeiten sich dennoch besonders nachtragen oder nachfahren lassen muß? Da ist nichts besser als ein hier zu Land üblicher Ochsenkarren, in welchem wir neben unserm Gepäck auch selbst noch Platz haben und dessen hölzernes oder geflochtenes Dach uns gegen Sonnenhitze und Regen doch einigermaßen schützt. Wo ein Boot benützt werden kann, fahren wir natürlich am billigsten und bequemsten, zumal, da man in neuerer Zeit ein gutes Blätterdach auf demselben anzubringen pflegt. Je und je hat man wohl auch das Glück, in dem komfortablen Boot eines eingebornen Radscha oder eines vornehmen Regierungsbeamten reisen zu dürfen. Aber das ist doch nur eine seltene Ausnahme. Um ins Innere des Landes zu gelangen, muß man eben in kurzen Tagesmärschen zu Fuß gehen und sein Gepäck durch Träger nachschleppen lassen, oder läßt man sich im Mantschill, einer Art Hängematte, tragen.

Was ist aber all Euer Reisegepäck? so höre ich fragen. Es ist, um dies kurz zu beantworten, unser Vorrath an Lebensmitteln, an Kleidern, Küche- und Tischgeschirr, eine Art Reise-Sessel, -Tisch, -Bett, Bücher, Traktate u. s. w., sogar oft noch Brennholz für etwa einen halben Monat. Denn nichts von alle dem kann man auf der Reise bekommen. Wirthshäuser oder Gasthöfe gibt es nicht, und der Heide kann oder darf uns, der Kastengesetze wegen, keine Speise, kein Wasser, ja nicht einmal ein Obdach gewähren!

Wo sollen wir aber wohnen? An gewissen Hauptstraßen und Hauptorten gibt es Reisehäuser,*) welche uns als Nachtquartier oder

*) Das sind 1) Herbergen, welche von der Regierung unterhalten werden für alle Reisenden, welche bereit sind, 1 bis 2 Mark per Tag zu bezahlen; 2) Reisehäuser, welche nur für die Beamten des Ingenieur Departements bestimmt sind, die in der Regel aber auch uns unentgeltlich offen stehen;

als Herberge dienen können. Aber so sehr uns dieselben als Hauptquartiere und als Operationsbasis wichtig und willkommen sind, so genügen sie uns doch lange nicht, um das Innere des Landes zu bearbeiten. Wie wir den steilen und engen Fußpfad nicht verschmähen dürfen, der allein uns zu zwei Dritteln aller Ortschaften führt, so dürfen wir auch nicht zurückschrecken vor der engen Pforte und vor der elenden Lehm- und Strohhütte des heidnischen Palmbauern, welcher sich nach langem, anhaltendem Bitten endlich bereit erklärt, mir und meinen drei bis vier Gehilfen seines Hauses Vorhalle oder mir auch noch ein Zimmerchen zum Schlafen einzuräumen, und etwa noch erlaubt, unsre Speisen hinten im Hofe oder im Garten unter freiem Himmel zu kochen. Wir müssen unter dem Volke wohnen, wenn wir eine ersprießliche Predigtarbeit thun wollen. Wenn nicht in jeder, so sollten wir doch für je zwei Ortschaften stets eine Herberge haben. Das mühsame Gehen zu Fuß in weiten Entfernungen raubt uns zu viel Zeit und reibt unsre Kraft zu schnell auf, zumal da man genöthigt ist, nach gethaner Arbeit täglich zweimal in seine Herberge zurückzukehren. Bei höheren Kastenleuten können wir fast nie eine Herberge bekommen, selbst die niedriger stehenden Tiars oder Palmbauern sind nicht immer willig, uns aufzunehmen, doch läßt sich hie und da Einer dazu herbei. Da kommt man, besonders im Anfang, nicht selten in große Noth, doch „wenn die Noth am größten, ist oft die Hilfe am nächsten". Im Mai 1882 wanderten wir zu Fuß von Pälagädu nach Mütapiläwil Kiral. Von 2 bis 4 Uhr Nachmittags suchten wir beständig nach einem Nachtquartier, nachdem wir schon am Morgen die Bitte um ein solches vorausgeschickt hatten. Mit wehethuender Kaltherzigkeit wurden wir überall abgewiesen, obschon ein Gewitter am Himmel stand. Nicht einmal einen leerstehenden Blätterschuppen wollte man uns zur Verfügung stellen, und auf unsre wiederholten dringenden Bitten bei vielen Hausbesitzern erhielten wir gewöhnlich die verlogene Ausrede: „Wir haben etliche Pockenkranke im Hause," oder: „es ist heute ein Besuch erwartet; seht Ihr dort hinten jenes große Haus, dort findet Ihr Raum genug, dort wird man Euch

---

3) sogenannte Satrams, wie sie von frommen Heiden als ein verdienstliches Werk hie und da gestiftet sind und wo Jedermann, wenn auch nicht angenehm, so doch umsonst wohnen kann.

gewiß aufnehmen," u. s. w. Ja, auch die Packträger verweigerte man uns, und ohne diese konnten wir doch nicht weiter ziehen. Es war natürlich nur darauf abgesehen, höhere Bezahlung derselben aus uns herauszupressen. Noch nie hatte ich während zehn Jahren in Indien etwas von Heimweh verspürt. In dieser obdach- und hilflosen Lage aber, in einer landfremden, pfadlosen Gegend, auf freiem Felde, bei herannahendem Gewitter dastehend, von lauter eiskalten, steinharten Heidenherzen und von geldgierigen Muhammedanern umgeben, von Gehöfte zu Gehöfte abgewiesen und weitergeschickt, und beim Anblick der Rathlosigkeit meiner Predigtgehilfen — da wurde mir doch weinerlich zu Muthe. Doch ich spreche den Letzteren Muth zu, finde endlich auch einen Unterhändler, welcher uns gegen enorme Bezahlung die nöthigen Packträger verschafft, und nun marschiren wir über Hügel und Thal, todmüde zwar, aber mit Kraft von Oben noch anderthalb Stunden weiter bis nach Todanur. Zwar donnert und blitzt es noch heftig, allein das Gewitter macht vor uns Halt und zum Regnen kommt es nicht. Die Sonne ist bereits untergegangen. Aber auch in Todanur will man uns keine Herberge geben. Wir gehen von Hof zu Hof, bis wir bei einbrechender Nacht an das große Haus eines Edelmannes kommen, der endlich, nach wiederholten, lügnerischen Ausreden und Weigerungen, uns, den flehentlich Bittenden, ein ihm gehörendes, eine Viertelstunde weiter nach Osten gelegenes Hüttlein überläßt. Woher es kam, daß er selber uns dorthin begleitete, uns diese Hütte reinigen und uns für trinkbares Wasser sorgen ließ, wußte er wohl selber nicht. Und siehe da, auch am folgenden Morgen steht er frühe wieder da, ist die Freundlichkeit selber, verschafft uns Eingang in ganz Todanur und trägt dadurch wesentlich dazu bei, daß wir im Frieden auch noch in den vier umliegenden Ortschaften wirken können. Es war dies eine der gesegnetsten Arbeitszeiten des ganzen Jahres! — An einem andern Orte versprach uns der Schulze, er wolle uns im Amthause, das gerade leer stand, wohnen lassen, und versicherte uns mit erheuchelter Zuvorkommenheit seines größten Wohlwollens, ließ uns dann aber vor der verschlossenen Thüre stundenlang vergeblich auf den Schlüssel warten, bis wir uns endlich genöthigt sahen, mit der Veranda eines Palmbauern vorlieb zu nehmen. Als aber seine Frau aus abergläubischer Furcht vor uns die Flucht ergriff, räumten wir auch diese Herberge und fanden bei einem andern Tian eine bessere

dafür. Noch ein anderer heidnischer Schulze machte uns den Aufenthalt in einem Amthause fast unerträglich und ließ es ruhig geschehen, daß in der Nacht hart neben unsrer offenen Wohnung eine Leichenverbrennung vorgenommen wurde, davon der Rauch und Geruch unser Schlafgemach erfüllte.

Kämen wir im Namen der Regierung, so würde man uns mit offenen Armen entgegenkommen; weil wir aber im Namen Jesu Christi erscheinen, so empfängt man uns mit Verachtung. Dabei darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß diese Verachtung bei näherer Bekanntschaft mit uns fast immer verschwindet, und wir hoffen, es werde noch eine Zeit kommen, wo es bei den Hindus für eine Tugend und eine Ehre wird gehalten werden, Prediger des Evangeliums zu beherbergen. Deßhalb bezahlen wir auch kein Miethgeld, obgleich wir dem Hausherrn gerne ein Geschenk, oft ein Neues Testament, geben. Nur der Anfang ist schwer. Ist man einmal mit den Leuten bekannt und hat man wenigstens einmal alle Ortschaften seines Sprengels besucht, so kommt man nicht mehr überall in Verlegenheit. Im ersten Jahre meiner Thätigkeit als Reiseprediger erhielt ich nur bei 5, im zweiten schon bei 20 Heiden eine Herberge; unter allen Umständen aber muß man sich eine Liste derjenigen Häuser und Orte anlegen, in welchen man Aufnahme gefunden. Es ist das für unsre späteren Reisen und für unsre Nachfolger vom größten Werthe. Wo man uns einmal beherbergt hat, da finden wir in der Regel auch das zweite Mal willige Aufnahme.

Solltet Ihr aber nicht in Zelten wohnen? so fragen nun manche Leser. Ich kann diese Frage nicht bejahen. Denn die Anschaffung und der Transport eines umfangreichen Zeltes, das Aufschlagen und Abbrechen desselben würde uns sehr hohe Auslagen verursachen; auf den Straßen brauchte man einen eigenen Wagen dazu; und wo es keine Straßen gibt, wäre eine große Anzahl Träger erforderlich. Das Wohnen im Zelte, so schön es sonst auch wäre, würde unsre Heidenpredigt hemmen. Und wir finden mehr Eingang bei den Heiden, wenn wir unter dem Volke selber wohnen.

Es ist ferner aus dem bisher Gesagten ersichtlich, daß auch das Tropenklima uns viele und große Schwierigkeiten bereitet und daß sich der Reiseprediger nicht nur sehr schonen, sondern auch sich sorgfältig nach dem Klima und nach den verschiedenen Jahreszeiten richten muß. Schon Mancher ist dadurch allzufrüh arbeitsunfähig

geworden, daß er sich zu sehr der Sonne oder gar der Mittagshitze, sowie auch der Nässe in der Regenzeit ausgesetzt hat. Oder haben Andere sich durch unreines Trinkwasser, durch das Durchwaten oder Durchschwimmen von Waldbächen oder durch zu langen Aufenthalt in Wald- oder Sumpfgegenden, durch das Ausgehen mit unbedecktem Haupte im Mondschein, im Nebel oder wenn der Thau fällt, — heftige Fieber oder sonstige Krankheiten zugezogen. Auch ist es rein unmöglich, in diesem Klima so anstrengend zu arbeiten, wie man das in Europa zu thun gewohnt war. Die Fiebergegenden bereist man am besten unmittelbar nach der Regenzeit, etwa im November, Dezember und Januar; die Mitte des Landes im März, April, September und Oktober; die Küstenstriche und die Umgebung der Haupt- und Außenstationen vom Mai bis September. Im Allgemeinen ist die Reisepredigt in der nassen Zeit für den Europäer weniger beschwerlich und weniger ungesund, als in der heißen, vorausgesetzt, daß man gehörig mit trockener, warmer Kleidung und gutem Schuhwerk versehen ist.

Blicken wir nun nochmals auf alle diese Schwierigkeiten und Hindernisse, auf die kleine Arbeiterzahl und das große Arbeitsfeld zurück, so gewinnen wir die oft zu wenig beachtete Ueberzeugung, daß mindestens die wenigen Missionare, welche der Heidenpredigt zugetheilt zu werden pflegen, doch auch *ihre volle Zeit und Kraft* dieser Arbeit sollten widmen dürfen ohne die oft gleichzeitige Belastung mit Schul- und Gemeindearbeit. Denn schon aus dem bisher Gesagten ist klar, daß die Heidenpredigt, wenn sie etwas wirken soll, den ganzen Mann erheischt.

Im Folgenden wollen wir nun die verschiedenen Arten der Heidenpredigt der Reihe nach kurz behandeln. Es kommen dabei in Betracht: 1) Die Hauspredigt; 2) die Landpredigt; 3) die Dorfpredigt; 4) die Marktpredigt; 5) die Festpredigt; 6) die Bazarpredigt; 7) die eigentliche Straßenpredigt. Diese alle ergänzen einander gegenseitig und keine sollte auf Kosten der übrigen allein betrieben, keine ganz vernachläßigt werden.

Groß, riesengroß ist die Aufgabe, die vor uns liegt, aber auch lockend und verheißungsvoll. Wer wollte da die eingebornen Arbeiter allein in's Feld schicken und nicht selbst an ihrer Spitze auch hinausziehen, auszustreuen den guten Samen „noch so lang es Saatzeit ist!?“

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Afrika.

Ueber die trostlosen Zustände im Zululand schreibt das „Hermannsburger Missionsblatt“: „Es wäre den Engländern ein Leichtes gewesen, nach Unterwerfung des Königs Ketschwajo in dem merkwürdigen Lande geordnete Zustände herbeizuführen. Statt dessen wurde es durch die traurigsten Mißgriffe in's größte Elend gestürzt, und der blutigste Bürgerkrieg hat das edle Volk der Zulu an den Rand des Verderbens gebracht. Unsere Mission hat dadurch entsetzlich gelitten. Die Stationen sind verwüstet und die Missionare sowie die Gläubigen aus den Heiden entweder ermordet oder geflüchtet. Da haben sich nun Hunderte von Freiwilligen (könnte wohl auch heißen: Freibeutern) aus den holländischen Bauern, Deutschen und Engländern zusammengethan und nach siegreichen Gefechten mit den Zulu das Land eingenommen und die „Neue Republik“ gegründet. Einen Sohn Ketschwajo's, Undinizulu, haben sie zum König der Zulu gekrönt, natürlich unter der Oberherrschaft der Neuen Republik, und alle Zulufürsten haben ihn anerkannt. Daß dieselbe, wenn sie sich befestigt, unserer Mission zu ihrem Recht verhelfen wird, bezweifle ich nicht, und wir haben allen Grund zu hoffen, daß nach so langer Saatzeit voll Blut und Thränen endlich die Freudenernte unserer Mission dort beginnen und das durch seine Naturanlagen so ausgezeichnete Volk der Zulu, vielleicht das edelste unter allen Völkern Südafrika's, für den Herrn Jesum gewonnen werden wird.“

— Die anglikanische Station Kwamagwaza ist während der Abwesenheit der Missionare von einer Zulu-Bande gründlich ausgeplündert worden.

— Die amerikanischen Missionare in Bihe und Bailunda haben alle nach Benguela fliehen müssen. Ein portugiesischer Händler, namens Braga, hatte den König Kwikwi gegen sie aufgestiftet, und alle Versuche, ihn umzustimmen, blieben erfolglos. Da nur sehr wenige Träger aufzutreiben waren, mußten die meisten Sachen zurückgelassen und der Weg größtentheils zu Fuß gemacht werden. Doch ist die ganze Gesellschaft wohlbehalten an der Küste angekommen. Der portugiesische Gouverneur von Benguela hat versprochen, den König Kwikwi zur Leistung von Schadenersatz anzuhalten und sein Bestes zu seiner Umstimmung zu thun. Auch hat das plötzliche Erscheinen des jungen Freimissionars Arnot in Bihe und Bailunda wenigstens an letzterem Ort, wo er das Eigenthum der Mission zerstört fand und sofort mit den Häuptlingen, welche meinten, er sei vom Himmel gefallen, ihre Ueberraschung klug benutzend, eine Konferenz hielt, die Leute bereits veranlaßt, die flüchtigen Missionare wieder zurückzurufen. Vielleicht sind sie jetzt schon wieder auf ihrem Platz. Aber wie unsicher die Gunst der afrikanischen Potentaten!

China.

Daß es mit der Zerstörung einiger Götzen und der Schenkung eines heidnischen Tempels an die Mission noch nicht gethan ist, kann man in Schi tschia tang sehen, wo vor einiger Zeit die Dorfbewohner aus eigenem Antrieb einen Tempel von seinen früheren Inhabern säuberten und den Christen zur Benützung überließen, ja, wo bald darauf auch ein zweiter, dem Kriegsgott geweihter Tempel von den Götzen gereinigt und in eine Art Rathhaus verwandelt wurde. Man sollte meinen, das Heidenthum sei nun hier am Aussterben. Dem ist aber durchaus nicht so. Zwar ist nur noch ein ganz kleiner dem Lokalgott geweihter Tempel übrig, und diesem Lokalgott hat die ausgelassene Dorfjugend seinen Kopf abgebrochen, so daß nur noch ein elender Rumpfgott übrig ist. Aber trotzdem gehen bei jedem Todesfall die Betroffenen in dies Tempelchen, halten hier ihre Todtenklage und bitten den Lokalgott, er möchte den Distriktsgott in Kenntniß vom traurigen Ereigniß setzen, damit dieser es weiter an Jen Wang, den chinesischen Pluto, melde! Auch aus den Höfen und Häusern sind keineswegs alle Götzen verschwunden, namentlich der Küchengott, der Gott des Reichthums u. And. stehen noch in vollen Ehren, und auch an Buddha-Bildern ist kein Mangel. Im Ganzen kann man sagen, das Dorf ist so heidnisch, als es vor zehn Jahren gewesen. Manche, die eine Zeit lang dem Christenthum nahe standen, räuchern jetzt wieder den Göttern. „Durch das bloße Zerstören der Götzen," bemerkt Missionar Smith, „wird das Heidenthum so wenig ausgetrieben, als durch das Abschießen einer Kanone ein dichter Nebel."

— Missionar Hunt von der China Inland-Mission traf auf einer zwei Monate dauernden Predigtreise in der Provinz Kansu mit einem eingebornen Katholiken zusammen, der überaus freundlich und zuvorkommend gegen ihn war, und bei dieser Gelegenheit bemerkt derselbe: „Die Gerechtigkeit erfordert es anzuerkennen, daß ihr Betragen gegen uns oft in erquicklichem Gegensatz zu demjenigen der Heiden steht, und daß sie in vielen Fällen bedeutend mehr vom Herrn Jesus wissen — und an ihn denken — als von der Jungfrau Maria." Gott sei Dank!

— Der älteste von allen an Chinesen arbeitenden Missionaren ist der baptistische Dr. Dean, der nun 50 Jahre lang (seit 1834) zu Bangkok in Siam unter den dort wohnenden Chinesen gewirkt und in dieser Zeit über 500 Personen getauft hat. Die zwei eingebornen Evangelisten z. B., mit welchen der schottische Missionar Burns seine Thätigkeit in Swatau anfieng, waren von Dr. Dean bekehrt und getauft. Gerade die ältesten und erfahrensten Missionare sind auch die begeistertsten und hoffnungsvollsten. So eben auch Dr. Dean.

Indien.

Der unabhängige Missionar Hägert in Bethel hat im Jahre 1883—84 wieder 62 Personen getauft, darunter drei santalische Dorfschulzen, einen Hindu-Dorfschulzen mit Frau, drei brahmanische Priester und drei Brahmanenfrauen. Die Getauften stammen aus 23 verschiedenen Dörfern. An Stelle der kleinen Kapelle mußte eine größere gebaut werden. Die Zahl der Kommunikanten ist jetzt 121. Als Arzt bediente Hägert 1638 Patienten. Seine Ausgaben beliefen sich auf 21,500 Mk. Mit Börresen und Skrefsrud ist Hägert total zerfallen. Sie erklären seine Thätigkeit für ganz unsolid. Zuverlässiger Bericht darüber wäre uns willkommen.

— In ihrer letzten Jahreskonferenz haben die bengalischen Christen sich tapfer für ihre Nationalität gewehrt. Es wurde protestirt gegen das Tragen europäischer Kleider, gegen die Unsitte, daß Kinder ihren Eltern die Hand geben, statt sich vor ihnen zu verneigen; daß sie Papa und Mama sagen, statt Baba und Ma; daß man sich „Herr" und „Frau" nennen lasse, statt die landesüblichen Bezeichnungen beizubehalten; daß die jungen Leute anfangen, einander nach europäischer Art den Hof zu machen u. s. w. Als eine Quelle vielen Uebels wurde die anglisirende Erziehungsmethode bezeichnet, welche in den Missions-Töchteranstalten herrsche.

— Die verbreitetste Sprache Indiens ist das Hindustani oder Urdu, welches — die das verwandte Hindi Sprechenden eingerechnet — von 82 Millionen gesprochen und in allen Gegenden Indiens von vielen verstanden wird. Das Bengali wird in Bengalen und Assam von 39 Millionen gesprochen, das Telugu und das Marathi von je 17, das Pandschabi von 14, das Tamil von 13, das Gudscherati von 9, das Kanaresische von 8 Millionen gesprochen. Englisch als Muttersprache wird von 202,920 Personen gesprochen, von denen jedoch nur 150,000 reine Briten sind.

— Aus Ghasipur schreibt Missionar Lorbeer: „Auf dem Bazar und rings umher in den Dörfern ist das Wort Gottes fleißig gepredigt worden, und zwar mit sichtbarem Erfolg. Nicht nur, daß wir immer große Versammlungen von eifrigen Zuhörern haben, sondern nicht selten erfahren wir die Gewalt des Wortes Gottes an den Herzen der Heiden dermaßen, daß während der Predigt oft Leute ganz umgewandelt werden und Widersacher schließlich Bekenner werden. Es ist uns in letzter Zeit zu mehreren Malen vorgekommen, daß Hindus, uns unbekannte Leute, allmählich so überzeugt wurden, daß sie vor allen bekannten, daß Christus der alleinige Seligmacher sei. Es ist dann aber immer gleich, als wenn der Teufel alle seine Mächte gegen solche Leute losließe und sie durch Spott, Hohn und Drohungen zurückzuschrecken suchte."

— In Jerkadu auf den Scherwaraja-Bergen hat neulich der dänische Missionar Köföd den Erstling der dortigen Maleijalen

d. h. Bergbewohner getauft. Bischof Sargent, der gerade in Jerkadu war, soll seine große Freude darüber bezeugt und der dänischen Mission seine fernere Theilnahme zugesagt haben.

Statistisches.

Das „Daheim", welches wir bei dieser Gelegenheit denjenigen unserer Leser, die es noch nicht kennen sollten, recht warm empfehlen möchten, theilt folgende interessante Zahlen mit:

Die um 1500 in Europa wohnenden 80 Millionen Katholiken und 20 Millionen Griechen, Türken und Juden ergaben 380 Jahre nach Luther's Auftreten 159,315,155 römische Katholiken, 81,148,062 Griechen und Orientalen, 5,309,989 Muhammedaner, 4,515,425 Juden, 524,487 Unklassifizirte und 76,688,882 Protestanten. Ein noch viel intensiveres, in hohem Grade bedeutsames Wachsthum ergiebt sich aber, wenn wir die letzten 80 Jahre in's Auge fassen. Um 1800 betrug die Anzahl der römischen Katholiken 120 Millionen, der Protestanten 40 Millionen; 1884 dagegen zählten jene 184 Millionen, diese 148 Millionen, d. h. die Zunahme der Katholiken betrug 50 Prozent, diejenige der Protestanten 250 Prozent, übertraf also die katholische um's fünffache. Geht dieses Wachsthum in gleichem Maße weiter, so ist um 1900 der Romanismus um viele Millionen überflügelt. Für die Vereinigten Staaten Amerika's stellen sich die Zahlen wie folgt:

	im J. 1800	im J. 1850	im J. 1870	im J. 1880
Protestanten	1,277,052	12,723,158	24,041,486	36,031,974
Röm.-Katholiken	100,000	1,614,000	4,600,000	6,367,000
Unklassifizirte	3,928,873	8,854,718	9,916,885	7,753,892
Gesammtbevölkerung	5,305,925	23,191,876	38,558,371	50,152,866

Nach der Bevölkerungsprozentzahl zusammengestellt kamen also bei den

	im J. 1800	im J. 1850	im J. 1870	im J. 1880	
Protestanten	je 24	$54\frac{3}{4}$	63	$71\frac{1}{4}$	auf je 100 Bewohner.
Röm.-Katholiken	„ 2	7	12	$12\frac{1}{2}$	
Unklassifizirten	„ 74	$38\frac{1}{4}$	25	$16\frac{1}{4}$	

Bedenkt man, daß die Unklassifizirten außer Juden, Mormonen, Chinesen und Indianern aus Atheisten und Religionslosen bestehen, daß ferner der amerikanische Katholizismus durch die Einwanderung aus Irland einen massenhaften Zuzug erhalten hat, so wird aus obigen Zahlen erst recht ersichtlich, wie stark das evangelische Christenthum in Amerika zugenommen hat. Dem entspricht die Zunahme der für Missionszwecke geopferten Gelder. Es wurden beigetragen für die äußere Mission in den J. 1810—20: 206,210 Dollars; 1830—1840: 2,885,839; 1870—80: 24,861,482; für die innere Mission 1820—30: 233,826 Dollar; 1830—40: 2,342,712; 1870 bis 1880: 31,272,154.

Daß übrigens in dieser Richtung noch unendlich viel mehr geschehen könnte und sollte, beweist folgende für das Jahr 1880 aufgestellte Ausgabenübersicht. Es wurden aufgebracht:

für äußere Mission	in den Ver.-Staaten	2,225,000	Dollars.
„ innere „	„ „ „ „	2,750,000	„
„ kirchliche Zwecke	in der Stadt New-York	3,000,000	„
„ Polizei	„ „ „ „	4,000,000	„
„ öffentl. Vergnügungen	„ „ „ „	7,000,000	„
„ Spirituosen	„ „ „ „	60,000,000	„
„ Tabak	in den Ver.-Staaten	38,000,000	„
„ Spirituosen	„ „ „ „	73,000,000	„

Während also die ganze Union jährlich etwa 5 Millionen für Missionszwecke opfert, giebt eine einzige Stadt derselben zwölfmal soviel für berauschende Getränke aus!

— Nicht besser steht's in dieser Beziehung in *Großbritannien*. Hier wurden nach Hoyle in den 10 Jahren 1872—1882 ausgegeben:

Für berauschende Getränke 680 Mill. Dollars, Brod 350, Milch 150, Zucker 125, Thee und Kaffee 100, Hausmiete 350, Bodenmiete 300, Wollstoffe 230, Baumwollstoffe 70, Unterrichtszwecke 55, Leinenstoffe 40, Missionszwecke 5¼ Millionen Dollars!

— „Die Katholischen Missionen" vom November v. J. geben eine Uebersicht über die Missionsthätigkeit der *Gesellschaft Jesu* im Jahre 1882—1883. Darnach wirkten in 22 Missionen unter 1,275,881 Katholiken 673 Priester, 174 Scholastiker, 327 Laienbrüder, im Ganzen 1174 Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Sie vertheilten sich auf 2500 Stationen, hielten Gottesdienst in 2386 Kirchen und Kapellen, leiteten 2271 Schulen, darunter 52 höhere Unterrichtsanstalten mit 78,598 Schülern, erzogen in 72 Waisenhäusern 10,426 arme Kinder und besorgten 19 Spitäler. Die Zahl der Kindertaufen stieg auf 61,480 (Christenkinder 26,082; Heidenkinder 35,398), die der Bekehrungen von erwachsenen Heiden auf 8942. Dazu kommen noch die Taufen und Bekehrungen in Armenien, Madagaskar, am Sambesi und Aegypten, über welche die Angaben fehlen, und 1652 Konversionen von Häretikern, 469 allein in Westbengalen, meist Kolhs, 580 in Madura, 49 in Bombay, 267 in Jamaika, 150 in Britisch-Guiana u. s. f., zusammen also 10,594 Bekehrungen Erwachsener.

Außerdem wirkten „in den verschiedenen Sprengeln der Missionsländer, wenn auch nicht als Heidenmissionäre, so doch als Seelsorger oder Jugenderzieher" 980 Priester, 758 Scholastiker, 680 Laienbrüder, alles in allem also „in den Missionen thätig" 3592 *Jesuiten*. „Unter dieser Zahl von Arbeitern im Weinberg des Herrn sind aus der deutschen Ordensprovinz 352 Missionäre": 131 in den Vereinigten Staaten, 83 in Bombay, 68 in Brasilien u. s. w. „Auch in diesem Herbst sind aus der deutschen Ordensprovinz, deren Studienhäuser in Holland und England wahre Missionsseminare sind, wieder

15 Mitglieder in die verschiedenen Missionen gesandt worden, und beinahe möchten wir im Interesse der auswärtigen Missionen wünschen, der Kulturkampf möge auch fürderhin den fernen Heidenländern so zahlreiche Arbeiter zusenden." So das Freiburger Blatt!

— Im Jahre 1883 hat die russische Kirche theils durch die orthodoxe Missionsgesellschaft, theils durch die Thätigkeit mehrerer Mönchsorden 10,812 Neubekehrte gewonnen: 4796 Heiden, 3295 Raskolniks, 1027 Katholiken, 700 Protestanten, 572 Juden, 410 Muhammedaner und 11 Armenier. Die Missionsgesellschaft zählt jetzt über 7000 Mitglieder und hat ihre Zweigvereine in 30 Diözesen. Im Jahr 1883 gab sie 164,000 Rubel aus, 20,000 weniger als die Einnahmen. In Japan allein wurden 1252 Personen bekehrt.

— Die „Missionary Review" berechnet die Zahl aller Kommunikanten, welche zu den Missionsgemeinden der verschiedenen protestantischen Kirchen in aller Welt gehören, auf 644,794, d. h. 26,137 mehr als im Jahr 1882—83. „Wir danken Gott für diesen Zuwachs; aber wann werden, wenn es in diesem Tempo fortgeht, alle Heiden evangelisiert sein?"

— Vor 50 Jahren hatte die englische Ausbreitungsgesellschaft 168 ordinirte Missionare in ihrem Dienst, jetzt 594!

Todesfälle.

Am 16. Juni starb an Bord des Segelschiffes „Zwerver" im indischen Ocean auf der Heimreise nach Deutschland der junge Barmer Missionar Ludwig Heine nach nur dreijähriger Arbeit in Borneo. Daheim trauert um ihn seine Braut.

— Am 20. Aug. 1884 starb in Sydney, 89 Jahre alt, der frühere Londoner Missionar Pitman, der von 1824—1855, also 31 Jahre lang, in der Südsee, namentlich auf Rarotonga gewirkt hatte. Als sein Kollege Gill ihm den letzten Besuch machte und ihn schon ganz theilnahmlos und schwach fand, sprach er ihm endlich ein Gebet auf Rarotonganisch vor, und es war rührend zu sehen, wie hiebei die schlummernden Züge des Sterbenden sich aufhellten und sein schon umnachteter Geist aufzuleuchten schien. Ein Hauptvermächtniß, das er den Christen der Hervey-Inseln zurückläßt, sind 47 von ihm gedichtete Lieder.

— Am 18. Sept. ist in Radschamandri der amerikanisch-lutherische Missionar Artman, erst 27 Jahre alt, nach vierjähriger Arbeit, namentlich an den Schulen, ganz unerwartet gestorben.

— Am 27. Sept. starb am Kongo der baptistische Missions-Ingenieur Mims so plötzlich wie vor ihm noch keiner — am Fieber, obgleich er früher schon in Cuba Gelegenheit gehabt hatte, sich an ein tropisches Klima zu gewöhnen. Er hinterläßt eine Witwe und drei Kinder. Die Kommittee hatte ihn — eben weil er schon Familie hatte — gar nicht aussenden wollen. Er hatte aber so dringend

seine Dienste angetragen und zugleich so genügende Vorsorge dafür getroffen, daß seine Frau und Kinder nach seinem etwaigen Tode nicht der Mission zur Last fallen sollten, daß man den eifrigen Mann schließlich doch nach Afrika gehen ließ.

— Am 4. Okt. 1884 starb in Hilo, 81 Jahr alt und nach 52jähriger, ununterbrochener Thätigkeit in Hawaii, der amerikanische Missionar David B. Lyman. 1832 kam er in Hilo an und 1836—1873 stand er der dortigen Knabenanstalt vor, bis zunehmende Altersbeschwerden ihn nöthigten, sich von diesem Amt zurückzuziehen.

— Am 11. Nov. starb in Kornthal nach schwerem Leiden Pfarrer J. H. Staudt, 1832—43 Lehrer im Missionshaus zu Basel, dann 4 Jahrzehnte Pfarrer u. Institutsvorsteher der freien Gemeinde Kornthal.

— Am 15. Nov. starb in Edinburgh, 77 Jahr alt, der frühere indische Beamte Findlay Anderson, der Bahnbereiter und Mitbegründer der Basler Mission in Mangalur.

Allerlei.

Die bischöfliche Kirche in Schottland hat ihren ersten Missionar, William J. Johnson, nach Tschanda in Centralindien ausgesandt.

— Auf ihrer 50jährigen Jubelsynode hat die livländische Geistlichkeit im September 1884 nicht nur über eine Verbesserung und reichere Ausgestaltung der Gottesdienstordnung und Agende, ein neues Gesangbuch, über die Pfarrtheilungskasse, die Lutherfest-Kollekte (163,000 Rbl.), Taubstummenanstalten, Blindenschule, Diakonissenhaus, Unterstützungskasse u. dgl. verhandelt, sondern auch der Mission gedacht. Ueber seine Thätigkeit unter den Juden Riga's berichtete der junge Missionar Eisenschmidt in ebenso bescheidener als interessanter Weise, und über die Heidenmission, d. h. über die Mitwirkung der livländischen Synode an diesem Werke während der letzten 50 Jahre, sprach Pastor Holst. Er theilte diesen Zeitraum in 3 Perioden: 1) 1834—43 die Zeit der vorherrschenden Gleichgiltigkeit und Unthätigkeit, in welcher z. B. ein Pastor sagen konnte: „Der Vater aller Menschen wird auch schon für die armen Heiden sorgen"; 2) 1843—58 die Zeit des zum Sieg durchdringenden Glaubenslebens und der ersten Liebe, da auch der Missionssinn erwacht, aber nur vereinzelte Pastoren sich thätig betheiligen, da der Kampf mit Herrnhut und mit der griechischen Kirche garzusehr im Vordergrund steht. Doch geschieht in der Stille manches, so namentlich durch Pastor Ferd. Walter, der für den Missionar Hugo Hahn wirkt; 3) 1856—84 die Zeit der konfessionell-kirchlichen Missionsthätigkeit. Im Kampf nach außen und im Ringen nach Klarheit war die kirchliche Strömung zum Durchbruch gekommen, und als 1856 Dr. Graul aus Leipzig kam, fand er den Boden bereitet für einen Anschluß der livländischen Synode an die Leipziger Missions-Gesellschaft. Missionsfeste wurden nun gehalten, hie und da auch

Missionsstunden eingerichtet. Die Synode wandte sich an die theologische Fakultät mit der Bitte, sie möchte unter den Studenten das Missionsinteresse wecken. Es geschah; und ein junger Theologe (Nerling) fand sich auch bereit, selbst in die Tamulen-Mission hinauszugehen. Bischof Walter entließ ihn vor der Synode mit den Worten: „Wie ein Kind mit dem Messer spielt und weiß nicht, wie scharf es ist, so ergreifst du jetzt den Missionsdienst im fernen Indien; aber der Herr sei mit dir!" Einen Antrag, im Anschluß an das Lehrerseminar in Walk eine livländische Missionsschule zu gründen, lehnte die Synode ab. Pastor Hansen in Paistel aber nahm fünf esthnische Knaben in's Haus, um sie zum Missionsdienst vorzubereiten. Die drei tüchtigsten wurden nach Dorpat geschickt und freundlich aufgenommen, bewährten sich aber nicht. Nur einer brachte es so weit, daß er nach Leipzig gesandt werden konnte, und dieser Eine ist — Dr. Weske, jetzt der Führer der schlimmsten national-esthnischen Hetzpartei! Eine tragische Geschichte! Gleichzeitig gründeten Hansen und Vogel ein deutsches Missionsblatt, das auch in Deutschland Beachtung fand, aber schließlich von der Oberpreßverwaltung unterdrückt wurde! Daneben kamen esthnische und lettische Uebersetzungen der Werdauer Missionsblätter zur Vertheilung, ohne jedoch großen Anklang zu finden. Jetzt steht die Sache so, daß jeder Pastor in seinem Kirchspiel arbeitet, soviel er kann. Für die Sprengelsynoden ist je ein Missionsreferent aufgestellt; auch Kreis-Missionsfeste haben sich hie und da eingebürgert. Die nationalistische Agitation, welche in ihren Blättern die Arbeit der Pastoren heruntermacht, beschimpft und verdächtigt auch die Missionsarbeit. Während des Türkenkriegs z. B. wurde dem Volke eingeredet, daß unsere Missionsbeiträge zur Unterstützung des Sultans in die Türkei geschickt würden! Wenn trotzdem die Missionsfeste noch gut besucht werden und die Beiträge nicht abnehmen, so ist es ein Beweis, daß die Missionssache in unserm Volke doch schon *tiefe* Wurzeln geschlagen hat. 1860 betrugen die livländischen Missionsbeiträge 1119 Rbl., jetzt 5500 Rbl.!

Unser Berichterstatter fügt seinerseits noch hinzu: es scheine sich jetzt eine neue Periode anzubahnen, in welcher die Mission aus einer *Pastorensache* eine *Gemeindesache* zu werden verspreche. „Durch regelmäßige Missionsstunden, vom Pastor in der Kirche, von den Lehrern in den Schulen gehalten, durch Verbreitung von Missionsschriften, durch Gründung von Gemeinde-Missionsvereinen, durch Arbeit für ein bestimmtes eigenes Ziel, sei es auch nur die Erhaltung Einer Missionsstation, muß die Gemeinde selbst eine Arbeiterin für die Mission werden. Das alles bahnt sich jetzt an. Erfreulich ist auch, daß jetzt in Dorpat Missionswissenschaft gelesen wird und ein studentischer Missionsverein in der Bildung begriffen ist."

Bücherschau.

Calwer Bibellexikon: Biblisches Handwörterbuch, unter Mitwirkung zahlreicher Theologen (Braun, Godet, Hermann, Oehler, v. Orelli, Schlatter &c. und namentlich des Assyriologen Delitzsch, redigirt von Diakonus Lic. th. P. Zeller und herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. geb. Mk. 10.

„Fortschritt ist die Loosung der Kirche Christi: Zunahme in Erkenntniß der Wahrheit unter der verheißenen Leitung des Geistes der Wahrheit, Heranwachsen zu vollem Mannesalter, Wandelung von einer Klarheit zur anderen. Ein Hauptstück dieser vorwärts und aufwärts gehenden Bewegung ist der Fortschritt des Schriftverständnisses. Lange Zeit krankte dieses an der Sucht willkürlichen Allegorisirens, bis endlich die Reformation den einfachen grammatisch-historischen Wortsinn in sein Recht einsetzte und dadurch der Schriftforschung eine neue unabsehbare Bahn des Fortschritts eröffnete. Nachdem wir in das vierte Jahrhundert seit der Reformation eingetreten, ist es hoch an der Zeit, das seitdem unter einem gottgeschenkten reichen Zuwachs an Hilfsmitteln fortgeschrittene Schriftverständniß der im Gemeindegebrauch befindlichen deutschen Bibel zugute kommen zu lassen. Gleichgiltigkeit oder gar Einsprache dagegen wäre Undank gegen Gott, Verunehrung der heiligen Schrift, Versündigung an der im Kleinen wie im Großen heiligen Wahrheit."

Mit diesen Worten hat neulich der greise Professor F. Delitzsch auf einer Pastoralkonferenz zu Dresden eine Besprechung über die Revision der Luther'schen Bibelübersetzung eröffnet. Dieselben drücken genau das aus, was wir zur Rechtfertigung und Empfehlung auch dieses neuen Bibellexikon's zu sagen hätten. Es entspricht in hervorragender Weise einem Bedürfniß, das von vielen empfunden wird und von noch viel mehreren empfunden werden sollte. Uns ist kein Buch bekannt, das auf 1036 Seiten eine solche Fülle von Stoff so gründlich, so vollständig, so anschaulich behandelt und das trotz der zahlreichen beigegebenen Abbildungen, Karten, Tabellen (ungebunden) nur 8 Mk. kostet. Wir empfehlen dasselbe als ein reiches Schatzkästchen und ein stets Auskunft gebendes Nachschlagebuch allen Bibellesern ohne Unterschied und machen nur darauf noch besonders aufmerksam, daß es sich auch zur Uebersetzung in fremde Sprachen oder doch als Grundlage zu ähnlichen Wörterbüchern für die verschiedenen Missionsgebiete vorzüglich eignet.

Was den dogmatischen Standpunkt der verschiedenen Mitarbeiter betrifft, so ist derselbe kein ganz einheitlicher. Zwar spürt man überall den Einen Geist des Glaubens an die Offenbarung Gottes in Christo Jesu und des pietätvollen Sichbekennens zum Wort der heiligen Schrift. Im Einzelnen aber werden theologische Leser manches zu kritisiren und wohl gar zu verdammen finden. Einer Reihe wichtiger Artikel z. B. fühlt man es sehr deutlich ab, daß die Verfasser stark von der Ritschl'schen Theologie beeinflußt sind, während an anderen Artikeln, wie namentlich denen vom nunmehrigen Missionsinspektor Oehler, von Godet, v. Orelli &c. auch die Konservativsten kaum einen Anstoß — jedenfalls keinen berechtigten — werden nehmen können. Doch sind auch von den Artikeln jener erstgenannten Art nicht wenige uns zu einer Quelle vielseitiger Anregung und Belehrung geworden, so daß wir vom Ganzen getrost sagen dürfen: wer als ein lernbegieriger Schüler des Wortes ohne ketzerrichterliche Absicht die hier zum Verständniß der heiligen Schrift dargebotene Handreichung in Einfalt benutzt, der wird reiche Belehrung und gesunde Nahrung darin finden. Was in einem Artikel etwa fehlt, das bringt ein anderer. Von Herzen danken wir daher dem Calwer Verlagsverein auch für diese neue gediegene Gabe.

Pfarrer **Johann Melchior Ludwig.** Eine Darstellung seiner Lebensgeschichte von seinem Sohne, Pfr. D. A. Ludwig. Basel. Missionsbuchhandlung. 1885.

Wenige Wochen vor seinem plötzlichen Tode war es uns vergönnt, zum ersten und zugleich zum letzten Mal den Mann zu sehen, dessen wunderbare Lebensführung nun hier in dem schmucken Buche zu lesen uns eine wehmüthige Freude gewesen ist. Wer ihm einmal begegnet ist oder auch nur das eine oder andere Stück aus seinem Leben gehört hat, der wird den Mann nie vergessen; und wer diese Biographie, deren Hauptschmuck die Wahrhaftigkeit ist, liest, der wird sich in eine Welt ehrwürdiger Geheimnisse und anbetungswürdiger Gottesführungen versetzt finden. „Kein Mensch, den Gott selbst ausgezeichnet hat, darf uns gleichgültig sein" — dieses Wort Martensen's gilt in vollem Maße auch vom † Pfarrer Ludwig. Das beigegebene Porträt in Lichtdruck hätte gar nicht ähnlicher und sprechender ausfallen können. Alles in allem können wir diese Biographie, die auch kirchengeschichtlich von hohem Interesse ist, unbedingt jedermann auf's Wärmste empfehlen. Preis geb. Fr. 2.25.

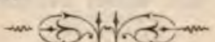
Die Sandwich-Inseln oder das Inselreich von Hawaii. Von Graf Reinhold Anrep-Elmpt. Leipzig. W. Friedrich. 1885. Preis Mk. 8.

Der vornehme Verfasser, ein vielgereister Mann, ist allem Humbug feind und haßt mit ganzem Haß namentlich den „betäubenden und demoralisirenden Schwindel der Vereinigten Staaten und Australiens" (S. 272), ist herzlich schlecht zu sprechen auf den Missionseifer „fanatisch exaltirter Menschenbeglücker" (S. 90), auf den „durch sie erweckten christlichen Aberglauben" (S. 237) und überhaupt auf alle „religiöse Schwärmerei" (S. 269), giebt offenbar der katholischen Kirche bei weitem den Vorzug vor der evangelischen (S. 195 ff.), legt aber trotz alledem doch ein glänzendes Zeugniß ab für den bewunderungswürdigen Fortschritt (S. 99) und den unglaublich raschen Aufschwung (S. 308), den das kleine Inselreich unter der moralischen Führung der evangelischen Mission genommen. Alles, was der Verfasser mittheilt, sowohl seine eigenen Beobachtungen, als auch die chronikartig gehaltene Geschichte der Sandwich-Inseln, sammt zahlreichen Dokumenten, Gesetzen, Verträgen &c., hat uns in hohem Grade interessirt und über manchen Punkt, der uns bisher ein wenig dunkel geblieben, aufgeklärt. Auch der ärgste Missionsfeind wird sich aus diesem wahrlich nicht schönfärbenden Buche überzeugen können, daß die Christianisirung Hawaiis durch die Mission kein Schwindel ist. Zu tadeln haben wir außer einigen ungenauen Angaben (z. B. daß die Zahl der Protestanten und Katholiken in Hawaii gleich groß sei! S. 202) nur das stellenweise wirklich sehr schlechte Deutsch des Verfassers. Mit Spannung aber sehen wir den in Aussicht gestellten weiteren Publikationen desselben entgegen.

Samuel Gobat, sa vie et son œuvre. Traduit librement de l'allemand par *Aug. Rollier*. Bâle. Librairie Spittler. 1885. 450 pages in-8, broché fr. 4.50.

Diese französische Ausgabe hat vor der deutschen das voraus, daß sie um 100 Seiten kürzer und um 1½ Fr. billiger ist. Am ersten selbstbiographischen Theil ist natürlich nicht gekürzt worden, sondern nur am zweiten. Die beiden Porträts des Bischofs und seiner Gemahlin sind sehr schön, auch die übrigen (8) Bilder recht hübsch. Ueberhaupt läßt die Ausstattung nichts zu wünschen übrig. Der Uebersetzer scheint mit Liebe und Geschick seine Aufgabe gelöst zu haben. Wir hoffen, daß nicht nur in der französischen Schweiz, sondern auch in Frankreich dies anziehende Buch das Interesse für die evangelische Mission besonders im Orient — neu beleben wird.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**







Die Heidenpredigt in Malabar.

Von G. Wagner, Missionar.

2. Die Hauspredigt.

Hauspredigt können wir diejenige Predigtart nennen, welche bei vereinzelten, aber möglichst regel- und planmäßigen Heidenhausbesuchen in der **Nähe** unserer Haupt- und Außenstationen geschieht oder, mit andern Worten, unter derjenigen heidnischen Bevölkerung, welche seit längerer oder kürzerer Zeit das Wort und den Wandel von Predigern und Christengemeinden fast täglich und nicht selten in nächster Nähe vor Augen hat. Wohnen doch mit wenigen Ausnahmen unsere Christen neben oder mitten unter den Heiden und stehen an manchen Orten dicht neben unserer Kapelle Heidenhäuser! Die Ausrichtung der Missionsbotschaft an diese Heiden findet am besten in solchen Zeiten statt, wo die Missionsarbeiter ihren Stationsort nicht für mehrere Tage oder Wochen verlassen, aber doch täglich oder wöchentlich ein paar Stunden Zeit erübrigen können, um die Gehöfte und Häuser der heidnischen Nachbarschaft auf eine bis anderthalb Stunden im Umkreis zu besuchen. Was daher die Landpredigt (d. h. die Besuche der einzelnen Gemarkungen oder Gaue) im Großen ist, das ist die Hauspredigt im Kleinen. Dabei macht sich aber der Unterschied geltend, daß bei den Zuhörern der letztern Art doch schon eine größere Bekanntschaft mit dem Christenthume vorausgesetzt werden darf. Sie kennen unsre christlichen Sitten und Gebräuche sowie unsre Gemeindeordnung; sie sind nicht selten Augenzeugen bei unsern kirchlichen Handlungen, und wenn sie auch viel weniger als wir es erwarten, eine christliche Kapelle oder Kirche anstaunen, so beobachten sie doch oft unsre Leichenzüge und machen sich nicht nur bei Taufen und Trauungen, sondern auch bei gewöhnlichen Sonntagsgottesdiensten oft in nicht geringer Anzahl herbei, um von

der Veranda aus zuzuschauen und zuzuhören. Viele von ihnen sind als Kinder Jahre lang auf unsern Schulbänken gesessen und haben in Handel und Wandel beständig mit den Christen zu thun. Missionare und Katechisten haben ihnen schon oft in ihren Häusern den Weg zur Wahrheit gezeigt, und an Gegenbesuchen ihrerseits hat es auch nicht gefehlt. Ihre Kinder wachsen vorurtheilsfreier auf und besuchen fleißig unsere Schulen. Viele dieser Heiden haben in ihren Häusern christliche Schriften, lesen die Bibel und unser christliches Volksblatt. Dazu kommt, daß schon mancher heidnische Nachbar eins oder gar mehrere seiner Familienglieder hat zum Christenthume übertreten sehen. Die dadurch meist für einige Zeit hervorgerufene Spannung wird aber weit aufgewogen durch die nicht seltene Erscheinung, daß Ein Uebertritt zum Christenthum noch weitere Uebertritte im Gefolge hat. Unter den zahlreichen Palmbauern bei Kodakal und Tschombala, oder den Fischern bei Tschombala und Mahe, gibt es kaum mehr eine Familie, die nicht schon Anverwandte in der Christengemeinde hätte.

Auf den ersten Anblick freilich scheint es, als ob diese Heiden noch in der größten Unwissenheit und in vollkommener Sicherheit oder Sattheit dahin lebten, weshalb auch schon gesagt wurde: „Diese Leute sind längst todtgepredigt!“ Wir könnten nun allerdings muthlos werden, wenn wir die Gleichgiltigkeit und Herzensträgheit dieser Heiden zu fühlen bekommen, und vollends muthlos, wenn wir wahrnehmen müssen, wie bei manchen „Bekehrten“ allerlei Rück- und Sündenfälle vorkommen und dann die heidnische Umgebung uns dieselben bei unsern Predigtgängen in sehr demonstrativer Weise vorhält, — und wenn wir da und dort sehen müssen, daß einzelne Christen, statt ein Licht und ein Salz für ihre heidnische Umgebung zu sein, dem Christennamen Schmach und Unehre bereiten. Allein das ist eine Anfechtung, die überwunden werden muß. Diese Schilderung ist eben nur die düstere Oberfläche des Bildes. Unter der erschreckenden Außenseite liegt oft doch etwas Besseres verborgen, und daß der christliche Sauerteig nicht unwirksam bleibt, ist deutlich zu erkennen. So hört man z. B. in der Nähe unsrer Missionsstationen fast nie mehr den Götzendienst vertheidigen, oft genug aber das Bekenntniß, die Bibel sei Wahrheit und der Christengott der rechte Gott. Manche christliche Gedanken und Anschauungen haben sich da und dort festgesetzt und die Spuren eines vom heidnischen Schutt allmählich frei

werdenden Gewissens sind wahrzunehmen. Und was jene Sündenfälle betrifft, so berufen sich darauf doch nur leichtsinnige Spötter und auch diese wissen, was alle Ernsteren bereitwillig anerkennen, daß bei uns eben doch strenge Zucht geübt und das Laster energisch bekämpft, nicht beschönigt wird. Viele erklären sogar offen, sie würden sich gerne den Christen anschließen, wenn nur die Kämpfe und die Schmach des Uebertrittes nicht wären. Ich weiß Beispiele, da heidnische Kranke sich unsrer Fürbitte empfahlen, oder wo Andere Gelübde thaten bei dem Gott der Christen, und wieder Andere aus eigenstem Antriebe ein Opfer an Geld für unsre Kapelle oder für unsre Armenkasse brachten. Das kleine Gemeindlein in Muweratta z. B. macht dem Christengott gegenwärtig wenig Ehre, allein die dortigen Heiden haben durch unsre langjährige Schul- und Predigtarbeit eine solche Bibelkenntniß erlangt, daß nicht wenige Männer und Frauen ganze Abschnitte aus dem Evangelium auswendig wissen. Viele haben dem Götzendienst entsagt und fühlen die innere Verpflichtung zum Christwerden. Von Zeit zu Zeit kommen auch Uebertritte vor, und manche stehen vor dem entscheidenden Schritt. Dort war es, wo ich vor noch nicht langer Zeit einen heidnischen Lehrer sagen hörte: „Ich bin in meinem Herzen fest davon überzeugt, daß all unser Götzendienst Sünde und daß Jesus Christus der einzig wahre Heiland ist. Ich habe auch den Götzendienst schon lange aufgegeben; ich lese die Bibel und alle Eure christlichen Schriften. Ich würde in unserm Hause biblische Andachten einführen und selber Christ werden, wenn es nur meine Verwandten zuließen.“ Ein bejahrter Heide von Tschombala fragte mich: „Könnten wir nicht doch in den Himmel kommen, auch wenn wir uns nicht taufen lassen und die Kaste nicht brechen? Wir wollen im Uebrigen rechtschaffen nach der Bibel leben, den Götzendienst aufgeben und den wahren Gott anbeten.“ Im nahen Wadakara hörte ich eines Abends dem Zwiegespräche etlicher Heiden zu, in welchem einer von ihnen, ein heidnischer Advokat, den Andern das Leben Jesu sowie die biblische Schöpfungs- und Sündenfallsgeschichte mit ziemlicher Genauigkeit erzählte. Ich hörte die Religionsvergleichungen, die sie anstellten, und wunderte mich über ihre Bibelkenntniß. Nicht weit von da machte uns ein Heide den Vorwurf: „Schon so manche Personen in unserm Dorfe habt Ihr zu Christen gemacht, lasset doch wenigstens uns übrige nun in Ruhe!“ Ein begüterter Heide von Mahe hörte unsre dortige sonntägliche

Predigt und erklärte nachher, dieselbe habe genau seinen sündigen Lebenswandel beschrieben! Ein Palmbauer in Tschombala hatte durch den Uebertritt seiner Schwester die Ueberzeugung gewonnen, daß auch er Christ werden solle. Er ließ sich auch unterrichten; als es aber Zeit wurde zum offenen Bekenntniß, da gab er den Drohungen seiner Verwandten nach, und diese umgarnten ihn nun immer mehr. Er erklärte zwar, seine Bekehrung sei nur aufgeschoben, nicht aufgehoben; allein es blieb bei dieser Ausrede, und als er ernstlich krank wurde, da sagte er: ich sollte wohl, aber ich kann nicht! Er ließ den Missionar an sein Sterbebette kommen, weinte vor ihm und starb unter schweren Gewissensbissen.

Dies ist die Kehrseite des Bildes, welche doch wohl beweist, daß eine Arbeit des Geistes Gottes an unsern heidnischen Nachbarn vor sich geht und daß eine Missionsstation doch immerhin einiges Licht verbreitet.

Noch versuchen es Viele, wider den Stachel zu löcken und die Gewissensstimme, die immer vernehmlicher zu ihnen redet, zu betäuben. Aber es kommt ihre Gnadenstunde.

„Und die Herrlichkeit des Herrn
Nahet dämmernd sich den Heiden."

Dies sind die Leute, an welche sich unsre Hauspredigt zu wenden hat. Wie nöthig, wie wichtig, wie heilig ist doch die Arbeit, diesen Leuten nachzugehen, um an den vorhandenen Anknüpfungspunkten mit Verständniß einzusetzen! Je mehr diese angefaßten Seelen vor dem entscheidenden Schritte des offenen Uebertrittes und des muthigen Bekenntnisses zurückschrecken, um so mehr müssen wir die Weck- und Bußstimmen erschallen lassen und ihnen Worte Gottes, wie etwa die folgenden, laut und eindringlich vorhalten: „Wache auf, der du schläfest und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten." „So thut nun Buße und bekehret euch!" „Wer mich bekennet vor den Menschen u. s. w." (Matth. 10,32); und „Weil wir wissen, daß es nun Zeit ist aufzustehen vom Schlafe" (Römer 13, 11. 12). Diese Leute sind noch lange nicht todtgepredigt; der Sauerteig des Evangeliums hat vielmehr angefangen, „den ganzen Teig zu durchsäuern," und „der neue Most beginnt die alten Schläuche zu zerreißen." Auch hier winkt also eine lohnende Arbeit. „Nöthiget sie herein zu kommen!"

Woher die großen Erfolge des ersten Heidenmissionars Paulus? Wo hatte er die meisten Uebertritte? Nicht eben dort, wo jüdische Synagogen- und Diaspora-Gemeinden als eine Art Missionsstationen die vorbereitende Missionsarbeit gethan hatten? — Eine ähnliche Aufgabe nun haben auch unsre Stationen und Außenstationen, Gemeinden und Filiale an der umwohnenden Heidenschaft zu erfüllen. Wie wir einerseits die schon gesammelten Gemeinden zu erbauen und auf alle Weise zu fördern haben, so sollen wir auch gleich eifrig nicht nur an den Heiden überhaupt, sondern vornehmlich an unseren heidnischen Nachbarn arbeiten. Beides muß Hand in Hand gehen. Es ist nicht nöthig zu untersuchen, wem diese Hauspredigt zu thun mehr obliegt, ob dem eigentlichen Reiseprediger oder dem Pfarrer der betreffenden Gemeinde. Der Eine soll sie thun, der Andere sie nicht lassen!

Möchte doch kein Missionsarbeiter, keine Station und keine Gemeinde diese Hauspredigt vergessen oder vernachlässigen! Möchte aber auch die Missionsgemeinde daheim unsrer heidnischen Nachbarn und Anwohner fürbittend gedenken!

---

3. Die Landpredigt.

Bei dieser Art von Heidenpredigt handelt es sich um das Hineintragen der frohen Botschaft in das ganze Land. Man fragt da nicht, ob fern oder nahe, ob reich oder arm, ob bedeutend oder unbedeutend, ob leicht zu erreichen oder schwer, sondern man ist fest entschlossen, das Evangelium zu predigen aller Kreatur an allen Orten. Auch Mark- oder Gaupredigt kann diese Art genannt werden; denn in jedes Gau, in jede Mark soll in planmäßiger, lückenloser Reihenfolge das Wort getragen werden. Und wenn er auch mit Rücksicht auf die Jahreszeit, auf den Mangel an Straßen, auf die an bestimmten Tagen zu besuchenden Götzenfeste und -Märkte die Reihenfolge nicht immer streng, sondern sozusagen nur sprungweise einhalten kann, so muß doch der Reiseprediger nach vollendeter Rundreise durch seinen Gau sagen können: in allen Gemarkungen meines Sprengels (200—500) ist nun das Evangelium gepredigt worden, und es ist keine Ortschaft mehr übrig, in welche wir noch nicht gekommen wären. Da nun der Besuch der meisten Gehöfte, wie im ersten Artikel beschrieben worden, sehr mühsam und

zeitraubend ist, da man ferner neben der Landpredigt auch die Predigt auf Götzenfesten, Märkten und Bazars nicht versäumen darf und da es überdies an Abhaltungen und Unterbrechungen aller Art nicht zu fehlen pflegt, so leuchtet ein, daß für eine einmalige Predigtrunde durch den ganzen Sprengel durchschnittlich wohl 3—4 Jahre nöthig sein werden, vorausgesetzt, daß im betreffenden Sprengel Ein europäischer Missionar mit 3—4 Predigtgehilfen je 12—15 Tage im Monat auf der Reise sein kann. In 2—3 Partieen gehen dann diese Prediger je zwei und zwei in die Gehöfte: jede Partie übernimmt je eine Gruppe von Gehöften für sich und kommt dann bei eintretender Mittagshitze oder nach Sonnenuntergang in das gemeinsame Nachtquartier zurück. Angesichts der mannigfaltigen Beschwerlichkeiten muß erfahrungsgemäß gesagt werden, daß die Normalarbeitskraft eines Europäers höchstens zweimal solch eine Predigtrunde durch seinen ganzen Sprengel wird aushalten können. Ist nun aber der Sprengel einmal gründlich durchreist worden, so soll auf einer zweiten Rundreise dieselbe Arbeit wiederholt und unter Benützung der das erste Mal gewonnenen Anknüpfungspunkte noch intensiver betrieben werden: und diese Predigtreisen sollen so lange fortgesetzt werden, bis die Zeit kommt, da die Heiden aus Hunger und Durst nach Gottes Wort uns entgegen reisen und uns aufsuchen werden. Bei dieser Landpredigt ist ein willkürliches, zerstückeltes, auf gewisse Haupt- oder Lieblingsorte beschränktes Reisen ausgeschlossen. Diese systematische und sozusagen radikale Art der über das ganze Land sich ausdehnenden Heidenpredigt ist natürlich ohne große Kosten und Anstrengungen nicht ausführbar, sie erheischt auch viel Zeit, Geduld und Ausdauer, und sie muß die Leute, die sich ihr widmen, auch ungetheilt und ausschließlich für sich in Anspruch nehmen.

Deshalb wurden uns auch schon öfters Fragen wie die folgenden entgegengehalten: Ist diese Landpredigt wirklich nothwendig? könnte sie sich nicht auf die zugänglichen und näher liegenden Orte beschränken? wird nicht auf Götzenfesten und Märkten gepredigt und werden dann die heidnischen Zuhörer das gehörte Wort nicht von selbst ausbreiten in ihrer Heimat, etwa wie dort die Hirten zu Bethlehem? und ziehen nicht Kolporteure durchs Land, die das gedruckte Wort verbreiten, giebt's nicht auch ein oder zwei eingeborne Reiseprediger" in der Provinz, welche das Evangelium überall hintragen, oder solltet ihr, wenn denn in jeder Ortschaft gepredigt sein muß, nicht etwa in

einem Saale die jeweiligen Ortsbewohner durch einen zusammenhängenden Vortrag mit dem Worte Gottes bekannt zu machen suchen? Ist denn eine solche Predigtreise von Gehöft zu Gehöft nicht die langweiligste aller Arbeiten und dazu noch eine zwecklose Zeitverschwendung?

Ich antworte hierauf: Diese Landpredigt ist absolut nothwendig, sie ist zeitgemäß, sie ist möglich, ja sie ist selbstverständlich, und sie ist überdies eine vielversprechende, herrliche Arbeit!

Es war ja ganz natürlich, daß die wenigen Missionare, welche vor 45 Jahren in Malabar die Missionsarbeit begannen, sich auf diejenigen Predigtgelegenheiten beschränkten, welche sich in ihrer unmittelbaren Nähe oder auf sehr zahlreich besuchten Volksfesten darboten, um so den Massen das Evangelium kund zu thun. Es fehlte ihnen damals noch an eingebornen Predigtgehilfen und an speziellerer Landeskenntniß, ja im Innern des Landes war das Reisen vielfach auch noch eine gefährliche Sache. Da diese Schwierigkeiten heutzutage wegfallen, hieße es sein Pfund vergraben und das Licht unter den Scheffel stellen, wenn wir nicht den Schritt zu regelrechter Landpredigt wagen wollten. Die Aufgabe unserer Vorgänger war mehr eine Arbeit en gros, die unsrige ist mehr eine en détail. Der Kostenpunkt darf uns nicht abschrecken: Wäre es zu theuer von Hof zu Hof, von Ortschaft zu Ortschaft zu wandern und sich überall hin sein Gepäck und seinen Haushalt nachfahren oder nachtragen zu lassen, so wäre es ja auch zu theuer, überhaupt Missionare von Europa nach Indien zu senden! Und je energischer wir auf die allmählige Selbständigmachung der Gemeinden hinarbeiten, desto mehr Geldmittel werden für die Heidenpredigt frei werden.

Auch durch Kolporteure kann die Landpredigt keineswegs ersetzt werden. Denn diese können nach den hiesigen Landesverhältnissen nicht allein im Innern des Landes reisen. Sie müssen sich an die gangbaren Straßen halten und auf die großen Volkszusammenkünfte beschränken. Wenn wir nun auch gerne zugeben, daß durch unsre Kolporteure das geschriebene Wort fast in's ganze Land gedrungen ist, so muß es doch stark betont werden, daß jenes Wort des Kämmerers aus Mohrenland von diesen gänzlich unwissenden und verfinsterten Heiden in doppeltem Sinne gilt: „Wie kann ich verstehen was ich lese, wenn mich nicht jemand dazu anleitet?“ Da muß die Landpredigt helfend eintreten. Was aber unsre zwei „ein-

gebornen Reiseprediger" betrifft, welche nach Vorschrift jährlich zweimal die ganze Provinz predigend durchreisen sollen, so müssen sie sich auf gewisse Centralpunkte beschränken, wenn sie, bei der Größe des Landes, ihrer Aufgabe auch nur einigermaßen nachkommen wollen, und es bleibt ihnen keine Zeit, sich auf die Landpredigt in obigem Sinne einzulassen. Diese bleibt vielmehr Sache der einzelnen Stationen, d.h. alle disponibeln Missionsarbeiter der einzelnen Stationen müssen gemeinschaftlich ihren Heidenpredigtsprengel ausschließlich, systematisch und unablässig bearbeiten. Es ist keinerlei Ersatz noch Entschuldigung für sie vorhanden. Dagegen wäre es zweckmäßig, jene zwei eingebornen Reiseprediger ihres allzu umfassenden Auftrags zu entbinden und sie der regulären Landpredigt der einzelnen Stationen zurückzugeben.

Die Predigt auf den Götzenfesten, Märkten und Straßen genügt ebenfalls nicht, weil man durch sie nur einen Theil des Volkes und auch diesen nur in gewissen Gegenden erreicht. Auch können wir die heutigen Hindus durchaus nicht mit jenen Hirten zu Bethlehem vergleichen, welche die Engelsbotschaft so verständnißvoll, schnell und treu ausgebreitet zu haben scheinen. Sie waren für den Messias vorbereitet; die Hindus aber sind das in keiner Weise. Bei Götzenfesten vollends ist die versammelte Menge vom Taumel der Sinnen- und Fleischeslust, wo nicht vom Schnaps- und Opiumgenuß so berauscht, daß die Götzenfestpredigt keine große Bedeutung hat. Viel lieber erzählen sie oft noch mit erdichteten Zusätzen, wie man die Prediger öffentlich angefeindet, beim Predigen gestört und sie verhöhnt habe.

Von dem wohlgemeinten Rathe aber, in Sälen Predigtversammlungen abzuhalten, können wir leider keinen Gebrauch machen. Wir können in Malabar hundert Stunden weit oder durch 2000 Ortschaften reisen, ohne auch nur Einen Saal anzutreffen. Die religiösen und andern Versammlungen der Hindus werden stets im Freien abgehalten, und so lange das Kastensystem und das Heidenthum in Malabar herrschen, wird es wohl auch nicht anders werden. Es ist für den, der im civilisirten Europa und dazu noch im kühlen Klima wohnt, allerdings außerordentlich leicht, sich schöne Phantasiebilder über geschlossene Predigtversammlungen in Indien zu entwerfen; allein käme solch ein Rathgeber in dies Tropenland, sähe er sich vor den socialen Riß der Kaste gestellt, träten ihm einmal die

allerplumpesten, auf purer Unwissenheit beruhenden Einwürfe und Widersprüche der Hindus schon gleich in der ersten Predigt hundertstimmig entgegen, so würde er sofort erkennen: da hilft nichts, als die grundlegende Arbeit der bewährtesten aller Predigtarten, der Landpredigt. Uebrigens benützen wir in den 4—6 Städten der Provinz gerne die Gelegenheit, hie und da in einem Saale, oft auch in einer unsrer Schulen oder Kapellen einer größeren Heidenschaar zu predigen.

Keine andere Predigtart endlich ist so interessant, so lehr- und gewinnreich, auch für den Prediger selbst, als gerade die Landpredigt. Trotz der vielen Schwierigkeiten bietet sie doch des Erfreulichen und Befriedigenden sehr viel, und Leute, die auf Götzenfesten sich zu Spott und Widerspruch hinreißen ließen, waren nachher, als wir ihnen in der Stille ihres abgelegenen Hofes predigten, ruhige Zuhörer. Gerade wenn wir sie in ihrer eigenen Heimstätte aufsuchen, kommt es zum Vorschein, was im öffentlichen Verkehr leicht verborgen bleibt, daß diese Leute trotz aller Abgestumpftheit und Versunkenheit doch ein geheimes, wenn auch verworrenes Sehnen nach Erlösung und Frieden haben. „Wollte Gott, es stände so bei mir, wie ihr da saget, daß es bei den Gläubigen stehet!“ kann da Mancher ausrufen. Hier erkennt man noch etwas in ihnen, was auf das Vorhandensein eines, wenn auch verwirrten Gewissens schließen läßt. Und kommen solche Leute, mit denen wir in ihrem eigenen Hause eingehend geredet haben, später wieder zur Götzenfest- oder Marktpredigt, so benehmen sie sich gewöhnlich anständiger. Ueberdies erreicht die Landpredigt auch die sonst fast unerreichbaren Frauen und Kinder. Abgesehen davon, daß jeder anständige Hindu unsre Besuche in seinem eigenen Hause nach Landesart als eine Ehre ansieht und sich deshalb höflich und ehrenhaft zu betragen für seine Pflicht hält, erscheint der Prediger des Evangeliums auch als ein Bote Gottes und als ein Zeuge Jesu Christi. Dieser Eindruck prägt sich sogar dem Hindu unmittelbar, ich möchte sagen instinktmäßig in sein Herz, und sein Gewissen bestätigt denselben. Auf Festen und Märkten pflegt ja diese Gewissensstimme geflissentlich unterdrückt und zum Schweigen gebracht zu werden. Bei den missionarischen Hausbesuchen dagegen wird sie wach. Die Heiden wundern sich über die ihnen entgegengebrachte Liebe und Aufmerksamkeit (und ein Herz voll Liebe muß man haben, wenn diese Arbeit gedeihen soll); sie fassen ein Zutrauen, fühlen sich angezogen,

verlieren die Furcht, machen Zugeständnisse, klagen sogar über ihre leibliche, soziale und religiöse Noth; Andere fühlen sich getroffen und wünschen uns fort, während wiederum Andere die Aussichtslosigkeit einer Befreiung vom alten Joche beklagen u. s. f.

Diese Landpredigt bietet uns aber auch täglich Gelegenheit genug, dem Götzendienst und Heidenthume des einzelnen Hauses, der einzelnen Familie und der einzelnen Personen in's Auge und in's Herz zu blicken. Halten wir einmal Rundschau in den etlich und zwanzig Gehöften, die im Dickicht und Schatten einer Palmwaldgruppe zerstreut liegen. Eine jede derselben ist sozusagen eine Heidenwelt für sich. Auf der Veranda des ersten Hauses sitzt ein älterer Edelmann, in's Trauergewand eingehüllt, in dumpfem Dahinbrüten, den Namen eines Götzen vor sich hin murmelnd. Sein Bruder ist gestorben, und nun muß er durch Kasteiung die Götter versöhnen. Mit keinem Menschen darf er reden, so lange die Trauerzeit währet, und deshalb glaubt er auch uns fortschicken zu sollen. Eine Hoffnung kennt er nicht, und einen Trost giebt es für ihn nicht. Im zweiten Hofe sitzen eine Anzahl Leute: die Einen bereiten Arzneimittel für einen Kranken, die Andern heißen uns kommen, wenn der Kranke genesen sein werde, die Dritten fragen, wodurch diese Krankheit verschuldet sei, während wieder Andere Gott oder das Schicksal anklagen. Im dritten Hause ist soeben eine Hochzeit gehalten worden. Die Eltern der Neuvermählten sitzen im Hofe und unterhandeln mit einem Wahrsager, welcher ihren Kindern Gutes weissagen soll, der aber auch gut dafür bezahlt werden will. Im vierten Hause ist ein Zauberer damit beschäftigt, ein krankes Kind zu kuriren, und da erfahren wir auch, daß es überhaupt kein Heidenhaus giebt, in welchem nicht fortwährend Zauberei getrieben wird. Im fünften Hofe ist soeben der Reis eingeerntet; derselbe liegt auf der Tenne, und der Tempeldiener erscheint, um den Zehnten abzuholen. Er droht mit dem Zorne der Götzen und geht endlich mit zwei Büscheln Reis scheltend von dannen. Im sechsten Hause arbeitet ein Goldschmied an Ohren- und Nasenringen und hält bei unsrer Frage: „Was ist köstlicher als Gold?“ stille. Im siebenten wird von einem Prozeß gesprochen. Aus dem Gespräch geht hervor, daß Habsucht die Triebfeder war zu Meuchelmord und Todtschlag. Das achte Haus wird gerade renovirt. Der heidnische Bauherr betrachtet den Besuch des Missionars als eine gute Vorbedeutung

und wünscht, er möchte ein Mittel angeben, das vor Uebel und Unglück schützen könne. Im neunten Hofe steht ein dienstthuender Priester vor einem uralten Tempel, der durch das Geschrei, mit welchem er uns fortzutreiben sucht, erst recht viele Nachbarn herbeilockt, wenn's nun aber zu einem religiösen Gespräch kommt, absolute Unwissenheit verräth. Im zehnten Hofe erklärt ein stolzer Brahmane, es gebe weder Gott noch Sünde; falls es aber einen Gott gebe, so müsse er auch die alleinige Ursache der sog. Sünde sein. Im elften Hause lehrt ein Wedantist seine Schüler, daß es keinen Gott gebe und daß sogar die Existenz des Menschen nur eine eingebildete, daß alles eben nur Täuschung sei. Das zwölfte Haus sieht düster und einsam aus: Der Vater, der dem Trunk ergeben und mit seiner Ehefrau in Streit gerathen war, hatte seine zahlreiche Familie heimlich verlassen, um sich als heiliger Bettler im Lande herumzutreiben, und jetzt ist die Familie verwaist. Im dreizehnten Hause entgegnet man uns echt fatalistisch: Wir können nichts thun weder Gutes noch Böses, wir haben keinen freien Willen. Wir treiben und thun, wozu uns Gott vorausbestimmt hat und wozu er uns als seine blinden Werkzeuge täglich nöthigt und zwingt. Im vierzehnten Hause klagt uns ein junger Edelmann, es sei doch ein großes Unglück, Mensch geboren zu sein, besonders wenn man an die Seelenwanderung und an so vieles Uebel in der Welt denke. Im fünfzehnten Hause versichert uns ein Familienvater, er wollte gerne Christ werden, allein er scheue seinen Pachtherrn, der ihm und seiner Familie beim Uebertritt alles wegnehmen würde, und wir erfahren, daß die meisten Hindus an brahmanische Gutsbesitzer so verschuldet sind, daß sie kaum je sich losmachen können. Im sechszehnten Hause werden wir gefragt, ob es denn möglich sei, daß Gott Gebete erhöre. Im siebenzehnten wohnt ein reicher Brahmane, welcher seine Untergebenen und Pächter höchst ungerecht behandelt und unterdrückt, aber in seinem Hofe und im nahen Schlangenhaine hunderte von giftigen Schlangen pflegt und ernährt, um sich „Verdienst" zu erwerben. Im achtzehnten sitzt der wohlgenährte Verwalter dieses Brahmanen, welcher als ein armer Mann dieses Amt angetreten hatte und nun durch Betrug am Gute seines Herrn sehr reich geworden ist und wohl bald abdanken wird. Wie er, so wird dann sein Nachfolger wiederum durch Unrecht gegen seinen Herrn und gegen dessen

Pächter ein reicher Mann werden. Im neunzehnten Hause wohnt ein Richter. Neben ihm sitzen ein Polizeioberst, ein Schulze und ein Bauersmann. Wir wissen nicht, um was es sich handelt; das Geschäft muß aber sehr dringend sein, denn diese Herren haben kaum Zeit, uns zu begrüßen und entlassen uns bald. Später erfährt man das Geheimniß: Es galt einen Versuch, diese Herren zu bestechen! Im zwanzigsten Hause finden wir Leute, die der Predigt willig zuhören, nachher eine Kiste öffnen und uns etliche christliche Traktate zeigen, welche sie schon früher auf einem Markte gekauft hatten. Sie sagen: nun verstehen wir erst, was jener Traktat von dem guten Hirten bedeutet. Im einundzwanzigsten wohnt ein junger Mann, der früher eine englische Schule besucht hat und noch einige Bücher besitzt, die er mit Stolz vorweist. Auf seinem Gesicht aber steht Ausschweifung und Lebensüberdruß geschrieben. Im Laufe des Gespräches meint er, Gott habe doch eigentlich einen Fehler gemacht, als er ihn geboren werden ließ. Das Nachdenken darüber, was Wahrheit sei, sei doch gar zu angreifend. Besser nie geboren sein! u. s. w.

Doch genug! Gottlob, daß wir für alle diese Lagen und Fragen der armen Hindus im Worte Gottes eine Fülle von genügenden Antworten haben! Dasselbe erweist sich denn auch an vielen dieser Heidenherzen als Gotteskraft und Gottesweisheit und als das Licht, welches die Finsterniß erleuchtet. In Kuniur klagte uns der Tempeleigenthümer und Sprosse eines ehemals reichen Kaufmannshauses, daß seine Familie vor 400 Jahren die mächtigste und angesehenste der ganzen Gegend gewesen, nun aber, trotz dem gewissenhaftesten Tempeldienst, seit 100 Jahren gänzlich heruntergekommen und dem Aussterben nahe sei. Der große Tipu Sultan habe ihnen bei seinem Raubzuge 1789—90 fast alles geraubt, den alten herrlichen Tempel zerstört und nur ihr uraltes Wohnhaus stehen lassen (letzteres, weil Tipu dasselbe bewohnte), und nun hätten sie nicht einmal die Mittel, dasselbe zu restauriren. Den Rest ihres Vermögens hätten Betrüger an sich zu reißen gewußt, und es fehle ihnen an den Mitteln, um das vorgeschriebene jährliche Götzenfest abzuhalten. „Unsre Götter," — so fuhr er fort — „sind mit uns macht- und kraftlos geworden und vermögen zu unsrer Rettung nichts mehr zu thun. Helfen Sie uns doch aus unsrer Noth!" Es kamen so viele Leute aus der ganzen Ortschaft zusammen, daß

wir an diesem und dem folgenden Tage lange predigen und denselben den Weg zur Rettung zeigen konnten. An manchen Orten wollten die Hausbewohner fliehen, als sie uns kommen sahen. Doch nachdem sie die Predigt gehört hatten, sagten sie nicht selten: „Wir hatten große Furcht, wir wußten nicht, wer Sie seien; nachdem wir aber Ihre guten Worte gehört haben, vergeht uns die Furcht, kommen Sie nur ein andres Mal wieder!“ Einmal trafen wir eine Familie „frommer Heiden“, welche in Folge unsrer Verkündigung eine biblische Geschichte kauften, uns erzählten, was Alles sie bisher einer Göttin geopfert, und daß sie zuvor nie etwas vom wahren Gott gehört hätten. Sie versprachen, hinfort nur den allein wahren Gott anzubeten. Ein reicher Schulze, der uns zuerst auf vielerlei Art abzuweisen gesucht hatte, wußte wohl selber nicht, wie ihm geschah, als er uns durch etliche Fragen, deren Beantwortung er immer aufmerksamer anhörte, vielen Stoff an die Hand gab, die Heilsbotschaft zu verkündigen. Schließlich hielt er uns hin bis zum Sonnenuntergang und erklärte, ehe wir uns trennten, unter Beistimmung der übrigen Zuhörer: „Ihr habt Recht. Die Brahmanen haben das Hinduvolk zum Götzendienst und zur Unwissenheit erzogen.“ So kalt der Empfang gewesen war, so warm und freundlich wurde der Abschied. An einem andern Orte erklärte ein Fürst vor versammelter Volksmenge am Ufer eines Flusses, daß es mit all den Hindugöttern nichts sei, und ermahnte alle, unsre Predigt anzuhören. Er scheint Ruhe für seine Seele zu suchen. Als er allein bei uns war, fragte er uns: „Weshalb sind Sie nicht früher gekommen, um uns zu predigen?“ eine Frage, die uns auch sonst noch oft entgegentrat. Oder lud uns anderswo ein reicher Edelmann ein: „Bleiben Sie noch einen ganzen Monat da, um zu predigen!“ „Gesegnet seid Ihr dem Herrn, die Ihr uns diese gute Botschaft bringet; traget sie doch ins ganze Land, in jeden Ort!“ so begrüßte uns ein reicher alter Gutsbesitzer, welcher sammt 30—35 Personen unsrer Predigt zugehört hatte. „Wie gut, daß ich dies vor meinem Sterben noch höre“, sagte er. — Noch eine ähnliche Simeonsseele trafen wir an einem andern Orte. Auch dürfen wir oft und viel beobachten, daß das Wort Gottes seine Kraft und seinen Trost auch an diesen Heiden nicht verleugnet. Es ist oft wunderbar, zu sehen und zu hören, wie plötzlich ein Gotteswort im Herzen zündet und leuchtet.

Andrerseits sind stolze und selbstsüchtige Heiden da, welche in unsrer Landpredigt das siegreiche Vordringen des Evangeliums erkennen und dagegen protestiren, etwa mit folgenden Worten: „Auf den Märkten und Götzenfesten möget Ihr ja predigen, weshalb kommet Ihr aber herein in unsre Ortschaften und in unsre Höfe? Weshalb das Reisen hier in diesen entlegenen Gegenden, wo Schlangen und Tiger hausen, wo es fieberisch ist und wo Sie sich so abmühen müssen? Wozu soll denn die Predigt an die Armen und Unwissenden dienen?" Natürlich ist Heiden dieser Art auch unsre Predigt auf Festen und Märkten ein Dorn im Auge. Wir lassen uns daher nicht irre machen, sondern benützen alle Predigtgelegenheiten so viel wir es vermögen, betrachten aber die Landpredigt als die wichtigste Art, weil sie das Evangelium überall hinbringt. Bei der Bestellung eines Ackers muß auch das ganze Stück bearbeitet werden, und in der Saatzeit wirft man den Samen nicht etwa blos auf eine hervorragende Stelle, um es dann dem Winde zu überlassen, diesen Samenhaufen über den ganzen Acker zu verwehen. Der ganze Acker muß gleichmäßig besäet werden, und so geschehe es denn auch in der Heidenpredigt!

Ich beschließe diesen Abschnitt mit einem Reiseeindruck vom Februar 1882: Müde und erschöpft waren wir von einer Reise im Osten zurückgekehrt und saßen im Reisehause zu P., wo wir noch den Markt des folgenden Tages abwarteten. Meine Schuhe und Hosen waren zerrissen, der Beutel war leer, die Lebensmittel waren aufgezehrt, mein Schirm war beim Durchgang durch eine Dornenhecke im Hohlweg hängen geblieben und abgebrochen und wir sehnten uns nach Hause zu kommen. Da fragte ich die Katechisten: „Was wollen wir nun als Beute und Gewinn von dieser Reise mit nach Hause nehmen?" — Der eine sagte dies, der Andere das, — bis sich endlich eine Stimme erhob und — darauf hinweisend, daß wir bei vielen Heidenseelen so manche Empfänglichkeit wahrnehmen, so manche erfreuliche Gespräche führen und sonstige hoffnungsreiche Eindrücke und Antworten empfangen durften, welche uns den Sieg Jesu Christi über die Götzen und die Herzen auf so handgreifliche Weise zeigten, — hierauf hinweisend erklärte: „Die Beute und der Gewinn, welche wir nun mit nach Hause nehmen wollen, ist: ein freudiges, Gott lobendes Herz und neuer Muth für die nächste Reise!"

Zur Erinnerung an Inspektor Josenhans.

1. Versuch einer Charakteristik.*)

Liebe Brüder! Sie alle wissen, daß während wir theils hier in Basel, theils in der Zerstreuung umher ein fröhliches Weihnachtsfest gefeiert haben, zu Leonberg in stiller Abgeschiedenheit, unter schweren Kämpfen, der Mann aus diesem Leben gegangen ist, durch welchen die Basler Mission mehr als durch irgend einen andern Menschen das geworden ist, was sie heute noch ist und was sie bleiben wird nur in dem Maße, als der Geist ihres großen Inspektors Josenhans auch ihr Geist bleibt. „Ich sehe in ihm den Inspektor der Basler Mission, nicht einen. Er war's mit ganzer Seele, beinahe übertreibend, indem andere Pflichten des irdischen Berufes fast zu sehr von diesem Einen zurückgedrängt wurden: der Mann ohne Steckenpferd, ganz in seinem Amt aufgehend, dessen Wirksamkeit in alle Welttheile hinaus sich spürbar machte. Auch Chinesen, Neger, Hindus sind durch ihn beeinflußt worden. Bei seiner indischen Visitation haben ihn die Schwarzen liebgewonnen, mehr als man für möglich halten sollte nach der kurzen Berührung. Er wußte eben sein ganzes Herz hineinzulegen, wenn er sie begrüßte, in ihren Hütten sie besuchte oder mit ihnen reiste." So schreibt uns ein alter Missionar, der nicht nur die Freundschaft des seligen Inspektors genossen, sondern ebenso reichlich auch das von ihm zu erfahren bekommen, was einem Fernerstehenden als Rücksichtslosigkeit und Härte hätte erscheinen können. Wir aber fragen billig: was ist es, das den seligen Josenhans zu so gewaltigen Leistungen und zu so einschneidendem Einfluß befähigt, ja ihn für uns alle, die wir ihn näher gekannt haben, gleichsam zu einer Verkörperung des Missionsgeistes gemacht hat?

Blicken wir zuerst auf seine natürlichen Gaben, so wissen wir kaum, was wir am höchsten anschlagen sollen, seinen scharfen, durchdringenden, auch den schwierigsten Problemen oft mit Einem Blick

*) Nach einer Ansprache des Herausgebers an die Zöglinge der beiden ältesten Klassen des Missionshauses.

auf den Grund schauenden Verstand, sein tiefes, inniges Gemüth, verbunden mit dem feurigen Temperament eines echten Süddeutschen, in dessen Adern noch dazu von mütterlicher Seite her ein gut Theil französischen Blutes floß, oder seine gewaltige Willenskraft, die es ihm unmöglich machte, irgendwo oder wann nur beschaulich oder gar spielend mit einer Sache sich zu befassen. Alle drei Eigenschaften waren eben gleich stark entwickelt und erzeugten miteinander jene selbständige Kräftigkeit, welche den Grundzug seines Wesens bildete und ihn in so hervorragendem Maße zur Leitung ganzer Lebensgebiete und Menschenkreise befähigte. Vom berühmten Hengstenberg hat einst Professor Kahnis gesagt: „Er dachte mit dem Willen und er wollte mit dem Verstande.“ Etwas Aehnliches war auch bei Josenhans der Fall. Namentlich das Erstere kann auch von ihm gesagt werden. Wohl regte sich auch in ihm eine starke Neigung zu wissenschaftlicher Gedankenarbeit, ja zu abstrakter Spekulation, und auf der Universität hat er, seiner eigenen Aussage nach, geradezu eine gnostische Periode durchgemacht. Aber eben jener praktischen Richtung seines Willens auf konkrete Zwecke und Aufgaben in Verbindung mit dem von Gott ihm gewordenen Beruf ist es zuzuschreiben, daß er nicht der Philosoph oder Theologe, der er ohne Zweifel auch hätte werden können, sondern vor allem der große Seelsorger und Pädagog, Organisator und Regent geworden ist, als welchen wir alle ihn verehren. Er war eben ein Mann nicht der Theorie, sondern der That. Wie der selige Rathsherr Christ, von welchem Josenhans so treffend gesagt hat: „wir wurden regiert, ohne es zu wissen und zu merken,“ so war auch er selbst „kein Liebhaber des Unbestimmten und Allgemeinen, sondern verfolgte stets praktische Ziele.“

Das zeigte sich auch in seinen Reden, ja hier vielleicht am gewaltigsten. „Worte sind nicht der wahre Ausdruck der Gedanken, sondern meist nur ihr Sarg; der einzig wahre Ausdruck des Gedankens ist die That.“ So hat ein geistreicher ungarischer Politiker gesprochen. Aber des seligen Josenhans Worte waren Thaten. Von Rhetorik, von Schmuck, von Glänzenwollen war da nichts zu merken. Einerlei, ob er eine Andacht im Privatkreise oder eine Predigt in der Kirche hielt, ob er vom Katheder herab docirte oder beim Jahresfest den Bericht vortrug, am grünen Tisch sein Referat ablegte oder vor Tausenden in der Generalkonferenz seine Stimme

erhob, — stets hatte er ein ganz bestimmtes Ziel im Auge, das durch eben diese seine Rede erreicht werden sollte. Er wußte, was er wollte, und er wollte, was er wußte. Aber nicht nur das. In seinen Worten lag jedesmal so sehr die ganze Kraft seiner Persönlichkeit und die Autorität seines von Gott ihm übertragenen Berufes, daß jeder Zuhörer, ob er wollte oder nicht, es zu fühlen bekam: hier handelt es sich nicht um eine Rede, die einem gefällt oder auch nicht, der man je nach Belieben mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit zuhört, sondern um eine Macht, mit der man sich auseinandersetzen muß, um eine Macht, die auf einen eindringt und einen nicht losläßt, bis man sich für oder wider sie entschieden hat. Ich bin überzeugt, daß wenn irgendwo in unserer Zeit vom neutestamentlichen „Weissagen“ noch etwas zu spüren ist, dies bei ihm der Fall gewesen ist. Er war ein Prophet, und zwar ein Prophet der Gegenwart. Geschrieben hat er so gut wie nichts, und auch dies Wenige trägt ganz den oben bezeichneten Charakter.

Man glaube nun aber ja nicht, daß von diesem in's Große und Ganze hineinwirkenden Willen die Innigkeit der Empfindung und die liebende Theilnahme für den Einzelnen wäre verschlungen worden. Er war in höherem Grade liebebedürftig, als man bei einem so „starken Geiste“ hätte vermuthen sollen. Und wie reichlich hat er Liebe ausgetheilt! Mit welcher Geduld hat er sich auch Kleinigkeiten vortragen lassen und mit welchem Verständniß ist er auf alle möglichen Seelenlagen und Herzensbedürfnisse eingegangen. Wie freundlich hat er sich auch der Kinder angenommen. Wie zart — nicht zärtlich — ist er mit den um der Mission willen von ihren Eltern getrennten Mädchen und Knaben in den Missionskinderhäusern umgegangen; wie treulich hat er für sie gesorgt! Wie aufopfernd konnte er gegen seine Freunde sein, wie hingebend hat er z. B. den alten Zaremba gepflegt und auch in Zeiten des größten Arbeitsgedränges täglich nach dem Gelähmten, so viele Jahre lang auf seine Erlösung Harrenden gesehen. Wie treulich hat er die Missionswitwen und Invaliden auf dem Herzen getragen, und wie hat sich bei seiner indischen Visitation z. B. ein Weigle so innig freuen können nicht nur an des Inspektors „Genauigkeit, Strenge und Ungenirtheit“, sondern auch an seiner großen „Zartheit und Liebe“. Und zum Ueberfluß hören wir auch noch eine Stimme aus seinem engsten Familienkreis. An seinem Grabe hat sein Schwiegersohn, Pfarrer

Gutbrod, es bezeugt, was auch seine Kinder an dem Entschlafenen gehabt und was er ihnen gewesen. „Die Stunden, die er seinen Kindern widmen konnte", heißt es in diesem Nachruf, „waren freilich nur wie Brosamen, die von dem reich besetzten Tische seines amtlichen Wirkens fielen; aber in diesen spärlich zugemessenen Stunden war er auch ganz unser. Da war nichts Großes und nichts Kleines, das unser Herz bewegte, das er nicht auch auf sein Herz genommen hätte; keine unsrer Angelegenheiten war ihm zu unbedeutend, daß er ihr nicht seine volle Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt hätte. Und als er sein Amt niedergelegt und sich in die Stille zurückgezogen hatte, da war es sein ausgesprochener Wunsch und Wille, an seinen Kindern hereinzuholen, was er im Drange des Amtslebens an ihnen hatte versäumen müssen. Es kam dann freilich bald so, daß nicht sowohl er sich seinen Kindern widmen konnte, als vielmehr sie ihm und seiner Pflege leben mußten; aber auch in diesen Jahren stiller und immer stiller werdenden Duldens war er uns unaussprechlich viel. Wir fühlten und wußten, daß wir an dem gebrochenen Manne dennoch einen Halt und eine Stütze hatten, und wenn er auch nicht mehr viel redete, so wollte er doch um alles wissen, was seine Kinder und Enkel angieng, und es war offenbar, daß er alle ihre Anliegen in sich verarbeitete und auf treuem betendem Herzen trug. Es gieng eine Segenskraft von dem Plätzchen aus, auf welchem er stillesitzend seine Tage zu verbringen pflegte. Nun ist es leer, dieses Plätzchen, und er hat uns Waisen gelassen. Aber er hat uns auch als theures Vermächtniß den Glauben hinterlassen an den, der gesagt hat: Ich will euch nicht Waisen lassen.

„So leb denn wohl, lieber theurer Vater! Unser inniger, warmer Kindesdank folgt dir ins Grab und in die Ewigkeit nach, und der, der das Schreien der jungen Raben hört, wird auch dies kindliche Dankesrufen nicht verachten und wird dir alle Liebe und Treue vergelten, die du an uns bewiesen hast und die wir dir ja nicht vergelten können."

Diese Worte — das glauben wir sagen zu dürfen — sind nicht bloß den Angehörigen, sondern auch den vielen hunderten von Schülern und Zöglingen des Entschlafenen aus dem Herzen gesprochen. Wie hätte er bei allem Verstand und bei aller Willenskraft auch so Großes zu Stande bringen können, wenn es ihm an der Eigenschaft gefehlt hätte, von welcher der Apostel, mit dessen Geistesart unser Josen-

hans wohl am meisten Verwandtschaft hatte, gesagt hat: „Wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts!“

Doch damit sind wir von den natürlichen Gaben ja schon hinübergetreten auf den Boden der Gnade. Hier erst erschließt sich uns das Geheimniß seiner Kraft. Was er war, das war er durch Gottes Gnade. Gott für ihn, Gott mit ihm, Gott in ihm — damit ist alles erklärt. Er war ein Gottes-Mensch durch und durch, und das von früh auf, gerade wie Timotheus selbst, der ja der erste ist, der im Neuen Testament von Paulus mit jenem Ehrennamen genannt wird. Ueberhaupt wüßte ich keine Stelle der hl. Schrift, die besser den ganzen Mann charakterisiren würde, als eben den Schluß des ersten Timotheusbriefes, wo der Apostel seinem rechtschaffenen Sohne im Glauben, seinem geliebten Streitgenossen, der so ganz Eines Sinnes mit ihm war, die Worte zuruft: „Aber du, Gottes Mensch, fleuch solches (Irrlehre, Geiz u. s. f.); jage aber nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmuth; kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist und bekannt hast ein gut Bekenntniß vor vielen Zeugen. Ich gebiete dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht, und vor Christo Jesu, der unter Pontius Pilatus bezeuget hat ein gut Bekenntniß, daß du haltest das Gebot ohne Flecken, untadelig, bis auf die Erscheinung unsers Herrn Jesu Christi, welche wird zeigen zu seiner Zeit der Selige und allein Gewaltige, der König aller Könige und Herr aller Herren, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnet in einem Licht, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann; dem sei Ehre und ewiges Reich. Amen.“

Diesen Gott fürchtete Josenhans, an diesen Herrn glaubte er, und für dieses Reich lebte er.

Die Furcht Gottes war ein Grundzug seines Wesens. Daraus floß jener heilige Ernst, womit er seine und der ihm anvertrauten Seelen Seligkeit zu schaffen suchte, daraus jene rücksichtslose Strenge, womit er jede Gesetzesübertretung strafte, daraus auch jener Geist der Zucht, womit er bis in's kleinste und äußerlichste hinein eben nicht sich selbst oder einer fixen Idee, sondern einzig und allein dem Gott der Ordnung zu dienen entschlossen war. In diesem Dienste sich

oder andern das Kreuz zu ersparen, möglichst alle Kollisionen zu vermeiden — war nicht seine Sache. „Wer zu seinem Vater oder zu seiner Mutter spricht: ich sehe ihn nicht, und seine Brüder nicht kennet, und von seinen Söhnen nicht weiß; sondern halten Deine Rede und bewahren Deinen Bund: die werden Jakob Deine Rechte lehren und Jsrael Dein Gesetz.“ So hat einst Mose zu den Kindern Levi gesprochen, und ein Levit in diesem Sinne ist unser Josenhans gewesen vor vielen seiner Brüder. Wer selbst noch unter dem Gesetz stand, dem erschien dieser, wenn man so will, alttestamentliche Zug (vergl. übrigens Luk. 14, 26) als ein Stück Gesetzlichkeit; wer aber mit ihm hindurchgedrungen war zur seligen Freiheit der Kinder Gottes, der empfand auch seine Strenge als Liebe und insbesondere die Rücksichtslosigkeit, womit er Sünden aufzudecken und die Wahrheit zu sagen sich nie scheute, als eine Wohlthat.

Und das führt uns auf den zweiten Grundzug seines christlichen Charakters. Wir meinen den Geist des Glaubens, von dem jede Faser seines Wesens durchdrungen, geheiligt, veredelt und verklärt war. Seine Gottesfurcht bezog sich nicht auf einen fernen Gott, sondern auf den, in welchem wir leben, weben und sind, auf den, der in Christus Jesus uns so nahe gekommen, daß er unser Fleisch und Blut angenommen hat. An den Unsichtbaren wußte er sich zu halten, als sähe er ihn. Wenn Josenhans betete, so fühlte man sich in die Gegenwart Gottes versetzt. Da war alles Realität, von leeren Worten und angelernten Phrasen keine Spur. Aber nicht nur an einen lebendigen, gegenwärtigen, Gebet erhörenden Gott hat er geglaubt, sondern ebenso entschieden auch an eine bis in's Einzelnste gehende Vorsehung, ja an eine ewige Vorherbestimmung dieses Gottes für jeden Menschen in Beziehung auf Geburt, Stand Lebensstellung und Beruf. „Was kann der Bruder N. dafür,“ sagte er einmal zu uns, „daß sein Vater ein Doktor der Medizin ist? Und was kann ich dafür, daß ich der Sohn eines Kaufmanns bin? Und doch wäre ich ein ganz anderer Mensch, wenn ich das nicht wäre. Und was hat die Maria dazu beigetragen, daß sie die Mutter des Herrn wurde? So giebt es eine absolute Gnadenwahl in Bezug auf das, was ein Mensch werden und thun soll. Der eine ist zum Reformator und der andere zum Schuhmacher geboren und kann auch nichts daran ändern. Jhr alle habt nichts dazu gethan, daß ihr Missionare werdet. Aber eben deshalb ist auch das Seligwerden ganz

unabhängig vom äußern Beruf. Es kann einer Großes ausrichten in der Hand Gottes und für das Reich Gottes, dabei aber selbst verloren gehen. So ist auch Missionar werden und selig werden ein himmelweiter Unterschied. Maria ist auch nicht selig geworden, weil sie die Mutter Jesu war, sondern allein weil sie Buße gethan und geglaubt hat."

Mit diesen letzten Worten hat Josenhans selbst gesagt, was auch seines Christenthums Kern und Stern, seines Herzens Trost und Kraft war. Gab ihm jener Vorsehungsglaube den festen Halt für sein äußeres Berufswirken, die unumstößliche Gewißheit, daß er sein Amt von Gott empfangen habe, die Kraft zur standhaftesten Ausdauer und den Muth zu den kühnsten Entschließungen, vor denen er nach der ihm von Natur eigenen Aengstlichkeit sonst hundertmal hätte zurückbeben müssen, so ruhte doch sein inneres Leben noch auf einer ganz anderen Grundlage. „Mir ist Erbarmung widerfahren" — das war der Felsengrund, auf dem sein Glaube stand. Die freie Gnade Gottes in Jesu Christo für alle, alle Menschen hat keiner unserer Zeitgenossen, nach meinem Gefühl auch ein Blumhardt und ein Moody nicht, so großartig, so ergreifend und so schriftmäßig zu verkünden vermocht wie unser Josenhans. Wie hat er die Aufgeblasenen niederschmettern können, wenn er ihnen ihre Sünden vorhielt; aber wie hat er auch die zerschlagenen Herzen zu trösten und ihnen den Gekreuzigten vor die Augen zu malen gewußt. Als ich in einer Zeit großer Niedergeschlagenheit ihn bat, mit mir zu beten, da hat er zwar nicht mit mir gebetet; aber er hat mir das: „O drückten Jesu Todesmienen sich meinem Sinn auf ewig ein, o möchte stündlich sein Versühnen in meinem Herzen kräftig sein" so tief eindringlich vorgehalten und mich dabei so angeblickt, daß es mir unvergeßlich ist. Seine Bibelstunden über den Römerbrief anzuhören war eine Lust, um welche mancher Studiosus und mancher Professor uns Missionszöglinge hätte beneiden können. Wenn er von Buße, Bekehrung, Rechtfertigung, Wiedergeburt und Heiligung redete, so meinte man einen Paulus oder einen Luther zu hören. Da war jedes Wort aus der tiefsten, eigensten Erfahrung und zugleich aus dem lauteren, vollen Quell des Schriftganzen geschöpft, so daß wenn man vielleicht eben noch gestaunt hatte über die kühne Subjektivität seiner Lehrweise, man im nächsten Augenblick von der strengen Objektivität derselben sich überzeugen konnte. Beides war

eben eins geworden bei ihm. Daher diese Freiheit in der Gebundenheit und diese Gebundenheit in der Freiheit.

Aus dem gleichen paulinischen Glauben an den Gott, der in Christo die Gottlosen gerecht macht, ist denn auch, wie beim Apostel selbst, sein Missionsdrang und sein weltumfassender Reichsgottesstandpunkt hervorgewachsen. Selbst gerettet, fühlte er sich als Schuldner aller noch Ungeretteten. Daß jeder Begnadigte ein Missionar sei, war ihm selbstverständlich. So feind er aller methodistischen Treiberei und Erweckungsmacherei war, konnte er doch selbst an ganz junge Leute die Frage richten: „Wen oder wieviele hast du schon bekehrt?“ und dann betonen, daß wer noch keinen anderen zum Herrn geführt habe, eigentlich nicht Missionar werden könne. Alle Bekehrten aber sah er an nicht als Angehörige dieser oder jener Sonderkirche, sondern als Reichsgenossen. Von einer Geringschätzung des Landeskirchenthums war dabei keine Rede. Gegen alles Dissententhum war er vielmehr mißtrauisch. Selbst eine neue Kirche gründen oder überhaupt — etwa mit Hilfe der „Missionsgemeinde“ — etwas wie Kirchenpolitik treiben zu wollen, fiel ihm nicht ein. Auch ein Allianzmann war er nicht. Das ganze moderne Vereinswesen war ihm nicht sympathisch. Sein geisterprüfender Scharfblick durchschaute instinktmäßig die Oberflächlichkeit und die Wurzellosigkeit der meisten Gründungen dieser Art. Was er selbst wohl wünschte und erhoffte, das geht aus der Antwort hervor, welche er in seiner Missionswissenschaft auf die Frage nach dem Subjekt der Missionsthätigkeit zu geben pflegte: „Es ist die ihres Unterschiedes vom Reich Gottes und ihrer Verpflichtung zur Arbeit am Reich sich bewußte Gemeinde gläubiger Christen, die, in den bestehenden Kirchen lebend, einer Organisation zu einer neuen Kirche harrt und ihrer künftigen Vereinigung mit sicherer Hand von dem Herrn entgegengeführt wird.“ Gar oft hat ihm aber die Uneinigkeit der Missionsfreunde diesen Ausblick getrübt, und je schmerzlicher die Erfahrungen waren, welche er in dieser Beziehung zu machen bekam, desto stärker betonte er es auch in seinem Unterricht, daß im letzten Grunde eben doch Christus der Herr der alleinige Träger und das Haupt aller Mission, ja insbesondere auch der Basler Mission sei. Wie er trotz seines über alle Konfessionen und Theilkirchen erhabenen Reichsgottesstandpunktes für seine Person doch ein treuer Sohn seiner württembergischen Landeskirche bleiben wollte und allen künstlichen Unionsversuchen feind war,

so bewahrte er auch bis an's Ende einen wahrhaft rührenden Patriotismus für die Basler Mission. Wer ihn von dieser mit einer Wärme und Begeisterung reden hörte, welche fast den Schein erweckte, als gehe ihm das Reich Gottes in dieser speziellen Gesellschaft auf, der mochte wohl, wenn er sonst nicht viel von Josenhans wußte oder gehört hatte, mit dem Eindruck davongehen: das ist ein beschränkter Fanatiker, ein engherziger Schwärmer! Aber „der Herr kennt die Eitelkeit der Leute, die keine contradictoria kombiniren können": gerade weil seine Begeisterung für das Reich Gottes kein Fanatismus war, deßwegen blieb er ein nüchterner Kirchenmann, und gerade weil sein Missionsdrang keine ungesunde Schwärmerei war, deßwegen stellte er sich so rückhaltlos in den Dienst dieser Einen Gesellschaft. Es war das ein Stück seiner wahrhaft heiligen Einseitigkeit, welche „still und unerschlafft im kleinsten Punkt die höchste Kraft" sammelte. Die Basler Mission war ihm die Mission eines wissenschaftlich erleuchteten, kirchlich gesinnten Pietismus, und sie hiezu immer mehr zu machen, darauf war all sein Streben und Arbeiten gerichtet. Wie er selbst ein wissenschaftlich erleuchteter, wahrhaft kirchlich gesinnter Pietist war, so wollte er, daß auch alle seine Schüler, Missionare und Mitarbeiter diesem Ideal immer näher kommen möchten. Wer mit dem Ursprung und der Entwickelungsgeschichte unserer Gesellschaft auch nur ein wenig bekannt ist, wird zugeben müssen, daß Josenhans seine Aufgabe richtig gefaßt hat und daß eben deßwegen auch wir ein Recht hatten zu sagen: nur in dem Maße werde die Basler Mission das bleiben, was sie ist, als der Geist ihres großen Inspektors auch ihr Geist bleibt. Möge derselbe in zwiefachem Maße auf uns alle kommen und insbesondere auch auf dem ruhen, den der sterbende Josenhans wenige Tage vor seinem Ende noch als seinen Nachfolger hat begrüßen und — segnen dürfen!

2. Kurzer Lebensabriß.*)

Joseph Friedrich Josenhans wurde geboren am 9. Februar 1812 als eilftes Kind seiner Eltern, dem später noch acht Geschwister nachfolgten. Der Vater war Kaufmann und gehörte einer alten, rechtschaffenen und kräftigen Bürgerfamilie in Leonberg an. Die Mutter, eine geborene Haller, stammte aus einem Stuttgarter Haus. Und hier wurde, als das Leonberger Elternpaar zu einem Familienfest nach Stuttgart gekommen und die Mutter unversehens von ihrem Stündlein überrascht worden war, unser Joseph geboren. Während der Vater noch bei der Hochzeitsgesellschaft saß, wurde das Kindlein hereingetragen und ihm auf die Arme gelegt.

Es waren treue, starke Vaterarme, die fortan das Kindlein trugen und vor allem dem Heiland im Himmel darbrachten. Aber auch die Mutter, eine lebhafte, leicht bewegliche und überaus thatkräftige Frau, ließ es an der Zucht und Vermahnung zum Herrn nicht fehlen. Es war ein seltenes Haus, in welchem der Junge heranwuchs. Außer seinen Eltern bewohnte dasselbe auch noch der Bürgermeister Hoffmann, der Gründer und erste Vorsteher der Gemeinde Kornthal, mit seiner ebenfalls zahlreichen Familie. Beide waren Pietistenhäupter. In ihrem Hause wurde die Stunde gehalten. Dort hatte auch das Missionsleben einen seiner bedeutendsten Herde in Württemberg. Schon 1816 war in Leonberg ein Hilfsverein für Basel gestiftet worden, als dessen Vertreter in den ältesten Berichten eben der „Bürgermeister Hoffmann" und der „Kaufmann Josenhans" erscheinen. Jeder von beiden sollte hernachmals einen seiner Söhne als Missionsinspektor nach Basel ziehen sehen. „Unsere Väter haben uns zu Missionsleuten erzogen" haben wir Josenhans in spätern Jahren mehr als einmal sagen hören. Auch den Einfluß seiner Mutter hat er nicht unterschätzt, es aber doch bei Gelegenheit mit Nachdruck gesagt: „Die Väter sind's, nicht die Mütter", durch welche Missionare erzogen werden. „Ich weiß wohl noch", erzählte er einmal, „wie eine Anzahl Männer, ein Strumpfweber, ein Stricker, zwei Kübler und so ein paar andere Männer jeden Samstag Abend

*) Nach den bisher erschienenen Nekrologen und Grabreden, nach Briefen und eigenen Erinnerungen unter Benutzung des uns freundlichst zur Verfügung gestellten Manuskriptes zur Februar-Nummer des „Heidenboten". Die Grabreden sind bei J. F. Steinkopf in Stuttgart erschienen und auch in der Missionsbuchhandlung in Basel zu haben.

nach dem Nachtessen zu meinem Vater gekommen sind; wie diese Männer nach Tisch hereintraten und sich an der Wand aufstellten, bis mein Vater vom Essen aufstand, ein Licht ansteckte und mit den Männern in ein hinteres Zimmer gieng und Samstag für Samstag mit ihnen um das Kommen des Reichs, für die Mission gebetet hat; und wie das Erscheinen dieser Männer, ob ich gleich nie mitgebetet habe, und das Bewußtsein: diese Greise gehen in das hintere Zimmer und beten für Stadt und Land und alle Welt — wie dies mich mit gewaltigen Banden an den Wagen des Herrn gebunden hat, oder ich will sagen: an den Herrn und seine Sache." „Und ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren," ermuthigte er in der Kriegszeit von 1866, „zu welcher Aufrichtung es unsern Vätern gereichte, wenn sie daran gedachten, daß unsre Missionsanstalt mitten in den Kriegszuständen gegründet worden sei."

Zum Lehrer hatte der Knabe hauptsächlich den nachmaligen Professor Klumpp, der damals Präceptor in Leonberg war. Drei Jahre hintereinander mußte er nach damaliger Sitte das „Landexamen" machen, bis er im Herbst 1825 in das Seminar B l a u- b e u r e n aufgenommen wurde. Hier waren Reuß, Baur und Kern seine Lehrer. Hier kamen aber auch die im Elternhause empfangenen Eindrücke zur Reife und es trat bei dem Sechszehnjährigen der entscheidende Wendepunkt ein, welchen er später selbst als seine „E r- w e c k u n g" bezeichnet hat. Hier kam ihm auch zum erstenmal das kurz vorher von Dr. Barth gegründete Calwer Missionsblatt in die Hände und eben damit ein entschiedener Missionstrieb in's Herz. Auf die vierjährige Seminarzeit folgte dann das fünfjährige Studium auf der Universität T ü b i n g e n.

„Als J o s e n h a n s im Oktober 1829 hier einzog," so erzählt uns sein nur um zwei Jahre jüngerer Zeitgenosse Dr. G u n d e r t, „da wußte er wie wenige Studenten ganz genau, was er wollte. Sein Herzensanliegen war, Jesum Christum zu verkündigen, wie er ihn schon als Seminarist in Blaubeuren kennen gelernt hatte. Er studirte gründlich die hl. Schrift, zwar nicht ausschließlich; vielmehr unterzog er sich treulich a l l e n vorgeschriebenen Studien; aber doch blieb die B i b e l seine wichtigste Beschäftigung. Sich im Lernen zu konzentriren, kostete ihn keine Anstrengung; bei allem, was er vornahm, war er mit g a n z e r Seele. Zugleich stärkte er sich im Umgang mit gläubigen Lehrern, besonders den Repetenten W. Hofacker

und Kapff, und mit allerhand Laienbrüdern in der Stadt. Mit Freuden bestieg er die Kanzel, sobald er dazu berufen wurde; doch gieng es selten ohne Zittern und innern Kampf ab, dann folgte sicher ein gewichtiges, durchschlagendes Zeugniß für seinen Herrn.*) Und wo er sonst Gelegenheit fand, seinen Glauben zu bekennen, da that er es mit ganzer Kraft. Er wollte nichts Anderes sein als ein Pietist; aber einer, der seinem Herrn keine Schande mache. Wenn er dann die Zielscheibe des jugendlichen Spotts und Witzelns wurde, wie öfters an der langen Tafel des Stifts, nahm er den ihm hingeworfenen Handschuh mannhaft auf und ließ sich nie auf einer Schwäche ertappen. Kameraden konnten von ihm sagen: „Der ist auf den Mann dressirt". Mit großem Ernst suchte er die gläubigen Studenten zusammen zu halten und warb unter den noch unentschiedenen. Ihm hauptsächlich dankten die christlich angeregten Stiftler die Erlaubniß, sich auf einem Zimmer, dem hochgelegenen Luginsland, zusammen anzusiedeln, um den Tag mit gemeinschaftlicher Andacht zu beginnen und zu schließen. Das Ephorat hatte aber ausbedungen, daß auch ein Student von andrer Richtung bei den Pietisten zu wohnen habe. Das geschah, doch gleich am ersten, der ihnen so beigesellt wurde, durfte Josenhans bald eine Umwandlung erleben. Im Jahre 1833 suchte auch ich Bekanntschaft mit den Pietisten und wohnte deren Erbauungsstunden an; da hat mich keiner so gefördert wie unser Josenhans, der auf die Bedürfnisse jedes einzelnen freundlich eingieng, aber auch von jedem einen ganzen Entschluß und unerbittliche Konsequenz forderte. Für die Heidenmission wurde regelmäßig gesammelt und gebetet; der Gedanke ans Missionarwerden bewegte ihn mehrfach. Mit besonderer Liebe widmete er sich einer Anzahl von Kindern, denen er regelmäßige Bibelstunden hielt und die er alle auf priesterlichem Herzen trug. So war er schon als Student ein Zeuge Christi und Seelsorger im Kleinen.

*) In diese Zeit gehört wohl folgende Reminiscenz, die wir Zöglinge einmal bei der Predigtübung zu hören bekamen: „Ich kenne viele Liederverse auswendig; aber nie kann ich in einer Predigt einen citiren in Folge einer Idiosynkrasie. Als ich in Tübingen vor Studenten und Professoren einmal stecken blieb in einem Liedervers, da mußte ich in meiner Angst die vergessene Strophe selbst hinzudichten und seitdem ist mir die Lust zu solchen Citaten vergangen. Ebenso zittere ich bei jedem Abendmahl, das ich austheile, weil einmal eine vornehme blinde Dame, der es schwer war, vorsichtig beizukommen, von mir mit dem Wein ganz überschüttet wurde."

„Während seines letzten Halbjahres war ich sein Nachbar auf Luginsland und wurde sehr vertraut mit ihm. Innere Kämpfe blieben ihm nicht erspart, er hat aber kaum je einen andern um Hilfe angegangen, nur verriethen sie sich durch seine erregte Art; was ihn im Innersten ergriff, drückte sich in seiner ganzen Erscheinung aus; das hat er dann durchgefochten mit hastigem Auf- und Abgehen im langen Korridor, oder im Schlafzimmer auf den Knieen liegend. An den glaubigen Professoren Steudel und Schmid hing er mit großer Achtung und Liebe; wenn es sich aber um die einfältige Schriftwahrheit handelte, beugte er sich unter keine Autorität. Er hat damals zu Steudel's Dogmatik das Register gefertigt, was oft zu Disputen mit dem ehrwürdigen Verfasser führte. Dem konnte er z. B. sagen: „Nein, unglaubig möchte ich Ihre Fassung dieser Lehre (von der Versöhnung) nicht nennen, sie ist immerhin noch glaubiger ausgefallen, als ich erwartet hatte.

„Während seines Examens war seine Seele durch den Tod eines Schwagers und mehrere einschneidende Fragen tief bewegt. Da war er denn ordentlich erschrocken, als das Ergebniß der Prüfung ihm den zweiten Platz unter 36 Examinirten zutheilte. Am 22. September 1834 verließ er die Universität. Wir saßen noch um ihn in einem Kämmerlein des Gasthofs, von welchem er um Mitternacht abfahren sollte; da las er uns aus den Abschiedsreden im Evangelium Johannis, sprach über seine Kinderstunden, die er an uns vertheilte, und wie den jungen Herzen am besten beizukommen sei (er legte da großen Nachdruck auf die Taufe). Dann beteten wir, er zuletzt, tief gebeugt durch den Rückblick auf die fünf Jahre, die so vieler Vergebung bedürfen. Endlich nahmen wir Abschied. Es war ein Lugisländer „von andrer Richtung“ zugegen, der im Blick auf allerhand Reibungen Josenhans bat, „nur immer das Beste von ihm (R.) zu denken.“ J.: „Das ist meine Pflicht gegen Jeden.“ — R.: „Im Grunde wollen wir doch beide das Nämliche, wenn auch vieles verschieden scheint.“ — J.: „Es ist nur Ein Weg.“ — R.: „Um Vergebung, nur Ein Ziel.“ — J.: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ — R.: „Nun, ich bitte dich, mich in gutem Andenken zu behalten.“ — J.: „Und ich bitte dich, daß du den Herrn Jesum lieb gewinnst.“ Wir Uebrige hatten ihm beim Händereichen noch

mancherlei zu sagen. Er ließ uns nicht ausreden, sondern sagte: „Wir wollen alles auf den Herrn werfen.“ Darauf übernahm er unsre Zeche, zündete uns die Treppe hinab, und als wir uns nochmals die Hände gaben, sprach er fest: „Also, wir wollen glauben und beten.“ Uns schien er kein Student mehr, sondern ein ganzer Mann, ein entschlossener, geharnischter und kampfgeübter Knecht seines Königs.

„Bald hörten wir wieder von ihm. Er war in die Privaterziehungsanstalt in Stetten eingetreten, zugleich mit seinem Freund Schlager; sie sollten dort das christliche Element vertreten neben dem schon länger eingebürgerten liberalen burschenschaftlichen Element.*) Bald nach Neujahr 1835 wurde in Tübingen stark geschimpft über den Fanatiker Josenhans, der in Stetten eine Revolution zuwege gebracht habe. So gefährlich war das nicht gewesen. Er hatte dort gefunden, daß er noch viel Demuth, Geduld und Sanftmuth zu lernen habe; so nach und nach aber dringe er durch, wenn er zuerst nachgegeben habe. Nun aber steigerte sich die Reibung zwischen den beiden Elementen. Am 31. December 1834 predigte Josenhans mit aller seiner Kraft; die andern Lehrer aber behalten ihre Buben auf bis 12 Uhr, und dann entsteht nach unruhigen Stunden ein wildes, rohes Jubelgeschrei. Darüber kam's zu unumwundenen Erklärungen. Die Folge war, daß die Vorsteher Josenhans Recht gaben und die Entlassung, welche die anders gesinnten Lehrer begehrten, diesen gewährten. Natürlich mußte er nun ein hochmüthiger, unbescheidener Fanatiker heißen. „Hätten sie nur auch ein wenig nachgegeben“, meinte Josenhans, „so wäre ich nicht so weit gegangen; nun aber mußte es gehen oder brechen. Im Einzelnen mag ich gefehlt haben, im Ganzen gewiß nicht. Als unerfahrener jüngerer Mann anderen gegenüber wußte ich den Ausgang nicht zu berechnen; aber ich stand in der Sache nicht ohne Gebet und mit fester Entschiedenheit. Darum mag man's so oder so besehen, dies gilt mir gleich; der liebe Gott weiß auch von der Sache und bis jetzt hat die Krisis nur gute Wirkung gehabt.“

---

*) Im Sept. 1834 schrieb F. Oehler aus Basel nach Tübingen an Gundert: „Unserem lieben, nach Stetten verkauften Bruder Joseph meinen Bruderkuß und Segenswunsch für peracta et speranda“.

Einige Briefe aus dieser Zeit sind so charakteristisch, daß wir wenigstens etliche Proben daraus hier mittheilen wollen.

18. Januar 1835: „..... Wir bleiben also, aber nur wenn christliche Männer kommen. Ich habe von meinem Vater gemessenen Befehl, sogleich aufzubrechen, wenn die Sache keine andere Wendung nehmen will..... Ungeachtet aller Stürme stehe ich doch noch hier, und der Herr sättigt mich so sehr mit Gnade, daß ich ungeachtet vieler Noth doch keinen Augenblick bereut habe, hierher gegangen zu sein ....." „Meine Seele frohlockt, daß ein Bollwerk gefallen ist, wenn ich auch weiß, daß eine Festung zu erobern ist"..... „Bin ich hier fertig, so fängt es dort an. Gott aber sei Dank, Einer lebt, der ist groß in meiner Schwachheit. Ich weiß nichts zu rühmen, denn ich habe nur Kampf und Not; aber den Gott preise ich, der mich erhält. Mein Leben geht immer noch ganz in meiner Berufsthätigkeit auf. Doch der Herr geht vor uns her und macht Bahn, deß freut sich meine Seele." „..... Man muß, du Lieber, den Herrn haben. Das Leben ist greulich ernst im guten und im schlimmen Sinn. Gewiß! — ohne mir ein besonderes Heldenthum anmaßen zu wollen — der Student lebt leichtsinnig und weiß vom Schwersten nichts; im Beruf merkt man, wie wenig Leben aus Gott man hat. Darum laß den Erzkritiker und Genossen des Verklägers von Anfang nur eure Wunden aufreißen; will er sie aber nicht verbinden oder kann er's nicht, so schlage ihn dergestalt auf's Haupt, daß er dahin geht, wohin er gehört. Es wird eine Zeit kommen, da ihm seine Kritik noch viel wird zu schaffen machen, und ob sie ihm nicht vergolten wird auf's Haupt. Auch Simei darf oft schelten"..... „Ich erfahre, wie wenig ich gelernt habe, wie meine theologische Wissenschaftlichkeit so gar nichts frommt; denn was mir gefällt und allein genügt, das ist erst unfruchtbar für meinen Beruf. Ich erfahre, wie wenig Thätigkeit von Natur ich habe, Lehrer zu sein, wie des Herrn Segen allein meine Thätigkeit erfolgreich macht. Ich erkenne, wie ich in Tübingen in eine wissenschaftliche Ueberspanntheit verfiel und erst wieder den empirischen Standpunkt gewinnen muß, auf dem sich im Leben etwas Solides arbeiten läßt. Im Ganzen bin ich aber freudiger, lebhafter und ruhiger als in Tübingen; das praktische Leben schlägt mir gar wohl zu. Die letzten Zeiten haben mich zwar gemüthlich und körperlich erschüttert, aber auch das wird zum Besten sich kehren müssen. Eins aber ist es, über das ich klage, daß das Leben etwas oberflächlicher geworden ist und etwas weniger in die Tiefe geht. Es ist dies vielleicht ein gutes Gegengift gegen meinen früheren Gnosticismus."

14. November 1834: „Ich denke immer gern an mein liebes Tübingen zurück, wo ich eigentlich erst angefangen habe zu leben; aber mehr Demuth hätte ich haben sollen, Sanftmuth und Geduld.

Hier habe ich alle Gelegenheit, das zu lernen. Doch danke ich dem Herrn, daß er sich zu uns bekennt und uns, wie es scheint, auch Gnade finden läßt vor unsern Herrn Vorstehern. Aber das will ich Dir sagen: ich dringe immer erst durch, wenn ich nachgegeben habe. So will's auch, wie ich merke, der Herr, damit wir dabei nicht uns suchen, sondern den Herrn."

22. Juni 1835: „Das Tübinger Zusammenleben bleibt eine immerwährende liebliche Erinnerung ..... Jede Lebensperiode hat ihre schöne Seite, aber nirgends steht es so in unsrer Hand, alles sich selbst zuzueignen, besonders den Freunden zu leben..... Wäre auf den Vollgenuß und übermäßigen Genuß nicht die Sattheit zur Strafe gesetzt und diese Plage wie ein ägyptisches Wahrzeichen über die Universitäten ausgegossen, so wäre dort gut sein. Aber es ist ein sattes, herzleeres, verfluchtes Volk um die meisten Studenten, denn Gott widersteht den Hoffärtigen. Lieber! gehet aus von ihnen, rühret kein Unreines an! Zion wird erbauet aus weißen Marmorsteinen, klar und hell; seine Straßen sind mit Gold gedeckt. Kaufet Gold! Doch Lieber, ich meine schon wieder mich nach Herzenslust mit dir ergehen zu können in den Palmenwäldern und an den klaren Strömen des Paradieses, dessen Zukunft wir doch nur im Herzen tragen, und muß schon wieder abbrechen."

Am 24. Februar 1835 schreibt er dem gleichen Freund, er möchte die Brüder eine Weile bei sich versammeln und ihnen sagen, „daß ich sie herzlich, herzlich grüßen lasse und ihnen einen Gruß vom himmlischen Vater erbitte, der über uns seine Augen offen hat":

„Lieber! Unser Herr ist wahrhaftiger Gott und ewiges Leben. Wer das nicht glaubt, nicht erfahren hat, weiß nicht was es heißt, und wenn man es gekostet hat, so hat man doch noch nicht die Fülle genossen. In Gott ist eine unergründliche Liebe und Barmherzigkeit; aber alles ist verborgen und Geheimniß dem, der keinen vollen Zug nimmt. Jedem geschieht nach seinem Glauben. O! so glaubet, ihr Lieben und habet den Herrn Jesum lieb..... Lieber! Der Herr will nichts bei Euch holen, um reich zu werden; o glaubet nur das nicht so oft; er will bringen, überschütten mit Gaben. Thut mit mir einen rechten, vollen, großen Griff in die Schatzkammer des Ewigreichen! Wohlan, säumet nicht! — Das zum Gruß. Es ist so ein Stück aus meiner Erfahrung. Das bewegt mich der Zeit, ich wollte Euch grüßen mit dem Herrn, und es ist wahr, was ich schreibe, Ihr mögt's glauben oder nicht. Es ist wahr, sage ich. Nun Du, G.! — da liegt Dein letzter Brief vor mir. Ich verstehe ihn, aber was soll ich sagen? Du zappelst. Ja! ja! bist Du in des Herren Netz oder am Hamen des Satans? Dann zapple! Bist Du vom Herrn angefaßt, so halte Dich ruhig. Laß Dir das Sprüchlein

gesagt sein: Nehmet auf euch mein Joch, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denke, mein Lieber, es hat nicht Noth, der Herr lebt; aber laß Dir auch das Sprüchlein gefallen: Was nichts ist vor der Welt, das hat Gott erwählet. Zähle nicht Poet, Senior, Klavierspieler, Stundenhälter, sondern sei einfältig, kindlich, wahrhaftig vor Gott und Menschen."

Der nächste Brief ist vom 4. April 1835. Josenhans hatte gehört, daß sein Freund einen Ruf nach Ostindien erhalten habe, theils als Lehrer für die Söhne des englischen Freimissionars Groves, theils als dessen Gehilfe in der Missionsarbeit. Hierauf schreibt nun Josenhans ihm eine Reihe von Bedenken.

1) Der Ruf an sich wäre mir nicht zuwider, wenn ich ihn für einen göttlichen erkennte; aber einige Punkte muß ich Dir zu bedenken geben. Er ist veranlaßt durch eine Aeußerung von Dir, die Du vielleicht nicht an einen Basler hättest thun sollen. Wenn Du Missionstrieb hattest, wie ihn jeder christliche Theologe haben wird, so mußtest Du Dich hüten, es einem Basler zu äußern, die darauf hineinfallen. Ist jene Aeußerung ganz ohne die entfernteste und geheimste Absicht gethan?

2) Ist O. (jener „Basler"), so lieb er ist, mit dem Vorschlagen seiner Freunde viel zu freigebig. Bedenke das!

3) Bist Du ebenso geneigt, auf ein stilles, unscheinbares Vikariat zu gehen? Freund, ich weiß, daß in uns jungen Leuten eine Neigung zum Außerordentlichen liegt. Meine Berufung nach Stetten hat mir viel klar gemacht. Das Vikariatsleben erscheint uns zu klein. Wir haben wenig Trieb, im Stillen, mit Warten und Geduld, im Gehorsam gegen Vorgesetzte zu wirken und ergreifen gern solche außerordentliche Dinge. Nimm Dich vor Dir selbst in Acht. Ich rede aus Erfahrung; jetzt erst weiß ich, daß mein Beruf das Predigtamt ist und zwar ein geringes. Haltet euch herunter zu den Niedrigen.

4) Ich bin ganz gegen den Dienst bei Privaten. Man ist viel freier im Kirchendienst, und persönliche Freiheit ist etwas werth. Ich habe das erfahren!

5) Reizt Dich nicht die Lust, die Welt zu sehen? Traue Dir nicht.

6) Gehst Du nach Kalkutta, so wirst Du des kirchlichen Geleises so entwöhnt, daß Du auf eine vaterländische Stellung für immer verzichten mußt. In unseren Kirchen darf man nimmer missionärmäßig wirken. Dein Dissenter bringt Dir, ohne daß er es will und Du es merkst, seine Grundsätze bei, wenigstens theilweise.

7) Begieb Dich lieber in den Dienst einer Missions-Gesellschaft und werde selbständiger Sendbote.

8) Laß Dich, wenn Du nach Basel kommst, nicht berücken, anschwatzen; bleib fest, unabhängig. Glaube nicht, wenn man Dir den Groves noch so gut schildert; Du mußt selbst sehen. Glaube nicht, Du lernest einen Mann in 4—8 Wochen kennen! So giengst Du auf's Ungewisse.

9) Wie viel bleibt Dir Zeit zum Missioniren? zum Arbeiten? Was sollen Deine zwei englischen Zöglinge Deine beste Kraft verzehren?!

„Diese einzelnen Punkte, wie ich sie hier in Eile unordentlich hingeworfen, sind meine und Schlager's Bedenken. Ueberdenke und lege sie Dir zurecht. Besonders aber bitte ich Dich, traue Dir selbst nicht. O Lieber, in Tübingen ist man über seinen Beruf oft ungewiß, bloß weil man im Hochmuth oder in der Ungeduld die statarischen Formen der Kirche verachtet, eine freiere Bahn sucht, am Praktischen, am Leben unter Bauern als Vikar, unter dem Druck des Pfarrhauses kein Freude hat. Dafür waren wir nie so begeistert, wie für etwas Anderes, Außerordentliches. Darum thue langsam, täusche Dich nicht, sei demüthig, suche nichts Besonderes. Später Mehreres!"

Als dann einige Monate später allen Bedenken zum Trotz, aber wahrlich nicht im Leichtsinn, jener Freund doch nach Indien gieng, da hat niemand ihm ein herzlicheres: „Ziehe hin in Gottes Namen!" zugerufen, als unser Josenhans. Aber wie ernst, wie väterlich ist doch auch dieser Abschiedsbrief gehalten! Nur am Schluß bricht ein klein wenig Humor durch.

„Wohlan! ziehe im Glauben, getragen von der Erbarmung Gottes, reich gemacht durch den Geist des Friedens und der Freude; gedenke aber auch schon jetzt, daß Tage der Prüfung und Bewährung kommen, wo wir geläutert werden im Ofen der Trübsal und in der Hitze der Anfechtung. Habe guten Muth, der Herr ist bei Dir; aber meine es ganz mit ihm; er will ein g a n z e s Herz, das los sei nicht nur äußerlich, sondern im Grund der Seele von der Eitelkeit und der Bosheit, von sich selbst.

„Wer nicht von Neuem geboren wird aus Wasser und Geist, kann nicht ins Reich Gottes kommen; in Indien, in Tübingen, in Stetten ist dies überall gleiche Wahrheit; es muß sein. Und Lieber! Es ist eine neue Geburt, voll Schmerzen; aber ist der Glaube geboren, so ist eitel Freude. Sieh, so erbitte ich mir ein Herz, das nicht hängt an Theologie oder Philosophie, Predigtamt oder Erziehersberuf, ein Herz, das nichts selbst wissen will, sondern gegen die eigene Ansicht und Ueberzeugung im Namen des Herrn folgt und gehorsam wird, ein Herz, das nicht Menschen-Lob und

Ehre, nicht Ruhe, nicht Freude, nicht Lieblingsgeschäfte sucht, sondern den Willen und Preis des Herrn, des Nächsten Rettung und Heil. Einen gedemüthigten Geist, mit der theuren Gabe aufopfernder Liebe, dabei einen Mund, der zu reden weiß in der Kraft, eine Zunge, die kein Argwohn und Ueberdruß, kein Spott und kein Undank, kein Mißverstand und kein Widerstand aufhält, Wahrheit, klare, baare, ganze Wahrheit zu sagen. Einen Fleiß im Beruf, unermüdete Hände zu helfen, Willigkeit, Knechtesdienste zu thun, der Geringsten Diener zu sein.

„O Vater der Gnade! Herr, unser Heiland und Gott, wiedergebäre uns aus dem hl. Geist der Wahrheit und der Kraft. Zeige deine göttliche Liebesmacht. Zeuch mein Herz zu dir, daß es in Liebe aufthaue und auch Hände ausstrecke zu helfen.

„Sieh, Lieber! das sind Herzensgedanken, unter den demüthigenden Erfahrungen meines Berufslebens ausgeboren, die vor Gott laut werden, wie ein Feuer in meiner Seele brennen, die mein Leben ernster machen als je. Es ist Freude im Reich Gottes; aber in der Freude des Friedens ist die unaustilgbare gewaltige Sehnsucht nach der Freiheit des völligen Mannesalters. Ich habe mehr Ruhe als früher, weil ich mehr Glauben empfange; aber doch bannt mich oft die Ungewißheit meines Standes, die Macht des inneren unbenennbaren Bedürfnisses schließt mir den Mund, bis der Herr dem Bedürfniß den Namen gibt und mir den Mund öffnet zur Bitte. Nun preise ich den Herrn, daß mir gegeben ist zu wissen, ich müsse von Neuem geboren werden. Und siehe, die Vorboten kommen, daß das Heil kommt, denn ich w e i ß, daß Jesus lebt und ich soll auch leben.

„Was Du von Euren Kinder- und Spitalstunden sagst, freut mich. Indessen haltet viel. aber nicht zu viel darauf, ich meine von ihren Wirkungen. Hier erfahre ich, wie man lange so studentenmäßig an Junge und Alte hinreden kann und sie nicken freundlich zu und wird doch nur wenig w a h r e s L e b e n. Packet fest und hauet tief ein, mit aller Energie und allem Eifer und Ernst e r b e t e n e r und geheiligter Liebe, redet deutsch mit Kindern und Alten, dann gehts.

„Eure Versammlung, die auch unsere ist, verlasset nicht, nehmt ihr Gehenden zuvor noch einen Anlauf und füllet einander mit Gütern. G l a u b e t an den Herrn Jesum Christ, den A u f e r s t a n d e n e n, das sage Dir so lange vor, bis Du einen tiefen Trunk gethan aus diesem ewigen Gnaden-Quell. — Alle Brüder grüße, drücke ihnen die Hand in meinem Namen und der Herr sehe dazu und sage Amen zu den Grüßen und Segenswünschen. Christus lebe in Euch, er werde erkannt, geglaubt, erfahren und lebendig gespürt unter Euch. — Selig seid Ihr! Fleisch und Blut offenbarte das Euch nicht. Niemand kann Christum einen Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist. Denket aber, ihr habet auch den heiligen Geist. — Darin liegt große Kraft, wer das weiß.

„Strauß! Habe auch hineingesehen. Er ist's leibhaftig. Darum, wer Beruf hat, der schlage an; wer nicht, darf schweigend vorübergehen; der Herr wird reden. Er gebe einem einen Feuergeist in den Mund, der ein Feuer anzünde und alle die Stoppeln verbrenne, die in Tübingen die klare Aussicht auf den Himmel rauben. Es wird einmal ein großes Feuer geben, wenn eine Universität wieder in Masse Buße thut. — Das Reich Gottes kommt!

„Seh ich Dich noch? — Wie sollte ich nicht, wenn Du nicht arg böse bist. Nach Kalkutta gehen und einen nimmer sehen? Ich denke, Du solltest doch auch nasse Augen von mir fortnehmen, wenn's auch Niemand sieht."

Soweit diese Briefe aus Stetten. Mit voller Deutlichkeit lassen sie bereits im Dreiundzwanzigjährigen den gereiften Mann, ja den späteren Erzieher und Leiter der Missionare erkennen. Selbst die Handschrift dieser Briefe ist fast genau die gleiche, wie die des Inspektors.

Für die Anstalt in Stetten war inzwischen in Strebel der rechte Vorsteher gefunden. Unter ihm diente Josenhans noch etwa ein Jahr. Auf Ostern 1836 hätte er als Lehrer in's Missionshaus nach Basel kommen sollen, wahrscheinlich als Nachfolger Ch. Blumhardt's. Im August 1835 schreibt sein Freund F. Oehler, der einst auch durch Josenhans in den Kreis der „Brüder" in Tübingen war eingeführt worden, an Gundert hierüber: „Ich danke dem Herrn, wenn er mir ihn zuführt. Josenhans ist fest, ich eigensinnig; wir werden uns viel aneinander reiben im kollegialischen Wirken, wenn nicht die Gebetsgemeinschaft, auf die ich es aber von der ersten Stunde an antragen will, uns durchhilft. Ja, sie muß helfen." Woran dieser Plan gescheitert ist, wissen wir nicht. Soviel ist gewiß, daß Josenhans 1836 nicht nach Basel gieng, sondern eine längere Studienreise antrat, die ihn namentlich durch Norddeutschland, z. B. auch nach Bremen führte, ihm eine Reihe der werthvollsten Bekanntschaften und auch in wissenschaftlicher Beziehung bedeutende Förderung eintrug. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er von der Oberkirchenbehörde nach Backnang geschickt, um für den schwer erkrankten Helfer Oettinger zu vikariren und nach dessen Beförderung auf ein Diakonat der Stadt Stuttgart als Amtsverweser zu fungiren. Mit Oettinger, dem späteren Prälaten, ist er denn auch bis zu dessen Heimgang in treuer Freundschaft verbunden geblieben. Ein Sohn

desselben wurde 1865 Lehrer im Missionshaus und stand dann von 1867 an zehn Jahre lang als Sekretär dem Inspektor zur Seite.

Aber noch eine viel bedeutungsvollere Verbindung wurde hier geknüpft, indem Josenhans in Maria Geß, der Tochter des damaligen Dekans von Backnang, seine spätere Gattin kennen lernte. Im September 1838 fand die Verlobung statt, nachdem Josenhans bereits als Repetent nach Tübingen übergesiedelt war, wo er ein Jahr lang blieb und in seiner gewohnten einschneidenden Weise wirkte. Bald kam es auch hier, wie einst in Stetten, zu einer „Revolution", d. h. zu einem Zusammenstoß zwischen ihm und den Trägern des Stiftsgeistes, der noch lange in den Tübinger Traditionen fortgelebt hat. Als nämlich das gesammte Lehrerkollegium sammt den Inspektoren der Anstalt den Exceß eines Studenten nicht nach der Strenge des Gesetzes bestrafen wollte, da legte Josenhans, der einzige gegen eine Schaar von 120 Mann, Protest ein. Die Sache kam bis vor die Oberbehörde in Stuttgart und seine Gegner sammt deren Vorgesetzten erhielten von dort aus eine Rüge.

Es lebte in ihm schon damals ein hohes Gefühl von der Autorität des göttlichen Rechts und der Ordnung, die er zu vertreten hatte. Und mit der klaren, resoluten, freudigen Gewißheit des Gnadenstandes, mit der er schon in sein theologisches Studium eingetreten war, mit dem unentwegten Glaubensgeist, der ihn noch mehr als Mann charakterisirte, wirkte er von 1839 an nun auch in Winnenden. Hier war nämlich um jene Zeit die Stelle eines Oberhelfers und zugleich eines Seelsorgers an der Irrenanstalt Winnenthal durch die Berufung Wilhelm Hoffmann's zum Missionsinspektor nach Basel erledigt worden, und das Konsistorium sandte den Repetenten Josenhans zunächst als Amtsverweser auf diesen schwierigen Posten. Schon im Anfang des Jahres 1840 wurde ihm derselbe definitiv übertragen, und am 3. März konnte er seine Braut als Gattin heimführen. Sie ist in 41jähriger Ehe unter viel Kreuz mit treuer Liebe ihrem Manne zur Seite gestanden und hat im Stillen manches Opfer für die Mission gebracht, namentlich in den Jahren 1851—52, da sie um den in Indien weilenden Gatten bangte. Ihr stilles eingezogenes Wesen und ihre große Kränklichkeit hielten sie meist verborgen vor der Außenwelt. Doch haben nicht nur die Verwandten, sondern auch manche Missionshausbewohner und Missionsfreunde, die ihr näher treten durften, gewußt, was sie

an ihr hatten. Von den 8 Kindern, 3 Söhnen und 5 Töchtern, die aus dieser Ehe hervorgiengen, sind zwei schon im zarten Alter gestorben. Am tiefsten aber wurden die Herzen der Eltern verwundet und gebeugt durch die für dieses Leben aussichtslose geistige Umnachtung ihres ältesten Sohnes Albrecht, auf den sie so große Hoffnungen gesetzt hatten. Eine Tochter wurde die Gattin des Pfarrers Gutbrod, der in den Jahren 1865—68 als Lehrer im Missionshaus der Familie nahegetreten war. Die drei andern Töchter leben jetzt allein in Leonberg, nachdem sie zuerst die geliebte Mutter († September 1881) und dann auch den Vater bis an's Ende mit Aufbietung ihrer Kräfte verpflegt. Der jüngste Sohn, dem wir einen großen Theil dieser Mittheilungen verdanken, steht als Pfarrer in Unterriexingen.

Doch zurück nach Winnenden, wo Josenhans in reichem Segen, aber auch unter manchen Schwierigkeiten und Leiden 9 Jahre lang sein verantwortungvolles Doppelamt verwaltet hat. Namentlich der Umgang mit dem geistvollen Dr. Zeller und die Erfahrungen, die er durch die Seelsorge an den Irren machte, sind für seine innere Entwickelung von großer Bedeutung gewesen. Seine Ansichten über die Sünde, über die Wechselwirkung von Geist und Leib, über Freiheit und Gebundenheit des Willens, über Krankheit und Gesundheit, über den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, über die Solidarität der Schuld und des Leidens der ganzen Menschheit, über die Gewalt des Namens Jesu gegenüber den finsteren Mächten und so manches andere wurden hier vertieft und praktisch zugespitzt. „So vielen Zweifelnden, Angefochtenen, innerlich Zerrissenen gegenüber, deren Geistesatmosphäre für den geistig Gesundesten eine ungemein entnervende ist, war es keine Kleinigkeit, die Glaubenszuversicht zu behaupten. Aber sie gab den Kranken dann auch einen mächtigen Halt und wirkte in Verbindung mit seiner aus innigem Herzen kommenden Liebe unter ihnen wohlthuend, beruhigend und aufrichtend. Da konnte er namentlich auch — noch ehe das vom seligen Blumhardt in weiteren Kreisen bekannt wurde — die Privatabsolution mit Handauflegung anwenden. Erstmals wurde er dazu gebracht durch die dringende Bitte einer Kranken, die nicht ruhte, bis er sie ihr gewährte. Eine Menge von Verbindungen für Zeit und Ewigkeit hat er hier angeknüpft." (Reiff.)

Sehr oft kam Josenhans später auf die Erfahrungen zu sprechen, welche er in der Irrenanstalt in Winnenthal und überhaupt in Winnenden gemacht. Da habe er z.B. gelernt, was es heiße, sich freuen mit den Freuenden und weinen mit den Weinenden, auf die verschiedensten Stimmungen eingehen, alles mit fühlen, mit tragen und durchkämpfen. Falle es einem Pfarrer schon nicht leicht, bald an einer Hochzeit, bald an einem Leichenbegängniß jedesmal mit innerer Herzensbetheiligung seines Amtes zu warten, so sei es noch viel schwerer, den Bedürfnissen dieser Irren gerecht zu werden, jetzt mit einem Rasenden, gleich darauf mit einem Schwermüthigen, dann wieder mit einem halb Blödsinnigen reden zu müssen.

Einmal habe er in der Anstalt über das Sonntagsevangelium gepredigt und gleich darauf in der Stadtkirche, da ihm zur Ausarbeitung der zweiten Rede die Zeit gefehlt habe, die gleiche Predigt noch einmal halten wollen. In der Kirche aber habe er den Oekonomen der Anstalt erblickt und sich vor diesem so geschämt, daß er statt sein Vorhaben auszuführen, eine neue Predigt über den gleichen Text extemporirt habe. So gelte es, schlagfertig sein.

Eines Tages sei ein Mann in sein Zimmer gekommen, habe sich wie ein Wahnsinniger geberdet, sei um ihn herumgelaufen und habe wiederholt gesagt, er sei verloren in Ewigkeit. Da habe er ihn nach seinem Namen gefragt und sei dann wie niedergedonnert gewesen, als der Fremde sich ihm zu erkennen gegeben. Es war ein weit und breit bekannter Stundenhälter, durch den schon manche Seele zum Heiland bekehrt worden und der vielen ein Segen gewesen. Dieser Mann also war in schwere Sünden gefallen und stand jetzt am Rande der Verzweiflung. Da habe er, Josenhans, nach einem kurzen Schrei seines Herzens zu Gott die Freudigkeit gewonnen, ihm zu sagen: „Sie gehen nicht verloren in Ewigkeit; aber ihr Fleisch wird zu Grunde gehen, und gesund werden Sie nicht mehr werden!“ Dies als Illustration zu 1 Kor. 5, wo Paulus den Ehebrecher zum Verderben des Fleisches dem Satan übergiebt.

Oefters betonte es Josenhans, daß mit der Begnadigung die leiblichen und seelischen Folgen der Sünde nicht weggewischt seien, daß namentlich geschlechtliche Sünden oft ein lebenslängliches Siechthum zur Folge haben. Ergreifend war es, ihn von einem Zimmer der Irrenanstalt erzählen zu hören, das außer dem Seelsorger und den Aerzten kein Mensch betreten durfte. „Da saßen sechs Männer,

die durch Fleischessünden sich selbst ruinirt hatten; und wenn man vorher an eine Hölle nicht geglaubt, so mußte man es doch bei ihrem Anblick; denn sie waren nur noch Fleischklumpen ohne eine Spur von Geist, daß es ein Entsetzen war. Durch Nachgiebigkeit gegen die Fleischeslust geräth man in eine Sphäre hinein, wo man nach Leib, Seele und Geist eben durchaus sein eigener Herr nicht ist, sondern thun muß, nicht was man will, sondern was man gezwungen ist zu thun. Die geschlechtliche Gemeinschaft ist von Gott geordnet und darum auch die geschlechtliche Liebe, aber nur in der Ehe, weshalb auch alle Verirrung auf diesem Gebiet verboten wird mit den Worten: du sollst nicht ehebrechen. Wer das übertritt in irgend einer Gestalt, der hat an sich selbst und seiner Ehe die Folgen unausbleiblich zu tragen." *)

Jahrelang war übrigens Josenhans während seiner Winnender Zeit schwer leidend; namentlich hatte er eine Reihe von Schleimfieberanfällen, die ihn sehr schwächten. Einmal sagte er uns im Rückblick auf diese Zeit: „Beim Predigen kommt es nicht auf die Kraft und Energie an, mit welcher wir reden, sondern auf die Demüthigung des eigenen Herzens und auf Gottes Gnade. Als ich in Winnenden vier Jahre lang so krank und schwach war, daß ich nur zur Kirche das Bett verließ und auf der Kanzel sitzen mußte, da habe ich am meisten zu Stande gebracht, wie Paulus in seinen Ketten."

Auf die Stürme des Jahres 1848, die auch ihn persönlich in Gefahr brachten, kam er einmal in einer Bibelstunde über Röm. 16, 1—4 in folgender Weise zu sprechen:

„Wenn Paulus von Aquila und Priscilla sagt, sie hätten ihre Hälser für ihn dargegeben, so verstehe ich das. Denn als im Jahr 1848 einige Männer des Ortes, wo ich Prediger war, mich tödten wollten, da sind einige andere zusammengetreten und haben mir das

---

*) Weiter sagte Josenhans bei dieser Gelegenheit zu uns Missionszöglingen: „Wer Missionar werden will, der prüfe sich wohl, ob er im Stande ist, die furchtbaren Versuchungen der heidnischen Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit auszuhalten. Missionare, die schon 25 Jahre draußen gearbeitet, haben noch darüber geklagt, wie furchtbar sie darunter zu leiden haben. Dieser und jener ist sogar selbst daran zu Fall gekommen. Und nicht nur auf uns selber, sondern auch auf andere sollen wir Acht haben. Wer von einem andern nicht erkennen kann, ob er zum Missionar taugt oder nicht, der kann selbst nicht Missionar sein."

Leben gerettet. Und ein andermal wollten sie mich um einer Predigt willen öffentlich zu Schanden machen. Da ist eine einfache Frau, an deren Haus ich oft vorbei gegangen war, ohne daß ich ihr etwas Besonderes zugetraut hätte, mit männlichem Muth aufgetreten und hat die ganze Sache verhindert."

In Winnenden hat er auch (1845) sein einziges Buch für den Druck geschrieben. Es sind biblische Betrachtungen über „Die Herrlichkeit Jesu Christi, des Sohnes Gottes," „Gedenkblätter, welche an seine mündlichen Vorträge mehr erinnern, als sie wiedergeben" sollten. „So sorgfältig ich mich auf meine öffentlichen Vorträge, insbesondere die vor der kranken Gemeinde, vorzubereiten pflege" — heißt es im Vorwort — „ist es mir doch nicht gegeben, sie im eigentlichen Sinne vorher auszuarbeiten. Reden und Schreiben sind für mich zwei wesentlich verschiedene Dinge, die sich zu einander verhalten, wie die Kanzel und der Schreibtisch oder, noch besser, wie die Gemeinde und den einzelnen Zuhörer sehen und nicht sehen. Zu dem kommt, daß die Eigenthümlichkeit einer kranken Gemeinde die volle Unabhängigkeit des Predigers von seiner Vorbereitung erfordert, indem die Anwesenheit eines einzigen Kranken zu einer Aenderung des ursprünglichen Planes nöthigen kann. Um so mehr Genuß gewährt es mir und um so mehr Gewinn habe ich davon, wenn ich je und je einen bereits gehaltenen Vortrag nachträglich niederschreibe oder einen in demselben ausgesprochenen Gedanken weiter verfolge und ausführe." Er will in diesem Buch (248 Seiten) „die innere Herrlichkeit des Eingebornen schildern und der Gläubigen persönliches Verhältniß zum Heilande darlegen." Seit geraumer Zeit sei gerade diese Seite des Evangeliums in den Vordergrund seines Denkens und Wirkens getreten; er habe deßwegen auch lediglich nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand den Titel des Buches als das Panier nehme, das er mitaufzuwerfen sich gedrungen fühle, so wenig Herrlichkeit auch das Bild der Zeit noch habe, das er von Christus zu entwerfen im Stande sei.

Diese Worte können zugleich als Ueberschrift dienen für den nun folgenden wichtigsten Abschnitt seines Lebens, für die Zeit seiner Thätigkeit als Missionsinspektor in Basel. Hier hat er jenes Panier erst recht hoch gehalten und sich immer ausschließlicher auf das Eine, das man Zinzendorfisch seine Passion nennen könnte, die Verherrlichung des Namens Jesu Christi, concen-

trirt. Wie sehr ihn auch oft nach mehr Ruhe, nach mehr Zeit zu stiller Sammlung verlangte, wie gern er auch die Entwicklung der Theologie, der Philosophie, der Erd- und Völkerkunde weiter verfolgte, dies Eine war ihm doch das Wesentliche, und dagegen mußten selbst alle Anforderungen, die an den Gatten und Familienvater ergiengen, in den Hintergrund treten. Mit großer Freude war er denn auch sofort bereit, als im Frühling 1849 der Ruf nach Basel an ihn gelangte, sein Vaterland und seine Freundschaft zu verlassen und in den Missionsdienst einzutreten, von dem er selbst später bezeugt hat: „wer in der Mission steht, der muß eben in das Leben der Mission sich hineinfinden; die Mission bildet ihn um, bis er hineingewachsen ist, und wenn er nicht hinein will, so wirft sie ihn auf die Seite."

Im Herbst 1848 hatte der vielseitige Inspektor Hoffmann um seine Entlassung gebeten: „die Zeit seiner kräftigen Arbeit sei zu Ende." Die Kommittee wollte ihn halten; aber soviel war klar, daß der durch fortgesetzte Anstrengungen abgearbeitete und durch den Tod seiner ersten Gattin (1847) tiefgebeugte Mann, nachdem er ein langwieriges und schweres Krankenlager durchgemacht, nicht länger dem ganzen Amt gewachsen sei. So wurde nach langem vergeblichen Suchen und Fragen Josenhans berufen, um zunächst als Mitarbeiter seines nur um sechs Jahre älteren Freundes — er selbst war damals 37 Jahre alt — ihm an die Seite zu treten. Am 17. März 1849 trat er sein Amt an. Die Geschäfte sollten so getheilt werden, daß Hoffmann die Vertretung der Gesellschaft als solcher, sowohl in der Heimat als auf den Missionsstationen, nebst der Herausgabe des Missions-Magazins und seinem bisherigen Antheil am Unterricht der Zöglinge beibehalten, Josenhans aber die „Vorsteherschaft der Missionsschule nebst der damit zusammenhängenden Korrespondenz und die Haushaltung übernehmen sollte." Für letztere wurde ihm seine Schwester, die verwitwete Frau Pfarrer Hager, an die Seite gestellt. Doch Hoffmann ließ sich nicht mehr lange halten, er nahm einen Ruf als Ephorus des theologischen Stifts in Tübingen an, und somit lag nun das ganze Amt auf den Schultern unseres Josenhans, für den damit eine 30jährige Zeit fast ununterbrochener, angestrengtester, vielverzweigter Thätigkeit begann. Am 1. Mai 1850 referierte er zum ersten Mal als Inspektor in der Kommittee. Er hatte wiederholt gebeten, ihn in seiner

bisherigen untergeordneten Stellung zu belassen, „theils weil er sich als Lehrer und Seelsorger der Zöglinge einen seinen Wünschen und Bedürfnissen, wie seinen Kräften vollkommen entsprechenden Wirkungskreis eröffnet sah, theils weil er befürchtete, den beständigen Kämpfen und Anfechtungen, welche die Vertretung der Gesellschaft in der Heimat und die Leitung der Stationen in der Heidenwelt mit sich bringt, körperlich und gemütlich nicht für lange gewachsen zu sein. Daß er schon seine Erfahrungen in der Mission gemacht hatte, zeigen die Worte, die er in jenem Jahr in der Generalkonferenz sprach: „Jeder auch starke Geist wird in der Mission zerbrochen und die Glaubenskraft, die einem Missionsmann aus den Augen leuchtet, ist vielleicht eben hiedurch entstanden. Denn das Amt hebt uns alle Tage und wirft uns alle Tage wieder in den Staub.“ Mit diesem Bewußtsein hat er dasselbe im Glauben übernommen. Daß er sich hiebei aber auch getragen wußte von vielen Brüdern, das sieht man z. B. aus einer Aeußerung in der Generalkonferenz 1854: „Als ich mich heute fragte: was willst du der Missionsgemeinde sagen? da traten vor meine Seele alle die Gnadenführungen des Herrn von den Tagen meiner Jugend an, und nun, da ich vor Ihnen stehe, da sitzen sie um mich her die redenden Zeugen dieser Gnade. Hier zu meiner Linken sitzt der theure Mann (Dr. Barth, † in Calw 1862), der Hausfreund meiner Eltern schon in den Tagen meiner Kindheit. Neben ihm sitzt der liebe Pfarrer Werner († in Fellbach 1872), einer meiner Lehrer im niedern Seminar, der Zeuge meiner Erweckung. Da zur Rechten der theure Prälat Kapff, welcher im Verein mit dem sel. Wilhelm Hofacker mein treuer Berather auf der Universität wurde. Hier unser lieber Ostertag, welcher auf der Universität den ersten Freundesgang mit mir machte. Dort Herr Direktor Strebel († in Roßwag 1883), der mit mir vor Jahren eine in Unglauben versunkene Anstalt reformieren half, und dort oben ein Mann aus meiner Gemeinde Winnenden, der mir 10 Jahre lang mit Rat und Tat kräftig und treu zur Seite stand. Als sie so nach einander vor meine Seele traten, da ward ich mächtig getröstet; mir war, als ob ich mich an einen Eichbaum lehnte, um auszuruhen mitten im tobenden Sturme.“

„Kaum war Josenhans in das volle Amt eingetreten, als er das Bedürfnis empfand, wenigstens Ein Missionsfeld durch eigene Anschauung gründlich kennen zu lernen. Er wählte das indische als das

bedeutendste, wo auch seine Einwirkung am nöthigsten war. Zu dieser Visitationsreise hat er sich in Leonberg (1851) durch den sel. Kapff einsegnen lassen und vielfache Fürbitte in Anspruch genommen. Er gieng hinaus, gegürtet zu allerhand Kämpfen, vorab entschlossen, eine feste Ordnung zu schaffen. Wir Missionare" — so schreibt Dr. Gundert — „hatten bisher in die auswärts übliche Kolonialfreiheit uns eingelebt, da jeder auf seinem Posten arbeitete, was ihm zunächst lag, aber Keiner Autorität über den andern hatte; daraus hatten sich allerhand Mißstände ergeben. Das wurde nun anders; man mußte fühlen, daß eine feste Hand das Ruder ergriffen hatte, die von allen Unterordnung verlangte. Freilich trat er zunächst freundlich, Liebe bringend und Liebe weckend auf. Mit großer Freude wurde er allenthalben empfangen. Weiße und Schwarze kamen ihm voller Zutrauen entgegen und mit wahrer Brüderlichkeit trat er in die Hütten der Bekehrten, die zu fühlen bekamen, mit welcher Liebe er sie umfasse. Aber in erster Linie handelte es sich ums Organisieren des ausgedehnten Werkes. Da hatte ihm nun ein bejahrtes Kommitteemitglied beim Abschied den Rath gegeben, doch nur nicht der alten Verbindung mit seinen Jugendfreunden, dem Hermann Mögling und dessen Halbbruder Weigle und mir, zu viel Raum zu geben.*) So war denn das erste, was wir drei zu fühlen bekamen, daß er die alte Vertraulichkeit zurückdrängte und von jedem entschieden verlangte, man habe nicht hin- und herzureden, sondern zu parieren. Auf jeder Station, in jedem Bezirk wurden Konferenzen gehalten, um allen den Standpunkt klar zu machen, und dann wurden Aemter geschaffen, wodurch die Aufgaben sich so vertheilten, daß jeder um des Ganzen willen von der bisherigen Freiheit etwas drangeben mußte. Es kam vor, daß ein Bruder, dem ein Amt übertragen wurde, Anstand nahm, dasselbe im Sinn des Auftraggebers zu übernehmen: er fühle keinen Beruf, über anderen Brüdern zu schweben. Josenhans entgegnete scharf: ich bin bevoll-

*) Es war der alte Herr Socin, „dieser weise, freundliche und weitblickende, kräftige Rathsherr," der an den Inspektor herantrat, seine beiden Hände ergriff und zu ihm sagte: „Lieber Bruder, der Herr hat Sie lieb; glauben Sie das und halten Sie das fest; Er wird Sie nicht allein lassen; aber begeben Sie sich nicht in die Abhängigkeit von einem Missionar, auch nicht von einem Ihrer Freunde. Handeln Sie nicht nach Freundschaftsrücksichten, sondern lassen Sie Ihre Amtspflicht walten; der Herr wird Sie segnen."

mächtigt, jeden zu entlassen, der nicht gehorchen will; ich werde auch den entlassen, der nicht im Sinn der Kommittee regieren will. In solcher Weise, jedes Bedürfnis berücksichtigend, jeden Widerstand brechend, hat er also eine Organisation begründet und ausgebildet, feste Normen für alle Zweige des weitschichtigen Werkes geschaffen, in Basel sowohl als draußen in Indien, China und dem opferreichen Westafrika, wo seine treue Pflege der Mission zu unerwarteter Blüte und Frucht verhelfen sollte. Wenn auch hie und da etwas zu viel verordnet und regiert worden sein mag, bis es fast nötig gewesen wäre, daß immer ein Josenhans daſtände, um den ganzen Baum mit allen seinen Aesten und Zweiglein zu tragen, — das hat denn doch mit der Zeit ein jeder empfunden, daß es eine Wohlthat sei, in eine feste Ordnung eingereiht zu sein, und daß jedenfalls der Träger und Wärter des Ganzen sich selbst am meisten zumuthe, sich selbst am wenigsten schone."

Was nun die weitere Amtsthätigkeit des Inspektors betrifft, so könnte dieselbe einigermaßen vollständig und richtig nur von einem der Männer geschildert werden, die mit ihm Woche für Woche am grünen Tisch gesessen sind und alle Vorgänge in dem riesigen Missionshaushalt daheim und draußen bis in's Einzelne hinein durchberathen haben; denn eine Geschichte des Josenhans'schen Inspektorats wäre eine Geschichte der Basler Mission in den 30 Jahren seiner Amtsführung, und diese kann kaum einer schreiben, der nicht selbst sie mitgelebt hat.

Nur an das, was weltbekannt ist, wollen wir hier ganz kurz erinnern. Hatte Hoffmann die Basler Mission — so kann man mit Prälat Merz etwa sagen — aus der Enge in die Weite geführt, so hat Josenhans sie aus der Weite in die Schranke geführt. War Blumhardt Diplomat und Hoffmann Eroberer, so war Josenhans Gesetzgeber und Organisator.*) Er hat das Verhältniß der einzelnen

*) „Welch ein Beter er aber war, konnte man wohl am besten inne werden, wenn er die langen, vielbewegten und manchmal tiefeingreifenden Kommitteesitzungen, wie üblich, mit Gebet schloß. War der Selige immer darin bedeutend, wie er in denselben sein Referat gab und es rechtfertigte, so war doch wohl allen Mitgliedern der Missionskommittee das Eindrucksvollste, wenn er zuletzt im Gebet vor Gott stand und in den Richtungen, in welche hinaus die gefaßten Beschlüsse giengen, das Missionswerk ihm und seiner Gnade befahl. Und wie oft schwang sich sein Gebet darüber hinaus der Ewigkeit zu und gedachte des Kommens Christi und unseres dereinstigen Scheidens." (Reiff)

Missionare, Stationen und Missionsdistrikte zu einander wie auch zur Kommittee neu geordnet, Liturgie und Gemeindeordnung eingeführt, das Schulwesen stufenmäßig organisirt, die Erziehung eingeborner Prediger systematisch in die Hand genommen, Oekonomie, Handel und Industrie, überhaupt die Erziehung der Bekehrten zur Arbeit und ihre ökonomische Hebung oder Versorgung nach festen Grundsätzen geordnet, auch in der Heimat alles zu festem Abschluß und zur Koncentration gebracht, die Mission immer unabhängiger von allen Kirchen und Vereinen gestellt, die Kinderhäuser, Invaliden- und Witwenkasse gegründet, den durch Rathsherr Sarasin in's Leben gerufenen Halbbatzen-Kollekte-Verein mit organisirt und konsolidirt, dadurch also auch an der Organisation der Gaben mitgearbeitet, Reiseprediger in der Heimat angestellt, Konferenzen in's Leben gerufen, das neue Missionshaus gebaut (1860), in den Heidengemeinden eine Kirchensteuer eingeführt u. s. w. u. s. w. — das alles natürlich beauftragt, unterstützt und selbst kontrollirt von der leitenden Kommittee, deren Autorität er sehr hochstellte, namentlich uns Zöglingen und Missionaren gegenüber es stets betonend, daß auch er, wie wir, derselben einfach zu gehorchen hätte.

Und das führt uns nun auf diejenige Thätigkeit des Inspektors, welche wir für mindestens ebenso bedeutend halten als sein organisatorisches Wirken. Wir meinen die Erziehung der angehenden Missionare, deren etwa 700 durch seine Hände gegangen sind. Als Lehrer der Homiletik und der Missionswissenschaft hoffen wir in einem späteren Artikel ihn noch besonders schildern zu können. Hier fassen wir ihn einstweilen nur als Hausvater und Erzieher der Missionszöglinge in's Auge. Was hiebei sein Hauptziel war, mag man aus folgendem Passus seiner oben schon erwähnten Jubiläumsrede schließen. Er klagt dort, unsere Brüder in Indien und Afrika seien im Lauf der Jahre zu sehr zu Pastoren der Neubekehrten geworden, und fährt dann fort:

„Nun, ist das nicht schön, wenn man Frieden hat und lebt und arbeitet wie in der Heimat? O gewiß, wer wollte Kämpfe heraufbeschwören? Aber es ist einmal so, die Missionsleute stehen im Felde, sie sind Streiter und sie müssen etwas von Streitersinn und Heldenmut haben; ein Held aber wird oder bleibt man nicht in der Studierstube und im Pastoren- und Schulgeleise. Um etwas von Heldenmut zu erringen oder zu bewahren, muß der Mann sich

eben dem Tode weihen und als ein dem Tode Geweihter einhergehen. Wer das Leben nicht einsetzt für die Mission, der ist kein rechter Missionsmann. Das ist ein Wort nicht aus meinem Munde, sondern aus dem Munde des Herrn, und das ist das allernotwendigste und das allerschwerste Stück in der Erziehung der Missionare und das nötigste und schwerste Stück in der Leitung einer Mission, etwas von Heldenmut in den Geistern zu pflanzen und lebendig zu erhalten."

Völlige Darangabe des eigenen Willens, unweigerlicher Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Hintansetzen aller persönlichen Interessen hinter die Berufspflicht — um Christi willen — das war es, was er erreichen wollte. Vor allem mußte die Hausordnung gehalten werden. Darüber hat er selbst früh und spät gewacht. Wie oft ist er Morgens um fünf Uhr, mit einem Licht in der Hand, visitirend durch alle Schlafsäle geschritten, wie unvermuthet oft in den Klassenzimmern erschienen, ja wie oft noch Abends spät durch alle Räume gegangen, um sich zu überzeugen, daß die Nachtwächter ihre Pflicht gethan. Das Hauptmittel seiner Erziehung aber war die persönliche Einwirkung auf die Einzelnen, wie auf das Ganze. Dieselbe wurde geübt theils in den Andachten, Konferenzen, Lektionen, Missionsstunden und Examensreden, theils durch Einzelgespräche auf seinem Zimmer, in der Krankenstube oder bei irgend einer sich darbietenden Gelegenheit. Nicht selten mußten die Predigtübungen dazu dienen. Da wurde in den meisten Fällen eben nicht nur die Predigt, sondern der ganze Mann kritisirt, und das „vor allen". Theils unwillkürlich, theils und zumeist aber mit voller Absicht übte er auf seine Zöglinge, wenn er sie einmal in seine starke Hand nahm, tiefgehende, gewaltig umgestaltende Einwirkungen auf sie aus. „Er knetete sie gleichsam wie der Töpfer den Thon so recht durch und durch. Sein geübtes Kennerauge durchschaute einen Menschen in wenigen Minuten bis in's Innerste hinein, so weit ein Mensch das vermag. Aufgeblasene Leute konnte er mit einem Wort so demütigen, daß sie sich gerne in den hintersten Winkel verkrochen hätten. Umgekehrt aber konnte er auch mit großer Liebe die Seelen umfassen, ermuntern und heben."

Wie es bei Unterredungen und in Konferenzen dieser Art zugieng, das mögen einige zufällig herausgegriffene Beispiele wenigstens einigermaßen zur Anschauung bringen. Wir lassen dabei natürlich nur den Inspektor selbst reden:

„Ich beobachte alle Leute," sagte er einmal, „und sehe so scharf, daß ich weithin erkennen kann, was einer für ein Gesicht macht; und weil man bei den Geisteskranken fast nur auf solche äußere Zeichen über ihren Seelenzustand angewiesen ist, so weiß ich auch oft, was in einem Menschen vorgeht, wenn ich ihn nur ansehe, ohne daß er daran denkt, daß irgend jemand in der Welt ihn durchschaut. Auch macht man zur Bildung seines Urtheils nicht Schlüsse aus bloßen Einzelheiten, sondern man bekommt einen Gesammteindruck von der Person, und deren Eigenthümlichkeit verräth sich dann in allem. Bei dir, N. N., habe ich, als du einmal den Gesang dirigirtest, gesehen, wie dir das vom Kopf bis zu den Füßen wohlgethan hat, und schon in deiner Art den Hut aufzusetzen, zu reden und zu stehen, erkennt man dich. Ich brauche nicht andere zu fragen. Als A. B. sich einmal für seinen jungen Landsmann, den er unter seine Flügel genommen, bei mir verwenden wollte, da habe ich auch gezeigt, daß ich mich nicht beeinflussen lasse. Aber ich brauchte auch nur zu sagen: ‚Glaubst du wirklich, daß du das Recht hast, mit einer solchen Bitte vor mich zu kommen?' — Nein, sagte er, Herr Inspektor; ich habe selbst mein Unrecht schon gefühlt, entschuldigen Sie mich. A. B. hat ein feines Rechtsgefühl, und daß er kein Heuchler ist, das habe ich erst neulich gesehen, als er mir seine Sünden gebeichtet, die er sich doch nicht wird angedichtet haben, um mir etwas beichten zu können. Du, N.N., bist, so lange du im Hause bist, noch nie bei mir gewesen und hast mir noch nie dein Herz geöffnet. Wenn du glaubst, daß A.B. dich bei mir anschwärzt und daß dir damit geschadet worden sei, so hast du auch ein Mißtrauen gegen mich, daß ich dich bei mir anschwärzen lasse; und womit ich das verdient habe, weiß ich nicht. Und wenn du Monate lang einem Bruder mißtrauisch und feind sein, ihn nicht achten und nicht lieben kannst und später ihn, weil er dies und das gethan hat, verklagst, ohne vorher mit ihm selbst darüber zu reden, so ist das eine viel größere Sünde, als der Fehler, den jener sich hat zu Schulden kommen lassen. Und du, C., bist noch ein ganz stolzer Mensch und denkst viel zu hoch von dir. So lange du noch ein stiller Bruder im Hause warst, ist alles in Ordnung gewesen; sobald du aber deine Bestimmung nach Afrika erhalten hast, ist dir der Kamm geschwollen und du hast gemeint, ein Recht zu haben, jetzt ganz anders aufzutreten. Aber ich muß es dir sagen, was ich von dir denke. Es ist besser, ich sage es dir jetzt, so lange du noch hier bist, als daß ich es dir später aus irgend einer unangenehmen Veranlassung nach Afrika hinaus schreiben muß .... Du, N. N., als du noch ein junger Bruder warst und nicht viel wußtest, da war alles recht; bald aber hast du gemerkt, daß du Gaben hast und dann ist es vorbei gewesen!

„Daß ihr Lehrer und Unterricht habt, ist ein Segen und Geschenk von Gott. Wir werden das recht inne, wenn uns ein Lehrer

genommen wird. So benutzt denn, was Gott euch gegeben, und lernet von ihnen für Zeit und Ewigkeit. Vor allem aber lasset den burschikosen Ton nicht unter euch einreißen, da man den Lehrern sich so ferne als möglich stellt, da man eine Korporation für sich bildet, die nichts thut, als über ihre Lehrer zu Gerichte sitzen. Ja, sagt es demüthig und offen, wenn ihr glaubt, uns etwas sagen zu müssen;*) aber bleibet in der Aufrichtigkeit. Wenn dieses kindliche Verhältniß zwischen Lehrern und Brüdern uns abhanden kommt, dann ist unser Haus seines edelsten Gehaltes entleert. Ich bin es Gott und der Mission schuldig, es durchaus nicht zu dulden, daß ein Geist der Heimlichkeit und des Mißtrauens einreißt, und auch wir Lehrer müssen euch, ob ihr es hören wollt oder nicht, die Wahrheit von Herzen heraussagen. Dieses Haus gehört Ihm."

„Wir müssen einander die Wahrheit sagen, ob wir auch darüber verleumdet und verdammt werden. Ein Bruder in Indien schrieb zuerst, als man ihn wegen Aufhebung einer Anstalt, die 10 Jahre bestanden hatte, befragte, etwas ganz Günstiges, ein Vierteljahr später aber das gerade Gegentheil, und als die Kommittee zu wissen wünschte, was das zu bedeuten habe, da gestand er, daß er damals nicht den Muth gehabt, Alles zu sagen, weil er gefürchtet, die übrigen Brüder, die er wahrscheinlich hätte anklagen müssen, würden es wieder erfahren. Wer es nicht wagt, die Wahrheit zu sagen, der hat nicht nur keine Liebe und kein Zutrauen zu den Brüdern, sondern er ist überhaupt kein rechter Geistes- und Gottesmensch und am wenigsten ein Missionar. Als ich zum erstenmal auf einer Missionskonferenz in Frankfurt geredet hatte, da wurde von mehreren Seiten sehr freundlich und lieblich geantwortet, bis endlich Einer auftrat, um zu schmähen und zu lästern. Ich hatte die Besonnenheit, ihn zu fragen: Wie heißen Sie? und er schwieg. Aber ein Anderer stand auf und sagte: Der ist früher Missionszögling gewesen und unter Hoffmann entlassen worden! Das gehört zu den schmerzlichsten Erfahrungen, wenn man wegen seiner Handlungsweise im Amt geschmäht wird; aber man muß es auf sich nehmen und hat nur Gott Rechenschaft zu geben. Es hat auch unserer Mission noch nie einen wesentlichen Schaden gebracht, was von fortgeschickten Brüdern Schlechtes ist gesagt worden. In jeder lebendigen Christengemeinschaft kommen solche schmerzliche Ausscheidungen und Sichtungen vor, wie bei uns. Wehe dem, der denselben durch Verschweigen und Verdecken vorbeugen will!

*) Daß Josenhans sich wirklich auch sagen ließ, ja sich vor seinen Zöglingen demüthigte, dafür fehlt es nicht an Beispielen. Einmal hatte er den Portier — infolge eines Mißverständnisses — auf's heftigste gescholten und, da derselbe ohnehin längst hiezu reif war, sofort entlassen. Als dann einige Brüder ihm vorhielten, es schicke sich doch nicht für den Inspektor, so heftig zuzufahren, da bekannte er in einer Abendkonferenz sein Unrecht und seine Reue, was tiefen Eindruck machte.

„Ich bekenne, daß ich, um zu prüfen, ob einer aus Gott ist oder nicht, ob einer Missionar sein kann oder nicht, es darauf anlege, ihn furchtbar niederzuschmettern, damit offenbar werde, ob er Zucht zu ertragen vermag oder nicht. Mit Bruder NN., der jetzt in N. ist, habe ich es zur völligen Besserung gebracht. Er war träge und faul im Haus und als ich ihn in einer Homiletikstunde tadelte, war er ganz stolz und disputirte, obgleich durchaus nicht begabt, mit mir, und als ich ihn nachher zu mir rief und ihm sagte, er sei ein unverschämter, unverständiger Geselle, fieng er an zu räsonniren; ich aber schickte ihn fort und sagte, er solle sich besinnen. Nach 14 Tagen kam er wieder und war ein anderer Mensch! Bruder NN. pflegte so wüthend fleischlich eifernd zu predigen, daß ich ihn endlich zur Rede setzte, und ein ganzes Jahr hat er mir gezürnt, sich endlich aber doch gebeugt. Bei F. und J. ist es nicht gelungen, sondern es ist nur offenbar geworden, was in ihnen war. Früher oder später, an irgend einem Punkt muß es zur Entscheidung kommen, wie beim Verräther Judas, den der Herr auch lange getragen hat. Man mag meine Handlungsweise oft zu hart finden; aber ich handle so mit vollem Bewußtsein vor dem Herrn und fahre auf einen mit der ganzen Kraft meines Geistes los, ob er es aushalten kann ..... Ich bin mir bewußt, daß ich ein Mann bin und daß ich ein Christ bin ..... Ich bin dem Herrn verantwortlich für dies ganze Haus und die ganze Mission; da kann ich nicht nach meiner natürlichen Aengstlichkeit handeln, sondern muß heraus mit der Wahrheit und Zucht. Auch habe ich nicht nöthig, spioniren zu lassen oder Anschwärzungen anzunehmen. Ich bin ein selbständiger Mann."

Zu Röm. 13, 6: „Trotzdem daß ein Anstaltsvorsteher an seinen Untergebenen hinaufsehen kann, darf er sich die ihm gebührende Ehre nicht vorenthalten lassen. Ich habe bei meinem Eintritt ins Missionshaus an dem Gebetseifer, dem Fleiß und der gegenseitigen Liebe der Brüder hinaufgesehen, und ich thue das auch jetzt noch, obgleich manches anders geworden ist, so daß ich mehr neben draußen und nicht mehr so mitten unter den Brüdern drin stehe; — aber ich darf mir meine Ehre nicht nehmen lassen."

Zu Röm. 14, 21: „Es ist ganz gut und schön, sich selbst mäßigen und züchtigen, sich Entbehrungen und Uebungen auflegen, mit Einem Wort, recht fromm und heilig sein. Aber es kommt darauf an, ob man auch etwas für die Brüder thun oder um ihretwillen lassen kann, ob das Herz gebrochen und der Eigenwille getödtet ist. Wir verstehen es sehr gut, fromm zu sein, so lange wir *wollen* und ein *Interesse* dabei haben. Aber sobald es uns nicht mehr paßt, gilt die Frömmigkeit nichts mehr. Wir hatten einen sehr frommen Bruder im Haus, an dem ich selbst hinaufgesehen habe. Da geschah Folgendes: Ein Pfarrer im Kanton Aargau, dessen Frau schwer krank

darniederlag und der durch die Pflege sehr in Anspruch genommen war, bat um einen Missionsbruder, der für einige Zeit sein Vikar sein könne. Ich ließ jenen frommen Bruder kommen — die Vakanz stand gerade vor der Thür — weil ich dachte, der würde wohl noch am ehesten bereit sein, das schwere Opfer zu bringen. Aber er erklärte einfach: ‚Mein Reiseplan ist gemacht und ich kann ihn nicht mehr ändern!‘ Und dabei blieb's. Da schickte ich einen einfachen Bruder, der ganz und gar nicht im Rufe besonderer Frömmigkeit stand, — der gieng und hat sich dort den Tod geholt! Das war eine sehr merkwürdige Erfahrung.“

Doch genug dieser Erinnerungen. Wir müssen zum Schluß eilen, und würden nun hier am liebsten die Rede abdrucken, welche Inspektor Josenhans bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum (17. März 1874) gehalten, weil er dort sich am eingehendsten über seine ganze Thätigkeit ausgesprochen. Der Raum gestattet es nicht. Mit jenem Tage hatte seine Wirksamkeit im Missionshaus gewissermaßen ihren Höhepunkt erreicht.

Noch 5 Jahre führte der Jubilar sein Amt von da an fort; der schwerste Schlag, der ihn in dieser letzten Zeit traf, war der Tod des Rathsherrn Christ, mit dem er wie amtlich so auch persönlich auf's Innigste verbunden war. In derselben Sitzung im März 1849, in der über Josenhans' Berufung verhandelt wurde, war Rathsherr Christ zum Vicepräsidenten der Kommittee erwählt worden, und von 1854 bis zu seinem Tode 1877 war er Präsident der Gesellschaft. „Wäre unser lieber Herr Ratsherr nicht unser Präsident, wir wären nicht so weit als wir sind, man hat auch Beispiele von untergegangenen Missionen“, hatte Josenhans bei seinem Jubiläum geäußert. Noch 1 ½ Jahre arbeitete er weiter; dann ließ er sich nicht mehr halten. „Ich wäre gerne bis zu meinem Abschied von dieser Welt in meiner Stelle geblieben,“ schrieb er damals, und was das besagen will, zeigt ein Wort aus früherer Zeit: „es würde mir leichter zu sterben, als die Mission zu verlassen.“ — „Aber,“ so fährt er 1879 fort: „ich konnte mir nicht verhehlen, daß seit dem Tod unseres Präsidenten nicht bloß meine körperliche Kraft, sondern auch meine geistige Frische und gemütliche Tragkraft spürbar abzunehmen, ja rascher, als ich dies erwarten durfte, zu sinken beginne.“ Mit welchen Gedanken schaute er wohl auf die lange, reiche Zeit seines Wirkens zurück? In einem Schreiben an die Kommittee sagt

er, nachdem er die Bitte um seine Entlassung vorgebracht hat: „Ich thue es mit dem Bewußtsein, daß ich dem Herrn und der Mission nicht so gedient habe, wie ich hätte sollen, daß ich auch Ihnen durch meine persönliche Eigentümlichkeit viele Noth bereitet habe, und ebendeswegen mit der herzlichsten Bitte zum Herrn, daß er mir Gnade und Barmherzigkeit widerfahren lassen wolle um Jesu Christi willen, sowie mit der Bitte an Sie, daß Sie mir vergeben alles was ich gegen Sie gefehlt und gesündigt."

Nun kam die Zeit der Ruhe; sie wurde bald zu einer Schule des Leidens. Am 1. Juni 1879 vollzog er nach schwerem Abschied die Uebersiedlung nach Stuttgart, wo er bis zum Frühling 1884 als Missions-Invalide lebte, anfangs noch immer für die Mission thätig. Da traf ihn kurz vor dem Himmelfahrtsfest des Jahres 1881 ein erster Schlaganfall, der seine linke Seite lähmte und seinem Wirken ein Ziel setzte. Es begann für den arbeitgewohnten Mann eine Zeit des Stilllebens. Noch war sein Geist frisch, so daß er sich, wenn ihm auch das Wirken nach außen versagt blieb, doch in angenehmer Weise beschäftigen und im engsten Kreise hauptsächlich der priesterlichen Fürbitte warten konnte. Eine neue, tief schmerzliche Wendung aber nahm sein Leben durch den im September 1881 erfolgten Tod seiner Gattin. Seit dieser Zeit war eine langsame Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte unverkennbar, und im Dezember 1883 wurden dieselben durch einen erneuten Schlaganfall noch erheblich geschwächt. Nicht ohne Bangigkeit konnten deshalb seine Angehörigen dem damals bereits in Aussicht stehenden Umzug nach Leonberg entgegensehen. Doch wurde derselbe durch Gottes Gnade an Georgii 1884 glücklich vollzogen. Der Entschlafene fühlte sich in seiner alten Vaterstadt heimisch, die Nähe zweier Schwestern und so mancher näheren und ferneren Verwandten that ihm wohl; der oftmalige Aufenthalt in freier Luft stärkte ihn. Aber der Herbst verleugnete seine Wirkung nicht. In den letzten Monaten fiel er sehr zusammen. Er selbst erwartete und ersehnte sich den Heimgang. Wohl gedachte er mit Wehmut seiner Kinder, die er einsam in dieser Welt zurücklassen sollte; aber er hatte es längst gelernt, die Seinigen im festen Glauben dem Herrn befehlen.

Auch jetzt noch weilten, so oft er bei klarem Bewußtsein war, seine Gedanken bei der Mission. Seinen Kindern konnte er dann feierlich sagen: „Ich vermache euch die Liebe zur Mission", ja ihnen

das Versprechen abnehmen, daß sie zeitlebens zur Basler Mission sich halten wollten. Fragte man, wie's gehe, so konnte er wohl mit einem Ausdruck voll inniger Fröhlichkeit sagen: „Gut, weil's dem Himmel zugeht!" und wie freute er sich, wenn man ihm Gutes aus Basel, aus Indien, aus Afrika oder sonst aus der Mission berichtete!

Noch stand ihm ein schwerer Kampf bevor, der letzte harte Strauß. Am Sonntag vor Weihnachten traf ihn ein abermaliger Schlaganfall, zu dem sich noch eine Lungenentzündung gesellte, die einen raschen Verlauf nahm. Unvergeßlich werden seinen Kindern jene Stunden bleiben, da der Sterbende sie um sich versammelte, um in gemeinsamem Gebet sich zu stärken. Wie rang da der starke Geist mit der Schwachheit des Leibes, mit der Bangigkeit der Seele! Da drang es aus der Tiefe hervor: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe." Da flehte er mit lauter Stimme um Kraft, den letzten schweren Kampf durchzukämpfen und bekannte: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan." Da bat er seine Kinder, ihn mit ihrem Glauben und Gebet zu unterstützen. Da flüchtete er sich aber auch zum Kreuz seines Heilandes und verbarg sich in seine Wunden. Und aus der Tiefe raffte sich der Glaube wieder auf, so daß er einmal ausrufen konnte: „Gelobet sei Gott, der uns ein solches Seligkeitsbewußtsein ins Herz giebt!" Auch in der letzten Nacht seines Lebens war der Sterbende mehrere Stunden bei vollem Bewußtsein, er konnte aber nur noch mit verlöschender Stimme reden. Noch flehte er um Erlösung, sprach sich selber Geduld zu und erquickte sich an Bibelsprüchen und Liederversen, die ihm zugerufen wurden. Als ihm am Morgen des Todestages während einer heftigen Bangigkeit sein Sohn zurief: „Fürchte dich nicht, glaube nur," antwortete er mit vernehmlicher Stimme: „Ich glaube." Das war eines seiner letzten Worte.

Am heiligen Christfest (1884), abends um sieben Uhr, trat durch eine Lähmung das ersehnte Ende ein.

In der Leidensnacht im Mai 1881, welche mit dem Schlagfluß endete, an dessen Folgen der Entschlafene von da an krankte, da hat ihn, wie er nachher erzählte, in unruhigen Träumen das Vorgefühl des herannahenden Todes bewegt und das Wort die träumende Seele beschäftigt: »inter jubila moriamur,« unter Lobgesängen lasset uns sterben! Alsbald freilich sind diese jubila, ist

dieser Triumph des Glaubens noch nicht gekommen. Es hieß vorerst: hinab geht Christi Weg. Es gieng stufenweise immer tiefer hinab in Leiden und Schwachheit. Es gieng zuletzt noch durch Tiefen der Anfechtung, durch die Feuerprobe eines ringenden Glaubens. Aber der Herr hat durchgeholfen und ausgeholfen und nun sind die jubila da:

Da wird man Freudengarben bringen,
Wann unsre Thränensaat ist aus:
O welch ein Jubel wird erklingen,
Welch Lobgetön im Vaterhaus!
Schmerz, Seufzen, Leid wird ferne weichen,
Es wird kein Tod uns mehr erreichen,
Wir werden unsern König sehn;
Er wird am Brunnquell uns erfrischen,
Die Thränen von den Augen wischen;
Wer weiß, was sonst noch wird geschehn!

Aus Uganda.

Aus Uganda sind wieder interessante Briefe angekommen. Am 16. März 1884 wurde eine zweite Tochter Mtesa's sammt einem kleinen Mädchen, das sie mitbrachte, getauft; am gleichen Tage ein begabter, sehr lieber Jüngling, der aber schwindsüchtig zu sein scheint. Während eine Pockenepidemie hunderte von Eingebornen wegraffte, darunter auch Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen, z. B. eine Tochter des Königs, die auch bei den Missionaren lesen gelernt hatte, wurden drei Kriegszüge lediglich zum Zweck des Beutemachens veranstaltet. Eine dieser Expeditionen, unter Stanley's „großem Admiral“ Gabunga, kehrte denn auch beutebeladen zurück. Ihr Führer aber sollte die Heimat nicht wiedersehen. Er starb unterwegs. Missionar O'Flaherty schreibt darüber: „Gabunga war ein guter Freund von mir. Noch am Abend, ehe er gegen Roma aufbrach, besuchte ich ihn in Boja, wo ich ihn von mehreren Tausend seiner auserlesenen Mannschaft, sowie von mehreren Priestern und einem Hohenpriester des Lubari umgeben antraf. Die letztern waren damit beschäftigt, allerlei Segensformeln zu murmeln und große Siegesthaten zu prophezeien. Der Hohepriester saß neben dem großen Admiral, auf dessen Haupt er eine aus Zähnen und Hörnern der seltensten Thiere wunderlich konstruirte, zauberkräftige

Krone gesetzt hatte. Als ich näher trat, erhob sich der große Mann, umarmte mich herzlich und ließ mich den Sitz zu seiner Rechten einnehmen, den zu diesem Zweck der Lubari-Priester unter deutlichen Gebärden des Aergers hatte verlassen müssen. Ja, Gabunga that seine Zauberkrone herunter, holte sein abgegriffenes Evangelium Johannis hervor und bat mich, mit ihm zu lesen und zu beten! Das that ich denn auch vor allen, indem ich aus dem Kapitel vorlas, wo von Dem geschrieben steht, der sich mit einer Dornenkrone krönen ließ, damit alle die an Ihn glauben einst die Sieges- und Ehrenkrone im Gottesreich empfangen möchten. Wir brachten dann noch den ganzen Abend miteinander zu, und ich versäumte nicht, ihn daran zu erinnern, daß selbst Sieger früher oder später einmal vom Tode besiegt werden. Als ich am nächsten Morgen den Rückweg nach Rubaga antrat, schenkte er mir noch ein fettes Schaf. Auch gab er unseren Boten nach Msalala ein sicheres Geleit. Es ist mir leid um diesen Mann.

Weiter schreibt O'Flaherty: „Während der Pockenepidemie und einer von Mufifi ausgehenden Verfolgung mußte unsere Schul- und Predigtarbeit eingestellt werden. Ich selbst war krank. Aber Herr Ashe sah mit viel Freundlichkeit nach den Kranken. Ich konnte das Haus nicht verlassen, vermochte kaum etwas zu essen und war sehr schwach, wurde aber von Oben mächtig gestärkt. Es ist ein Wunder in meinen Augen, daß ich nicht an Nahrungsmangel gestorben bin. Auch bin ich jene zwei Monate hindurch nicht Eine Stunde müßig gewesen. Ich habe die sonntäglichen Morgen- und Abendgebete, sowie die Tauf-, Abendmahls- und Begräbnißliturgie revidirt und in's Reine geschrieben, die Kirchengebete und Perikopen für die ganze Zeit von Advent bis Ostern, sowie ein Stück des Neuen Testaments übersetzt, mein Ruganda-Kisuahili-Englisches Wörterbuch, meine Ruganda Grammatik und meine Serie von Elementarschulbüchern vervollständigt u. s. w. Sitzen konnte ich nicht, wohl aber arbeiten, und ich glaube in diesen zwei Monaten mehr von der Sprache gelernt zu haben, als im ganzen letzten Jahr.

„Jetzt (1. April) sind all unsre Arbeiten wieder in vollem Gang. An den letzten vier Sonntagen habe ich vor zahlreicher Zuhörerschaft gepredigt. Etwas Neues ist die Einsetzung von sieben Diakonen, welche von Zeit zu Zeit unter Gebet die Gemeindeangelegenheiten mit uns berathen. Tritt ein plötzlicher Wechsel ein, so wird dann die Gemeinde eher sich selbst zu helfen wissen. Auch halten wir Bibel- und Singstunden nicht nur mit den Kindern, sondern auch mit den Erwachsenen.

„Am 18. März wurden es drei Jahre, daß ich hier bin, und jetzt haben wir schon 68 Getaufte, darunter 40 Kommunikanten und unter diesen zwei überaus begabte Prinzessinen, welche die göttliche Wahrheit fest ergriffen haben. Prinzessin Elmasi war die erste,

Rebeka M'ugali die zweite, welche getauft wurde. Die Prinzessin Nakabia ist gestorben. Mugali hatte ihre Lieblingsmagd unterrichtet und war Pathin bei ihrer Taufe. Mehrere hervorragende Angestellte „in des Kaiser's Hause" sind wackere Christen und halten in ihren eigenen Häusern Andachten und Bibelstunden. Früher schrieb ich einmal von dem merkwürdigen jungen Häuptling Sebwato und dessen Priester. Derselbe hat alle seine Weiber bis auf Eine entlassen und ist am letzten Sonntag getauft worden. Er heißt jetzt Nikodemo Sebwato. Der Priester ist noch nicht getauft. Beim Examen der Taufkandidaten befriedigte er mich nicht und wurde zurückgestellt.

„Philip Mukasa, einer der fünf Erstlinge, die am 18. März 1882 getauft wurden, der mir als Hausdiener und Freund persönlich nahe stand, ist an den Pocken gestorben. In Kirche, Schule und Haus hat er sich sehr nützlich gemacht. Vor zwei Jahren machte ich ihn zum Lehrer. Da wollte sein Bruder, der Häuptling ist, ihn zu seinem Lubari-Priester haben und versprach ihm ein Weib — des Schwarzen höchster Wunsch — zu geben. Er gieng, kehrte aber sehr bald mit seinem Weibe zu uns zurück. Sie ist eine treue, fleißige Frau, lernte bald lesen, wurde getauft — Sarah Nakima — und fieng an andere zu lehren. Die Aufopferung, mit welcher sie ihren Mann in seiner Krankheit gepflegt hat, war wirklich bewunderungswürdig. Für alle Zeit hat sie sich damit meine Achtung erworben. Ihre Taufnamen haben Philip und Sarah von mir und meiner Frau angenommen. In der Verfolgung waren sie die einzigen Getreuen, welche auch zu sterben bereit waren. Selbst Sembera Mackay, den wir alle für einen Fels hielten, floh; ebenso Henry Wright Duta, Philip's Busenfreund. Nur dieser Letztere und sein Weib standen damals fest gegen Mufiti und Namkade. Am ersten Tage meiner Krankheit sprach Philip so warm und so verständig für mich beim Katikiro und beim König, daß beide ihm, der nichts als den Tod erwartete, ein Geschenk machten. Ehe er gieng, betete er an meinem Bette für mich. Auch sonst diente er als Unterhändler. In der Nacht nach seinem Tode kamen seine Brüder, um seinen Leichnam mit fortzunehmen. Sie seien ja seine Brüder. Ich protestirte jedoch und Sarah stand mir bei: der Gestorbene sei in noch höherm Sinne mein Bruder gewesen. Sie widersprachen. Als sie aber das saubere Grab und das schöne Rinden-Zeug und die weiße Leinwand sahen, die wir für den Todten bereitet hatten, da gaben sie nach und halfen selbst noch, ihn bei Laternen- und Lampenschein hinaustragen. Herr Ashe las das Glaubensbekenntniß und einige Gebete. Darauf kamen sie zu mir und erklärten: ‚Ihr habt ihn wie einen Fürsten beerdigt, wir wollen nun auch eure Brüder sein!' Dann zogen sie fröhlich ihres Wegs, weil der weiße Mann ihrem Bruder solche Ehre erwiesen!"

In einem Brief vom Juni 1884 fügt Missionar Ashe hinzu, die Getauften seien standhaft, nur zwei der jungen Leute hätten sich freiwillig einem Raubzuge angeschlossen, der eine — um verwundet und hoffentlich gewitzigt wieder heimzukehren. Auch Duta sei zurückgekehrt und verspreche Gutes. Missionar Mackay sei es gelungen, die Druckerpresse aufzustellen und in Gang zu bringen, nachdem er einige fehlende Stücke selbst hergestellt. Er habe sich aber überarbeitet und liege schwer am Fieber darnieder. Auch O'Flaherty strenge sich über die maßen an. Am 22. Juni sei wieder ein Heide getauft worden, ein Hofbedienter, schon in vorgerücktem Alter.

Die neusten Nachrichten giebt ein Brief O'Flaherty's vom Juli 1884. Damals herrschte Dürre und Hungersnoth und die Wangwana stahlen was sie konnten aus dem Missionsgarten, nach dem Spruch „Noth kennt kein Gebot"; der Garten mußte daher mit einer neuen Hecke von Euphorbien umgeben werden, eine große Arbeit! Zugleich war eine neue Schaar von Arabern, darunter ein großer muhammedanischer Gelehrter angekommen; letzterer auf Bestellung, um O'Flaherty zu Schanden zu machen. Zwei Monate vorher hatte nämlich dieser den Muhammedanern eine empfindliche Niederlage beigebracht, welche er selbst also beschreibt: „Das muhammedanische Element hier wurde wieder einmal überlaut und anmaßend bei Hofe. Ich hatte die Araber schon lange in Ruhe gelassen; sie aber kamen täglich mit ihrem Koran an den Hof, eifrig bemüht, die Häuptlinge darin zu unterrichten. So hielt ich's für angezeigt, einen neuen Angriff auf sie zu wagen. Ich bat den König, fünf Stühle bringen zu lassen, je einen für die vier Hauptvertreter des Islam und einen für mich, dann selbst den Koran in die Hand zu nehmen und uns darüber eine Reihe von Fragen zu stellen; wer die befriedigendsten Antworten gebe, der solle dann des Königs Ober-Professor sein. Das leuchtete ihm ein. Er behielt mich den ganzen Abend bei sich, ließ mich an seinem Nachtessen theilnehmen und zugleich die Fragen angeben, welche er in Betreff des Koran stellen solle. Tags darauf fand das Examen statt. Noch war keine Stunde lang gesprochen worden, und schon hatten drei der Mwalimus (muhammedanische Lehrer) ihre Sitze räumen müssen. Nur Masudi, unser Erzfeind, behauptete noch den seinen. Er ist der Gescheidteste von allen und besitzt, da Mtesa ihm die Stelle eines Unterhäuptlings gegeben hat, großen Einfluß. Jetzt rückten wir also einander auf den Leib. Dem König machte die Sache großen Spaß, nicht minder den Häuptlingen. Aber nach einer weitern halben Stunde war auch Masudi geschlagen und ich hatte das Feld behalten. Die Häuptlinge klatschten laut Beifall, während Masudi ebenso laut schimpfte, von den übrigen Arabern nach Kräften unterstützt: ich sei ein unverbesserlicher Kafir und des Todes würdig 2c.! Ich aber wandte mich gelassen an den König: „Mtesa, hier steht der Mann,

den du in deiner Güte zum Munakulja gemacht hast. Aber was versteht er von Religion? Du hast gesehen, wie wenig er von seinem eigenen Koran versteht, und wie ich, ein Fremder, bewiesen habe, daß er und seine Genossen nichts wissen. Dazu ist er ein Trunkenbold, dessen alle Araber sich schämen. Er ist ein Kafir, mit dem kein wahrer Moslem Gemeinschaft haben würde, denn, obgleich der Koran es verbietet, ißt er das Fleisch, das du ihm darreichst; ja, er nennt dich seinen Gott und verleugnet also seinen eigenen Glauben, daß nur Allah Gott sei. Jeder rechte Moslem ist nach seiner Religion eigentlich verpflichtet, einen solchen zu tödten — und der will dein Lehrer sein?!" Wüthend entfernte sich nun Masudi, am Ausgang noch verhöhnt von den Thürhütern. Der König aber befahl jetzt, daß alles Volk den Sonntag halte und an diesem Tage die Palastfahne aufgehißt werde. Ich hatte dann noch zahlreiche Privatgespräche mit ihm und erhielt allerlei Geschenke, namentlich ein Stück Elfenbein, 140 Pfund schwer, das dritte dieser Art, das unsere Mission hier erhalten hat. Er wünschte, ich möchte ihn fortan privatim besuchen, und wies mich an, durch die Thüre zu ihm hereinzukommen, welche sonst nur dem Katikiro und Kimbugwe offen steht! All die andern Pflichten aber, die mir obliegen, lassen es nicht zu, daß ich täglich zu ihm gehe."

Ein anderer Sieg ist folgender. Auf einem Raubzug gegen einen Nachbarstamm waren sechs Häuptlinge, 46 Unterhäuptlinge und viele Leibeigene des Königs getödtet worden, darunter leider auch zwei sehr nette Schüler der Missionare. Ein Rachezug gegen die Bakedi wurde nun gerüstet, die Kriegstrommel geschlagen; alles war in der größten Aufregung und Entrüstung, wie wenn dem Volk von Uganda ein schweres Unrecht widerfahren wäre. Da legte sich O'Flaherty in's Mittel: er stellte den Häuptlingen, dem König und allen Betheiligten vor, daß die Waganda in Wahrheit Diebe und Räuber seien, die von Blutvergießen, Beutemachen und Sklavenfang leben, daß die wilden, aber tapfern Bakedi vollkommen im Recht seien, wenn sie sich und ihre Frauen gegen solche Spitzbuben vertheidigen; sie dafür jetzt zu bestrafen, sei eine Gemeinheit, die sich der Starke gegen den Schwachen nicht erlauben sollte u. s. f. Die Sache wurde in voller Rathsversammlung vor dem König verhandelt. Stimmen wurden laut: der Fremdling solle sich nicht in alles mischen; dergleichen gehe ihn nichts an u. s. w. Die Araber forderten stürmisch die Ausweisung des unverschämten Missionars aus der Versammlung. Der König aber schwieg. Eine Pause trat ein. Alles war mäuschenstill — ein seltenes Vorkommniß am Hofe des Königs. Da erhob sich O'Flaherty und hielt eine feierliche, ernste Rede über das Thema: wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden: Gott habe eine Sache wider das Volk von Uganda; die Pocken, die Viehseuche und jetzt die Hungersnoth seien Strafen von Ihm. Die

Zahl der Waganda, welche im Kriegsfalle und an Seuchen sterbe, sei weit größer als die der Sklaven, welche durch solche Raubzüge eingebracht werden. So könne es doch nicht fortgehen. Würden die Leute daheim bleiben, ihre Felder bebauen, die reichen Schätze des eigenen Landes heben, Weisheit lernen und ein stilles, geruhiges Leben führen, so würde das ganze Land aufathmen und Gottes Segen darauf ruhen; die Häuptlinge würden reich werden und das Volk würde seine Erzeugnisse den umliegenden Völkern verkaufen und immer größer und mächtiger werden, während jetzt alles zu Grunde gehe u. s. w.! Der Missionar sprach mit tiefer Wehmuth. Seine Stimme zitterte. Der König und die Großen fühlten sich getroffen. Stille, feierliche Stille herrschte, bis endlich der König anhob: „Philipo, ich glaube, du hast nicht Unrecht. Du hast gezeigt, daß die Bakedi einfach gethan haben, was wir an ihrer Stelle auch würden gethan haben. Du hast mir etwas klar gemacht, an was ich noch nie gedacht. Ich habe deine Rede vernommen; deine Bitte sei gewährt! Damit wurde die Kriegsfahne wieder herabgenommen und mit dem Rachezug war es aus. Die Araber aber wütheten. O'Flaherty selbst war in Furcht und Zittern, weil er ja eigentlich die Regel, nach welcher kein englisch-kirchlicher Missionar sich in politische Dinge einmischen darf, übertreten hatte; er tröstete sich jedoch mit dem Gedanken, daß er ja nichts gethan, als eine That der Menschlichkeit und des Erbarmens.

Von den beiden getauften Prinzessinnen schreibt O'Flaherty sehr anerkennend. Sie stehen in lebhaftem Verkehr mit ihm, obgleich die eine fünf Tagereisen weit weg von Rubaga wohnt; sie schicken Geschenke, lassen sich Bücher kommen, die eine hält sogar Hausandachten und lehrt ihre Leute.

Soweit ist also alles über Erwarten gut gegangen. Was aber wird die Zukunft bringen? So groß auf der einen Seite die Hoffnungen sind, so drohend steht doch auf der andern Seite das muhammedanische Araberthum der Mission entgegen, und auch die Rohheit, Fleischlichkeit und Unzuverlässigkeit der Waganda selbst — nicht nur des Königs — ist so groß, daß jedenfalls noch eine lange Geduldsarbeit nöthig ist, bis reichlichere Früchte des Geistes dort in Uganda reifen können. Der Anfang aber ist gemacht.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die finnischen Missionare im Ovambo-Land hatten bis Mitte v. J. 36 Heiden getauft und die Schulen waren von 200 Schülern besucht. Zu den Gottesdiensten kommen jeden Sonntag 300—500 Personen. Am 5. Dez. 1883 war der König Kambonde, „ein armer, dem Trunk ergebener Heide", gestorben. Sein Nachfolger Jitana ist der Mission gewogen. Bei seinem Regierungsantritt durften keine Menschen geschlachtet werden, wie die alte Sitte erforderte. An andern Greuelthaten freilich hat es nicht gefehlt. Auf drei Stationen sind jetzt 7 Brüder an der Arbeit. Ein Gesang- und Liturgiebuch ist soeben im Druck erschienen.

— Ueber die Lage in Madagaskar schreibt die „African Times": „Die anfängliche Bitterkeit der Stimmung, wie sie immer beim Ausbruch eines Krieges zu herrschen pflegt, hat sich verloren. Zum Glück ist auch gar keine Gefahr für Madagaskar vorhanden; denn 11 Schiffe und 4000 Soldaten genügen zur Unterwerfung der Howas ebenso wenig, wie eine Prozession auf dem Theater oder eine Kunstreitervorstellung. Alle Häfen der Insel können die Franzosen doch nicht blockiren; nicht einmal das Lager, das die Howas bei Tamatawe besetzt halten, hat Admiral Miot trotz eines dreimaligen Angriffs einzunehmen vermocht. Die Madagassen bleiben streng bei der Defensive, die Außenwelt hat daher keinerlei aufregende Kriegsneuigkeit von dort zu erwarten..... Die Veranlassung zur ganzen Verwicklung haben arme französische und kreolische Einwanderer aus Mauritius und Bourbon gegeben; denn die Howas brauchen wohl ausländisches Kapital, nicht aber ausländische Arbeitskräfte. Diese ihnen gefährliche Einwanderung haben die Howas möglichst zu erschweren gesucht; aber ohne Erfolg. Sie hätten lieber alles thun sollen, um europäisches Kapital nach Imerina zu ziehen, wo die reichen Erwerbsquellen noch wenig benützt sind. Wegen jener die Einwanderung erschwerenden Gesetze aber sind sie von allen Zeitungen in Mauritius, Bourbon und Frankreich selbst schlecht gemacht und geradezu verleumdet worden, als hätten sie den Franzosen versagt, was doch allen anderen Nationen in Madagaskar gestattet sei..... Durch den so lang sich hinschleppenden Krieg leiden nur die Franzosen, nicht die Madagassen. Wahrscheinlich wird Frankreich sich schließlich mit der Abtretung gewisser Gebiete im Norden der Insel begnügen; aber damit wären die Anstifter des Kriegs bitter enttäuscht: jene armen Einwanderer würden in den eroberten Gebieten wie Gefangene der Madagassen leben, von allem Verkehr mit der Hauptprovinz abgeschnitten sein und es schließlich vorziehen, als Gäste — wie die Engländer,

Amerikaner rc. — auf madagassischem Boden zu wohnen, statt auf eigenem Boden ein kümmerliches Dasein zu fristen."

— Ende August haben die Angoni einen Kriegszug gegen das Volk von Kumtadscha und Kapeni unternommen und dabei ihren Weg an der schottischen Missionsstation Blantyre vorbei genommen. Bald sah man überall Rauch von angezündeten Dörfern aufsteigen, und hunderte von Weibern und Kindern suchten ihre Zuflucht bei den Missionaren. Andere wurden in die Sklaverei geschleppt. Seit sieben Jahren war dieser Krieg wie ein Damoklesschwert über der Gegend gehangen, um nun endlich loszubrechen. Die Missionare aber sammt allem, was ihnen gehört, wurden nicht angetastet. Einige zur Mission gehörige Knaben, die den Angoni in die Hände gefallen und in ihr Lager geschleppt worden waren, wurden ganz freundlich behandelt und auf die Station Zomba entlassen, sobald es sich herausstellte, wer sie waren! Hierauf entschloß sich Missionar Scott, in's Angoni-Lager zu gehen, das er auch, durch tobende waffenklirrende Haufen hindurch, ohne Unfall erreichte. Die beiden Führer gaben durch ihre nonchalance deutlich zu erkennen, daß sie sich ihrer Macht auch den Missionaren gegenüber vollkommen bewußt waren, benahmen sich dabei aber sehr freundlich, versprachen den Grund und Boden der Missionsstation als Freundes-, nicht als Feindesland zu behandeln und in einigen Tagen wieder abzuziehen. Das haben sie denn auch gethan — zur großen Freude der Missionare. Nicht weltlicher Arm, sondern Gottes Gnade und der stille, Ehrerbietung wirkende Einfluß ihres christlichen Lebens und Wirkens war ihr Schutz gewesen. Es ist eine große Errungenschaft, daß wie von den Jao und Makololo, so nun auch von den Angoni, die Missionare als Freunde — als Freunde aller und doch als niemandes politische Bundesgenossen — anerkannt werden.

— Nächstens soll in Domasi, etwa 18 Stunden von Blantyre, an einem central und gesund gelegenen Ort, eine neue Station errichtet werden mit bescheidenem Wohn- und Schulhaus unter möglichster Vermeidung alles dessen, was die Habgier der Heiden erregen könnte.

— Der junge Missionar Gollmer berichtet von einer erfreulichen Erweckung in Lagos, durch welche mehrere seiner Zöglinge zum Ernstmachen mit dem Christenthum und zu einem fröhlich bekennenden Glauben gelangt sind — ohne allen Lärm und Veranstaltung.

— In Freretown, Ostafrika, sind wieder 200 befreite Sklaven eingeliefert und aufgenommen worden, die ersten nach einer Pause von 1—5 Jahren. Der Sklavenhandel will, scheint's, wieder aufleben.

— Im Sommer 1884 haben die baptistischen Missionare Comber und Grenfell ihre erste Fahrt auf dem neuen Dampfschiff Peace von Stanley-Pool bis halbwegs zu den Stanley Wasserfällen

gemacht. Die Reise von 1100 englischen Meilen dauerte 5 Wochen. Das Schiff hat sich glänzend bewährt durch Schnelligkeit, Bequemlichkeit und Einfachheit. Zahlreiche Stämme und Sprachen, Städte und Dörfer, schreckliche Grausamkeiten, Menschenopfer, aber auch viel freundliches Entgegenkommen und manche nette Sitte haben da die Missionare gefunden. Drei Plätze, Murie, wo eine sehr intelligente Königin über ein aufgewecktes, handeltreibendes Völklein herrscht, Bolobo und Jlebu wurden zur Anlegung von Missionsstationen ausgewählt und in Lokolela bereits eine solche gegründet durch drei eingeborene Gehilfen aus Victoria und Bimbia, wo die Baptisten ja auch eine Mission haben. Die Beziehungen zwischen der Mission und der internationalen Gesellschaft sind sehr freundliche.

— Der baptistische Missionar Weeks in San Salvador berichtet von einigen ernsten Männern, die seine Predigt fleißig besuchen und öfters fragen, ob dies und das recht oder unrecht sei, sie seien noch nicht bekehrt, aber gerade genug erleuchtet, um zu fühlen, wie blind und todt sie sind. Ein Haupthinderniß sei die Selbstgerechtigkeit. „Das Pharisäerthum ist so mächtig in Innerafrika als irgendwo in der Welt.“ Großen Einfluß auf den König hat Weeks dadurch gewonnen, daß er ihn in einer schweren Krankheit behandeln und täglich besuchen durfte. Als man einen Zauberdoktor rufen wollte, drohte er: wenn derselbe wirklich komme, werde er, der Missionar, sich ganz vom Kranken zurückziehen. Das half. Die Leute werden immer freundlicher und zutraulicher. Das Evangelium Matthäi ist übersetzt. Die Konkurrenz der katholischen Missionare vermag das Werk nicht zu hindern. Anfangs gaben dieselben viele Geschenke, um das Volk für sich zu bestechen. Das hat aber nichts genützt und nun kommen sie von dieser Methode ab.

China.

Am 7. Sept. v. J. wurde in der Kirche des Findelhauses zu Hongkong der eingeborne Gehilfe Mukhz Wong a Tschim durch Pastor Hartmann feierlich zum Predigtamt ordinirt, nachdem gerade am 25. Juni die Uebersetzung der Augsburgischen Konfession, auf welche der Ordinand verpflichtet wurde, durch Dr. Eitel war vollendet worden. Letzterer assistirte auch bei der Einsegnung. Ebenso die Missionare Lechler, Faber und Wilcox, welch letzterer einige Wochen vorher aus Futschau geflohen und im Basler Missionshaus zu Hongkong freundlich aufgenommen worden war.

— Der bekannte Chinesenfreund Damon aus Honolulu hat neulich einen Besuch in Kanton gemacht und sich da sehr gefreut, manche Chinesen wiederzusehen, deren Bekanntschaft er in Hawaii gemacht und die noch hawaiisch oder englisch sprechen konnten. In einigen Dörfern traf er auch Hawaiierinnen, die Chinesen geheirathet hatten und nun mit ihren Männern nach China übergesiedelt waren. Eine

davon bat Herrn Damon, in ihre Wohnung zu kommen und dort eine Andacht zu halten. Gern gieng er mit ihr. Ein neugieriger Haufe lief hintendrein. Im Hause angekommen, langte die Frau eine große hawaiische Bibel hervor, die sie aus ihrer fernen Heimat mitgebracht hatte, und las selbst ein Stück aus dem 14. Kapitel des Evangeliums Johannis vor, wobei ihre Augen sich mit Thränen füllten. Dann sprach Missionar Noyes, Herrn Damon's Begleiter, ein chinesisches, Herr Damon selbst ein hawaiisches Gebet, und zum Schluß der inzwischen eingetretene heidnische Mann ein englisches Vaterunser!

— Sehr lehrreich ist, was Miss. Faber in der „Allg. Missions-Zeitschrift“ über das Verhalten der chinesischen Christen gegen die Mandarine sagt: „Besonders gern umgehen die Christen die Gebühren und sonstige Abgaben, welche eine längst sanktionirte Einrichtung sind. Die Mandarine und deren Unterbeamte können unter dem jetzigen Finanzsystem einfach nicht ohne diese Accidenzien bestehen. Nun wird aber der Missionar öfter benutzt, allerlei für Christen zu besorgen, sei es direkt beim Mandarin, was von Jahr zu Jahr schwieriger wird, oder durch den Konsul, von dem es an den Vicekönig gehen muß. Natürlich wissen die schlauen Chinesen ihre Sache so schön zu bemänteln, daß der arglose Missionar leicht bewogen wird, die Kastanien für sie aus dem Feuer zu holen. Jede Bezahlung wird damit umgangen. Die Mandarine und besonders deren Unterbeamte sehen aber solchen Dingen sehr wohl auf den Grund, sprechen sich auch wohl offen genug darüber aus. Dadurch ist vielfach die Haltung dieser Leute gegen die Mission eine so feindselige geworden, weniger aus bewußter Feindschaft gegen das Christenthum, als aus **finanziellen** Gründen. Würden sich also die Missionare einige Einsicht in solche Dinge verschaffen, so könnte sehr viel Unannehmlichkeit, ja Gefahr für die Missionssache vermieden werden. Regel sollte sein, daß die einheimischen Christen bezahlen, was Brauch ist. Die Missionare aber sollten selber mit gutem Beispiel vorangehen.“

— In Tientsin hat der Londoner Missionsarzt Dr. Mackenzie im Lauf der letzten drei Jahre 12 junge Chinesen in Anatomie, Physiologie, Pathologie, Therapie rc. unterrichtet und jetzt 12 neue Schüler angenommen. Dieselben sollen nach Vollendung ihrer Studien in den Regierungsdienst treten und Dr. Mackenzie hat sich schon oft gefragt, ob er auch recht thue, statt einer direkteren Missionsarbeit, diese unterrichtende Thätigkeit fortzusetzen. Er hat sich aber doch für letzteres entschieden: 1) weil direkte Missionsarbeit in Nordchina bis jetzt noch eine sehr schwierige und erfolglose Arbeit sei, 2) weil die höhern Stände, welchen eben seine Zöglinge angehören, fast auf keine andere Weise zu erreichen sind, 3) weil er neben dem medizinischen Unterricht volle Freiheit hat, die jungen Leute auch im Christenthum

zu unterrichten, 4) weil der Unterhalt derselben, einschließlich Wohnung u. s. w., die Mission keinen Pfennig kostet, sondern vom Gouverneur Li Hang tschang und andern hohen Beamten bestritten wird, welche sich auch fortwährend für das Spital warm interessiren. Vier der jungen Männer sind Christen.

Japan.

Am 27. Juni wurden 13 junge Japaner nach Vollendung eines 8jährigen Kursus im Englischen, in den Wissenschaften und in der Theologie aus dem Seminar zu Kijoto feierlich verabschiedet, um in den Dienst der Gemeinden zu treten, welche zum Theil schon lange sehnlich auf sie gewartet haben. Es war ein großer Tag für diese junge Anstalt! Von 10 Zöglingen, welche Tags zuvor das Examen für die theologische Abtheilung bestanden hatten, hoffen drei im Ausland zu studiren; die andern bleiben im Seminar. Vor kurzem hat diese christliche Hochschule ein neues, geräumiges Haus bezogen und der neue Kursus ist mit 170 Zöglingen eröffnet worden. Die drei theologischen Klassen zählen zusammen 39 Schüler, von denen 9 nur in englischer, die übrigen in japanischer Sprache Unterricht erhalten.

— Am 6. Juli wurden in Kobe 26 Neubekehrte getauft. In der dortigen Mädchenanstalt haben die acht ersten Schülerinnen ihren fünfjährigen Kurs mit Ehren vollendet und ihre Diplome erhalten. Als ihr gemeinsames Motto haben diese acht sich die Worte erwählt: „Auf für Jesus" („Stand up for Jesus" — leider in englischer Sprache) und dieselben in Gold auf ihre Schildplattkämme schreiben lassen!

— Am 29. Juni wurde in Tamba eine Gemeinde von 31 Mitgliedern organisirt. Ein dortiger Schnaps-Fabrikant, der sein Geschäft um Christi willen aufgeben will, aber dasselbe erst in einigen Monaten ganz abwickeln kann, nahm lebhaften Antheil an der Feier, ohne selbst schon die Taufe zu erhalten. Unter den Täuflingen war auch der früher von uns erwähnte Spieler, dessen Frau und ein eilfjähriger Sohn, den die Mutter zum Evangelisten bestimmt hat.

— Der amerikanische Missionar Dr. Davis schreibt: „Wie wir hören, ist Deutschland im Begriff, einen Missionar nach Tokijo zu senden, und in Tokijo sind gegen 700 Regierungsbeamte, welche deutsch verstehen und von denen viele auf einen solchen Missionar warten, der ihnen das Evangelium in deutscher Sprache verkündige." Welch ein Ruf an uns! Welch eine Mahnung insbesondere an den Allgemeinen evang.-protest. Missionsverein, doch ja einen wirklichen Prediger des Evangeliums Jesu Christi und keinen etwa vom modernen Fortschrittsschwindel ergriffenen Religionswissenschäftler nach Japan zu schicken!

— In Niigata sind unter dem Protestiren und Pfeifen fanatischer Buddhisten, aber ohne ernstliche Ruhestörung, christliche Theaterversammlungen gehalten worden. Dabei behielten manche Priester ihre Hüte auf, so ihre Tonsur versteckend! In Murakami wurde am 23. August eine Gemeinde organisirt und in einer öffentlichen Versammlung bekamen gegen 800 Heiden das Evangelium zu hören. Eine Zeitlang gieng das Gerede: „Wenn drei Personen auf der Straße stehen bleiben und nach Austausch der gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen noch miteinander sprechen, so verhandeln sie gewiß über das Christenthum."

— Auf der Insel Kiuschiu hat voriges Jahr Missionar Hail drei Japaner getauft, darunter einen Blinden, der das Evangelium Marci, das in japanischer Blindenschrift von der schottischen Bibelgesellschaft herausgegeben ist, lesen gelernt hat und das kostbare Buch nun immer bei sich hat. Bei Tag trägt er's unterm Arm, bei Nacht ist es sein Kopfkissen. Einmal traf ihn Miss. Hail, wie er einem blinden buddhistischen Pilger daraus vorbuchstabirte.

— Bischof Williams, einer der ältesten und tüchtigsten Missionare in Japan, schreibt: „Nach vielen Anzeichen kann es kaum zweifelhaft sein, daß die Regierung in Bälde eine Proklamation erlassen wird, welche vollkommene Gewissensfreiheit gewährt. Das Christenthum, das man seit einigen Jahren hat im Stillen gewähren lassen, wird dann öffentlich geduldet sein und vollkommen frei sich ausbreiten können. Die Weissagung zwar, daß Japan in 10 Jahren schon ein christliches Land sein werde, wird nicht in Erfüllung gehen, denn der Buddhismus hat noch Leben und die Priester werden zusammenstehen und alle ihre Kräfte daransetzen, das zu verhindern; aber immerhin wird Japan in nicht sehr ferner Zukunft christlich werden. Jene werden mit Macht dagegen kämpfen, und ihre Macht ist nicht gering zu schätzen. Der Ausgang des Kampfes aber kann nicht zweifelhaft sein." Uebrigens theilt derselbe Bischof ein Cirkular mit, welches neulich die Priester der Hongwandschi oder Schin Sekte des Inhalts erlassen haben: „Glaubensfreiheit scheint heutzutage eine Nothwendigkeit; in so kritischer Zeit aber sollten wir in unserem Eifer nicht ablassen, sondern auf's strengste unsere Pflicht erfüllen, d. h. unsere eigenen Angelegenheiten in Ordnung halten und andere bekehren. Was immer die Regierung thun mag, unsere Priesterschaft darf keine unvorsichtigen Maßregeln ergreifen und niemals so handeln, daß Unruhen daraus hervorgehen." Die Schin-Sekte ist der Grundpfeiler des Buddhismus in Japan.

— Am 17. und 18. Oktober wurden im größten Theater von Tokijo vor durchschnittlich 5000 Zuhörern wieder eine Reihe von christlichen Predigten gehalten. Ruhe und Aufmerksamkeit herrschte. Viele drängten sich herzu, die keinen Platz mehr fanden. Die Redner waren größtentheils Eingeborne.

— Nach dem neuesten Census giebt's in Japan 34,000 Aerzte. Von diesen haben höchstens 500 eine wissenschaftliche Berufsbildung. In Zukunft aber soll kein Arzt mehr die vorgeschriebene Regierungserlaubniß zur Ausübung seines Berufes erhalten, der nicht ein medicinisches Examen nach europäischer Art bestanden hat. Wie angelegt wäre da eine christliche Arznei-Schule!

— Anfang Oktober erhielt Miss. Learned in Kijoto einen Brief folgenden Inhalts: „An die vier amerikanischen Barbaren Davis, Gordon, Learned und Greene. Ich wende mich an euch, die ihr gekommen seid, mit Worten, welche süß sind im Munde, aber ein Schwert im Herzen, falsche Priester, amerikanische Barbaren, vier Räuber: Ihr seid aus fernem Lande mit der bösen Religion Christi und als Sklaven des japanischen Räubers Nisima gekommen und verführet durch eure schlechte Lehre nach und nach das Volk. Aber wir kennen eure Herzen und werden in Bälde mit japanischen Schwertern die Strafe des Himmels an euch vollziehen. Vor Alters, als Japan ein wahrhaft blühendes, herrliches Land war, wurden die, welche den Buddhismus hier einführen wollten, getödtet. Ebenso müßt auch ihr getödtet werden. Aber wir wollen nicht den heiligen Boden Japan's mit eurem niederträchtigen Blute beflecken. Darum warten wir noch zwei Wochen. In dieser Zeit müßt ihr Kijoto verlassen und in euer Land zurückkehren. Wenn nicht, so sollen die kleinen Räuber in der Doschischa-Schule sammt allen Anhängern eures Glauben in dieser Stadt getödtet werden. Also machet euch auf mit euren Familien und machet daß ihr fortkommt.“ Die Unterschrift lautet: „Einige schinto-gläubige Patrioten in der friedvollen Stadt.“

Indien.

Der Londoner Missionar F. A. Russell in Belgaum hat ein Buch herausgegeben, das unter dem Titel: „Das Christenthum eine Bestätigung aller menschlichen Glaubensweisen“ das Evangelium seines Offenbarungscharakters so ziemlich entkleidet und eine Religion predigt, welche von der des Brahma Samadsch nicht allzu verschieden ist. Jede Religion hat Eine Seite der Wahrheit: im Hinduismus kommt die Allgegenwart Gottes zum Ausdruck, im Parsismus seine Reinheit, im Judenthum seine Persönlichkeit, im Buddhismus seine Vaterschaft(!), im Griechenthum die Göttlichkeit der Menschennatur; im Christenthum ist das alles vereinigt! So soll die Thorheit des Evangeliums und das Aergerniß des Kreuzes beseitigt werden! Da hat doch schon ein Celsus das Christenthum besser verstanden, wenn er es um seiner Ausschließlichkeit und Einzigartigkeit und um des daraus fließenden Eigensinns willen von Herzen verabscheut. Auch die Theosophisten haben ja angefangen den Hindus zu predigen: „Wir sind nicht gekommen zu zerstören, sondern den festen Bau der asia-

tischen Religion wieder auszubauen....... Das Evangelium, das wir bringen, ist den Einsiedeleien der indischen Berge entsprungen. Was wir vertreten, ist die Wiederherstellung der alten Religion Indiens, die Vertheidigung ihres uralten Ruhmes und die Erhaltung seiner Größe in Wissenschaft, Kunst, Philosophie u.s.w." Und so reden sie, um dann um so lebhaftern Beifall zu finden für die eigentliche Quintessenz ihrer Lehre, daß nämlich das Christenthum „ein aussterbender Aberglaube ist, dessen letzte Spuren im Verschwinden sind." Wer hat Recht: die Theosophisten oder Missionar Russell? — In unsern Augen ist der eine Humbug beinah so groß wie der andere.

Hinterindien.

In der anglikanischen Mission auf Borneo scheint es doch allmählich voranzugehen. Miss. Howell hat am 2. Februar einen Erwachsenen in Temelan, am 20. April 17 Erwachsene in Paku, am 27. April vier und am 25. Mai wieder 22 Erwachsene am gleichen Ort getauft. Zwei dajakische „Doktore" von großem Ruf haben ihren Zauberkünsten den Abschied gegeben und sich den Christen angeschlossen. Andrerseits wird von einem Gemeindeglied berichtet, der selbst wieder den Zauberdoktor gespielt hat und unter Kirchenzucht gestellt werden mußte.

— Der amerikanisch-baptistische Missionar Thomas berichtet von 29 Tschins, die Anfangs April in Gyatedem, Arrakan, die heil. Taufe erhalten haben, und von mehreren anderen Dörfern, in welchen ebenfalls die Erstlinge sich bekehrt haben. Es ist kaum etwas mehr als ein Jahr, daß der erste Prediger nach Arrakan kam.

— In Mandaleh sollen auf Befehl des Königs Thiba wieder 400 Personen hingeschlachtet worden sein, wie es scheint bloß zum Vergnügen Sr. Majestät. Haben christliche Könige und Fürsten solchen Greueln gegenüber keine Verpflichtung und keinen Beruf?

Oceanien.

Missionar Lawes in Neuguinea hat nun auch das Evangelium Lucä und Johannis in die Motu-Sprache übersetzt, nachdem das Evangelium Matthäi und Marci schon früher übersetzt und gedruckt worden waren. Manche seiner Schüler können fast den ganzen Matthäus auswendig, und je besser sie den Inhalt verstehen, desto besser können sie auch die sprachlichen Fehler der Uebersetzung korrigiren helfen.

Wie das Wort Gottes den Eingebornen zu Herzen geht, davon nur ein Beispiel. Ein erwachsener Schüler des Missionars hatte sein Töchterlein durch den Tod verloren und meldete seinem Lehrer dies Ereigniß in einem Brief — wohl dem ersten Brief, welchen je ein Eingeborner von Port Moresby geschrieben hat — wie folgt: „O, mein Vater, mein Töchterlein ist todt und mein Herz ist sehr traurig; aber wie David gesagt hat: sie kommt nicht wieder zu mir,

aber ich werde wohl zu ihr fahren!“ Einige Wochen vorher hatte Lawes über David gepredigt und auch die Stelle 2 Sam. 12, 23 angeführt!

— Am 8. Aug. 1884 fand auf der Murray Insel das erste Missionsfest statt. Zuerst hielten zwei Missionare und drei Eingeborne je eine kurze Ansprache; dann fand die Kollekte statt, welche zwei volle Stunden dauerte, da etwa 500 Personen einzeln an den Tisch traten und ihre Gaben und Namen in eine Liste eingetragen wurden. Im Ganzen waren es 880 Mark! Hierauf folgte eine Prozession, wobei alle Anwesenden, d. h. 1) die Stationsbewohner, 2) die Kolonisten aus der Südsee, 3) die Dorfbewohner der nächsten Umgebung, 4) andere Gäste in langer spiralförmiger Aneinanderreihung, mit Blumen, Federn u. dergl. geschmückt, Waffen, Stäbe, Früchte oder andere Eßwaaren tragend, an den Missionaren vorbeimarschirten — eine aus der Südsee durch die Lehrer importirte Sitte. Dann gaben die Südseeinsulaner einige kriegerische Aufführungen, wie sie in alter Zeit bei ihnen gewöhnlich waren, zum Besten; dann sangen die Lehrer von Lifu ein Abschiedslied, das sie zur bevorstehenden Abreise von Frau Missionar Macfarlane selbst gedichtet und komponirt hatten. Endlich kam das Festessen, an das sich allerlei Spiele, Experimente mit einer galvanischen Batterie, einer magischen Lampe u. drgl. anschlossen. Hiernach darf man sich also die Londoner Missionare in Neuguinea keineswegs als Finsterlinge vorstellen, welche ihren Bekehrten „allen heitern Lebensgenuß“ untersagen.

— Anfang September kamen 4000 Exemplare der neuen Bibel in Taschenformat in Tahiti an und acht Tage darauf hatte Miss. Green schon die Hälfte verkauft. Bereits hat er weitere 4000 Exemplare bestellt.

— Aus Malua in Samoa schreibt Miss. Marriott: „Die ausgezeichnete samoanische Bibelübersetzung ist unser einziger Klassiker. Die Leute lesen mit Nachdenken darin und viele sind wohlvertraut mit ihrem Inhalt. Es ist mir allemal eine Freude, wenn ich durch die Dörfer gehe, hin und wieder die Eingebornen auf ihre Bambu-Kopfkissen gestützt daliegen und in der Bibel lesen zu sehen. Die Bibel ist aber auch unsere stärkste Waffe gegen die zahlreichen französisch-katholischen Priester, welche uns auf allen Seiten umgeben und unser Werk mit Bitterkeit zu hindern und alles Erdenkliche zu thun bemüht sind, um unsre Leute zu sich herüberzuziehen. Bis jetzt aber haben wir keinen verloren. 30,000 Bibelleser in einer Bevölkerung von 35,000 — das ist doch etwas! Wir ermahnen unsre Leute, das Wort Gottes für sich zu lesen, und so fällt es ihnen nicht schwer, die römischen Irrthümer als solche zu erkennen. So ist's auch in Tahiti, in Rarotonga und auf den Loyalitäts-Inseln gegangen. Aber die Jesuiten fangen an das zu merken und bieten nun allem auf, um durch die französischen Machthaber auf den Loyalitäts-Inseln

und anderwärts den Unterricht in der Landessprache verbieten zu lassen. Das Französische soll dort in Zukunft die einzige Unterrichtssprache sein."

Diese Nachricht wird durch einen Brief von Miss. Creagh in Lifu bestätigt und ergänzt, indem derselbe schreibt: „Wir stehen bekanntlich unter dem französischen Gouverneur von Numea, und dieser ist entschlossen, auf den Loyalitäts-Inseln, die ja nunmehr französisch seien, französischen Einfluß und französische Sprache zur Alleinherrschaft zu bringen. Im September sollen alle unsere Schulen ein Ende nehmen; denn wir haben bis jetzt in der Landessprache unterrichtet, in Zukunft aber soll nur noch französisch gelehrt werden. Aber das ist noch das Geringste. Auch die alten Missionare sollen verdrängt werden. In Mare ist schon ein französischer Protestant als Missionar von der Regierung stationirt und unserem seit 30 Jahren dort arbeitenden Miss. Jones vorgesetzt worden. Er ist von der Regierung angestellt und besoldet, muß also auch thun, was sie ihm vorschreibt. Jones hatte schon eine Urlaubsreise nach Sidney geplant, Fleigh wollte Ende dieses Jahres seinen Abschied nehmen und ich dachte auch daran, sobald meine Bibelübersetzung fertig sein würde, mich nach Sidney zurückzuziehen, wo bereits meine Frau und Kinder sich niedergelassen haben. Aber jetzt bleiben wir alle, um das Feld zu behaupten. Aber wahrscheinlich werden wir doch wohl bald durch Franzosen verdrängt werden."

Zu obigem können wir nach mündlichen Mittheilungen des Pariser Missionars Viénot hinzufügen, daß auf seine Vorstellungen beim Marineminister in Paris hin die Zwangsmaßregeln nun doch darauf beschränkt sein sollen, daß kein Englisch mehr in den Schulen gelehrt werden dürfe. Jener Regierungsmissionar, Herr Cru, sei ein frommer, aber seiner schwierigen Lage vielleicht nicht ganz gewachsener Mann, jedenfalls zu französisch. In Tahiti sei noch Freiheit, in den Schulen zu lehren, was man wolle. Aber die Katholiken seien allerdings mit aller Macht daran, den Protestantismus zu zerstören.

Amerika.

Wah Sin Li, ein Chinese, der in seinem Wäscherei-Geschäft 60,000 Mk. erspart hat, ist Christ geworden und will auf einer höheren Lehranstalt sich zum Prediger ausbilden lassen.

— Am 11. Sept. wurden in Salem nicht weniger als 27 Missionsarbeiter und Arbeiterinnen, die im Begriff sind, in alle Weltgegenden hinauszuziehen, verabschiedet. Sie alle gehören zur Bostoner Missionsgesellschaft; 13 ziehen zum erstenmal, 14 zum zweitenmal hinaus. Zwei weitere Ehepaare und ein Fräulein waren schon einige Tage vorher von San Francisco nach Nordchina abgereist, darunter ein Missionsarzt für Schansi. Salem ist der Hafen, wo vor 72 Jahren die ersten Bostoner Missionare sich für Indien einschifften.

— Anfang November tagte in Boston die nur einmal jährlich zusammentretende General-Missionskommittee der bischöflichen Methodistenkirche, um für die verschiedenen Missionsgebiete die jährlichen Verwilligungen zu machen. Mitglieder derselben sind sämmtliche 13 Bischöfe, ferner je ein auf vier Jahre gewählter Abgeordneter der 13 General-Konferenz-Distrikte und endlich als Vertreter der ständigen Exekutivkommittee 7 Geistliche und 6 Laien. Eine sehr lebhafte Verhandlung erhob sich diesmal über das Verhältniß zwischen dem von der Generalkonferenz zum Bischof für Afrika ernannten W. Taylor und der Missions-Kommittee. Offenbar war die letztere ein wenig verletzt, weil durch jene Ernennung — ohne sie zu fragen — eigentlich ganz Afrika zu einem Missionsfeld der Methodistenkirche gemacht war, während bis jetzt doch nur in Liberia ein paar Stationen waren unterhalten worden und anderseits, weil der neue Bischof ihrer Hilfe gar nicht zu bedürfen schien. Er will nämlich ganz Innerafrika auf einmal in Angriff nehmen. Eine Kette von etwa 20 Stationen sollen in der Weise angelegt werden, daß er, in der Richtung von Westen nach Osten in's Land vordringend, Station um Station gründet, während einer seiner Mitarbeiter, Dr. Summers, von Osten nach Westen ziehend, es ebenso macht, bis endlich beide in der Mitte zusammentreffen und hier ein Hauptquartier errichten. Zu diesem ganzen Unternehmen erklärt Taylor keiner Unterstützung von Seiten der Missionskommittee zu bedürfen. Die Kosten der Reise von Amerika nach Afrika, sowie der ersten Anlagen dort, sollen durch einen eigens zu diesem Zweck gebildeten Verein, „The Transit and Building Fund Society of Bishop Taylor's Self Supporting Missions", d. h. in Wirklichkeit eben durch eine neue Taylorische Missionsgesellschaft — bestritten werden, alles übrige soll an Ort und Stelle selbst aufgebracht werden!

Bischof Taylor selbst erklärte: „Ich bin zum Missionsbischof für Afrika ernannt worden mit dem Recht, der Konferenz in Liberia zu präsidiren. In Amerika habe ich kein Recht zu präsidiren, und die anderen Bischöfe haben kein Recht, in Afrika zu präsidiren, außer wenn ich sie dazu auffordere. Die Missionskommittee hat das Recht, neue Missionen in Afrika zu organisiren; aber mit einer sich selbst erhaltenden Mission, sei es in Afrika oder sonstwo, hat sie nichts zu schaffen. Es ist gesagt worden, mit den Verwilligungen für Liberia sei es von Jahr zu Jahr immer mehr heruntergegangen, und ich sage: wenn man damit ganz unten angekommen sein wird, d. h. wenn Liberia nichts mehr erhält, dann wird es anfangen heraufzukommen! Ihr habt 50 Jahre voll Noth und Mühe gebraucht, bis ihr auf diesem Punkte angekommen seid, und ich gehe gleich von diesem Punkte aus. Alles, was ich für meine sich selbst erhaltenden Missionen erbitte, ist: lasset eure Hände davon! Ich schätze ja die Kommittee sammt ihren Missionaren und arbeite im Einklang mit

ihnen. Wenn es aber hieße, daß hinter mir eine Missionsgesellschaft steht, so würde bald allerlei Gesindel sich mir an die Rockschöße hängen. Christus sandte die Siebenzig aus ohne Beutel und ohne Tasche ‚wie die Lämmer unter die Wölfe'. ‚Ein gefundenes Fressen für die Wölfe!' hätte man einwenden mögen; aber sie zogen aus, und so groß waren ihre geistlichen Erfolge, daß sie die Finanzen darüber gründlich vergaßen, bis Jesus selbst ihre Aufmerksamkeit darauf richtete mit jener Frage: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?" und siehe da! sie wußten nichts von Mangel zu berichten! So beanspruche auch ich das Recht, zu den Menschen zu gehen, ihre Gastfreundschaft zu genießen, sie zu bekehren und sie dann nach der gleichen Art für ihre eigenen Bedürfnisse und für die Fortführung der Mission sorgen zu lassen."

Hiegegen hatten die andern natürlich nichts einzuwenden, und es wurde beschlossen, nichts zu thun, was Bischof Taylor nicht wünsche, also auch seine sich selbst erhaltende Mission mit keiner Geldverwilligung zu belästigen, sondern ihm volle Freiheit zu lassen, nach Herzenslust in ganz Afrika herumzuziehen, ohne auch nur mit Einem Pfennig aus der Missionskasse sein Gepäck zu beschweren.

Ein Kommitteemitglied freilich konnte sich nicht enthalten, die prosaische Bemerkung zu machen: wenn Taylor auch wirklich Erfolg mit der beabsichtigten Anlegung einer Reihe von Stationen quer durch ganz Afrika hindurch haben, dann aber sterben sollte, was dann? Ja, dann würden die hungernden Missionare eben doch froh sein, wenn die Kommittee schon im Voraus für sie gesorgt habe; die Anlegung eines Reservefonds für alle Fälle wäre daher doch wohl zu empfehlen. Und Bischof Merrill erlaubte sich zu bemerken, was Taylor wolle, sei wohl in einem christlichen Lande oder unter einer europäischen Diaspora wie in Indien, Südamerika u. dgl. möglich, nicht aber unter puren nackten Wilden in Afrika. Hier sei auch kein Schatten von Aussicht auf Erfolg. So leben zu wollen wie die Neger, also auf ihr Niveau herabzusteigen, sei ein Unsinn; wer sie heben wolle, der dürfe nicht auch so sich kleiden und so leben wie sie, sondern eben besser. Noch nie sei eine sich selbst erhaltende Mission unter einem heidnischen Volke durchgeführt worden. Man wolle ja Bischof Taylor und seinen Genossen volle Freiheit lassen, dürfe aber doch auch aussprechen, daß sein Plan ein ganz phantastischer sei, und davor warnen, daß nun die gewöhnliche Weise des Missionirens etwa verachtet werde.

Ein anderer Bischof, Bowman, meinte, daß Taylor doch übertreibe. Er sei in Indien, China und Japan gewesen, habe aber nicht gefunden, daß sich allerlei Gesindel an seine Schöße gehängt; man dürfe doch nicht den Schein erwecken, als sei Taylor's sogenannte paulinische Methode die einzig richtige und als würde durch die gewöhnliche Art nur Pauperismus erzeugt u. s. w.

Daß diese warnenden Stimmen auf den enthusiastischen Taylor einen ernüchternden Eindruck gemacht hätten, ist uns nicht bekannt geworden. Wir fürchten, er wird schweres Lehrgeld zahlen müssen, wenn er überhaupt nur bis in's Innere von Afrika gelangt. Gelingt sein Plan, dann hat er freilich uns allen ein beschämendes Beispiel heroischer Missionsmethode gegeben. Der Ausgang ist in Gottes Hand.

— Die „südliche Methodisten-Kirche" hat im Indian Territory zahlreiche Indianergemeinden. Im letzten Jahr allein betrug der Zuwachs ca. 1000 Seelen. Mehrere Gemeinden sind nahe daran, ganz auf eigenen Füßen stehen zu können. Ein Missionssekretär, welcher der letzten Jahreskonferenz dieses Gebietes anwohnte, schreibt: „Unser Bischof Hargrove versteht das Reisen, versteht auch das Schlafen unter freiem Himmel, und ebenso das Präsidiren unter einem Schattenbaum auf der westlichen Prairie. Nicht leicht wird eine zweite Konferenz wie diese gehalten werden, an der Grenze der Civilisation unter freiem Himmel, besucht von Schaaren solcher, die in ihren nun in langen Reihen herumstehenden Wagen hieher gereist sind, zum Theil aus großer Entfernung. Es war etwas Romantisches, etwas Heroisches, etwas Großartiges, Erhebendes. Und während der Konferenz begann eine herrliche Erweckung: der Altar war förmlich umlagert von Bußfertigen, und hell stieg „das Jauchzen der Wiedergeborenen zum glänzenden Sternenhimmel hinauf." (!!) Nebenbei erfährt man vom gleichen Sekretär, daß die Missionare nie die Sprache der Indianer gelernt haben, sondern durch Dolmetscher mit ihnen verkehren; ferner, daß die eingeborenen Prediger keinerlei Ausbildung erhalten haben u. s. w.!!

— Den 18. Okt. wurde in der Kathedrale zu Winnipeg der englisch-kirchliche Missionar R. Young zum ersten Bischof der neuen Diözese Süd-Athabaska geweiht.

— Der älteste eingeborene Prediger der englisch-kirchlichen Mission in Nordwestamerika, James Setti, hat krankheitshalber pensionirt werden müssen. 20 Jahre lang hatte er als Katechist, dann 31 Jahre lang als ordinirter Pastor gearbeitet.

Deutschland.

Auf der am 14. Okt. v. J. in Hannover versammelten lutherischen Missionskonferenz hat Pastor Steinmetz einen lehrreichen Vortrag über „Ausbildung und Leitung der Missionare nach den Grundsätzen der lutherischen Kirche" gehalten, dessen Hauptinhalt das „Hannoversche Missionsblatt" folgendermaßen wiedergiebt:

1) Von den vielen jungen Leuten, welche sich zum Missionsdienste unter den Heiden in den Missionshäusern melden, ist nur eine geringe Zahl wirklich zu diesem schweren Dienste tauglich. Die lutherische Kirche muß von den Leitern und Lehrern der Missionshäuser eine gewissenhafte Prüfung der sich Meldenden verlangen. Wem der

Herr außer der Liebe zur Mission nicht die nothwendigen natürlichen und geistlichen Gaben gegeben und wen der Herr durch seine Lebensführung nicht offenbar zu diesem Dienste bestimmt hat, der hat auch keinen ordentlichen Beruf dazu und darf nicht in das Missionshaus aufgenommen werden.

2) Zu der gewissenhaften Auswahl der Missionszöglinge muß dann eine ebenso gewissenhafte Ausbildung derselben im Missionshause kommen. Diese Ausbildung muß von dem Mittelpunkt aller christlichen Lehre und Lebens, der Rechtfertigung aus dem Glauben, ausgehen und dazu führen, daß die Missionare einst bekennen: „Ich glaube, darum rede ich.“ Die Zöglinge aber, die trotz aller gründlichen Unterweisung aus Gottes Wort nur dahin kommen, der Schrift Sprache reden zu können, ohne durch den heiligen Geist zum Glauben gekommen zu sein (der Herr wird solche unlauteren Menschen zur rechten Zeit offenbaren), sind auch später noch aus dem Missionshause auszuweisen. Ein Unbekehrter kann keine Heiden bekehren. Zu Missionaren taugen nur wahre, gläubige Christen.

3) Als evangelisch lutherische Christen, welche daran festhalten, daß unsere Kirche die Gnadengaben des reinen Wortes und Sakramentes hat, müssen wir ferner verlangen, daß unsere Missionare dereinst auch die lutherische Lehre zum Heile der Seelen zu führen im Stande sind. Was wir als zum Heile der Seelen dienend erkannt haben, das halten wir auch heilsam für die Seelen, welche Christo erst zugeführt werden sollen. So muß die Ausbildung unserer Missionare entsprechend unserm lutherischen Bekenntniß geschehen, und zwar darf diese bekenntnißtreue Ausbildung keine oberflächliche Halbbildung, sondern muß eine gründliche und volle Ausbildung sein. Daß dazu besonders begnadete Lehrer nothwendig sind, ist offenbar.

4) Soll ferner das Evangelium allen Völkern gepredigt werden, so ist nothwendig, daß unsere Missionare auch in den Sprachen fremder Völker unterrichtet werden, damit sie später nicht allein die Sprache des fremden Volkes verstehen und sprechen können, sondern auch in ihren Geist eindringen. Das Evangelium soll den Völkern in ihrer Sprache gebracht werden. Darauf deutet die Inschrift über Christi Kreuz in drei verschiedenen Sprachen, darauf die Predigt des Evangeliums am ersten hl. Pfingstfeste in aller Völker Zungen. „Jeder Missionar, der sich nicht in den vollen Besitz der Sprache des Volkes gesetzt hat, dem er das Evangelium verkündigen will, ist eine Last für das Werk.“ Um ferner die Eigenthümlichkeit eines Volkes ganz verstehen zu können, ist es nöthig, daß die Missionare die Geschichte der Völker überhaupt in Verbindung mit der Naturgeschichte, Geographie und Naturkunde kennen lernen. Wir können nur solche Missionare brauchen, die im Stande sind, eine fremde Sprache sich anzueignen und ein Verständniß für die Geschichte volksthümlichen Lebens haben.

Die Ausbildung unserer Missionare soll also nach den Grundsätzen unserer Kirche so geschehen, daß diese Ausbildung eine möglichst tiefe sei auf dem Grunde des Christenthums, nach dem Bekenntniß unserer Kirche und in Bezug auf die zu ihrem Berufe nothwendige allgemeine Bildung.

5) Außer der ersten Auswahl und Ausbildung der Missionare sind wir der Mission auch noch die rechte Leitung der Missionare schuldig. Unsere Kirche weist alle Willkür in kirchlichen Dingen zurück und fordert eine heilsame Ordnung in derselben. Verlangt dieselbe dies in der Heimat, so muß sie es gleichfalls und womöglich noch mehr in der Mission verlangen, da die Missionare in der Heidenwelt viel größeren Gefahren von innen und außen ausgesetzt sind, als wir in der alten Christenheit, damit nicht das, was in der Ausbildung der Missionare im Geiste begonnen ist, im Fleische endigt. Jeder rechte Missionar muß im Hinblick auf die ihm drohenden Gefahren solche Leitung fordern; die lutherische Kirche aber darf sich dieser Pflicht unter keinen Umständen entziehen.

6) Da der Missionsbefehl der ganzen Christenheit gilt, so kommt diese Leitung der Missionare nicht einem besonderen Stande, auch nicht dem Kirchenregimente einer Kirche zu, welche nur für den Bereich dieser Kirche geordnet ist (nur eine Art Oberaufsicht über die Missionsanstalt in ihrem Gebiete steht ihr etwa zu), sondern denen, welche die Ausbildung der Missionare geleitet haben, insonderheit dem Direktor der betr. Missionsanstalt als geistlichem Vater der Missionare und als dem seitens der Missionsgemeinde dazu Beauftragten.

7) Soll endlich die Verkündigung des Gotteswortes unter den Heiden rein und lauter, mit Freudigkeit, unverdrossen und in einer für die Heiden geeigneten Weise geschehen, so muß die Leitung der Missionare eine väterliche, gerechte und feste sein.

Dieser Vortrag fand in der Konferenz von allen Seiten freudige Zustimmung. Bei der Besprechung der einzelnen Punkte war namentlich das, was der Direktor der lutherischen Mission zu Leipzig, Dr. Hardeland, dazu beitrug, von großem Werthe, da derselbe aus einer beinahe 25jährigen Erfahrung in seiner klaren, herzlichen Weise sprach. Er bestätigte das in dem Vortrage über den Zudrang zum Missionsdienste Gesagte und forderte gleichfalls eine gewissenhafte, nüchterne Scheidung unter den sich Meldenden. Die Zahl derselben belaufe sich in Leipzig jährlich auf Hunderte. Etwa drei Viertel aller sich Meldenden erwiesen sich bei richtiger Prüfung als ohne Beruf zum Missionsdienst. Habe Gott den jungen Leuten außer den geistlichen Gaben so zu sagen des zweiten Glaubens-Artikels nicht auch die natürlichen Gaben des ersten Glaubens-Artikels gegeben, so wolle Er sie auch nicht. Es klinge wunderlich, sei aber wahr, die Mission würde weiter sein, wenn wir nur halb so viele Missionare hätten. In der Mission sei der Dienst zehnmal schwerer als

in der heimischen Kirche. Ein Haus aus dem Grunde neu zu bauen sei schwerer, als ein gutgebautes Haus zu erhalten. Die heimische Kirche solle das Beste zum Missionsdienst stellen, so sei es gewesen in der alten Kirche, so solle es auch jetzt sein. Eine gründliche wissenschaftliche Durchbildung sei für die Missionare nicht nur unter den gebildeten, sondern auch unter den rohen Naturvölkern gleich nothwendig. Auch in Bezug auf die Leitung der Missionare stimmte die Konferenz dem Vortrage zu. Diese sei nicht Sache des Kirchenregimentes, sondern der Missionsgenossenschaften, welche dieselbe ausübe durch den Direktor der Missionsanstalt.

Seither ist der gediegene Vortrag im Druck erschienen bei A. Pockwitz in Stade.

— Der „Allg. luther. K.-Z." entnehmen wir Folgendes: „Unter dem Titel Christlicher Kolonialverein hat sich kürzlich in Emden eine Vereinigung gebildet, welche beabsichtigt, Mittel anzusammeln zur Begründung und Förderung einer christlichen Kolonie in den vom deutschen Reich oder dessen Staatsangehörigen in Afrika erworbenen Gebieten. In dieser Kolonie sollen solche Personen Aufnahme finden, denen beim Ueberfluß an Arbeitskräften in der deutschen Heimat ein reelles Fortkommen unmöglich war. Die Kolonie soll eine christliche Gemeinde bilden, welcher vom Verein dazu angestellte Männer vorstehen. Letzteren soll es obliegen, weniger für die Vermehrung der Kolonisten, als dafür zu sorgen, daß die Kolonie ein Vorbild ihrer Umgebung sei. Sobald genügende Mittel vorhanden sind, will der Vorstand eine Kommission nach Afrika entsenden, welche ein geeignetes Terrain zu erwerben hat. Um das Projekt der Verwirklichung bald näher zu bringen, sollen überall Zweigvereine gegründet werden. Der Vorstand besteht zur Zeit aus sechs Personen, deren fünf in Emden und eine in Frankfurt a. M. wohnhaft sind. Das Organ des Vereins ist das in Emden erscheinende revivalistische Gemeinschaftsblatt."

Ferner: „Von Seiten des früheren Missionars, jetzigen Pfarrers Büttner in Wormditt, war bei der Provinzialsynode von Ost- und Westpreußen beantragt worden, im Anschluß an die deutsche Kolonisation in Kamerun eine eigene Mission der preußischen Provinzialsynode zu begründen. Die Synode beschloß einstimmig, diese Petition durch das Konsistorium dem Missionsverein in Königsberg zur weitern Erwägung abzugeben. Der Letztere hat nun infolge dessen beschlossen, weitere Schritte für die Einleitung einer deutschen Mission in Kamerun zu thun und zunächst sich über die dort herrschenden Verhältnisse und über einen passenden Ort der eventuellen Missionsstation zu informiren. Die Unternehmung soll so geleitet werden, daß Konflikte mit der schon in jener Gegend bestehenden Baptistenmission vermieden werden."

— Aus Veranlassung der Kongo-Konferenz war auch der baptistische Missionar W. H. Bentley in Berlin und konnte den Delegirten aus seiner reichen Erfahrung manche wichtige Aufschlüsse und Winke geben. Ebenso Dr. Laws aus Livingstonia sammt zwei anderen Vertretern der schottischen Mission, sowie der Sekretär der baptistischen Missionsgesellschaft, Baynes, der hauptsächlich gekommen war, um mit dem Reichskanzler und dem auswärtigen Amt wegen des baptistischen Missionseigenthums in Kamerun und Bimbia zu verhandeln — mit gutem Erfolg. — In der glänzenden Versammlung des Deutschen Kolonialvereins in Berlin, welche zu Ehren Stanley's veranstaltet war, kam außer diesem und dem deutschen Reisenden Flegel auch der Berliner Missionar Merensky zu Wort und wurde mit Beifall gehört.

— Das Missionsblatt des Berliner Frauen-Vereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenland theilt in seiner Januar-Nummer eine sehr lesenswerthe Geschichte dieses einzigen Vereins auf dem europäischen Festlande mit, welcher unverheirathete Lehrerinnen in die Heidenwelt aussendet. Derselbe wurde gegründet am 10. November 1842 im Hause der Frau Minister Eichhorn und steht seit 1881 unter der Leitung der Frau Generalin v. Döring, geb. Gräfin Dohna, Schellingstraße 13. Auch die Statuten des Vereins, sowie die Bedingungen, unter welchen derselbe Lehrerinnen annimmt und aussendet, sind dort mitgetheilt. Wir rathen allen, die in sich den Beruf fühlen, der heidnischen Frauenwelt lehrend und dienend zu Hilfe zu kommen, sich vertrauensvoll an die Vorsteherin in Berlin zu wenden.

Todesfälle.

Am 15. Mai starb in Demerara der chinesische Prediger Lau Fuk, „einer der leuchtendsten Juwelen, welche der Kirche Christi aus dem Schutthaufen China's geworden sind, ein Exempel davon, was Gottes Gnade für einen Chinesen thun kann und was wiederum ein Chinese für Gott thun kann". Seiner Zeit in Kanton als Barbiergehilfe durch baptistische Missionare für den Herrn gewonnen, erklärte er sogleich seinem Meister, er möchte ihm den siebenten Theil seines Lohnes abziehen und ihn dafür am Sonntag der Arbeit überheben. Sein Meister aber antwortete mit Entlassung und seine Pflegemutter nahm ihm im Zorn sogar seine Kleider und Schuhe. Um ihm etwas Ruhe zu schaffen, nahm ihn Miss. Graves auf's Land, wo er nun selbständig seinen Lebensunterhalt verdiente, daneben aber jede Gelegenheit benutzte, für den Herrn Zeugniß abzulegen und zugleich fleißig seine Bibel las. Als dann viele seiner Landsleute nach Demerara auswanderten, kam ihm der Gedanke, daß hier eigentlich eine schöne Missionsgelegenheit vorliege, da im fernen, fremden Land, den Einflüssen des heimischen Götzenwesens entrückt, diese Auswanderer wohl viel leichter das Evangelium annehmen würden als zu Hause. So verdingte er sich denn selbst als Kuli, gieng nach Demerara und

wirkte hier neben seiner Plantagenarbeit als Evangelist von Gottes Gnaden. Nach einigen Jahren wurden mehrere Missionsfreunde auf ihn aufmerksam, kauften ihn aus seiner Kontraktpflicht los und halfen ihm so dazu, daß er hinfort sich ganz der Missionsarbeit widmen konnte, und zwar im Anschluß an einige Missionare, die von Georg Müller in Bristol ausgesandt waren. Zuletzt hatte er eine Gemeinde von 200 Chinesen gesammelt, die er nach den strengsten baptistischen Grundsätzen leitete und die im letzten Jahr allein etwas über 8000 Mk. für Kirchen- und Missionszwecke zusammenbrachte. Sein Nachfolger ist ebenfalls ein Chinese, Namens La Kin. Unter seinen geistlichen Kindern befindet sich auch Tso Sune, der eingeborne Pfarrer der baptistischen Gemeinde in Kanton.

— Der junge Missionsarzt Dr. Percy Brown ist auf der Rückreise vom Niger nach Europa gestorben und in Akkra beerdigt worden.

— Im April 1884 ist in Mutjalapad Missionar Clay von der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft gestorben, 56 Jahre alt, nach 28jähriger Wirksamkeit unter den Telugu in Kumal und Kadapah. Er war ein gründlicher Kenner der Telugu-Sprache und ein geschätzter Mitarbeiter in der Bibelübersetzungs-Kommission.

— Am 22. Juni 1884 ist zu Neuhannover in Natal der Hermannsburger Missionar Strube gestorben. Er gehörte der ersten Schaar von Hermannsburger Sendboten an, welche auf der Kandaze in's Heidenland hinüberfuhren.

— Am 5. Sept. in Kopay bei Jaffna, Ceylon, der eingeborene Pastor Hensman nach 48jähriger Arbeit im Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft.

— Am 7. Sept. starb zu Tauranga in Neuseeland der älteste Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft Archidiakonus Brown. Er war einer der ersten Zöglinge, mit welchen die Missionsanstalt zu Islington 1825 eröffnet wurde, erhielt 1827 die Ordination und gieng 1829 nach Neuseeland ab, wo er seither ununterbrochen 55½ Jahr lang gearbeitet hat. 1844 hatte ihn Bischof Selwyn zu seinem Archidiakonus ernannt.

— Am 28. September starb in Freretown, Ostafrika, ganz unerwartet der treue schwarze Katechist Georg David — ein schwerer Verlust!

— Am 1. Okt. starb nach 25jährigem Dienst der wesleyanische Missionar Evers in Kojapetta bei Madras.

— Am 16. Okt. starb in Honolulu Frau Bernice Panahi Bishop, eine Urenkelin des berühmten Königs Kamehameha und die letzte dieses Hauses, eine eifrige Christin und Missionsfreundin. Ihr angeerbtes Vermögen hat sie größtentheils zur Errichtung von zwei protestantischen Erziehungsanstalten für eingeborne Knaben und Mädchen testirt. Auch mehrere bestehende Institute dieser Art sind bedacht worden.

— Am 22. Oktober starb zu Maligam im westlichen Vorderindien der eingeborne Pastor Schankar Balawant, ein 1849 bekehrter Brahmane, der 1870 ordinirt worden war; eine Frucht der englisch-kirchlichen Missionsschule in Nasik.

— Am Morgen des 13. Nov. wurde zu Sidambaram im Tamilland der Leipziger Missionar Wolff todt in seinem Bett gefunden, ohne Zweifel infolge eines Herzschlags. Sein unerwarteter Tod hat die Seinen auf's Tiefste erschüttert, war aber ganz besonders schmerzlich für seinen im Norden Indiens angestellten Sohn, der nach einer Trennung von 19—20 Jahren zum längst ersehnten Wiedersehen in Sidambaram eintraf, als der Vater ein paar Stunden zuvor verschieden war. Aug. Friedr. Wolff hat seit 1847 in der Tamil-Mission gearbeitet. 1858 hatte er sich infolge des Kastenstreites von seiner Gesellschaft getrennt, war aber 1860 zu derselben wieder zurückgekehrt.

— Am 11. November 1884 starb zu Springfield, Illinois, Frau Prof. Crämer, die 1845 ihren Gatten als Missionarin unter die Indianer in Michigan begleitete. Damals war von Bayern aus eine Missionskolonie in diesem Staat gegründet worden, und es entstand der Ort Frankenmuth, wohin auch die Indianer ihre Kinder zur Schule brachten. Frau Crämer war ihnen jahrelang eine treue Lehrerin und Pflegerin.

— Am 5. Dezember starb in Schiltigheim bei Straßburg der frühere Pariser Missionar Schrumpf, der 1842—1857 unter den Basutos thätig gewesen.

— Am 16. Dez. starb in Marsham, Norfolk, Missionar C. B. Leupolt, ein alter Basler Zögling, der lange Jahre hindurch in Benares gewirkt hat und durch seine höchst ansprechenden „Erinnerungen" bekannt ist.

Allerlei.

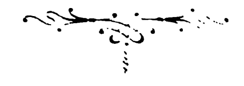
Nr. 35 des „Ausland" (1884) bringt einen sehr lesenswerthen Artikel von C. G. Büttner über „Aerztliches aus Damaraland", wo der Verfasser sieben Jahre lang neben seiner eigentlichen Missionsarbeit fast täglich auch als Arzt zu wirken Gelegenheit hatte. Folgendes nur als Probe: „Dem Europäer auffällig ist das verschiedene Verhalten der Eingeborenen gegen chirurgische und innere Krankheiten. Allen äußeren Verletzungen und den durch dieselben hervorgerufenen Schmerzen gegenüber kann die Apathie nicht größer sein. Bis auf sehr wenige Fälle habe ich gefunden, daß sie keinen Laut von sich geben, auch mit keinem Gliede zucken, man mag mit ihnen thun, was man will. Ein angehender Chirurg kann sich keine besseren Objekte wünschen, und nur wenn man sie direkt fragt, gestehen sie ein, daß es ihnen weh thut. Als ein besonders charakteristisches Beispiel der Gleichgültigkeit gegen äußeren Schmerz möchte ich folgendes anführen: Unter den Bergdamara gibt es so Arme,

daß sie eben nur ein kleines Fellchen zur Bedeckung der Schamtheile besitzen und sonst weiter nichts. Diese können sich in den kalten Winternächten (und zumal im Hochgebirge von Damaraland friert es in mancher Nacht) nur eben dadurch erwärmen, daß sie sich so dicht wie möglich an das Feuer heranlegen. Da waren dann diese Leute im Winter oft vom Kopf bis zu den Füßen mit Brandblasen überdeckt. Dieselben wurden natürlich bald abgestoßen und überall war das nackte Fleisch zu sehen, so daß sie bei der schwarzpigmentierten Haut ein ganz scheckiges Aussehen hatten. Aber das kümmerte sie nichts. Dagegen was von innen heraus kam, und mochte es das Geringfügigste sein, ein Schnupfen u. dgl., das machte sie so völlig krank, daß sie sich nicht rühren konnten, und man hätte dann mit leichter Mühe jede schwere Krankheit aus ihnen herausexaminieren können. Es war wie ein Aufsagen in der Schule, wenn man einen solchen Kranken fragte: „Wo thut es dir denn eigentlich weh?“ und einer so regelmäßig wie der andere dann antwortete: „In den Armen, im Halse, im Kopfe, in der Brust, im Bauch, in den Beinen, im ganzen Körper.“ Natürlich machten solche eingebildete Kranke auch dort viele Beschwerden, und wenn man sonst viel beschäftigt ist, sucht man sie möglichst fernzuhalten, was mir aber in der ersten Zeit nur höchst schwer wurde, bis ich ein in Damaraland probates, für die Herero charakteristisches Mittel erfand. Ich verordnete nämlich solchen Kranken — eine Kalbssuppe. Das war den Herero doch zu viel, eines ihrer geliebten Kälber zu schlachten, blos um eventuell gesund zu werden, und es ist mir niemand zum zweitenmale wiedergekommen, bei dem ich auf diesem Mittel bestand.

„Die größte Rolle in der einheimischen Therapie spielt das Kneten (Oku-minanga), die Massage, und zwar werden vor allem der Unterleib und die Baucheingeweide geknetet. Ich kann nicht umhin, zuzugeben, daß diese Behandlung gründlich und in ihrer Art wissenschaftlich ausgeführt wird. Es wird diese Heilungsmethode freilich dadurch begünstigt, daß bei den allermeisten Eingeborenen die Bauchdecken ganz ungeheuer ausgedehnt und schlaff sind, da die Gewohnheit und vielleicht auch die Natur des Landes sie zwingt, zu Zeiten übermäßig viel zu verschlingen; zu anderen Zeiten müssen sie dann auch wohl wieder ebenso übermäßig Hunger leiden. Der Massierende arbeitet in der Weise, daß zuerst durch ein langsames, sanftes, aber anhaltendes Streichen mit den eingefetteten Fingerspitzen das Netz mit den Därmen völlig auf einer Seite präpariert wird, bis man auf der anderen die innere Seite des Hüftbeins mit den an ihr liegenden Muskeln und Gefäßen völlig hindurchfühlen kann, und dann wird ganz langsam und systematisch das Eingeweide wieder nach der anderen Seite hinübergeschoben und dabei jedes Knötchen und jede Verhärtung zwischen den Fingern nach Möglichkeit durchgerieben. Es läßt sich leicht einsehen, wie eine Menge unangenehmer

Symptome, welche durch Koprostase, Uterinleiden, Schwangerschaftsbeschwerden u. dgl. hervorgerufen sind, durch eine solche manuelle Bearbeitung der Eingeweide wohl gehoben werden können; auch ist nicht zu leugnen, daß ein solches Kneten auf das ganze Pfortadersystem wohlthätig einwirkt. Die ganze Prozedur dauert wohl nie unter 1 bis 1½ Stunden und wird natürlich in schwierigeren Fällen alle paar Tage wiederholt. Allerdings scheint der ganze Stoizismus eines eingeborenen Südafrikaners dazu zu gehören, um eine solche Prozedur, bei welcher alle Eingeweide wie umgewandt werden, auszuhalten. Wenigstens haben die Europäer, welche sich in dieser Weise haben behandeln lassen, es mir versichert, daß es ein schauderhaftes Gefühl sei, so mit sich hantieren zu lassen. Durch die fortgesetzte Uebung erhalten die Leute, welche sich mit diesem Massieren abgeben, eine ziemliche Kenntniß der regelmäßigen Beschaffenheit des Unterleibes, sowie der häufigeren Unregelmäßigkeiten, die dort vorkommen, und da sie alle oft genug nicht nur beim Schlachten gesunder Thiere, sondern auch beim Zerlegen solcher, die an Krankheiten gestorben sind (denn auch diese werden regelmäßig aufgegessen), mitgeholfen haben, so haben sie in ihrer Art auch eine gewisse Anschauung von den anatomischen Verhältnissen der krankhaften Zustände, welche die massierende Hand durch die Bauchdecken hindurch beim lebenden Menschen fühlt. Nachdem ich bei den Eingeborenen als medizinischer Sachverständiger anerkannt war, haben sie mich einigemale konsultiert, als ihnen bei dieser Massage des Unterleibes etwas außergewöhnliches vorkam. Dann habe ich sie vor meinen Augen die Prozedur vornehmen lassen und mich dabei selbst davon überzeugt, wie genau sie jeden Theil von den übrigen separieren können, so daß er für den fühlenden Finger ganz deutlich dazuliegen scheint."

Von besonderer Wichtigkeit ist diese Kunstfertigkeit den Eingeborenen für die Geburtshilfe und ersetzt ihnen viele Instrumente. Als Hebammen fungieren meist sehr vornehme Frauen, und sie machen ihre Sache so gut, daß sie unbedenklich auch von den Frauen der Weißen benützt werden. „Die Kenntniß der Handgriffe bei der Massage pflanzt sich traditionell von der Mutter auf die Tochter oder auf eine andere jüngere Verwandte fort. Auch massieren zuweilen wohl einzelne Männer. So viel ich weiß, wird aber mit der ganzen Sache nichts Geheimnißvolles getrieben." Bei der Behandlung gefährlicher innerer Krankheiten übrigens erscheint den Herero eine übernatürliche Hilfe durch Zauberei probater als ihre einfachen Hausmittel.



Bücherschau.

Mit der Ausdehnung der Mission draußen wächst auch in der Heimat das Interesse für dasselbe. Man sieht das nicht nur an den Missionsfesten, Konferenzen u. dgl., die hie und da neu eingeführt werden, sondern auch am wachsenden Umfang der Missionsliteratur, sowie an der Aufmerksamkeit, welche in neuerer Zeit auch von weltlichen Zeitungen, wissenschaftlichen Monatsblättern u. dgl. der Mission geschenkt wird. Besonders die Mittheilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena zeichnen sich aus durch ihre Missionsfreundlichkeit. Auch die sehr gehaltvolle Deutsche Kolonialzeitung hat schon Nettes aus der Mission oder über dieselbe gebracht. Namentlich die Geographie und Kartographie kommt auf immer freundschaftlicheren Fuß mit der Mission. Noch ist der große Missionsatlas von Dr. Grundemann nicht vergriffen und der kleine in Calw erschienene Atlas desselben eben erst recht unter's Publikum gekommen, so erscheint in Kopenhagen ein neuer selbstständiger Missionsatlas von J. Vahl, dem bekannten Vertreter der Evangelischen Allianz in Dänemark, dem Herausgeber eines kirchlichen Monatsblattes und dem Besitzer einer Missionsbibliothek von 4100 Werken. Wie fleißig er diese letztere benutzt hat, das merkt man seinem Atlas und der dieselbe begleitenden Erklärung wohl an. Bis jetzt sind uns nur die zwei ersten Lieferungen über Asien und Afrika zu Gesicht gekommen, zusammen zehn große Kartenblätter mit mehreren Spezialkärtchen und beinahe 500 Seiten Text. Leider ist alles dänisch. Demnächst soll aber auch eine englische Ausgabe erscheinen. Der Preis ist 3½ Kronen per Lieferung mit Erklärung. — Ferner können wir empfehlen mehrere große Wandkarten auf Leinwand, welche von der baptistischen Missionsgesellschaft (A. H. Baynes, Mission House, 19, Castle Street, Holborn, London, E. C.) herausgegeben sind. Namentlich die Karte über „Cameroons and Victoria“, 4×6 Fuß groß, Preis 8 Mk., dürfte gegenwärtig von Interesse sein. Wissenschaftlichen Werth hat sie gerade nicht, als Veranschaulichungsmittel für populäre Vorträge und Missionsstunden dagegen ist sie praktisch. — Ebenso hat die Bostoner Missionsgesellschaft (man wende sich an C. N. Chapin, 1 Somerset Street, Boston, Mass.) einige große Wandkarten über ihre verschiedenen Missionsgebiete herausgegeben. Dieselben sind sowohl auf Leinwand als auf Papier gedruckt zu haben. Folgendes sind die Preise für die auf Papier: Southern Japan, 4 ft. 7 in. × 2 ft. 9 in., 40 cents. — China, 6 ft. × 5 ft., 75 cents. — Micronesia, 6 ft × 5 ft., 40 cents. — Central and Southern Africa, 6 ft. × 5 ft., 75 cents.

Endlich sei hier auch noch die sehr genaue, viel Neues, auch für die Wissenschaft Werthvolles enthaltende große Karte der Goldküste erwähnt, welche soeben im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel erschienen und für 4 Fr. zu haben ist.

The Heathen World; *its need of the Gospel and the Church's obligation to supply it*. By the Rev. *G. Patterson*, D.D. *Toronto:* William Briggs, 78 & 80 King Street East. 1884.

Eine gekrönte Preisschrift des unseren Lesern bereits bekannten Biographen von Dr. Geddie. Der erste Theil schildert den gegenwärtigen Zustand der Heidenwelt unter der Herrschaft des Hinduismus, Buddhismus, Schamanismus, Fetischismus u.s.f. nicht bloß in religiöser, sondern auch in moralischer, socialer, politischer und ökonomischer Beziehung. Der zweite Theil liefert den biblischen Nachweis, daß der Götzendienst eine verdammliche Sünde ist, daß die Heiden unter dem Zorn Gottes stehen und ohne das Evangelium ewig verloren gehen — nicht weil sie das Evangelium nicht haben, sondern weil sie gegen ihr eigenes Gewissensgesetz sündigen. Der dritte Theil handelt von dem Missionsbefehl Christi nach seiner religionsgeschichtlichen und missionswissenschaftlichen Bedeutung, von der Missionspflicht der Kirche und von den Motiven, welche gerade in unserer Zeit besonders stark zur Erfüllung derselben antreiben sollten. Das sauber gedruckte und schön ausgestattete Büchlein (300 Seiten) eignet sich zu Geschenken. Der Originalpreis ist nur Fr. 3.50.

Biblisches Wörterbuch für das christliche Volk. Von H. Zeller. Dritte Aufl. Zwei Bände. H. Reuther's Verlag in Karlsruhe. 1884.
Preis Mk. 10, geb. Mk. 12

Die zweite Auflage dieses nützlichen Nachschlagebuches, das zugleich als Konkordanz zur heil. Schrift dienen kann, hat uns s. Z. nach Indien und wieder zurück nach Europa begleitet. Wir verdanken demselben manche Belehrung und manche Zeitersparniß. Herzlich gern empfehlen wir daher nun die etwas abgekürzte, dafür aber auch billigere dritte Auflage unsern Lesern. Der theologische Standpunkt des Herausgebers und der meisten seiner Mitarbeiter ist ein streng konservativer Wer sich vor Kritik und dergl. fürchtet, wird daher hier ein durchaus unanstößiges Werk finden. Einfache Bibelleser, denen es weniger um den Vorhof, als um das Heiligthum zu thun ist, werden sich davon befriedigt fühlen. Denen, welchen es in erster Linie um Aufschluß über geographische, antiquarische, namentlich auch um die assyriologischen und ähnliche, das A. T. betreffende Fragen zu thun ist, wird das Calwer Bibellexikon besser dienen. Doch sind auch im vorliegenden Wörterbuch die Resultate der neuesten Forschungen auf diesem Gebiet berücksichtigt. Mehrere recht gute Karten und praktische Tabellen erhöhen den Werth des Buches.

Das Neue Testament, forschenden Bibellesern durch Umschreibung und Erläuterung erklärt von H. Couard. Fünfter Band. Die Apostelgeschichte. Potsdam, Verlag von August Stein. 1884. Preis Mk. 1.60.

Dieser fünfte Band theilt die Vorzüge der ihm vorangegangenen. Es ist eine gesunde, auf gründlichen Studien beruhende Arbeit, ganz besonders allen Sonntagsschullehrern, Missionaren und Predigern zu empfehlen, welche nicht griechisch verstehen und doch so genau, als es hiebei möglich ist, den Sinn des Urtextes verstehen möchten.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Etwas von den Schwachheiten der Bekehrten.

Der Leipziger Missionar Brunotte hat einmal gesagt: „Missionsdienst ist ein schwerer Dienst; das Sammeln ist oft leichter als das Leiten der Gesammelten und ihnen zu helfen, daß sie beharren bis an's Ende." Er hat Recht. Es ist eine große Täuschung zu meinen, mit der Bekehrung oder dem sogenannten Uebertritt sei es gethan. Wer nicht im Voraus entschlossen ist, die Bekehrten auch zu erziehen und in eine ganz spezielle Seelenpflege zu nehmen, der sollte überhaupt gar nicht versuchen, einen Heiden zu bekehren. Das Wort „Bekehrung", wo es vom Uebertritt eines Götzendieners zur christlichen Kirche gebraucht wird, bedeutet eben etwas anderes, als was man innerhalb der alten Christenheit so nennt. Der wesleyanische Missionar Hunt, der auf den Fidschiinseln einen so gewaltigen Umschwung hat mit herbeiführen helfen, pflegte bei seinen Leuten geradezu eine doppelte Bekehrung zu unterscheiden: zuerst müsse sich der Heide „vom Heidenthum zum Christenthum" bekehren, darnach erst könne er sich „von der Sünde zu Gott" bekehren. Als eine starke Uebertreibung erscheint es uns daher, wenn z. B. Dr. Wangemann schreibt: „Nichts ist widerwärtiger als ein Heide, der getauft wird, ohne den ganzen Ernst der Heiligung zu verstehen und ohne den Gnadenrathschluß des Herrn zu unserer Seligkeit gründlich erfaßt zu haben." Wenn mit der in diesen Worten liegenden Forderung Ernst gemacht würde, so hätten wohl die meisten unsrer jetzigen Heidenchristen ungetauft bleiben müssen. Aber, wie gesagt, eine solche Forderung halten wir für übertrieben. Wer auszutreten wünscht aus dem persönlichen Verband mit dem

heidnischen Götzen- und Sündenwesen und willig ist, sich innerhalb der christlichen Gemeinde in alle dem unterweisen und zu dem erziehen zu lassen, was Christus seinen Jüngern geboten hat, der darf unseres Erachtens getauft werden, auch wenn er noch recht weit davon entfernt ist, den ganzen Ernst der Heiligung verstanden zu haben. Die Kirche Christi auf Erden ist und bleibt nun einmal eine Erziehungsanstalt, ja ein Krankenspital. Da hilft auch die strengste Taufpraxis nichts dagegen. So dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn unsere „Bekehrten" aus den Heiden sich mitunter noch recht „heidnisch" aufführen und ihren Seelsorgern allerdings große Sorge und oft viele Mühe machen. In den Missionsberichten ist in der Regel viel mehr von der Bekehrung und von der Taufe die Rede, als von dieser schwereren und oft auch unerquicklichen Erziehungsarbeit. Zum vollen Verständniß des Missionswerks gehört es aber unbedingt, daß man auch in diesen zweiten Theil der Arbeit, d. h. eben in die Unsitten und Schwachheiten der Bekehrten einen Einblick bekomme. Einige Proben hievon dürften daher unseren Lesern wohl willkommen sein.

---

1. Trunksucht und Aberglaube in Westindien.

„Der schlimmste Feind, mit welchem wir hier zu kämpfen haben," schreibt ein Missionar der Brüdergemeine, „ist das Uebel der Unmäßigkeit, und fast in jeden Haushalt ist derselbe eingedrungen; nur wenige sind es, die in dieser Beziehung ein gutes Beispiel geben. Von zuverlässigen Leuten habe ich gehört, daß man, um nur Tagelöhner zu bekommen, denselben eine Flasche Wachholderbranntwein versprechen und ihnen zum Frühstück und Mittagessen ihren Schnaps geben muß, sonst gehen die Leute wieder weg. Das arme Volk hat wenig Vergnügen, und so gilt denn das Trinken als ein solches. Einige, die zur See gehen, halten den Schnaps für ein Hauptmittel gegen die feuchte Nachtluft und den Morgenthau. Sind sie erhitzt, so ist wieder Branntwein das sicherste Mittel gegen eine Erkältung; Wasser würde Kolik hervorrufen! Sind sie krank, so ist Schnaps ihre Arznei; sind sie gesund, so verhindert der Schnaps das Krankwerden. Ich habe wirklich noch kein Land gesehen, das so, wie diese Inseln, durch den Branntwein verseucht ist.

„Weihnachten und Ostern, die zwei größten Feste des Kirchenjahres, sind für viele Leute nur eine Zeit der Trinkgelage (jedoch muß ich einschränkend sagen, daß ich nur nach eigener kurzer Anschauung spreche). Es ist wahr, der Teufel hält zu solchen Zeiten Karneval und bedient sich der lockendsten Formen, die Einfältigen zu verführen. Tanzen ist hier ebenfalls eine der Hauptschwachheiten und immer mit Trunk und häufig mit Schlägerei verbunden; jedoch mißbilligt die Mehrzahl dergleichen und vermeidet solche Festlichkeiten, weil sie die Bestimmungen der Kirche in betreff ihrer kennen. Hier ein Beispiel. Eine Familie wurde durch Geburt von zwei Zwillingsknaben erfreut, und dieser besondere Fall mußte gefeiert werden. Ein Abendessen ist bereitet, Freunde und Nachbaren eingeladen, und die Festlichkeit beginnt. Der Hausherr aber trinkt zu viel und wird sehr streitsüchtig. Bei dem darauffolgenden Tanz reizt ihn seine Frau durch offenbare Vernachlässigung, und er schließt das Fest, indem er sie zu Boden schlägt und seine Tochter mißhandelt, während die Gäste sich eilig davonmachen, um nicht der Theilnahme an dem Skandal beschuldigt zu werden. Als man sie hernach fragt, warum sie denn überhaupt solche Gelegenheiten besuchten, da sie doch wüßten, wie es dabei zugehe, da erwiderten sie, es sei ihnen nie in den Sinn gekommen, daß so etwas vorfallen könne!

„Auch der Aberglaube hat hier in Westindien seine Festungen, und es ist schwer, sie niederzureißen. Manche Formen desselben sind höchst komisch, obgleich sie eine sehr ernste Seite haben, indem sie zeigen, wie leicht unsere Leute sich betrügen lassen. Ein Fremder muß sich wundern über den in mystische Worte und stehende Gewohnheiten gekleideten Wahn. Einmal brachte uns eines unserer Gemeindeglieder einen sehr hübschen Kürbis, warnte uns aber zugleich ernstlich, es ja nicht zuzulassen, daß unser Koch den Samen in Wasser schütte, da dadurch die Frucht wässerig werden und verderben würde.

„Geister sind überall vorhanden, und wenn man ihnen im Fall eines Zusammentreffens mit ihnen nicht eine Sühnung bietet, so greifen sie die Unglücklichen an und schlagen sie mit schwerer Krankheit. Manche stehen bei ihnen in besserer Gunst, als andere, und fesseln sie an sich durch gewisse Freundschaftsbezeugungen. Sonderbar ist es, daß vor einigen Jahren von einem unsrer Missionare dieser Glaube

eine Bestätigung erhielt, indem er bei einem Besuch in St. Jan ganz allgemein es aussprach, daß er an die Existenz von Geistern glaube, was jenen zu Ohren kam und sie in ihrem Aberglauben bestärkte. Mir ist selbst dies Wort als Beweis entgegengehalten worden, und ich mußte lange Geschichten von unruhigen Geistern mit anhören. Selbst unser altes nüchternes Missionshaus steht in sehr unheimlichem Ruf, und die Geister der verstorbenen Missionare, deren Gebeine in dem Gottesacker unterhalb des Hauses ruhen, sollen die Räume besuchen, welche sie zu ihren Lebzeiten bewohnt haben.

„Die ernste Seite der Sache ist die, daß 150 Jahre Missionsarbeit nicht im Stand gewesen sind, diesen Aberglauben auszumerzen, der so ganz mit den Gedanken und dem Leben der Leute verwoben ist.*)

---

2. Das „Kweeken“ der Kinder in Suriname.*)

Was darunter zu verstehen ist, wird sich nicht leicht jemand denken können, der nicht mit den heidnischen Negergewohnheiten in Suriname bekannt ist. Es bezieht sich dieses Wort auf die heidnische Sitte, daß die Neger ihre Kinder, wenn diese noch die Schule besuchen, schon förmlich miteinander verloben. Wenn die Eltern eine solche Bestimmung getroffen haben, „kweekt“ der Junge seine Braut, d. h. er bringt ihr Fische, Wild oder sonstige Dinge zum Geschenk, und so wachsen die Verlobten miteinander auf, bis die Braut etwa das 16. Jahr erreicht hat, worauf dann die Heirath stattfindet.

Diese Sitte oder Unsitte trat dem Br. Raatz bei einem Besuch, den er in Ganzee im Buschlande machte, bei manchen der dortigen Christen entgegen. Schon andere Missionare hatten gegen diesen Brauch ernstlich angekämpft und ihn wirklich ganz beseitigt; er hat sich aber immer wieder eingeschlichen und wirkt entschieden schädlich. Denn dieser verfrühte Brautstand dient, von allem anderen abgesehen, dazu, den kindlichen Sinn zu stören, die Aufmerksamkeit in der Schule zu verhindern und ein förmliches Kokettieren zwischen den so früh Verlobten zu befördern. Sie nicken sich gegenseitig zu, wenn

*) Missionsblatt aus der Brüdergemeine 1884, Nr. 10 und 1885, Nr. 2.

der Name eines solchen Bräutigams im biblischen Text vorkommt und dann sucht die Braut das Lesen desselben zu umgehen; nach der Schule gehen sie paarweise nach Haus und unterhalten sich in Bezug auf die Zeit, in welcher sie ganz zusammen leben werden.

„Schon seit meinen ersten Besuchen in Ganzee," erzählt Br. Raatz, „bin ich gegen dies Unwesen aufgetreten, erhielt auch wohl die Zusage, daß dasselbe abgestellt werden solle; aber zur Ausführung dieses Versprechens kam es nicht. Trotzdem, daß ich solche verlobte Kinder in manchen Beziehungen den andern gegenüber zurücksetzte, hatte sich diese Sitte in der letzten Zeit immer mehr verbreitet, so daß jetzt nur noch wenige Unverlobte übrig waren, und selbst Nationalgehilfen mit ihren Kindern dem Brauch sich gefügt hatten.

„Ich hielt daher nach der Vormittagspredigt eine Konferenz mit der erwachsenen Gemeine über das „Kweeken" und stellte ihnen vor, wie sehr sie sich durch diesen Gebrauch nicht nur an ihren Kindern, sondern auch an dem Heiland versündigten. Es entspann sich eine längere Unterredung, und die Meinungen waren getheilt; einige baten mich, das Kweeken zu gestatten, die Mehrzahl der Gemeine würde davon doch nicht ablassen, während andere erklärten, man müsse damit als mit einer Sünde vollständig brechen. Lange wurde hin und her geredet, denn die Saramakkaner lieben es, solche Konferenzen ins Unendliche hinauszuziehen, bis ich mit der Erklärung der Sache ein Ende machte: ‚Wollt ihr in diesem heidnischen Unwesen verharren, und nicht heute schon das Kweeken ganz aufheben, so erkenne ich daraus, daß ihr einen Lehrer nicht nöthig habt, ich gehe morgen nach Berg en dal zurück und werde nicht wiederkommen.'

„Da erklärten sie denn alle wie aus Einem Mund: ‚Nein! wir heben heute noch das Kweeken auf.' Nun konnten wir gemeinsam den Herrn um Vergebung aller der Sünden bitten, deren sich die Gemeine schuldig gemacht hatte, und schließlich auch mit den nun „entlobten" Kindern ein frohes und gesegnetes Kinderfest feiern."

---

3. Leiden und Freuden eines Seelsorgers im Basuto-Land.

Der Pariser Missionar Dieterlen beschreibt einen hottentottischen Tanz Setapo, der auch bei den christlich gewordenen Basutos kaum auszurotten ist, obgleich er oft zu den gröbsten Unanständigkeiten und Sündenfällen führt. Diesen Tanz führen sie Stunden lang bei der glühendsten Sonnenhitze auf einer staubigen Straße auf. Sie schwitzen, sie kommen außer Athem, sie schlucken Schoppenweise den Staub, und im Grunde haben sie wohl herzliche Langeweile dabei; aber sie bilden sich nun einmal ein, der Setapo sei ein herrliches Vergnügen und keine Hochzeitsfeier sei vollkommen ohne ihn. So eigensinnig und zugleich so arm an wirklichen Vergnügungen sind die Basutos. Es ist charakteristisch für sie, daß sie eigentlich nicht zu spielen verstehen; von den Missionaren haben sie das Barrelaufen gelernt; aber ein nationales Spiel besitzen sie nicht. „Ich hatte eine Zeit," schreibt Missionar Dieterlen, „wo ich es geradezu für einen Theil meiner Aufgabe hielt, die hiesige Jugend einige neue Spiele zu lehren; aber schließlich war ich immer der einzige wirkliche Spieler und es kam nichts dabei heraus. So können sie denn den Setapo nicht entbehren. Wenn man ihn schon ausgerottet glaubt, tritt er doch wieder auf und herrscht wie eine Epidemie. Neulich hatte unser Schulmeister Benoni in Hermon Hochzeit. Ich drang in die Leute, diesmal doch der Versuchung zu widerstehen, und gab wie die Parole aus: ‚Wer mich lieb hat, der folge mir;' aber, eine kleine Minorität ausgenommen, tanzte die ganze Gesellschaft vier Tage lang fort und ich hatte mich gründlich blamiert! Soviel ich mich auch zu beruhigen suchte, es sei ja nicht Bosheit, sondern nur Schwachheit und Leichtsinn, ich konnte es nicht verhindern, daß immer wieder die Stimme der Bitterkeit in mir laut wurde: ‚Für was giebst du dir so viel Mühe mit diesen Leuten? Es ist doch nur ein die Perlen vor die Säue werfen!' Welche Selbstüberwindung es mich kostete, diese Worte nicht auch auszusprechen, kann ich nicht beschreiben. Zum Glück predigten am Sonntag darauf Br. Jacottet am Morgen und Br. Christol am Abend, acht Tage später Henry Dyke und wieder Christol. So hatte ich Zeit, meine Gefühle zu beschwichtigen, die Situation ruhig in's Auge zu fassen und mich vorzubereiten auf eine Art Programm

oder Manifest, das ich nun heute, am 25. Mai 1884, losgelassen habe über den Text: „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote.“ Benoni war sehr unzufrieden. Er hat mir einen 8 Seiten langen Brief geschrieben, den Tanz als etwas ganz Unschuldiges vertheidigt und mich an eine Predigt Mabille's über die Sanftmuth, mit welcher wir andern ihre Fehler vorhalten sollen, erinnert! Eigentlich sollte ich ihn entlassen; aber ich will weiter Geduld mit dem armen Jungen haben, der nun ja auch verheirathet ist. Die Ehe ist, soviel ich urtheilen kann, hier im Basuto-Land ein ganz vorzüglicher Pädagog. Nie bin ich zufriedener, als wenn ich in die Lage komme, eine unsrer hiesigen Dorfschönheiten trauen zu dürfen. Je koketter und leichtsinniger sie vorher gewesen, desto ernsthafter und gebeugter ist sie schon nach acht Tagen ihres Ehelebens, und wenn ich könnte, so würde ich alle jungen Leute hier sofort unter das Ehejoch bringen. Das leistet in wenig Wochen mehr, als ich in Monaten und Jahren zu Stande bringe.

„Und nun noch eine zweite Niederlage. Alfonia, unser Schulmeister in Litsueneng, schreibt einen Liebesbrief an eine junge Frau Rahab. Diese, statt den Brief ihrem Manne, einem Heiden, namens Sebathli, zu zeigen, legt ihn in ihren Kasten. Sebathli findet ihn, ist tief beleidigt und klagt. Ich nehme mich der Sache an und stundenlang wird darüber verhandelt. Alfonia bekennt demüthig, daß er gefehlt; schon vor seiner Hochzeit habe er Rahab geliebt, mehr als seine jetzige Frau Marianne (die auch anwesend war bei den Verhandlungen), Schlimmeres aber sei nie geschehen. Rahab benimmt sich weniger offen und leugnet Dinge, die aller Welt bekannt sind. Sebathli's Eltern spielen die Rolle des Staatsanwalts; ich bin unparteiisch, aber in Verlegenheit, da ich den Christen Alfonia vor dem Heiden Sebathli doch nicht freisprechen kann. Endlich erkläre ich, Alfonia habe schwer gefehlt, indem er jenen Brief geschrieben, und Rahab, indem sie ihn versteckt; es sei aber ein Glück, daß die Sache an's Licht gekommen, ehe Schlimmeres geschehen; Sebathli habe recht gehandelt, die Sache zur Sprache zu bringen; jetzt möge er aber Alfonia vergeben, den Brief verbrennen und im Frieden leben mit seiner Frau. Alles stimmt mir bei. Ich dringe in Sebathli, sich auszusprechen; aber er schweigt; nur seine Verwandten erklären, die Sache sei gut, Sebathli habe vergeben. Ich bin im Triumph und will eben den Brief verbrennen. Da läßt sich Se-

bathli vernehmen: „Was mich betrifft, so habe ich nichts; was ich zu sagen habe, ist dies, daß Alfonia mir eine Entschädigung zahlen muß.“ Also all mein Reden und Bitten umsonst! — „Was verlangst du denn als Entschädigung?“ „Zehn Stück Vieh!“ — Also ein gutes Geschäft aus der Sache machen, das war sein Sinn. Seine Verwandten suchten nun ihn zu einem Nachlaß der Forderung zu bewegen; ich aber erklärte, wenn Sebathli sich auf diesen Standpunkt stelle, so gehe die Sache aus meinen Händen in die der Häuptlinge über, denn einen Rechtsstreit zu schlichten, überschreite meine Kompetenz; die Streitenden versöhnen, das sei mein Bestreben gewesen; es sei nicht schön, daß man mir so viel vergebliche Mühe gemacht, die ganze Geschichte habe mich einen Tag gekostet u. s. w. Enttäuscht und verstimmt kehrte ich nach Hause zurück.“

Sechs Wochen später: „Dem Benoni hatte ich auf seinen Brief geantwortet: ich sei daheim und er wohne ja in Hermon, wozu dieser unnöthige Luxus einer Korrespondenz? Tagelanges Schweigen folgte. Das Gerücht verbreitet sich, Benoni wolle seine Entlassung nehmen. Ich warte ruhig ab. Am Sonntag nach dem Gottesdienst sitze ich mit einigen Alten im Schutz einer Mauer. Da kommt Benoni, grüßt sehr freundlich und setzt sich neben mich. Aber nichts weiter. Am Montag jedoch erscheint er auf meinem Zimmer und fragt, wann die Schule wieder anfangen solle, die Vakanz habe jetzt wohl lang genug gedauert! Nun war die Nadel eingefädelt. Wir fiengen an vom Tanz, von den Pflichten eines Schulmeisters, vom Leichtsinn der Jugend u. s. w. u. s. w. Es war eine offene, freie Aussprache, die damit endete, daß Benoni mich bat: ‚Werde doch nicht müde, mich zu ermahnen! leite mich immer!‘ Der Sieg war gewonnen und niemand konnte glücklicher sein als ich. In Zukunft wird Benoni mein Bundesgenosse sein gegen den Setapo. Was die Affaire Alfonia-Rahab betrifft, so ist mir nichts Weiteres darüber zu Ohren gekommen.“ Soviel von den Leiden und Freuden eines Seelsorgers im Basuto-Land!

---

4. Wie chinesische Christen es leicht nehmen mit der Sünde.

In China ist die Macht der Sitte und Gewohnheit ganz besonders groß und der Einfluß des europäischen Missionars ganz

besonders gering. Wenn hier der Ahnenkultus, das Fußbinden der Mädchen, ja der Mädchenmord, das Mädchenverschachern und tausend andere Dinge wirklich abgeschafft werden sollen, so muß der Kampf dagegen von den chinesischen Christen selbst geführt werden. Und Gott sei Dank! schon sind eine ganze Reihe evangelischer Gemeinden da, die selbst Zucht an ihren Gliedern üben und gegen das Unwesen öffentlich Zeugniß ablegen, deßgleichen eine Reihe von eingebornen Predigern, die nicht nur den Heiden, sondern auch den Christen ernstlich vorhalten, daß man es mit der Sünde nicht leicht nehmen dürfe. Eine Probe dieser Art theilt Missionar Hubrig aus der Predigt eines chinesischen Katechisten mit. Die Uebersetzung lautet:*)

„Es giebt viele unter denen, welche Gottes Wort kennen, die es doch mit der Sünde nicht genau nehmen; sie meinen, grobe Sünden, welche die heilige Schrift klar und deutlich verbietet, dürfe man nicht begehen; hingegen seien kleine Sünden, die in der heiligen Schrift nicht so klar gekennzeichnet sind, schon zu erlauben. Aber solchen Leuten fehlt das Verständniß für das, was vor Gottes Augen groß oder klein erscheint. Gott fragt nur, ob ein Mensch ihm gehorcht oder nicht. Die Sünde der ersten Menschen bestand nicht im Essen der Frucht, sondern im Ungehorsam gegen Gottes Befehl. Die Israeliten werden meist deshalb gestraft, weil sie dem Befehle Gottes nicht gehorchten. Oft erscheint eine Handlung nur als eine kleine Uebertretung, und ist doch in Wahrheit eine große Sünde, weil ein Ungehorsam gegen Gottes Gebot. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung möchte ich einige Beispiele aus meiner Erfahrung mittheilen.

„Im Fa-Kreise lebte ein Christ (ich will ihn A-tschong nennen), der hatte vor einem Jahre seine Tochter mit einem Heiden verheirathet. Sein Seelsorger sowohl als auch die christlichen Brüder ermahnten ihn vorher ernstlich, dies doch nicht zu thun; er pflegte jedoch zu antworten: ‚Ich weiß wohl, daß es nicht recht ist, wenn ein Christ seine Tochter mit einem Heiden verheirathet; aber ich bin krank und habe kein Geld, Doktor und Medizin zu bezahlen, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als diesen Schritt zu thun, damit ich das nöthige Geld bekomme. (Bekanntlich muß in China der

*) „Das Evangelium in China" 1884, Nr. 4.

Bräutigam den Schwiegereltern eine bestimmte Summe für die Braut zahlen.) Uebrigens ist es nicht in der heiligen Schrift verboten, sondern nur eine Ordnung der Kirche, also keine große Sünde, ich brauche es daher nicht so genau zu nehmen.' A-tschong hörte nicht auf die Ermahnungen seiner Brüder, setzte seinen Willen durch und verkaufte die Tochter an den Heiden. Mit dem erworbenen Gelde versuchte er nun seine Krankheit zu heilen; er ließ Doktor und Medizin kommen, aber vergeblich; es wurde mit seinem Leiden vielmehr schlimmer, und nicht lange darauf starb er. Seine Familie ist nun ganz verarmt und grollt über die traurige Lage, in der sie sich befindet.

„Ein anderer Mann (ich nenne ihn A-ngi), Weber von Profession und sonst ein treuer Christ, hatte einmal mit seinem Meister abzurechnen. Der Meister verrechnete sich dabei um etwa 10 Dollar zu seinem Schaden. A-ngi besann sich einen Augenblick, denn sein Gewissen mahnte ihn, das Geld nicht zu nehmen; aber er vernahm auch noch eine andere Stimme in seinem Innern, die sprach: ‚Das achte Gebot Gottes verbietet zwar das Eigenthum anderer zu stehlen; dieser Mann giebt es dir selbst, weil er sich verrechnet; es ist seine Schuld; ich nehme es ihm also nicht; daher bin ich kein Uebertreter des achten Gebots.' A-ngi nahm also das Geld, ohne dem Meister den Irrthum anzugeben und gieng heim. Kurze Zeit darauf wurde sein liebstes Kind schwer krank, und er hatte über 20 Dollar Ausgaben für Doktor und Medizin, dann wurde der jüngste Sohn krank und starb. Da erwachte sein Gewissen und er bekannte seinem Seelsorger das Unrecht, das er begangen, und bat Gott um Verzeihung.

„Hieraus ist zu sehen, daß wenn Christen nicht auf die Stimme ihres Gewissens achten, Gott harte Strafen über sie verhängt, mag die Sünde klein oder groß erscheinen. Daher, lieben Brüder, die ihr dieselbe Lehre empfangen habt, achtet auf die Mahnung eures Gewissens und thut darnach; denkt nicht, die Sünde sei klein und gering, und Strafe sei daher nicht zu fürchten, — die Strafe bleibt nicht aus. — Der Geist Jesu Christi, des Sohnes Gottes, öffne unser inneres Auge, damit wir keinerlei Sünde thun, sondern des Segens Gottes theilhaftig werden!" — So der chinesische Prediger.

Die Heidenpredigt in Malabar.

Von G. Wagner, Missionar.

4. Die Marktpredigt.

Unter Märkten verstehe ich hier nur die Wochenmärkte, deren es auf unserm Arbeitsgebiete jede Woche mindestens vierzig giebt. Die Jahrmärkte fallen stets mit den großen Götzenfesten zusammen und sollen daher später besonders besprochen werden.

Was nun die Wochenmärkte betrifft, so werden sie stets an gewissen Centralpunkten entweder unter freiem Himmel oder auch unter eigens für diesen Zweck errichteten Blätterdächern gehalten. Da ziehen dann zu Wasser und zu Land die Krämer herbei und breiten ihre Waaren aus: Töpfe, Seile, Schnüre, Zeuge, Garn, Baumwolle, Farbstoffe, Pfeffer und andere Gewürze, Kokos- und Arekanüsse, Fische, Betelblätter, Gemüse, Matten, Körbe, Arzneien, Papier, Federn, Tinte, Griffel, Tafeln, Bleistifte, Reis, Backwerk, Zuckerrohr, Obst, Spielsachen, Haus-, Acker- und Küchengeräthe, Felle, Pfauenfedern, Papageien, Perlenschnüre, Kalk, Metalle, Schmucksachen und zahllose andere, für uns fast namenlose Dinge. Dazu kommen die Bauern oder auch Händler mit ihren Ochsen, Kühen, Ziegen, Hühnern und andern Lebewesen. An Käufern fehlt es nie.

Aber auch der Prediger des Evangeliums stellt sich ein. Von ferne schon hört er das bienenschwarm-ähnliche Gesumse der Feilscher und Käufer. Still durchschreitet er ihre Reihen. Allenthalben ist er bekannt, selbst wenn er als Neuling kommt, denn das Neue Testament in seiner Hand und wohl auch das Aeußere seiner ganzen Erscheinung verrathen ihn schon. Spöttisch oder im Ernst rufen ihm die Leute ein Salam zu und hie und da wird die Bemerkung laut: „So, jetzt bekommen wir wieder von Jesus Christus zu hören.“ Unter dem Schatten eines Banianenbaumes, dessen hoch über die Erde emporragendes Wurzelwerk uns als Kanzel dienen soll, fassen

wir Posto, und schon hat eine beträchtliche Zahl von Neugierigen sich um uns gesammelt, da erscheint ein schwarzer Polizist und erklärt im Namen des Gesetzes, wir stünden zu nahe an der Straße oder zu nahe beim Durchgang. So ziehen wir uns ein wenig zurück, besteigen ein Mäuerlein oder sonst eine kleine Erhöhung und haben bald wieder eine Zuhörerschaft herbeigepredigt. Dabei fehlt es dann freilich am erwünschten Schatten, und ist der betreffende Platz gar niedriger gelegen als der, auf welchem die Zuhörer stehen, so kann man es vor Hitze und schlechter Luft nicht lange aushalten, sondern ist bald heiser und matt. Ein recht umfangreicher Marktschirm, ein transportables Predigthüttlein oder ein Zelt, wo nicht ein eigenes Predigtlokal, wäre da freilich sehr willkommen. Einstweilen müssen wir uns aber behelfen, so gut es eben geht, vor allem darauf achtend, daß wir einen Standort finden, der dem Marktlärm einigermaßen entrückt und doch nicht zu abgelegen vom Gewoge der Volksmassen ist.

Jeder Markt hat seine festen Stunden. Der eine beginnt regelmäßig um 10 Uhr Morgens, ein anderer um 11, wieder andere um 12, 2, 3, ja sogar einige erst um 4 Uhr Nachmittags. Ihre Dauer ist 2 bis 4 Stunden, selten darüber. Da nun in der ersten Marktstunde immer nur wenig Zuhörer zu haben sind, so ist es gut mit dem Beginn der Predigt zu warten, namentlich wenn die Zahl der Prediger eine beschränkte ist. Andernfalls kann es leicht geschehen, daß man später, wenn viele Zuhörer einen umringen, die noch 1 bis 2 Stunden zuhören würden, schon heiser und abgemattet ist. Sehr wünschenswerth ist es daher, jedesmal eine Reihe von Predigern zu haben, die einander ablösen können.

Es giebt Wochenmärkte, die von mehr als 5000 Menschen besucht werden; aber freilich auch solche, die nur 4 bis 500 Käufer und Verkäufer anziehen. Die Zahl der Zuhörer ist daher den größten Schwankungen unterworfen. Bald sind es 100 bis 200, bald auch nur 20 oder 10, oder 5! Sie kommen und gehen natürlich ganz wie es ihnen beliebt. Der Prediger muß sich nur nicht entmuthigen lassen. Oft gestaltet sich alles ganz lieblich, wenn er eben noch gemeint hat, unwillig abziehen zu müssen. An Buntscheckigkeit läßt das Publikum nichts zu wünschen übrig. Hindus, Muhammedaner und Katholiken aus allerlei Kasten, Ständen und Lebensaltern sind da zu sehen. Nur Parsis fehlen. Das weibliche Element ist sehr schwach vertreten. Meist sind es Hausväter, ältere Söhne oder

Agenten, die aus einer Entfernung von 1 bis 4 Stunden auf den Markt gekommen sind, um für ihre Familien oder ihre Auftraggeber allerlei einzukaufen. Ist das Geschäft abgemacht, so bleiben sie meist noch plaudernd stehen und kommen dann wohl auch zur Predigt. Da sie keine bestimmte gemeinsame Religion haben, sondern bald Pantheisten, bald Naturalisten, Materialisten, Fatalisten, Wedantisten, Deisten oder auch reformerische Theisten und Monotheisten sind, so sind die Einwendungen, Fragen und Proteste, welche sie meist sehr ungenirt vorbringen, ein wahres Babel von Sinn und Unsinn, von Ernst und Scherz, von Naivetät und von Bosheit. Da gilt es, stets gesammelt und gelassen bleiben, unerschütterlich feste stehen, schlagfertig und besonnen sein und vor allem sich weder erzürnen, noch kränken, noch entmuthigen lassen. Liegt ja doch eine gewisse Anerkennung gerade darin, daß die Heiden uns eine wahrhaft übermenschliche Sanftmuth und Geduld zutrauen! Wie schwer es unter solchen Umständen ist, der Predigt ihren einheitlichen Charakter zu bewahren, liegt auf der Hand. Die Marktpredigt will eben gelernt sein, und auch hier macht nur Uebung den Meister. Oft gerathen auch während unsrer Predigt die Zuhörer hintereinander, wobei es vorkommt, daß sie schließlich ihre Meinungsverschiedenheiten und Streitfragen dem Missionar zur Entscheidung vorlegen, so daß aus der Störung am Ende noch eine Förderung wird.

Jedenfalls ist die regelmäßig betriebene Marktpredigt ein Zeugniß an das Volk im Großen, und da sie etwas weniger Störungen unterworfen ist, als die Festpredigt, so erwarte ich von ihr auch weit mehr Nutzen als von dieser. Also, wie schon angedeutet, ein oftmaliges, wiederholtes Besuchen der Märkte ist unerläßlich. Denn es wäre weit gefehlt, wollte man den Werth, die Bedeutung und den Erfolg der Marktpredigt nach dem Eindruck eines einmaligen Besuches messen. Der Missionar selbst, wie auch die Katechisten, sind nicht immer in der gleichen Stimmung, ja nicht immer gleich gut vorbereitet, bald wortarm und geistleer, bald auch müde und abgearbeitet, oder haben sie einen schlechten Platz, müssen das einemal in der Sonnenhitze, das anderemal im strömenden Regen dastehen; bald sind sie frisch und verjüngt wie ein Adler und es sprudelt nur so aus der Herzensquelle, ein Lebensstrom und eine Gedankenwelle wälzt sich auf die andere aus dem Wort der

ewigen Wahrheit, und man fühlt: es ist vom Herrn geschenkt. Oft wird da der Prediger auch gedemüthigt, muß mit sich in's Gericht gehen und sich auf den Knieen die Kraft und Salbung erflehen, ohne welche er nichts vermag. Auch ist's bei den Zuhörern verschieden, und diese selber sind an jedem neuen Markttage doch mehr oder weniger neue Zuhörer, welche das vorhergehende Mal nicht dagewesen waren. Beachtenswerth ist auch, daß die Märkte, welche unmittelbar vor die Onamsfestzeit (heidnisches Neujahr im August) fallen, außerordentlich besucht sind. Daher sind unter den Heidenpredigern die Onamsmärkte sprichwörtlich geworden. Es soll hiemit nun nicht gesagt sein, daß man jeden Markt jede Woche besuchen müsse, das wäre unmöglich, denn die übrigen Arten der Heidenpredigt müssen auch zu ihrem Rechte kommen. Es gilt vielmehr, „das eine thun und das andere nicht lassen." Eine schöne Gelegenheit für predigtlustige Kaufmanns- und Industriemissionare böten aber gerade diese 40 Wochenmärkte dar.

Ferner sollte auf die Marktpredigt nie Einer allein gehen. Ein älterer Missionar schickte früher einmal seine Katechisten in's Land hinein, damit sie dort in den Heidenhäusern predigten, seinen jüngern europäischen Kollegen aber sandte er ganz allein nach einer andern Richtung aus, und zwar auf einen großen belebten Markt. An einem sonnigen, niedrig gelegenen Platz mußte er sich aufstellen und bald war er umringt von Zuhörern; er öffnete sein Neues Testament, las den Text und begann zu predigen. Dabei mußte er aber seine Stimme aufs Aeußerste anstrengen, um unter dem störenden Marktlärm von der Zuhörerschaft verstanden zu werden, und der Sonnenhitze wegen mußte er seinen Schirm aufgespannt in der einen Hand halten, während er in der andern das Neue Testament hielt. Da er nämlich von allen vier Seiten von Zuhörern umringt war und muthwillige Buben ihn zur allgemeinen Belustigung je und je am Rockzipfel zupften und eine Freude daran hatten, ihm seinen Stock und sein Bündelchen, das zu seinen Füßen lag, zu entwenden, so konnte er nicht auch noch das Neue Testament dorthin ablegen; ja, er konnte sich nicht einmal das schweißtriefende Angesicht abwischen. Seine Hände waren gebunden, seine Stimme auf's Höchste angestrengt, die ganze Atmosphäre war eine erdrückende, und das Zupfen am Kleide wollte nicht aufhören, von den nörgelnden Einwendungen erwachsener Zuhörer gar nicht zu reden. Das ist für

Leib, Seele und Geist eine Anstrengung, von der sich ein europäischer „Kanzelredner“ kaum einen Begriff macht. Und trotz aller Anstrengung bleibt eben eine solche Predigt eine gestörte; geht es auch vielleicht eine halbe Stunde ohne eigentliche Unterbrechung fort, — es ist dem Prediger kaum möglich, seine Gedanken beisammen zu halten, geschweige denn sich in seinen Gegenstand zu vertiefen. Er arbeitet sich noch eine Viertelstunde mühsam durch alle Schwierigkeiten hindurch, bis er, ganz heiser geworden, von den Leuten nicht mehr verstanden wird und aufhören muß.

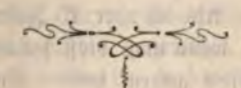
Nun sind noch zwei Stunden lang Leute genug da, die zuhören würden — allein der Prediger kann nicht mehr. Seine Kraft wurde werthlos abgenützt, weil er allein war. Diese Art ist eine verfehlte! Es gilt auch hier, selbst wenn man vielleicht „getrennt marschiren“ muß, doch „vereint schlagen“. Der Missionar sollte daher stets wenigstens einen, besser aber zwei oder drei Gehilfen bei der Marktpredigt zur Hand haben. Denn unter freiem Himmel, beim Getöse des Marktlärms einer Volksmenge wirklich beizukommen, ist nur dann möglich, wenn mehrere Prediger miteinander abwechseln. So kann man zwei bis drei Mal laut, frisch und fließend predigen; da haben die Leute auch etwas davon, und man kann alle Marktstunden ausnützen. Auch behält man da frischen Muth, steht als eine geschlossene Phalanx da, die Leute wagen es nicht, allerlei Muthwillen zu treiben und werden überdies durch die nach einander auftretenden Prediger angelockt, wieder und wieder zu hören. Das giebt dann eine reiche Mannigfaltigkeit, welche den Bedürfnissen des gemischten Publikums entspricht. So habe ich einmal einen Heiden beobachtet, der die ganze Zeit über, da wir unser drei, jeder 2- bis 3mal predigten, stehen blieb, ja bei unserm Weggange uns nachfolgte und Fragen vorlegte, die klar zeigten, daß das gehörte Wort einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Dieses gemeinsame Auftreten ist aber auch ein Sporn und ein Förderungsmittel für die Prediger selbst. Ich erbaue mich immer an den „mancherlei Gaben“, die da zu Tage treten. In der Predigt auf der Kanzel und in der Kirche bringen unsere Katechisten nicht viel, oft nur sehr wenig zu Stande; sobald sie aber unter die Heiden oder auf den Markt hinauskommen, da ist's umgekehrt, da sind sie Muster und Meister, wir Europäer aber die Lernenden. Andererseits haben natürlich die Katechisten bei allen Arten der Predigt auch wieder vom Missionar zu lernen.

Da steht der neu aus dem Predigerseminar gekommene junge Mann. Er hält korrekte, schulmäßige Predigten. Die Leute hören ihn nicht ungern; allein es fehlt ihm noch viel; als ein in der Christengemeinde Aufgewachsener kennt er das religiöse Leben seiner heidnischen Landsleute nur wenig; seine Predigt kann daher keinen durchschlagenden Eindruck machen. Nach ihm tritt nun ein bekehrter Najar auf. Der ist mitten aus dem Heidenthum herausgekommen, er besitzt zwar an Schulbildung nur wenig, hat aber einen klaren Verstand und vor allem „das Herz auf dem rechten Fleck". Er kennt sein Hinduvolk durch und durch und weiß, wie dessen Blut in den Adern pulsirt. Wenn er anfängt, — milde, ernst, gemessen, — das packt, das zündet, — er hat die Zuhörer in seiner Gewalt, und wenn er den Hinduismus in seiner Blöße und Ungerechtigkeit, oder wenn er den Sünderheiland mit seiner genugthuenden Gerechtigkeit und das Heil in Ihm vor die Augen seiner Zuhörer malt, so können diese nicht anders als fühlen: „Ja, das ist Wahrheit!" Es ist aber bei dieser, wie bei allen übrigen Predigtarten — jetzt wenigstens noch — absolut nöthig, daß ein europäischer Missionar an der Spitze seiner eingeborenen Gehilfen stehe und ausziehe.

Auch der Kolporteur und die Kolportage gehören auf den Markt. Die Lust, christliche Traktate oder Bibeln zu kaufen, wird durch die Predigt in den Zuhörern geweckt; es hieße daher eine gute Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen, wenn kein Kolporteur erschiene, oder wenn der Prediger sich scheuen wollte, selbst ein Bündelchen oder Kistchen mit Traktaten zu füllen und dieselben auf dem Markte feil zu bieten. — Sind's der Prediger mehrere, so schlägt man neben dem Predigtplatze den zerlegbaren Reisetisch auf, breitet die Traktate aus, und je ein Prediger, nachdem er vom Predigen abgelöst ist, setzt sich an den Tisch und verkauft Traktate, bis er durch den nächstfolgenden abgelöst wird. Oder aber warten wir mit dem Bücherverkauf, bis das Predigen vorbei ist, und schlagen unsern Tisch an einer Stelle auf, welche die meisten Marktbesucher auf ihrem Rückwege passiren müssen. Da können wir dann, auch wenn wir müde sind, neben dem Traktatverkauf noch Einzelgespräche anknüpfen, bis sich die Menge verlaufen hat. Solche Einzelgespräche sind nicht zu unterschätzen. Die Masse des Volks hat sich bereits verlaufen, doch da und dort stehen noch einzelne Trüpplein, die schwatzend und fragend ihre Neugierde zu be-

friedigen suchen. Da kann man oft noch ein gutes Wort anbringen, Fragen stellen und beantworten, oder Einzelne, die nicht zur Predigt kommen, hinweisen auf das Eine, was noth thut.

Auch die Marktpredigt, bei welcher wir viele Fragen, Antworten und Entgegnungen der Heiden zu hören bekommen, gewährt dem aufmerksamen Beobachter einen tiefen Blick in die Wunden, an welchen dies arme Heidenvolk krank liegt — daß sie sind wie „zerstreute und verschmachtete Schafe, die keinen Hirten haben." Je mehr wir aber dies, ihr Elend kennen lernen, um so überzeugender werden wir auch das Eine Heilmittel ihnen anzupreisen in der Lage sein. Der zahlreiche Traktatenverkauf, welcher oft auf die Predigt folgt, bestärkt uns in der Hoffnung, daß diese Arbeit ihre Früchte trägt. Ja, schon mancher Heide hat auf dem Markte ausgerufen: „Das Evangelium ist die Wahrheit!" Einmal wurde ich gefragt: „Wie kann denn Gott Gebete erhören?" Ich stellte die Gegenfrage: „Der das Ohr gepflanzet hat, sollte der nicht hören? der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?" Und aus der Menge erscholl nun das bestätigende: „Doch!" und Jedermann gab zu, Gott könne Gebete erhören. Auf Märkten, welche wir regelmäßig besuchen, können wir ganz wohl den Fortschritt der Hindus in christlicher Erkenntniß beobachten und die erfreuliche Thatsache konstatiren, daß der alte Widerstand gebrochen wird. Daß bisweilen einzelne Zuhörer Bäume besteigen, um uns besser zuhören zu können, hat mich schon an die Geschichte des Zachäus erinnert. Freilich so schnelle Bekehrungen, wie zur Zeit Jesu, da allerlei Zöllner und Sünder wie Fromme und Stille im Lande durch die Predigt des Täufers schon erweckt waren und nach dem verheißenen Heiland sich ausstreckten, können im Heidenland nicht erwartet werden.



Toda Tadatsu.

Die Hoffnung der evangelischen Kirche in Japan sind ihre eingebornen Prediger. Mögen manche von ihnen auch noch sehr jung, unreif und oberflächlich sein, so fehlt es unter ihnen doch auch an gestandenen Männern nicht, welche nicht bloß mit Eifer, sondern auch mit Kraft und Weisheit an der Bekehrung ihres Volkes arbeiten. Zu letztern gehört Toda Tadatsu. Mit diesem hat neulich der überaus thätige Agent der amerikanischen Bibelgesellschaft, Herr Loomis, eine kleine Predigtreise gemacht und von ihm schreibt er nun ganz begeistert: seine Ansprachen seien so packend und so fortreißend gewesen, daß die Heiden an seinen Lippen zu hängen schienen, ja wiederholt ihm Beifall zuklatschten, und doch habe er durchaus nicht in einer nach Effekt haschenden Weise geredet, sondern ganz einfach den Heilsweg verkündigt, freilich mit großer Kraft der Ueberzeugung und im Tone der innigsten Liebe zu den Irrenden.

Seine Geschichte erzählt dieser begabte Mann selbst in den folgenden Worten: „Ich bin geboren in der Provinz Musaschi. Mein Vater hieß Midsutani und war ein Samurai. Als ich 9 Jahr alt war, adoptirte mich ein Häuptling der Samurai, namens Toda, der in Utsunemisa wohnte. Von Kind auf hatte ich große Freude am Fechten. Mein Vater war sehr geschickt in allen Waffenübungen und hatte Schüler, die bei ihm Bogen schießen, Lanzen werfen und das Schwert führen lernten. So wurde auch ich in diese Künste eingeweiht. Als ich aber 15 Jahre alt war, dachte ich, es sei doch nicht genug, wenn man bloß fechten könne, es sei besser, wenn man auch das Lesen gelernt habe. So trat ich in eine konfucische Schule, und als bald darauf die erste Kunde von abendländischen Wissenschaften und Künsten an mein Ohr kam, da wünschte ich auch Englisch zu lernen. Ein Freund, der selbst in Tokijo gelernt hatte, wurde mein Lehrer. Es kam aber nicht viel dabei heraus, so daß ich endlich beschloß, selbst nach Tokijo zu gehen.

„Obgleich ich nun die Sprache und Wissenschaft der Ausländer mir anzueignen bemüht war, haßte ich doch im Herzen die Ausländer; und da ich um jene Zeit auch über religiöse Dinge nachzudenken anfieng, fragte ich mich selbst, ob es denn wohl in Amerika und Europa auch eine Religion gebe. Ich erfuhr, daß in diesen Ländern das Christenthum herrsche, und hätte nun gar zu gern die Lehren desselben kennen gelernt, wenn nur ein Lehrer zu haben gewesen wäre. So forschte ich nach Büchern darüber und fand schließlich in einem Buchladen ein Exemplar des Neuen Testaments. Darin las ich nun sehr fleißig, ohne es jedoch recht zu verstehen. Die christliche Sittenlehre verstand ich wohl, aber daß der Glaube und nicht die Werke selig machen, das begriff ich nicht. Später erhielt ich auch „Das Buch und seine Geschichte", worin ich aber vieles schon deßwegen nicht verstand, weil ich kein Altes Testament hatte.

„Um jene Zeit gieng ich täglich zu den Missionaren Carrothers und Thompson, blieb aber noch lange in Zweifel darüber, welche Religion die beste sei. Ich hatte von der griechischen, von der römischen und von der protestantischen Kirche gehört und ich wollte keine andere, als die wahre Lehre annehmen. So gieng ich zu allen dreien, um selbst urtheilen zu können. Zuerst begab ich mich zu Vater Nikolai, dem russischen Missionar, und bat ihn, mir die Lehre der griechischen Kirche auseinanderzusetzen. Er erzählte mir die Geschichte derselben; aber ihre Bilder und Kerzen mißfielen mir. Auch hatte ich einen japanischen Prediger, der zu dieser Kirche gehörte, sagen hören, daß er gar nicht gern dem Priester beichte. Die Beichte gefiel auch mir nicht und so ließ ich's bei jenem ersten Besuch bewenden, um nun in Begleitung eines Freundes zu einem katholischen Priester zu gehn. Mit diesem kam die Rede auf Petrus und im Lauf des Gespräches erklärte er: ‚Die katholische Kirche ist die allein wahre, die protestantische ist falsch; sie ist von einem Ehebrecher, Martin Luther, gegründet.' Darauf erwiderte ich: ‚Woher wissen Sie, daß Luther ein so schlechter Mensch war? Ich glaube das nicht,' und er: ‚Sie kennen eben die Kirchengeschichte nicht, Sie sind überhaupt sehr unwissend.' Das erzürnte mich und ich sagte: ‚Petrus ist nicht das Fundament der Kirche.' — ‚Warum nicht?' ‚Weil Petrus wohl Stein, nicht aber Felsen bedeutet; Christus aber sagt, auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen (!!);

überdies hat Jesus ihn auch Satan titulirt, und Eure Kirche ist eine Satanskirche. Das ist die protestantische nicht; sie ist auf den Felsen gebaut.' Nun fragte der Priester, ob ich wisse, was Satan bedeute, worauf ich erwiderte, es sei der Name des Fürsten der Dämonen und bedeute wohl einen Feind Gottes. Das ließ er nicht gelten; ich sei ganz unwissend in Betreff der Bedeutung dieses Namens, da ich nur Englisch, nicht Latein verstehe; er verstehe Latein und wisse, daß Satan soviel heiße als ein Hinderniß oder Aergerniß. ‚Gut denn,' sagte ich, ‚so ist Eure Kirche ein Aergerniß.' Das erzürnte ihn so sehr, daß er ausrief: ‚Sie sind ein Satan; machen Sie, daß Sie aus meinem Hause kommen!' Zugleich zog er etwas wie ein Pulver aus der Tasche und warf es nach mir, so daß ich und mein Freund eiligst davongiengen.

„Noch kannte ich den Weg zum Frieden nicht. Doch wünschte ich ein Evangelist zu werden, da ich der Meinung war, das Christenthum sei ein gutes Mittel, unser Land zu civilisiren. Ein englischer Herr versprach mich zu unterrichten und ich lebte zwei Jahre bei ihm. Aber obgleich er ein Christ sein wollte, lernte ich in religiöser Beziehung doch rein nichts von ihm. Nach zwei Jahren forderte er mich auf, in sein Geschäft einzutreten und versicherte mich, daß wir zusammen etwas Rechtes verdienen könnten. Um Geld war es mir aber nicht zu thun. So kehrte ich nach Hause zurück. Inzwischen war mein Pflegvater gestorben und ich wurde nun mit seiner Tochter verheirathet. Wir wohnten bei einem Onkel meiner Frau, einem Fürsten, der ausgedehnte Güter besaß. Ich war immer noch willens, ein christlicher Prediger zu werden; dieser Onkel aber haßte alle Christen, und als ich mich nun gar taufen ließ, mußten wir sein Haus verlassen. Ich hätte ihm gern das Christenthum näher erklärt; aber sein Haß war so groß, daß er auch mein Angesicht nicht mehr sehen wollte. Aber auch mein eigener Vater lebte noch, und als ich ihm die Liebe Gottes in Christo verkündigte, da wurde er ein wahrer Christ und ist jetzt getauft worden von Missionar Imbrie.

„Seit meinem Uebertritt sind nun 12 Jahre vergangen. Anfangs war mein Glaube sehr schwach und ich hatte nicht den vollen Genuß der Gnade in meinem Herzen. Aber vor ungefähr 10 Jahren wurde es anders und jetzt habe ich keinen andern Wunsch, als ganz nur für den Herrn zu leben."

Soweit er selbst. Ein Prediger ist Toda Tadatsu seit acht Jahren. Zuerst wirkte er in Sakara und Omori, wo im Lauf von drei Jahren je eine Gemeinde von 60 und von 25 Gliedern gesammelt war. In Kudschukuki durfte er 12 weitere Personen taufen, und jetzt ist er schon das vierte Jahr in Tokijo, wo bereits zwei Gemeinden durch ihn gegründet worden sind, eine mit 87, die andere mit 46 Gliedern. Ueberdies hat er eine Knabenanstalt gegründet, in welcher nicht nur christlicher Unterricht, sondern auch eine christliche Erziehung ertheilt werden soll. Das Geld dazu stammt größtentheils aus Beiträgen der Eingebornen selbst.

Toda Tadatsu hat Reichthum und Ehre daran gegeben, um ein Prediger des Evangeliums zu werden. Durch Männer wie er — und er ist nur Einer von vielen — wird Japan, das hoffen wir, in Bälde christianisirt sein. Nicht nur die jüngere Generation fällt ihnen zu; durch ihr Wort und ihren Wandel gewinnen sie auch ihre alten Eltern. So zeigt uns das Bild in dieser Nummer einen anderen japanischen Prediger, unseren lieben Freund Joseph Nisima inmitten seiner Familie, für welche er in Wahrheit ein Joseph geworden ist. Im Jahr 1864 war er, etwa 20jährig, ohne Wissen seiner buddhistisch frommen Eltern nach Amerika gegangen, hatte bei einem reichen Missionsfreund in Boston die liebreichste Aufnahme gefunden, sich eine gründliche christliche Bildung verschafft, 1872 als Dolmetscher eines japanischen Gesandten das Unterrichtswesen in Amerika und Europa kennen gelernt, dann noch ein Jahr Theologie studiert, um endlich 1874 in seine Heimat zurückzukehren. Im Jahr 1875 gründete er das jetzt berühmte Seminar in Kijoto, am 3. Januar 1876 wurde er mit der Schwester eines blinden Stadtraths getraut, welche Tags zuvor in Gegenwart vieler Heiden die hl. Taufe erhalten hatte, 1878 gelang es ihm, in seiner Vaterstadt Annaka eine christliche Gemeinde zu gründen, und auch seine Eltern bekehrten sich. Jetzt leuchtet ihnen der Christenfriede aus dem Angesicht. Selbst unser nicht sonderlich gelungenes Bild zeigt wenigstens einen Hauch davon. Gott segne all diese lieben Leute und lasse ihre Zahl wachsen in die Tausende und aber Tausende!

Eine Geschichte für die Freunde der Halbbatzenkollekte.

Von E. v. Engelhardt.

Ich fragte jüngst eine treue alte Freundin der Basler Mission, auf welche Weise sie zuerst in das Interesse für diese Sache gezogen worden sei, und erhielt da als Antwort die nachfolgende Geschichte, welche nun zwar nichts außerordentliches enthält, aber doch einen lehrreichen Beitrag liefert zur innern Geschichte unseres Missionswesens in der Heimat, und die ich darum gerade so, wie die liebe Freundin sie mir erzählt hat, hier wiedergebe. Sie ist eine Schweizerin und doch sollte sie den Anstoß zu ihren jahrelangen intimen Beziehungen zur Basler Mission von Holland her bekommen! Doch hören wir sie selbst: „Ich stand allein im Leben da," so lautete ihr Bericht, „und verspürte den jugendlichen Drang, einmal auch ganz andere Verhältnisse und Menschen als meine heimatlichen kennen zu lernen, weshalb ich mich entschloß, eine Stellung in einer vortrefflichen holländischen Familie anzunehmen. Im Sommer hatte ich 6 Wochen Ferien, welche ich in der Schweiz zubringen wollte. Ehe ich abreiste, verabschiedete ich mich bei der mir innig befreundeten Familie des deutschen Predigers W., und dieser überraschte mich mit der Bitte, ihm einen Freundschaftsdienst zu leisten, durch welchen zugleich der letzte Wille einer Sterbenden erfüllt werden würde. Er holte nun ein Kästchen voller Schmucksachen hervor und band mir auf die Seele, dasselbe eigenhändig dem Inspektor Josenhans in Basel zu übergeben. Ein altes deutsches Fräulein, das vor einiger Zeit gestorben war, hatte ihm dies Schmuckkästchen übergeben mit der Weisung, dasselbe auf ganz sicherem Wege, womöglich persönlich, dem Inspektor Josenhans zum Besten der Basler Mission einzuhändigen. Pastor W. hatte nicht die geringste Aussicht, selbst je nach Basel zu kommen, und war daher froh, sich des Auftrages durch mich entledigen zu können. Ich aber war ganz glücklich, auf diese Art eine Veranlassung zu haben, den berühmten Missionsinspektor, von dem ich denn doch einiges gehört hatte, und das Missionshaus kennen zu lernen. Ich stand

freilich diesen Dingen damals noch ganz fern und betrat daher mit einem Gemisch von Neugier und Scheu das Missionshaus — noch das alte, das man selbst gesehen haben muß, um sich eine richtige Vorstellung von der Anspruchslosigkeit und Einfachheit desselben zu machen.

„Als ich eintrat und nach dem Herrn Inspektor fragte, wurde mir gesagt, ich solle etwas warten, Herr Inspektor werde benachrichtigt werden und sogleich kommen. Alles hatte einen etwas feierlichen Anstrich, und mir war fast bänglich zu Muthe, während ich so dasaß und wartete. Aber mein Lebenlang werde ich den Augenblick nicht vergessen, wie nun die Thür des niedrigen Zimmers sich öffnete und in derselben die imposante Gestalt des Inspektors erschien. Wie ein Fürst erschien er mir da, und ich muß sagen, diesen Eindruck einer großartigen, zum Herrschen oder richtiger zum Regieren geborenen Persönlichkeit habe ich immer von ihm behalten.

„Er begrüßte mich ernst, doch sehr freundlich. Ich trug ihm die Sache vor, die mich zu ihm geführt, und er äußerte denn seine herzliche Freude über dieses Vermächtniß an die Mission. In dem unscheinbaren Zimmer befand sich ein Sprachrohr; durch dieses gab er nun die Weisung, der Sekretär möge kommen, es sei ein Inventar aufzunehmen. Aeußerst genau und wichtig wurde alles genommen. Der Sekretär erschien; nun wurde ihm alles erklärt, die Sachen und Sächelchen alle einzeln aufgezeichnet, und mir dann eine genaue Quittung über den Empfang eingehändigt. Danach sprach Josenhans noch eine Weile mit mir sehr freundlich; aber doch hatte ich ein Gefühl, als ob er mich durch und durch prüfe, und während er sprach, sah er mich von oben bis unten und von unten bis oben so kritisch an, daß mir nicht eben behaglich dabei zu Muthe war. Dann verabschiedete ich mich, nachdem ich noch das Missionshaus näher in Augenschein genommen und einen unvergeßlichen Eindruck von der Anspruchslosigkeit, ja Dürftigkeit dieser ersten Hülle des Saatkorns, das seitdem zum großen Baume herangewachsen ist, empfangen hatte. Dies war meine *erste* Berührung mit der Basler Mission, das erste Anknüpfen eines später so festen Bandes.

„Aber ich erhielt nun auch sehr bald den ersten Anstoß dazu, das Interesse für diese Sache in praktischer Weise zu *bethätigen*. Damit gieng es folgendermaßen zu: Ich war nicht gar lange wieder nach Holland zurückgekehrt, als ich eines Tages einen Brief von Herrn

Karl Sarasin, dem nachmaligen Rathsherrn, erhielt, in welchem er mir die gerade damals durch ihn ins Leben gerufene Halbbatzenkollekte nach ihren Zwecken, Mitteln und bereits schon aufzuweisenden Erfolgen schilderte und mich aufforderte, falls sich mir die Möglichkeit und Gelegenheit dazu böte, auch in Holland ein Interesse für diese Sache zu wecken. Schon waren auch Kollektebüchlein dem Briefe beigefügt. Ich stand nun ziemlich rathlos und betroffen da, denn die Umgebung, in der ich mich befand, machte die Ausführung keineswegs leicht; ja, es war mir völlig unklar, wie und wo ich da überhaupt einen Anfang machen könne. Vorläufig that ich denn auch nichts anderes, als den Herrn bitten, Er möge mir die Wege zeigen, auf denen ich dieser Aufforderung nachkommen könne.

„Die Erhörung ließ ziemlich lang auf sich warten, blieb aber doch nicht aus. Die Familie, in der ich mich befand, pflegte alljährlich im Sommer für einige Wochen zu nahen Verwandten auf ein wundervolles Landgut zum Besuch zu reisen, wo sich noch viele andere Angehörige mit ihren Kindern und den Erzieherinnen derselben einfanden, so daß es ein gar belebtes und munteres Treiben dort gab. Unter andern war auch eine Familie aus dem Haag mit mehreren Kindern dort, ganz nahe Verwandte von der Mutter meiner kleinen Zöglinge. In dieser Familie herrschte ein durchaus weltlicher Sinn bei aller Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit, und die Dinge des Reiches Gottes existirten für sie nicht. Gerade ein Glied dieser Familie sollte nun aber den Anfang machen zu der später im besten Flor stehenden Halbbatzenkollekte, und zwar ein kleiner Knabe von 8 bis 9 Jahren, Namens Wilhelm, der dritte in der Zahl seiner Brüder, ein liebenswürdiger Junge, der von Anfang an sich sehr an mich anschloß und sich bei den gemeinsamen Spaziergängen oft zu mir gesellte.

„Eines Tages nun gieng er wieder so mit mir spazieren und wir plauderten freundlich über dieses und jenes mit einander. Ich fragte ihn, ob er wohl von den armen Heidenkindern schon was gehört habe und von den guten Missionaren, die zu ihnen hinausziehen, um ihnen vom Heiland zu erzählen und das Evangelium zu bringen. Mit lebhaftem Interesse hörte der Knabe zu und wollte immer mehr hören. Ich erzählte ihm, wie in England, in Deutschland und in der Schweiz viele Kinder in den Sonntagsschulen und sonst gar gern auch etwas für die armen Heidenkinder thun, und wie sie da auf allerlei Mittel und Wege verfallen seien, um auch

ihrerseits etwas beitragen zu können für die Mission. Wilhelm war ganz Ohr bei meiner Erzählung. „Am Ende könntest auch du etwas ausdenken, Wilhelm, um auch selbst dein Scherflein beizutragen für die armen Heidenkinder; es wäre doch hübsch, wenn dir was einfiele." So schloß ich, und noch am Abend des nämlichen Tages suchte Wilhelm mich auf, um mit wichtiger Miene mir Folgendes mitzutheilen: „Ich habe mir etwas ausgedacht, wie wir Kinder für die Heiden etwas thun können. Wir bekommen ja allemal zu Mittag jedes eine Portion Dessert. Ich will nun meines nicht anrühren, und habe meine Geschwister und die Vettern und Cousinchen alle auch überredet, es aufzuheben, und dann richten wir uns am Nachmittag im Gartenpavillon einen Verkaufstisch ein und verkaufen unser Dessert den Erwachsenen zum Besten der Heidenkinder. Ist das nicht eine gute Idee?"

„Gedacht, gethan. Am nächsten Mittag rührte kein Kind etwas von seinem Dessert an, und als die Gesellschaft sich wie gewöhnlich nach dem Essen im Garten vertheilte, fand man im Pavillon einen allerliebsten Verkaufstisch von den Kindern eingerichtet, wo sie ihr erspartes Dessert feil boten. Als man den Zweck und Zusammenhang der Sache erfuhr, fand sie allgemeinen Beifall bei den Eltern, Tanten, Onkeln u. s. w. Der Absatz war brillant! Am nächsten Tage geschah das gleiche mit demselben Erfolg, und so gieng es treulich Tag für Tag die ganze Zeit über fort, so lange die Gesellschaft beisammen war. Die Mama theilte besonders große Portionen aus und die Käufer bezahlten ihre Gartendesserts recht anständig; so hatten die Kinder, durch den kleinen Wilhelm dazu veranlaßt, richtig eine ganz nette Summe zusammengebracht und — was mehr war — die Theilnahme und das Interesse der Erwachsenen auf diese Sache gelenkt, die bis dahin den meisten unter ihnen völlig unbekannt und gleichgiltig gewesen.

„Als Wilhelm mit seinen Eltern und Geschwistern nach dem Haag zurückkehrte, ließ er nicht etwa das begonnene Unternehmen wieder fallen, sondern setzte es eifrig fort, auch unter seinen kleinen Freunden und Bekannten Theilnehmer werbend. So wurde er mein ganz regulärer Gehilfe in der Halbbatzenkollekte, führte genau Buch und lieferte mir regelmäßig seine Beiträge ab. Dies war der Anfang der sich bald in erfreulichster Weise entwickelnden Halbbatzenkollekte in Holland. Als ich nach ein paar Jahren das Land verließ,

übergab ich meine Bücher anderen treuen Händen, und es hat im Segen fortbestanden.

„Merkwürdig ist mir gewesen,“ schloß die liebe Freundin ihre Erzählung, „daß dieser junge Knabe, der so eifrig und bereitwillig sein Scherflein für die Sache des Reiches Gottes beigetragen, später ganz unerwarteter Weise und in ganz ungewöhnlichem Maße mit zeitlichen Gütern gesegnet wurde. Ein enorm großes Vermögen, von welchem man glaubte, es würde dem ältesten Bruder zufallen, war zu allgemeiner Verwunderung unserem Wilhelm testamentarisch vermacht worden.“ Wir wollen hoffen, daß der reiche Mann es nicht weniger gut verstanden hat, das ihm anvertraute Gut im Dienste des Herrn zu gebrauchen, dem er darüber Rechenschaft wird abzulegen haben, als einst der kleine Knabe gewußt, sein Dessert zu Gunsten der armen Heidenkinder zu verwenden! Wer im Geringen treu ist, der ist ja, nach des Herrn Wort, auch im Großen treu.

Zur Erinnerung an General Gordon.

Seit Livingstone's Tod hat kein Ereigniß in so hohem Grade die Theilnahme nicht nur der gesammten Christenheit, sondern auch vieler Millionen von Muhammedanern und Heiden in Anspruch genommen, wie das tragische Ende des Helden Gordon. Sein Muth und seine Demuth, seine Uneigennützigkeit und seine Pflichttreue, sein unerschütterlicher Glaube an Gott und seine unermüdliche Aufopferung im Dienste der Menschheit werden unvergessen und auch unverloren bleiben. Afrika muß theuer erkauft werden für das Reich Jesu Christi. Es ist ein erhabenes Schauspiel, wie eine edle Kraft um die andere sich im Dienst des dunkeln Welttheils verzehrt, oder als Märtyrer für die Freiheit und Wohlfahrt desselben fällt. Das Edelste läßt sich herbei zum Dienst des Geringsten. Das ist echt göttlich, christlich. Ueber die saumselige, unentschlossene, kurzsichtige Politik der liberalen englischen Regierung, welche menschlich gesprochen für den Fall Chartums und die Ermordung General Gordons verantwortlich ist, möchte man außer sich gerathen vor Entrüstung. „Zu spät!“ — dieses verhängnißvolle Wort wird unauslöschlich der Geschichte aller neueren Beziehungen Englands zu Aegypten und zum Sudan aufgeprägt bleiben: zu spät kam England, um das Blutbad in Alexandrien zu verhindern; zu spät, um Sinkat zu retten; zu spät nun auch, um den Mann zu befreien, der ein ganzes Jahr lang

allein auf dem Posten der Pflicht und der Ehre ausgehalten, jeder Zoll ein Ritter und ein Christ. Aber Gottes Gedanken sind höher als unsere Gedanken. Vielleicht war dies Selbstopfer nöthig, um die Engländer jetzt am Nil „fest zu nageln“ und Afrika vor einer muhammedanischen Ueberschwemmung zu bewahren. „Sie dürfen, sagt Gott, diese Stellung nicht aufgeben, sondern müssen nun mit dem Schwert den Schwertbeweis des falschen Propheten vernichten. Man hat in England viel gebetet für den lieben Gordon; man bete doch auch für die verführten Völker!“ So schreibt uns in einem Privatbrief der frühere Herausgeber dieser Blätter.

Und welch ein Beispiel hat Gordon uns Missionsleuten hinterlassen! „Ich bin nicht allein,“ schrieb er im März 1884 an seine Schwester, „denn ich glaube fest an meines Heilands Nähe,“ und abermals: „Ich halte mich zuversichtlich an die Thatsache, daß kein Sperling vom Dach fällt ohne unseres Vaters Willen; und Gott giebt jeden Tag eben gerade so viel Kraft als nöthig ist,“ und in seinem letzten Brief an die Schwester: „Denke daran, unser Herr hat uns für dies Leben weder Erfolg noch Ruhe versprochen. Er hat uns vielmehr Trübsal versprochen. Wenn also dem Fleische nach auch alles schlecht geht, so bleibt Er doch treu. Was Er mir auch thut, Er wird es thun aus Liebe und Barmherzigkeit. An mir ist es, Seinem Willen mich zu beugen, wie dunkel derselbe auch sein mag.“ Und wie er in Chartum gewesen, so auch in China, in der Heimat, auf all den Posten, wohin ihn die Vorsehung gestellt: „semper idem“; „ad utrumque paratus“: stets derselbe, zum Sterben bereit wie auch zu längerem Dienen — das war seine Art. Am 4. Juli 1876 schrieb er aus Aegypten: „Ich fühle, daß ich hier eine Mission habe. Die Soldaten und Offiziere wissen meine Gerechtigkeit, meine Aufrichtigkeit, ja meine Zornesausbrüche zu schätzen und merken, daß ich kein Tyrann bin. Seit zwei Jahren leben wir auf vertrautestem Fuß miteinander. Sie beobachten mich scharf und es ist mir recht, daß sie es thun. Mein Wunsch ist, sie alle so glücklich zu machen als ich vermag, und obgleich ich ohne Zweifel mitunter nicht vollkommen gerecht gegen sie bin, so sind das doch nur Ausnahmen. Ich sorge für alle ihre Bedürfnisse und nehme ihre Weiber und Kinder in Schutz, wenn sie selbst sie mißhandeln; ich übrigens vermag nichts; bin nur ein Meisel, der das Holz beschneidet, ein Werkzeug in des Meisters Hand. Wenn ich die Schneide verliere, muß er sie wieder schärfen; und gefällt es ihm, mich auf die Seite zu legen, um mit einem anderen Werkzeug zu arbeiten, so geschehe sein Wille! Für ihn ist keines unentbehrlich; auch mit einem Strohhalm könnte er sein Werk ausrichten: ‚Ich bin der ich bin;‘ ‚Alles in Allem,‘ das ist sein Name!“

Von einer etwas anderen Seite lernen wir Gordon kennen aus einigen Briefen, die er im Jahr 1878 an den damaligen Sekretär

der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft geschrieben. Er war nicht zufrieden damit, daß man soviel Geld und Mühe auf eine Mission bei König Mtesa, diesem unverbesserlich wetterwendischen und mißtrauischen Tyrannen, verwende; er meinte, es stecke Ruhmsucht und Großthuerei dahinter; jede andere Negerseele sei ebensoviel werth als die Mtesa's; noch nie sei es im Reich Gottes von oben nach unten gegangen u. s. w.; übrigens sei er herzlich gern zu allen Diensten bereit, wolle die Missionare unentgeltlich befördern und ebenso die kostenfreie Besorgung ihrer Briefe ꝛc. auf sich nehmen, nur solle man „keine Lauen" schicken. „Viele der gedruckten Briefe Ihrer Missionare," heißt's da einmal, „gefallen mir nicht. Wenn sie von den Negern reden, spürt man zuviel von dem, ‚ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute' darin. Es gefiele mir besser, wenn sie mehr Anspruch darauf machten, die vornehmsten der Sünder zu sein; (ob wohl Paulus dies buchstäblich meinte, oder ob's nur eine rhetorische Wendung war? Ich glaube, er meinte es ganz buchstäblich; er fühlte wirklich, er sei der böseste Mensch). Aber ich gestehe, einer solchen Gesellschaft gegenüber, wie die Ihrige ist, können Sie die Veröffentlichung derartiger Briefe kaum umgehen, denn die Leute müssen doch für die Goldstücke, welche sie geben, auch etwas Ehre ernten. Schlagen Sie einmal Ihren Kommitteemitgliedern vor, einen Monat lang keinen Wein zu trinken, keine Gastmähler mehr zu veranstalten und das Ersparte in die Missionskasse zu legen. Fragen Sie diese Herren, ob sie es im mindesten fühlen, wenn sie ihre 100 Mk. opfern? Haben sie auch nur Einen Tag die Milch zum Frühstück entbehrt? ꝛc. ‚Prediget uns sanft!' (Jes. 30, 10). Wie selten reden Prediger von diesen Dingen, um nur ja keinen Anstoß zu geben. Ich weiß, daß Sie mich verstehen und nicht etwa denken, ich rede nur von den Angehörigen Ihrer Gesellschaft; nein, ich rede ganz im Allgemeinen von der sog. christlichen „Liebesthätigkeit" (!) und ich sage: daß es so steht, wie es steht, ist die Schuld der Prediger. Man braucht nicht nach Afrika zu gehen, um die Märtyrerkrone zu erlangen; es giebt Märtyrerkronen genug auch in England. Nehmen Sie nur beim Predigen kein Blatt vor den Mund, und Sie werden spitzigere Lanzenstiche zu fühlen bekommen, als afrikanische Wilde sie einem beibringen können, und auch an Gift, das in die Wunde gespritzt wird, wird es nicht fehlen."

Den Missionaren, welche er im Sommer 1878 in Chartum erwartete, schrieb er: „Ich wünsche, daß Sie meine Leute gern haben und sie nicht als absolut böse betrachten möchten. Herr Sekretär Wright wird Ihnen wohl meine Ansichten darüber, wie ein Missionar sein sollte, mitgetheilt haben. Sie müssen Vater, Mutter und ihr eigenes Leben dazu hassen. Der Erfolg ist Ihnen gewiß, wenn Sie nur Ihm ganz trauen. Sehen Sie nicht auf Stanley, nicht auf die ägyptische Regierung, nicht auf dies und das, so wird alles

recht werden und sie müssen Erfolg haben, wenn auch auf ganz anderem Wege, als Ihnen gut dünkt. Sie haben die Kosten überschlagen, und sich diesem Beruf gewidmet um Seinetwillen und auch — was freilich etwas sehr untergeordnetes ist — um unseres Vaterlands willen. Haben Sie A gesagt, so müssen Sie auch B sagen. Sind Sie Missionare? Ich bin auch einer. Ihre Schrift muß so geschrieben sein, daß wer vorüberläuft, es lesen kann (Habakuk 2, 2), d. h. Sie müssen missioniren mit Ihrem — Leben."

Es mochte den jungen Brüdern bange sein vor diesem strengen Mann, der seiner eigenen Aussage nach sieben oder acht Jahre vorher „für die Ehre dieser Welt gestorben" war und alles Scheinwesen, besonders das christliche, so gründlich verachtete. Aber wie freundlich wurden sie von ihm willkommen geheißen! Als sie den Palast in Chartum erreicht hatten und von mehreren Bedienten die Treppe waren hinaufgeführt worden, sahen sie in einem langen Korridor einen Tisch gedeckt und einen kleinen Mann in Hemdärmeln, den sie für den Speisemeister hielten, auf und abgehen. Aber kaum hatte der kleine Mann die drei Ankömmlinge erblickt, so sprang er auf sie zu, schüttelte jedem die Hand und sagte mit einem durchdringenden Blick aus den kleinen scharfen Augen, in ebenso scharfem, aber doch gewinnendem Ton: „Nun, wie geht's? So froh, Sie zu begrüßen. Entschuldigen Sie die Hemdärmel, bitte! 's ist so heiß. Schrecklich langsam sind Sie gereist! Ich werde Lärm deßwegen schlagen. Sind Sie recht böse auf mich?" Ach, es war nicht möglich, dem engelsguten Mann auch nur einen Augenblick böse zu sein. Und bald war er im tiefsten vertraulichen Gespräch mit den Missionaren. Neugestärkt und erquickt zogen sie nach fünf Tagen weiter. Nur zu gern wären sie länger bei ihm geblieben. Mitten in einem Gespräch fragte er auf einmal den Missionar Pearson: „Sie haben an Ihre Mutter geschrieben; nicht wahr?" „Ja", erwiderte der Gefragte, und Gordon fuhr fort: „So, das ist recht; Sie müssen immer Ihrer Mutter schreiben. O, wie hat meine Mutter mich geliebt!"

„Wie viel Dank," schreibt Missionar Felkin, „wir seiner wahrhaft großartigen, hilfreichen Güte schulden, läßt sich nicht in Worten sagen. Auf seine Anordnung hin fanden wir Träger und Eskorte, wo wir deren bedurften, und in jeder ägyptischen Station standen Wohnungen für uns bereit; unsere ganze Reise von Suakim bis Mruli hat die Missionsgesellschaft keinen Pfennig gekostet."

Es gereicht der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zur Ehre, daß sie, ohne den oft recht unpraktischen Rathschlägen des großen Mannes gefolgt zu sein, jetzt seine so wenig schmeichelhaften Briefe (im C. M. Intelligencer für den März) veröffentlicht hat. Was daraus für einen Christen zu lernen ist, wollen auch wir uns gerne gesagt sein lassen!

Missions-Zeitung.

Mit Sehnsucht hatte der König der Belgier auf die Befreiung und Rückkehr Gordon's gewartet, um ihn als Generalgouverneur des neuen Kongo-Freistaats nach Westafrika zu schicken. Jetzt soll Stanley dieses Amt übernehmen. Unter ihm werden noch vier Gouverneure stehen, für jede der vier Kongo-Provinzen einer, mit Verwaltungssitzen in Banana, Vivi, Leopoldville und der Aequator-Station. „Könige werden deine Säugammen sein." Man sagt, König Leopold lebe seit dem Tode seines einzigen Sohnes eigentlich nur noch für Afrika. Das sei sein Trost und seine Freude. So erweckt sich Gott seine Missionsarbeiter auf allerlei Weise und an allerlei Orten. Er wolle Gnade geben, daß auch die kolonialen Bestrebungen des deutschen Reiches den Afrikanern wahrhaft zum Heil, und nicht zum Schaden gereichen, daß insbesondere der Branntweinpest nicht noch mehr Vorschub geleistet, sondern energisch Einhalt gethan werde. Warum sollte das „nicht möglich" sein? Unsere Missionshandlungen auf der Goldküste haben längst bewiesen, daß man mit den Negern vortreffliche Geschäfte machen kann ohne einen Tropfen Branntwein!

In der Februar-Nummer des „Church Missionary Intelligencer" hat ein gründlicher Kenner des Missionswesens — zu unserem Bedauern — gar zu energisch die Befürchtung ausgesprochen, daß von dem „Lande eines Göthe, eines Kant, eines Hegel, eines Strauß und Schopenhauer," von dem Land, das seine religiöse Lebensfähigkeit durch nichts Besseres als durch eine Erneuerung der mittelalterlichen Judenverfolgungen (!!) zu beweisen verstehe, nichts Gutes für die Mission zu erwarten sei. Der deutsche Pietismus habe allerdings manches für die Mission gethan, aber doch eigentlich nur das Menschenmaterial geliefert; die Sendung und die Geldmittel zum Unterhalt der Missionare seien anderswoher gekommen. „Basel hat sich ausgezeichnet durch die edlen Geister, die es in die Mission hinausgesandt; aber dem deutschen ‚Vaterland' hat Basel wenig mehr als eben diese Männer zu danken..... England betrauert wohl den Tod Leupolt's mehr als Deutschland u. s. w." Was vollends von Hamburg Gutes kommen könne, sieht der Verfasser nicht ein. Er erwartet daher, daß die evangelische Mission durch die deutsche Kolonisation fast ebensowenig als durch die französische gefördert, aber wohl noch gehindert werden wird. Das ist ungerecht und übertrieben. Der Verfasser kennt weder die religiösen Zustände Deutschlands, noch z. B. die Verhältnisse der Basler Missionsgesellschaft genügend, um sich ein Urtheil in dieser Sache zu erlauben. Aber als ein aufgehobener Warnungsfinger mag sein Artikel uns immerhin dienen.

— Am 24. November 1884 wurde der kleine Missionsdampfer „Henry Reed“ auf dem Stanley Pool vom Stapel gelassen. Was das bedeutet, können nur die recht würdigen, welche mitgearbeitet, mitgebetet und mitgesorgt haben, bis dies Schifflein fertig gebaut, nach Afrika geschafft und dort wieder zusammengesetzt werden konnte. Tausende von Pfunden und wenigstens zwei oder drei Menschenleben sind dafür geopfert worden. Der „Henry Reed“ ist 72 Fuß lang, 10 Fuß breit und hat einen Tiefgang von 3 Fuß. Mehr als 1000 Träger waren nöthig, die einzelnen Bestandtheile vom unteren an den oberen Kongo zu schaffen. Von mehreren Stationen wird jetzt auch berichtet, daß angefaßte Seelen da seien und die Kinder in den Schulen schöne Fortschritte machen. Die Gräslein fangen an zu sprießen. Was übrigens die Dampfschiffe auf dem Kongo und den anderen afrikanischen Gewässern betrifft, so lassen sich mit Recht allerlei Bedenken dagegen geltend machen. So dürften z. B. folgende Stellen aus einem Briefe Professor Schweinfurth's in der „Deutschen Kolonialzeitung“, einem vortrefflich redigirten Blatte, auch bei uns Missionsleuten Beachtung verdienen: „Die Internationale Kongo-Gesellschaft hat bis jetzt soviel mit Einrichtung von Stationen, Herstellung von Wegen und Land- und Wasserverkehrsgelegenheiten zu thun gehabt, daß man sich nicht wundern darf, daß die kultivatorische Aufgabe noch wenig gefördert wurde. Alles will seine Zeit haben und jede Thätigkeit trägt doch ihre Früchte. Nur eines widerstrebt meinem Gefühl: das ist die Ueberhastung bei Einführung solcher hochvervollkommneter Hilfsmittel der Kultur, wie sie bei uns erst als das Ergebnis eines Fleißes von Jahrhunderten sich Bahn gebrochen haben inmitten der Wildnis von Afrika. Wo sich die europäische Zivilisation gleich mit den anspruchsvollsten Blüten, die sie getrieben, den staunenden Blicken des Wilden aufdrängt, wird sie wenig zu seiner Bekehrung thun. Erst soll man Vicinalwege anlegen, dann Chausseen, dann erst Eisenbahnen. Und so soll man auch hier erst aus dem Holze der am Kongo wachsenden Bäume Ruder- und Segel-Boote bauen lehren und dann mit Dampfschiffen kommen. Im Kontakte mit der kindlichen Wildheit wirkt unsere Kultur nur lähmend und tödtend, wenn sie gleich mit den höchstgespannten Anforderungen auftritt. Da gibt es im besten Fall nur eine hohle Halbkultur und eine klägliche Nachäffung des äußeren Gewandes unserer Gesittung, wie im mohammedanischen Orient. Soll Bleibendes geschaffen werden, so lehre man vor allem den Wilden mit Axt und Säge umgehen, Boote und Wagen bauen, Vieh züchten und Zugthiere abrichten, führe statt der Manchesterwaaren den Samen der Baumwollenstaude und Webstühle ein. Wo der unmündigen Menschheit die fertigen Gaben unseres hochentwickelten Kunstfleißes in den Schoß geworfen werden, muß jeder Keim einer in der natürlichen Anlage der Wilden schlummernden Industrie von

vornherein erstickt werden. Soll ihr Nachahmungstrieb zu Höherem gelenkt werden, so muß man auch das Maß des Möglichen innehalten. Dampfmaschinen wird kein Negerschmied nachzubilden im stande sein, wohl aber Böte, Wagen und Webstühle der in der Anfertigung von zierlichem Hausgerät geübte afrikanische Zimmermann.

„Als wir im Jahr 1877 im Brüsseler Schlosse die ersten Maßnahmen beriethen, mittelst derer der hochherzige Plan des erlauchten Stifters der Internationalen Gesellschaft für Afrika zur Ausführung gebracht werden sollte, bildete die zivilisatorische Aufgabe einen Hauptbestandtheil des Programms. Heute sehen wir, daß das trotz aller Widerwärtigkeiten mit so bewundernswerter Standhaftigkeit geförderte Werk in seinen Wurzeln bereits erstarkt. Welcher Art wird nun der aufstrebende Baum der afrikanischen Wiedergeburt sein? Ein einheimischer Stamm mit europäischem Pfropfreis oder ein in die Fremde verpflanzter Steckling, der der schwarzen Erde nur Kräfte entziehen und dessen Früchte nur uns Europäern zu gute kommen sollen? Wir stehen hier auf einem Scheidewege des Entwicklungsganges. Entweder ist das Werk für uns und für die Wilden, oder für uns durch die Wilden. Freilich, wenn nur das Interesse der Europäer in Afrika bedacht werden soll, dann können Eisenbahnen und Dampfschiffe nicht schaden; den Wilden aber werden sie *nicht* zu gute kommen.

„Ich fürchte, was ich soeben vorgebracht, wird die Stimme eines Predigers in der Wüste sein; vielleicht aber ist es noch Zeit, das eine oder andere zu beherzigen. Der Apostel, welcher den afrikanischen Wilden die ersten Anfangsgründe unseres Ackerbaues und Gewerbefleißes (mit Ausschluß europäischer Maschinen) beibringt, erwirbt sich kein geringeres Verdienst als der selbstsuchtlose(!) Missionär, der ihnen unter dem mystischen Gewande der Religion die Grundzüge unseres moralischen Bewußtseins zur Anschauung bringt.

„Leider scheinen die rein humanitären Bestrebungen sich nirgends bis zu der Krone des Märtyrertums zu versteigen. Tausende haben sich, um den Glauben zu verbreiten, totschlagen lassen; aber nirgends berichtet die Geschichte von Kulturaposteln in des Wortes vollendeter Bedeutung, die, geleitet von dem Ideal einer Heranziehung des Wilden zu menschenwürdiger Existenz, ihr Alles einzusetzen bereit waren. Der Himmel bietet Lohn für das Ideale, nicht die Erde."

Treffend ist auch das Urtheil Schweinfurth's über gewisse an den Küsten Afrikas angesessene Europäer, welche Jahr aus Jahr ein in ihre dumpfen Lagerhäuser eingepfercht dasitzen und kaum etwas von der sie umgebenden Welt auch nur sehen, geschweige denn reformiren. „Ja freilich," ruft er aus, „wenn man so Kolonien stiftet, wie diese Angesessenen an der Küste, die von Konserven ihre Tage fristen, *ohne auch nur ein Radieschen wachsen zu machen*, und denen der Neger kaum ein anderes Interesse einflößt,

als das von abgesetztem Rum, da läßt sich allerdings wenig von der Zukunft dieser Länder erwarten..... Europäer dieser Gattung taugen für Afrika nicht und sind nicht besser als Nubier und Sansibaresen, deren Unternehmungsgeist sich auf Sklavenerwerb und Elfenbeinhandel beschränkt, ohne daß sie die Sklaven zur Arbeit heranziehen. Daher betrachte ich es als ein großes Unglück für Afrika, daß unter allen, die da hinausziehen, immer die europäischen Städter die überwiegende Mehrzal ausmachen, Leute, die nie ein Stück Brod haben wachsen machen und die, wenn man ihnen ein Gerstenfeld zeigt, zu fragen im Stande sind, wo denn das Malz wüchse. Auswanderung dieser Art ist kostspielig und bedeutet für die Volkswirthschaft nichts anderes, als eine Prämie auf den Konservenhandel."

— Im Oktober vorigen Jahres sind die ersten zwei Missionsstationen in Damraland durch Vertrag mit den eingebornen christlichen Häuptlingen unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt worden. Am 11. Oktober ist ein solcher Vertrag von Dr. Höpfner auf Rehoboth und am 28. Oktober ein solcher durch den Generalkonsul Dr. Nachtigal auf Bethanien abgeschlossen worden. Die Missionare hoffen zuversichtlich, daß das Gewicht des deutschen Einflusses zu Gunsten eines baldigen Friedensschlusses zwischen den Hereros und den Namas in die Wagschale gelegt werden wird. Von Dr. Nachtigal schreiben sie: „Wir haben diesen Herrn recht lieb gewonnen und hegen die Ueberzeugung, daß er auch unseren Leuten recht gefallen hat. Auch ihm wurde der Abschied von Bethanien, wie er selbst es aussprach, nicht leicht. Möge er überall einen gleichen Erfolg seiner Sendung sehen wie hier!"

Was die Christlichkeit der dortigen Bekehrten betrifft, so schreibt ein Herr W. Belck aus Angra Pequena: „Ihrer Religion nach sind die Eingebornen theils Heiden, theils Christen; letztere sind wohl die zahlreicheren und vornehmeren, namentlich bekennen sich alle Häuptlinge zur christlichen Religion. Man würde aber fehl gehen in der Annahme, letztere habe besonders veredelnd auf ihren Charakter gewirkt; aus Ueberzeugung sind wohl nur die wenigsten Christen, und ich glaube kaum, daß einer von ihnen, mit Ausnahme vielleicht des Schullehrers und Kanzlers Christian Goliath, zum Märtyrer seines Glaubens werden würde." Wir finden es sehr schmeichelhaft, daß Herr Belck einen so gewaltig hohen Maßstab an die Bekehrten anlegt, und wünschen nur, daß er und die anderen Deutschen dort recht viel dazu beitragen möchten, daß die von ihm vermißte „besondere Veredelung" doch nachträglich noch zu Stande komme. Möchten sie doch besonders die Missionare unterstützen im Kampf gegen die Branntweineinfuhr. Hören wir hierüber den früheren Missionar Büttner: „Jedermann weiß, was der Alkohol und die ihn begleitenden Fuselgifte für verheerende Wirkungen an unserm relativ kraftvollen Volke ausüben und wie viel schrecklicher noch die

Verwüstungen sind, welche er unter den sogenannten Naturvölkern anrichtet. Viele Leute in Europa halten nun die afrikanischen Eingeborenen in besonderer Weise wie von Natur dem Trunke zugeneigt, und es ist mir oft genug vorgekommen, daß man gemeint hat, dem Neger gegenüber sei die Rumflasche das beste Mittel, die Verhandlungen in den Gang zu bringen. Gewiß ist der eingeborene Afrikaner, welcher nicht den sittlichen Halt an einem geregelten christlichen Volks- und Familienleben besitzt, ein noch schlimmerer Sklave des Trunkes, als irgend ein Deutscher, wenn er sich demselben einmal ergeben hat. Aber so lange er noch nüchtern und seine Willenskraft noch nicht durch den Fusel gebrochen ist, hat auch er natürlichen Menschenverstand genug, um einsehen zu können, welchen Schaden der Trunkenbold sich selbst zufügt, und er hat, soviel ich erfahren, von sich selbst aus keine allzugroße Neigung, ein Trunkenbold zu werden. So wird es Sie vielleicht überraschen zu hören, daß es in Damaraland und in einem sehr großen Theile von Gr. Namaqualand jedenfalls in der ganzen Zeit, die ich dort als Missionar zugebracht, und höchst wahrscheinlich bis auf diesen Tag möglich gewesen ist, den Vertrieb von Wein und Branntwein auf ein Minimum zu beschränken, und das will viel sagen in einem nach europäischen Begriffen anarchischen Lande. Und obwohl eine nicht geringe Anzahl gewissenloser und versoffener Händler, meist Irländer, sich auf jede Weise gegen das Verbot aufzulehnen suchte, gelang es doch dem Zusammenwirken der verständigeren europäischen Kaufleute, der eingeborenen Häuptlinge und der Missionare, den Ausschank von Spirituosen fast völlig zu verhindern, und ich bezeuge es gerne, daß ich in den sieben Jahren, die ich in Damaraland gewesen, nur einen einzigen Eingeborenen betrunken gesehen habe, und das war in der Walfischbai, wo derselbe von den dort befindlichen Engländern und Irländern betrunken gemacht worden war.

„So kämpfen die Eingeborenen dort schon lange gegen den Schnaps, und speciell in Bethanien bestehen seit vielen Jahren Bestimmungen, welche den Verkauf von Spirituosen einfach mit Strafe belegen. Und wenn diese Bestimmungen einzelnen gewaltsam auftretenden und mit der Schußwaffe drohenden Europäern gegenüber auch nicht immer strikte eingehalten worden sind, so hat dennoch mancher Händler, welcher die Vornehmen dadurch für sich einzunehmen suchte, daß er ihnen etliche Flaschen Brandy zum Geschenk gab, hinterher doch die Strafe zahlen müssen, nachdem die Hottentotten sich vorher gratis Courage getrunken hatten. Mehr wie einmal ist die englische Regierung am Kap durch Petitionen der Häuptlinge in Damaraland gebeten worden, die Verschiffung von Spirituosen nach Damaraland zu verhindern. Es wäre sehr traurig, wenn die deutsche Kolonisation zur Folge hätte, daß unter dem Schutze der deutschen Gesetze, beziehentlich mit Berufung auf die deutsche Gewerbefreiheit, der Spi-

ritus nach Damara- und Gr. Namaqualand wider den Willen der nächst Betheiligten eingeführt werden würde.

„Ich freue mich, hier ausdrücklich konstatieren zu können, daß die Firma Lüderitz in vorliegender Frage bis jetzt durchaus mit uns Missionaren übereinstimmt, und wie könnte auch ein verständiger Kaufmann anders spekulieren."

— In der März-Nummer ihres „Missionary Herald" beklagen sich die baptistischen Missionare Silvey und Lewis ziemlich bitter über das rücksichtslose und ungerechte Auftreten der Deutschen in Kamerun. Obgleich die Missionare nichts gegen die neuen Herren des Landes unternahmen, sondern nur beim Ausbruch der Feindseligkeiten im Dezember den Weibern und Kindern in den Missionshäusern Zuflucht gewährten, wurden sie doch beschuldigt, sie hätten die Eingebornen aufgehetzt, ja selbst aus den Missionshäusern geschossen! Ihre Häuser und Sachen, selbst ihre Schreibtische, Briefschaften u. s. w. wurden rücksichtslos durchsucht, sie selbst in roher Weise bedroht. Missionar Lewis kam sogar in die größte Lebensgefahr, da das Missionshaus in Bell-Town, wo er sich gerade befand, von den Deutschen beschossen wurde und der Kugelregen ihn und seine Leute nöthigte, sich platt auf den Fußboden zu werfen. Mehrere der Mission gehörige Häuser in Bell-Town und Mortonville wurden zerstört, rund um die Stationen her alles verwüstet. Die Missionsgesellschaft verlangt einen Schadenersatz von wenigstens 30,000 Mk. Daß deutsche Blätter die englisch-baptistischen Missionare beschuldigt haben, sie seien die Hauptanstifter des „Aufstands," und daß ein's derselben sogar einen Missionar darstellt, wie er in der einen Hand eine Pistole, in der andern eine Bibel haltend, die Schwarzen in den Kampf führt, ist eine gemeine Verleumdung. Die baptistische Missionsgesellschaft hat von Anfang an ihre Missionare beauftragt, die Eingebornen zum Gehorsam gegen die neue Regierung anzuhalten, und wir zweifeln nicht daran, daß sie diese Instruktion treulich gehalten haben und noch ferner halten werden. Hoffentlich wird ihnen aber auch von deutscher Seite in Zukunft etwas rücksichtsvoller und nobler begegnet werden.

— Im November erhielt die englisch-kirchliche Missionskolonie Freretown einen Zuwachs von 250 befreiten Sklaven, die sich in einem schrecklichen Zustand befanden, da sie fünf Tage lang vor ihrer Befreiung ohne Nahrung und drei Tage lang ohne Wasser geblieben waren. Bald darauf wurden 200 weitere Sklaven nach Freretown gebracht, die man am Meeresufer gefunden hatte. Ihren Herren war es nicht gelungen, sie einzuschiffen, und so hatte man sie ihrem Schicksal überlassen! Ein Korrespondent der Times bezeichnet Freretown als ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit und den Vorsteher Missionar Handford als einen überaus energischen, praktischen und gütigen Mann.

— König Kwikwi von Bihe hat den von ihm vertriebenen, aber bereits wieder in Bailunda eingezogenen amerikanischen Missionaren folgenden Brief geschrieben, d. h. Herrn Arnot in die Feder diktirt: „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihr zurückkehret. Ich habe Euch und die Eurigen sehr schlecht behandelt. Ich war ganz verkehrt, als ich Euch, die ich vorher als meine Freunde und Kinder aufgenommen, nun wie Feinde verjagte. Braga überredete mich dazu auf unwiderstehliche Weise. Er sagte mir, um's kurz zu machen, Euch Engländer (Amerikaner) beherbergen, heiße so viel als den Portugiesen den Krieg erklären; man solle Euch einfach todtschlagen. Jetzt höre ich, daß Ihr unterwegs nach Bihe seid. Ich werde Euch diesmal nicht wieder aufhalten, wie bei Eurem ersten Hieherkommen vor drei Jahren. Das ganze Land steht Euch offen; kommet nur wieder und seid mir gut! Ich will mein Möglichstes thun, Euch Euer Eigenthum wieder zu verschaffen. Ich habe acht Ballen Zeug, sowie Werkzeuge, Bücher u. drgl., die Euch gehören. Alles soll Euch zurückgegeben werden. Mein Volk weint. Wir schämen uns. Kommt nur wieder! Machet nicht unseren Namen in aller Welt stinkend um jener Lügen willen, die Braga gesagt hat!"

Die zwölf Häuptlinge, welche Kwikwis Kabinet bilden, haben diesem Brief beigestimmt und Missionar Sanders glaubt, daß er und seine Leute aus dieser Affaire eine nützliche Lektion gelernt haben, so daß Aehnliches nicht mehr zu befürchten sei. Der König will sogar auf Geschenke verzichten, wenn die Missionare nur wieder kommen. Dieser günstige Ausgang ist hauptsächlich dem muthigen und taktvollen Auftreten des jungen Schotten Arnot zuzuschreiben, der nicht nur den eingebornen Häuptlingen das nöthige Licht aufgesteckt, sondern auch den Portugiesen Braga zur Vernunft gebracht hat. Zu seiner Entschuldigung wußte derselbe nichts zu sagen als: er habe die Missionare für Juden, nicht für Christen gehalten. So unfähig ist also ein Katholik, zwischen Protestanten und Juden zu unterscheiden! Der letzte Brief von Missionar Sanders ist am 25. November in Bailunda geschrieben, wo er und seine Frau sich vollkommen sicher fühlten. Missionar Walter und Frau sind noch in Benguela.

— Der methodistische Bischof Taylor hat seine afrikanische Missionsthätigkeit damit begonnen, daß er eine Schaar von 53 Missionsleuten, 13 Kinder inbegriffen, in Einem Schiff von New-York abgesandt hat. Es heißt, dieselben hätten 30,000 Meter Baumwollzeug und 50,000 Bibeln (in welcher Sprache?) bei sich, das Zeug natürlich als Tauschartikel an Geldes statt.

— Auf der Station Domingia am Rio Pongo hat Missionar Doughlin die Uebersetzung des Neuen Testaments in die Susu-Sprache vollendet und arbeitet jetzt an einer revidirten Uebersetzung des englischen Kirchengebetbuchs.

China.

Große Noth macht in China die Sonntagsfrage. Aus Schantung schreibt ein amerikanischer Missionar: „Bei vielen ganz armen und zugleich ganz unwissenden Christen oder Taufkandidaten läuft es darauf hinaus, daß sie entweder die Versammlungen nicht besuchen und so ihr Christenthum verlieren, oder aber daß sie die Versammlungen besuchen und darüber Hunger leiden. Tausend und aber tausend Familien spinnen und weben vier Tage lang und gehen am fünften mit ihrem Fabrikat auf den Markt, um dasselbe zu verkaufen und für den Erlös sich ihre Lebensmittel anzuschaffen. Gewisse Arten von Zeug, Säcken, Gürteln ꝛc. werden nur auf gewissen Märkten an ganz bestimmten Tagen verkauft. Die Masse des Volkes lebt aus der Hand in den Mund. Tritt eine Unterbrechung in der erwähnten Routine ein, so haben sie eben nichts zu essen. Mit buchstäblicher Wahrheit können sie einem da vorhalten: Ja, wenn wir nicht auf den Markt gehen, so können wir auch nicht zu Tisch gehen! Was sollen wir ihnen antworten?"

— Eine der erfolgreichsten Missionsarbeiterinnen in China ist die Amerikanerin Lydia Maria Fay gewesen. Als sie noch ein junges Mädchen war, starb ihr Bruder, den die Eltern dem Dienste des Herrn geweiht und zu dessen Ausbildung sie eine bestimmte Summe Geldes bei Seite gelegt hatten. Als der begabte Junge gestorben war, kam es der nicht minder begabten Schwester wie eine Eingebung von oben: sie müsse nun an die Stelle des Seligen treten und, so gut es eben gehe, das thun, was er hätte thun sollen. Jene Summe Geldes wurde denn auch dazu verwendet, ihr eine mehr als gewöhnliche Bildung zu verschaffen und 1850 stellte sie sich dem chinesischen Missionsbischof Boone in Schanghai als Lehrerin zur Verfügung. Ihr größter Wunsch war der, wenigstens Einen chinesischen Jüngling so weit zu bringen, daß er in das Amt treten könne, das die Versöhnung predigt. Und siehe da, als sie nach 27jähriger Arbeit zur ewigen Ruhe eingieng, da hatten es von den hunderten ihrer Zöglinge nicht weniger als vier bis zur Ordination für's geistliche Amt gebracht, und diesen sind seither noch sechs weitere nachgefolgt, darunter fünf, welche am 2. November 1884 in Schanghai die Ordination erhielten. So hat denn die treue Schwester an Stelle des frühvollendeten Bruders zehn Ersatzmänner heranziehen dürfen. In jeder Beziehung war sie eine Mustermissionarin. Das Chinesische beherrschte sie so vollkommen, daß Dr. Williams ihr sein großes chinesisches Wörterbuch und Bischof Burdon seine Uebersetzung eines theologischen Werkes zur Durchsicht vorlegten!

— Am 28. Oktober wurde in Schanghai Missionar Boone jun. für China durch Bischof Williams von Japan unter Assistenz von zwei englischen Bischöfen geweiht, und am 2. November ordinirte er seinerseits vier Chinesen.

— In China arbeiten gegenwärtig 410 evangelische Missionare und 134 unverheirathete Missionarinnen, davon kommen auf Großbritannien 219 Männer und 61 Frauen, auf Amerika 167 Männer und 68 Frauen, auf Deutschland 24 Männer und 5 Frauen, resp. Fräulein. Zählt man die Frauen der 307 verheiratheten Missionare dazu, so besteht das gesammte europäische und amerikanische Missionspersonal aus 851 Personen.

Japan.

Der anglikanische Missionar Shaw, der nach einjährigem Erholungsaufenthalt in England Ende November v. J. wieder in Tokijo angelangt ist, schreibt u. A.: „Während meiner Abwesenheit ist eine enorme Veränderung mit der öffentlichen Meinung in Betreff des Christenthums vorgegangen und es scheint fast, als würde dasselbe die populäre Religion werden. Natürlich liegt hierin eine Gefahr."

— Der bekannte Redaktor Fukusawa hat einen Aufruf an seine Landsleute erlassen, in welchem er sie auffordert, nachdem Japan von den Christen ihre Kleidung, Lebensweise, Bildung und Gesittung angenommen, nun auch noch den letzten Schritt zu thun und ihren Glauben anzunehmen. Zugleich zeigt er an, daß er demnächst mit seiner ganzen Familie zur anglikanischen Kirche übertreten werde.

Ferner schlägt Herr Fukusawa in seinem Blatt vor, die Regierung möchte doch jetzt schon den Missionaren, im Interesse der sittlichen Hebung des Volkes, erlauben, sich überall, wo sie wollen, niederzulassen, noch ehe diese Erlaubniß allen Ausländern ertheilt wird, was übrigens auch in naher Aussicht steht.

— Herr Itagaki, der Führer der japanischen Fortschrittspartei, hat sich an die Vereinigte Presbyterianerkirche von Japan gewendet und sie um einen Missionar für seinen Geburtsort gebeten. Die Hälfte der Kosten will er selbst tragen.

— Die Direktion der Seemannsschule in Jokosuka hat um einen Missionar als Lehrer der englischen Sprache und der christlichen Religion gebeten und demselben eine anständige Besoldung in Aussicht gestellt. So mehren sich die Wege, auf welchen das Evangelium in alle Gesellschaftsschichten eindringt.

— Als vor einiger Zeit Frau Thomson, die Gattin des Agenten der schottischen Bibelgesellschaft in Japan, starb, legten ihre japanischen Freunde 200 Mk. zusammen, um ihr Grab mit Blumen zu schmücken. Herr Thomson aber bewog sie, diese Summe als Grundstock für einen Fond zu bestimmen, aus welchem Korea mit heiligen Schriften versehen werden soll.

— In Komatsu wurden die von Atkinson und seinem eingebornen Kollegen Ise gehaltenen Versammlungen von einer Schaar Buben ernstlich gestört, und als sie in ihre Wohnung zurückkehrten, fanden

sie, daß man versucht hatte, dieselbe in Brand zu stecken. Durch ein Fenster war Petroleum auf die dicken Matten geschüttet und dann mit Hilfe von Schießpulver und einer Kerze angezündet worden. Aber wunderbarer Weise waren nur die Matten verbrannt.

— Am 19. November wurde in Amaki bei Okajama die 24. Gemeinde der Bostoner Missions-Gesellschaft in Japan gegründet. Unter den Mitgliedern befinden sich mehrere wohlhabende Geschäftsleute, die schon große Opfer für christliche Zwecke gebracht haben.

— Christliche Begräbnisse dürfen jetzt ungehindert stattfinden und bieten vortreffliche Gelegenheit, öffentlich von der Christen-Hoffnung Zeugniß abzulegen. Bisher durfte kein Begräbniß ohne einen buddhistischen Priester gehalten werden. Jetzt ist nur noch eine Anzeige an die Polizei nöthig.

— In Kijoto hat sich eine „Nationale Religionsgesellschaft“ gebildet, um Buddhisten und Schintoisten zu vereinigen und gegen das Christenthum Front zu machen.

— Missionar Atkinson erzählt von einem Buddhisten, der beim russischen Pater Nikolai das Christenthum studiert hat und jetzt für Geld Unterricht im Evangelium Matthäi gibt. Gegen 20 heidnische Priester in Imabari lassen sich täglich zwei Stunden lang von ihm unterrichten. Natürlich haben sie sich hiezu auch Neue Testamente gekauft. Zuerst erklärt der Lehrer den betreffenden Abschnitt so wie die Christen ihn verstehen, dann führt er seine eigenen, unchristlichen Bemerkungen hinzu. Diese Vorträge sind öffentlich und auch Christen gehen zuweilen hinein um zu hören, was da getrieben wird. Sie sind sehr eifrig und die ganze Stadt ist in einer religiösen Bewegung.

Korea.

Durch den Londoner Missionar Stonehouse ist in Schanghai ein Koreaner bekehrt und getauft worden. Die schottischen Missionare in Nordchina haben schon eine Reihe von Koreanern getauft und in das Grenzgebiet zwischen China und Korea Evangelisten gesandt. So wird also das langverschlossene Reich jetzt von zwei Seiten, von Japan und von China aus bearbeitet.

— In der Hauptstadt Korea's hat der amerikanische Missionsarzt, Dr. Allen ein großes Grundstück und einige Häuser neben der amerikanischen Gesandtschaft, als deren Arzt er von der Regierung anerkannt ist, gekauft. Dieselben waren sehr billig zu haben, weil es darin „spuken“ soll. Im Dezember hat Dr. Allen das schreckliche Blutbad in Seoul mit erlebt und schreibt darüber an den New-Yorker „Independent“: „China und Japan streiten sich um Korea. Beide Mächte halten hier in Seoul ein stehendes Heer. So giebt es außer der fremdenfreundlichen und der fremdenfeindlichen Partei auch noch

eine chinesenfeindliche und eine japanerfeindliche Partei im Lande. Bis vor kurzem hatte die chinesenfreundliche Partei sieben hohe Regierungsämter inne. Die Gegenpartei war voll Eifersucht und ermordete schließlich, von den Japanern unterstützt, jene sieben bei einem großen Mittagsmahl, an welchem auch alle ausländischen Gesandten und Konsuln theilnahmen. Nur eines der Opfer, von sieben Schwerthieben schauerlich zugerichtet, lebt noch und wird vielleicht wieder aufkommen. Es ist ein Vetter der Königin, der einflußreichste Führer der Fortschrittspartei, dessen Vater 1881 ebenfalls um seiner fortschrittlichen Ideen willen ermordet wurde. Er heißt Ming-Jing-Ik. Im Jahr 1883 war er als Gesandter in Amerika. Gleich nach seiner Verwundung wurde ich zu ihm gerufen und seither habe ich sowohl ihn, als auch mehrere andere Verwundete ärztlich bedient. Sofort nach jenem Blutbad bemächtigten sich die Japaner des Palastes und der Person des Königs. Tags darauf trafen gleichzeitig 3000 chinesische Soldaten und eine japanische Heeresabtheilung in der Hauptstadt ein. Ein Kampf fand statt und 300 Mann fielen. Auf je einen Japaner, der gefallen war, kamen vier getödtete Chinesen! Die letzteren aber, die an Zahl den Japanern weit überlegen waren, bemächtigten sich des Palastes, sowie des Königs, trieben die Japaner in ihr Gesandtschaftshotel zurück und ermordeten die neuen, von der japanischen Partei ernannten Beamten. Jetzt haben wir hier chaotische Zustände. Der König und die verwundeten Edelleute befinden sich im chinesischen Fort. Keinerlei Regierungsgeschäfte werden vorgenommen und noch raucht die Asche der verbrannten Häuser jener Ermordeten. Die Japaner werden von der Uebermacht so bedrängt, daß sie gestern ihr kostbares, ganz europäisch ausgestattetes Gesandtschaftshotel angezündet und sich bis zum Hafen Tschemulpu durchgeschlagen haben, wo zwei Dampfer auf sie warteten. Man sagt, die Japaner gelüste es, ihr mit ungeheuren Kosten erworbenes neues Kriegsmaterial zu probiren. Sie haben erklärt, in zehn Tagen würden sie mit 20,000 Mann wieder hier erscheinen; aber die ausländischen Gesandten und Minister thun ihr Möglichstes, weitere Feindseligkeiten zu verhindern.

„Für uns Ausländer, neun Männer und drei Frauen, war es eine schwere Zeit. Bis die Japaner abzogen, waren wir alle zusammen in ein kleines Gebäude im Hof der amerikanischen Gesandtschaft eingepfercht. Heute sind wir wieder in unsere Wohnungen eingezogen, fühlen uns aber noch sehr unsicher.

„Für Korea ist's ein harter Schlag, der den Fortschritt des sehr armen Landes möglicherweise aufhalten wird. Aber für die Mission ist's vielleicht gut so. Wenigstens sind jetzt der König und seine Angehörigen dem ersten evangelischen Missionar hier zu Dank verpflichtet, und wenn die eigentliche Arbeit einmal anfängt, wird dieser Dank vielleicht abgetragen werden."

Indien.

Der amerikanisch-baptistische Missionar Dr. Phillips in Indien schreibt von einem eingebornen Prediger: „Seine allgegenwärtige Tabakspfeife übt nicht selten einen arg verdummenden Einfluß auf ihn aus, und das ist eine schlimme Sache. Wir hoffen die Zeit noch zu erleben, wo kein einziger Missionsarbeiter, sei er Europäer oder Eingeborner, ein Sklave des Tabakrauchens ist. Nach jahrelanger Beobachtung bin ich mehr als je überzeugt, daß dies giftige Kraut, wie es von christlichen Männern und Frauen gebraucht wird, ein mächtiges Hinderniß der Ausbreitung des Evangeliums in Bengalen ist. Jetzt haben wir aber eine Regel in unsrer Mission, nach welcher kein Kandidat des Predigtamts die Ordination oder auch nur die venia concionandi erhalten kann, so lange er ein Raucher ist. So wird's also mit der Zeit besser werden. Aber einstweilen sind die alten Raucher noch im Wege!" — Wir sind auch dem Tabak entschieden feind, haben aber doch die „alten" tüchtig arbeitenden und langlebigen Missionare lieber, als so manchen jungen Temperenzler, dessen Tugenden oft genug eben nur negativer Art sind. Nicht-Rauchen ist ja gewiß eine schöne Sache; aber davon den schnelleren Fortschritt des Evangeliums erwarten, ist ein Aberglaube.

— Die freischottischen Missionare in Kalkutta haben ihren „geliebten Arzt" Dr. Stuart verloren, der, obgleich er eine sehr große Praxis in der Stadt hatte und zugleich Stadtphysikus war, doch jeder Zeit ihnen zu Diensten stand. Da er sehr weit weg von den Missionshäusern wohnte, hielt er sich ein paar Pferde, hauptsächlich um ihretwillen. Oefters nahm er auch kranke Missionsangehörige in sein Haus auf, um sie desto besser pflegen zu können — alles umsonst.

Amerika.

Im August d. J. wird die protestantisch bischöfliche Kirche von Amerika das 50jährige Jubiläum ihrer offiziellen Missionsthätigkeit feiern. Bis zum Jahr 1835 hatte auch sie nur durch eine Missionsgesellschaft missionirt, am 20. August 1835 aber legte eine zu diesem Zweck erwählte Kommission dieser Gesellschaft einen Entwurf vor, nach welchem in Zukunft „die Kirche selbst im Vertrauen auf ihr göttliches Haupt und zu seiner Ehre in ihrer Eigenschaft als Kirche und zugleich als die Gesellschaft für innere und äußere Mission, dieses Werk in die Hand nehmen und fortführen sollte." Infolge hievon wurde die Gesellschaft reorganisirt und ausdrücklich erklärt, daß alle Kirchenglieder auch als Glieder der Missionsgesellschaft zu betrachten seien. Fortan werden denn auch die Aufrufe zur Beisteuer von Missionsgaben geflissentlich „an alle Getauften als solche" gerichtet und „auf Grund ihres Taufgelübdes" ihnen die Betheiligung am Missionswerk zugemuthet. Die so reorganisirte Gesellschaft hat

zwei Kommitteen, eine für die innere Mission, d. h. für alle Missionsarbeit im Bereich der Vereinigten Staaten, und eine für die äußere Mission, d. h. für alle Thätigkeit außerhalb dieses Bereiches. In diesen 50 Jahren sind zehn Bischöfe für die äußere Mission geweiht worden, von denen aber nur noch drei im Amt stehen. Bis zum Jahr 1835 waren nur sieben Personen zum Missionsdienst berufen worden, jetzt stehen in demselben 234, darunter 39 Geistliche und 143 Laiengehilfen, die in den Missionsländern selbst erzogen worden sind.

— Im Oktober und November v. J. hat der greise Bischof von Guiana — er ist 77 Jahr alt — die anglikanischen Missionsstationen am Essequibo, Potaro und Demerara besucht und 470 Personen getauft. In der Potaro-Mission sind in den letzten vier Jahren 1596 Heiden getauft worden und in Enegudah am oberen Demerara in den letzten 5—6 Jahren 1255 Heiden. Diese alle nun recht zu pflegen ist nicht leicht.

— Aus Feuerland kommen zwei gute Nachrichten. Die eine ist die, daß Ende September mehrere argentinische Schiffe unter Oberst Lasserre in Uschuwia angekommen sind, um dort eine Unterpräfektur der argentinischen Republik zu errichten, die Eingebornen unter den Schutz der Regierung zu stellen und die Mission zu unterstützen; die andere meldet die glückliche Ankunft des neuen Missionsschiffes Allen Gardiner in Monte Video am 27. Januar.

— Am 4. Dezember wurde in New-York Dr. med. W. Scranton als erster Missionar der bischöflichen Methodisten-Kirche für Korea ordinirt.

England.

Der neue Jahrgang des „Church Missionary Intelligencer" beginnt mit einem Aufruf um 16 neue Arbeiter, welche dringend nöthig sind, um entstandene Lücken auszufüllen oder schreiende Bedürfnisse einigermaßen zu befriedigen. Ueberdies werden mehr als 15 Missionsgebiete aufgezählt, wo offene Thüren sind und wo eine Erweiterung der bisherigen Arbeit nicht nur ohne irgend jemand Konkurrenz zu machen möglich, sondern auch im höchsten Grade erwünscht wäre. Zugleich wird aber auch daran erinnert: 1) in wie reichem Maße Gott in den letzten 12 Jahren die Gebete um neue Arbeiter erhört habe, 2) wie die englisch-kirchliche Gesellschaft nie aus bloßer Erweiterungslust, sondern immer nur deutlichen Winken der Vorsehung folgend, die Zahl ihrer Stationen und Missionare vermehrt habe, 3) wie jede Gebetserhörung aber auch einen Ruf zu neuer Opferwilligkeit in sich schließe. Ein zweiter, ebenso interessanter Artikel macht die gegenwärtige Finanzlage der Gesellschaft klar: daß nämlich „infolge der großen Erfolge" die Ausgaben sich so vermehrt haben, daß, wenn die Einnahmen sich nicht ganz bedeutend heben, 1886 wieder reduzirt werden müsse. In den 10 Jahren von 1870

bis 1880 nämlich ist die Zahl der Arbeiter von 2191 auf 3242 (beinahe 50%), die der eingeborenen Bekehrten, einschließlich Taufkandidaten und Anhänger, von 81,710 auf 157,854 (93%), die der Schulen von 954 auf 1456 (52%), der Schüler von 39,328 auf 61,572 (beinahe 60%) gestiegen.

Jetzt (1884) ist die Zahl der Arbeiter 4055, der Bekehrten 191,770, der Schulen 1694, der Schüler 65,330, also in 4 Jahren eine Zunahme der Arbeiter um 25, der Bekehrten um 21, der Schulen um 16, der Schüler um 11%. Eine Vermehrung der regelmäßigen Jahreseinnahme um 200,000 Mk. ist nothwendig, wenn's im bisherigen Tempo fortgehen soll, und die Kommittee ist der guten Zuversicht, daß diese Vermehrung eintreten wird.

— Vor 10 Jahren wurde Herr Studd, ein reicher Engländer in Camberwell, durch den Evangelisten Moody bekehrt. Aus einem leidenschaftlichen Jäger und Spieler wurde er ein ebenso eifriger Arbeiter im Weinberg des Herrn. Zwei seiner Söhne waren damals in der berühmten Schule zu Eton. Als sie in die Vakanz nach Hause kamen, fanden sie alles verändert; der neue Geist kam auch über sie und als ernste Christen bezogen sie die Universität Cambridge, wo sie nicht nur auf dem Cricketplatz und bei Wettfahrten auf dem Boote durch ihre Kraft und Gewandtheit, sondern vor allem im täglichen Leben durch ihren unbescholtenen Wandel sich auszeichneten. Eine neue Anregung erhielten sie durch den so reichgesegneten Besuch Moody's in Cambridge. Jetzt ist einer auf eigene Kosten als Missionar nach China gegangen; der andere, der soeben eine Tochter der bekannten christlichen Lady Beauchamp, eine Schwester des gegenwärtig in Indien evangelisirenden Lord Radstock, geheirathet hat, arbeitet wie ein Stadtmissionar im Ostende Londons. Auch ein Schwager von ihm, Montagu Beauchamp, ist in den Dienst der China-Inland-Mission getreten. Anfang Februar wurde er mit C. F. Studd und fünf anderen jungen Männern für China verabschiedet. Von diesen sieben waren fünf graduirte Universitätsstudenten und die zwei anderen hatten Offiziersstellen in der Armee niedergelegt, um Missionare zu werden! In kirchlichen Kreisen ist man ein wenig verletzt, daß all diese jungen Männer, obgleich von Haus aus der Landeskirche angehörend, sich nun der konfessionslosen China-Inland-Mission angeschlossen haben. Es wird auch von bedächtigen Männern auf die Gefahr hingewiesen, welche darin liegt, daß man so viel Wesens aus ihnen mache; in Exeter Hall pflegen sonst nur erprobte Missionare, wenn sie nach jahrelanger Arbeit unter den Heiden zurückgekehrt sind, gehört und etwa auch gefeiert zu werden; jetzt mache man mit diesen Rekruten so viel Aufhebens; durch Schottland hätten sie einen förmlichen Triumphzug gehalten und an vielen Orten seien ihre Vorträge durch marktschreierische Straßenplakate unter genauer Angabe all ihrer

Titel und Verdienste angekündigt worden u. s. w.! Das alles gefällt auch uns übel. Aber es hindert uns nicht, über den Entschluß dieser jungen Männer uns von ganzem Herzen zu freuen.

Uebrigens sind in allerjüngster Zeit auch in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nicht weniger als fünf universitätlich gebildete Männer eingetreten, darunter einige, die nicht bloße „Neulinge" sind. Sie heißen Smith, Roper, Hooper, Jones und Pruen, letzterer ein Mediciner, von dem ein Bruder bereits in der China-Inland-Mission dient und der für seine Person den Missionsentschluß gefaßt hatte, nachdem er vom Tode des Londoner Missionsarztes Southon am Tanganjika und von des Missionshandwerkers Copplestone unglücklichem Versuche, demselben den verwundeten Arm zu amputiren, gelesen hatte. So wird der Tod der Gefallenen ein Weckruf für die Lebenden und die Lücken werden wieder ausgefüllt! Die obengenannten Hooper und Roper gehen ganz auf eigene Kosten hinaus.

— Das Monatsblatt der Londoner Missions-Gesellschaft schreibt: „Wenn unsere Einnahmen den Ausgaben die Wage halten sollen, so müssen sie 200,000 Mk. per Jahr mehr betragen als jetzt; wenn gewisse Stationen in Indien und China in gedeihlicher Entwicklung bleiben sollen, so müssen 15 neue Missionare ausgesandt und jährlich weitere 100,000 Mk. für sie ausgegeben werden; eine Steigerung der Jahreseinnahmen um 300,000 ist also nothwendig, wenn die Gesellschaft ihrer Aufgabe auch nur einigermaßen soll nachkommen können. Entweder muß reduziert oder mehr eingenommen werden."

— Aus Spurgeon's Predigerschule sind in 28 Jahren 572 jetzt noch lebende und 47 bereits gestorbene Baptistenprediger hervorgegangen. Diese haben zusammen 58,173 Personen getauft!

— Die Heilsarmee zählt nach ihrem neuesten Bericht 910 „Korps", 637 in der Heimat und 273 im Ausland, mit 1900 „Offizieren" und 188 „Kadetten". Die Einnahme betrug letztes Jahr 1,493,300 Mk.

— Zwei der neu ernannten englischen Bischöfe sind so zu sagen halbe „Afrikaner". Der neue Bischof von Exeter, E. H. Bickersteth, ein warmer Freund aller evangelischen Missionen, ist der Sohn des Gründers der englisch-kirchlichen Mission in Sierra Leone, der am Osterfest des Jahres 1816 die Erstlinge der Westafrikaner taufen durfte; und Dr. Temple, der neue Bischof von London, ist selbst in Sierra Leone geboren, wo sein Vater Gouverneur war. An den höchsten Stellen in Kirche und Staat, wie auch in den Missionsleitungen Männer zu haben, die durch die innigsten persönlichen Bande mit dem einen oder anderen Heidenland verbunden sind, das ist der große Vorzug England's. Das ist's, was es zu einem Missionsland macht.

Todesfälle.

Am 4. September 1884 starb in Bassa, Liberia, 36 Jahre alt, der schwarze Missionar Montgomery, den Bischof Auer am 15. Februar 1874, einen Tag vor seinem Tode, ordinirt hatte, ein treuer, tüchtiger Arbeiter.

— Am 14. Oktober 1884 starb in Kabinda Missionar Henry Craven, der Senior der Kongo-Inland-Mission, seit Anfang 1878 in Afrika, eine kurze Erholungszeit in der Heimat abgerechnet.

— Am 18. November starb in Schanghai Fräulein Minchin, eine bereits ältliche Dame, die erst im Februar 1884 im Dienst der China-Inland-Mission nach China gezogen war. Ihr Eifer, ihre Begabung, ihre Erfahrung machten sie zu einer unschätzbaren „Mutter" für die jüngeren Glieder der Mission und zu einem Mittel der Erweckung für viele. In Schanghai hielt sie fast täglich Versammlungen für Matrosen und andere verwahrloste Europäer. Zugleich lernte sie chinesisch. Die Anstrengung war zu groß. Als ein Dysenterie-Anfall sie niederwarf, war ihre Kraft bereits gebrochen.

— Am 22. November starb in Futschau der methodistische Bischof Wiley, 59 Jahre alt. Als junger Mann war er einige Jahre lang Missionsarzt an eben diesem Ort gewesen, hatte dort auch seine Frau begraben. Jetzt war er als Visitator hingekommen.

— Am 28. November starb in Madras Dr. Kennet, seit 1847 Missionar der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft, seit 1878 Vorsteher ihres Predigerseminars in Madras. Er war in Indien geboren, 16jährig von der römischen zur anglikanischen Kirche übergetreten und hatte zuerst in Bischof Corrie's Schule zu Madras, dann im sog. Bischofskollegium in Kalkutta studiert und galt unter den Anglikanern in Indien als eine theologische Autorität ersten Ranges. Er war entschiedener Hochkirchler, aber kein Ritualist.

— Am 24. Dec. starb in Ngombe am Kongo der baptistische Missionsarzt Dr. Sidney Comber am Fieber nach nur einjährigem Aufenthalt in Afrika. Sein Bruder T. J. Comber, einer der Gründer dieser Mission, weilt gegenwärtig in England; eine Schwester ist in der Kamerun-Mission, ein dritter Bruder bereitet sich vor auf den afrikanischen Missionsdienst.

— Am 1. Januar 1885 starb in England, 94 Jahr alt, der Basler Bruder J. A. Jetter, aus Liebenzell gebürtig, einst Missionar in Bengalen und in Smyrna.

— Am 15. Februar 1885 ist der Leiter der Hermannsburger Mission, Pastor Theodor Harms, gestorben.

— Am 20. Februar 1885 starb in Basel Pfarrer A. Sarasin, der Mitbegründer und langjährige Herausgeber des „Christlichen Volksboten" und 51 Jahre lang Mitglied der Missionskommittee, nachdem er Tags zuvor noch seinen 83. Geburtstag gefeiert.

— Im Alter von 85 Jahren ist vor Kurzem der ehrwürdige Seelsorger der Pitcairn und Norfolk Insulaner, Rev. G. H. Nobbs, nach 56jähriger Wirksamkeit unter ihnen gestorben. Als Matrose hatte er im Anfang des Jahrhunderts die südamerikanischen Kriege mitgemacht und sich unter Lord Cochrane vielfach durch seinen Muth ausgezeichnet. Wiederholt war er den Feinden in die Hände gefallen, mehrmals hatte er Schiffbruch gelitten. Aber aus allem hatte ihm der liebe Gott geholfen. Endlich gab er das Seeleben auf und gieng, einem Wunsch seiner frommen Mutter folgend, nach Pitcairn, wo er der Lehrer der so merkwürdigen kleinen Kolonie von Weißen und Halbweißen wurde und eine Großtochter des Lieutenant Christian von der „Bounty“ heirathete. Später zog er mit seinen Pflegbefohlenen nach Tahiti und endlich nach Norfolk, wo er bis zuletzt unter ihnen gelebt und gewirkt hat. Einige Jahre nach seiner Niederlassung auf Pitcairn machte Admiral Moresby dort einen Besuch, lernte den merkwürdigen Mann kennen und sorgte dafür, daß er nach England reisen und hier durch Dr. Blomfield, den Bischof von London, ordinirt werden konnte. So war er dazu gekommen, Geistlicher zu werden. Die Insulaner sind jetzt tief betrübt über den Tod ihres Patriarchen.

Bücherschau.

Kolonialpolitik und Christenthum, betrachtet mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Südwestafrika, von C. G. Büttner. Heidelberg. C. Winter. 1885. Preis 80 Pfg.

In sehr fesselnder und überzeugender Weise führt in dieser kleinen Schrift (48 S.) der sachkundige Verfasser folgende drei Thesen aus, welche wir allen Betheiligten hiemit recht angelegentlich der Beachtung empfehlen möchten: 1) Indem die kolonialen Unternehmungen unseres Reiches in Südwestafrika wesentlich an die Arbeit der deutschen Missionare anknüpfen, welche dort durch die Predigt des Evangeliums den Grund zur Civilisation gelegt haben, ist zugleich öffentlich ein gutes Zeugniß über den Erfolg der Mission abgelegt. — 2) Koloniale Unternehmungen werden unserem deutschen Reiche nur dann Segen bringen, wenn auch dem wildesten und uncivilisiertesten Volk gegenüber dieselben christlichen Grundsätze der Gerechtigkeit und Treue aufrecht erhalten bleiben, welche unser Vaterland bis jetzt unter den übrigen Völkern so groß gemacht haben. — 3) Die Bestrebungen Deutschlands, unter wilden und heidnischen Nationen Kolonien zu gründen, sind für alle gläubigen Christen in unserm Vaterland eine neue Anregung, ihre Missionspflicht treu zu erfüllen.

Diese Sätze werden nicht etwa blos theologisch begründet, sondern durch höchst lehrreiche Mittheilungen aus der eigenen Augenzeugenschaft des Verfassers veranschaulicht. Zu unserer Freude hat die „Deutsche Kolonialzeitung“ in ihrer Anzeige dieses Schriftchens ausdrücklich dem Verfasser darin beigestimmt: „daß unsere Nation mit der Einheimsung der Früchte dieser Saat (d. h. der unverdrossenen, opfermuthigen Kulturarbeit der Missionare) auch die erhöhte Pflicht auf sich zu nehmen hat, das stille friedliche Pionierwerk der Mission dort wie sonst unter wilden und heidnischen Völkern nach Kräften zu unterstützen.“

Spekulative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte. Von Paul Gloatz. Erster Band. Zweite Hälfte. F. A. Perthes, Gotha. Preis Mk. 15.

Dieses großartig angelegte Werk ist ein wahres Magazin für die religions- und sittengeschichtliche Kenntniß der Naturvölker. Ein über ganze Bibliotheken hin zerstreutes Material ist hier mit Bienenfleiß zusammengetragen. Natürlich ist das Ergebnis nicht ein für leckere Modeleser berechneter Honig, sondern eine starke Speise, die zunächst nur den Theologen, Philosophen und Ethnographen empfohlen werden kann. Der Abschnitt des neu vorliegenden Bandes über Neuguinea, Neubritannien &c. dürfte aber gegenwärtig auch in weiteren Kreisen Interesse wecken, nachdem das deutsche Reich seine Flagge in jenen Gegenden aufgepflanzt hat.

Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung, herausgegeben von Dr. Otto Zöckler, 2. Aufl. C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.

Bd. I, 2. Preis Mk. 6,50. — Band II, Preis Mk. 8.

Die Einleitung in's Neue Testament und die biblische Geschichte des Neuen Testaments, von L. Schulze, sind sehr konservativ gehalten. Die Echtheit auch der Offenbarung, des zweiten Petribriefes, der Pastoralbriefe wird vertheidigt, der Hebräerbrief dem Apollos zugeschrieben. Die Darstellung ist klar. Das Gleiche gilt von der biblischen Theologie des Neuen Testaments, in welcher Prof. Grau mehrfach gegen Ritschl, Weiß u. A. polemisirt. Scharfsinnig wird namentlich die Annahme widerlegt, Jesus habe seine Wiederkunft noch für das laufende Menschenalter in Aussicht gestellt (I, 657 ff.). Sehr lehrreich ist von Volck, meist im Anschluß an Hofmann, die biblische Hermeneutik und Kanonik kurz behandelt. Seine Inspirationslehre weicht von der altorthodoxen wesentlich ab und widerspricht denen, welche die Bibel „zu einem Kompendium der seligmachenden Lehre“ machen und „Schrift und Offenbarung einander gleichsetzen.“ „Die Kirche Jesu Christi braucht nicht auf einen wissenschaftlichen Beweis zu warten, um ihres Glaubens an die Schrift gewiß und froh zu werden. Je weiter sie fortschreitet auf dem Wege, den sie zu gehen hat, um so sicherer wird sie dieses ihres Glaubens, indem sie in den Lagen, in die sie kommt, in den Anfechtungen, in welche sie geräth, die Erfahrung von ihrer Gotteskraft macht.“ Dieser Beweis aus der Kirchengeschichte ist das wahre testimonium spiritus sancti. Die Schrift muß verstanden werden als Urkunde der Heilsgeschichte. „Es ist die unserer Zeit gestellte Aufgabe, die Schrift heilsgeschichtlich auszulegen, d. h. so, daß sie überall einen und denselben Inhalt bietet: das Heil in Christo; aber zugleich so, daß sie diesen Inhalt überall anders bietet. Es darf weder die Einheit ihres Heilsinhaltes verkannt werden über der Mannigfaltigkeit der Formen, in welchen sich derselbe darbietet, noch diese Mannigfaltigkeit über jener Einheit.“

Der zweite Band enthält die gesammte historische Theologie (488 S.), d. h. allgemeine Kirchengeschichte vom Herausgeber, Archäologie von Viktor Schulze, Dogmengeschichte von Paul Zeller und Symbolik von v. Scheele sammt einer Einleitung vom Herausgeber.

Ein berühmter Theologe hat über dies ganze Werk gesagt, es verdiene in's Feuer geworfen zu werden, weil mit einer solchen auszugsweisen Darstellung der einzelnen Disciplinen ja doch niemand wirklich genützt sei und eine Versuchung zur Oberflächlichkeit darin liege. So mag ein Mann urtheilen, der bereits eigene Gelehrsamkeit im Ueberfluß und dazu noch eine reichhaltige Bibliothek besitzt. Wer in beiden Stücken noch **arm** ist, wird dies Hilfsmittel nicht verachten. Dasselbe ist freilich nicht sehr billig, dafür aber auch so groß und rein gedruckt, daß es die Augen nicht angreift.

Unser Herr als Lehrer und Seelsorger. Eine biblische Pastoraltheologie von Dr. th. W. G. **Blakie**. Autorisirte Uebersetzung. Mit einem Vorwort von Dr. th. Fr. H. **Brandes**. Gütersloh 1885. C. Bertelsmann. Preis 4 Mk.

Der berühmte schottische Theologe und Biograph Livingstone's hat hier ein Leben Jesu nach pastoraltheologischen Gesichtspunkten geliefert, das man auch ein Buch „von der Nachahmung Christi" für Prediger, Seelsorger und Missionare nennen könnte. Zuerst wird nachgewiesen, daß und wie der unnachahmliche Herr eben doch ein Vorbild für uns ist, ja uns in dieser Beziehung, trotz seiner Sündlosigkeit, viel näher steht als ein Mose, Elias oder sonst ein Prophet. Und nicht nur als Lehrer, sondern auch als Priester und König sei uns Jesus ein Vorbild: „Als Lehrer bedürfen wir prophetischer Gaben; dagegen um Gehorsam erwecken zu können, müssen wir Könige sein." Dann wird von Jesu Vorbereitung auf sein Werk, von dem Geist, in welchem er dasselbe übte, seinem absoluten Gehorsam gegen Gott, seiner schrankenlosen Liebe gegen die Menschen, seiner unbedingten Selbsthingabe, seiner vollkommenen Berufstreue u. s. f. geredet, von der Bedeutung seiner Wunder, von Inhalt und Form seiner Lehre, von seiner Einwirkung auf die Jünger, auf die Kinder des Reichs, auf die Gegner, auf die, welche nicht ferne waren vom Reich Gottes u. s. w. Das Ganze (352 S.) ist ausgezeichnet durch gesunde evangelische Grundanschauung, Originalität der Auffassung, feines psychologisches Verständniß und beständige Fühlung mit dem praktischen Leben. Die Verehrer Godet's werden hier einen verwandten Geist finden. Für **uns** ist das Buch in sofern von besonderem Interesse, als es einen Beitrag zur Missionswissenschaft liefert. Den Pfarrer oder Missionar, der daraus nichts zu lernen vermag, beneiden wir nicht.

Der Apostel Paulus. Andeutungen zum Verständniß seines Lebens und seines Werks von G. A. **Berchter**. Mülheim a. d. Ruhr 1885. Verlag der Buchhandlung des evangelischen Vereinshauses.

Dies Buch hat mehr biographischen als systematischen Charakter und ist nicht für Theologen, sondern für Laien bestimmt. Die Einleitung handelt von der Heimat, der Erziehung und dem ersten Auftreten des Paulus, sowie von der Quelle seiner Kraft. Dann wird in 90 kurzen Abschnitten „der Weg nach Damaskus", „das himmlische Licht", „das erste Kreuz", „der erste Sieg", „ein schönes Erntefeld", „eine Griechenpredigt", „eine nothgedrungene Separation" u. s. w. das ganze Leben des Apostels betrachtet. Eine Karte und eine Zeittafel sind beigegeben.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Reisscheunen in Sumatra.

Die Heidenpredigt in Malabar.

Von G. Wagner, Missionar.

5. Die Bazarpredigt.

Unter Bazarpredigt verstehen wir, im Unterschied von der Marktpredigt, diejenige Verkündigung des Evangeliums, welche in Straßen stattfindet, die aus Kaufläden und Buden bestehen. Hier kommen täglich die Leute zusammen, um ihre Einkäufe zu machen, hier kann daher jederzeit gepredigt werden, ohne daß eine Reise zu unternehmen wäre, denn die bedeutendsten Bazars sind natürlich in den Städten oder in deren Nähe zu finden. Es widmen sich dieser Predigt vorzugsweise solche Missionsarbeiter, welche wegen Schul- und Gemeindearbeit nicht in die Ferne reisen können, die aber doch auch den Heiden predigen möchten. Der Nutzen, den z. B. die Bazarpredigt für's Seminar in Mangalur und hie und da auch für die Mittelschulen hat, darf nicht gering angeschlagen werden. Und nicht wenige unserer heutigen Christen in Malabar bezeugen, daß sie durch die Bazarpredigt des seligen Hebich zur christlichen Erkenntniß gelangt seien. Doch macht sich je länger je mehr, besonders in den Städten, die Platzschwierigkeit geltend. Nicht nur werden nach und nach alle freien Plätze durch neue Kaufläden und Buden verbaut, sondern das Volksgedränge, der Straßenlärm und der Widerstand, namentlich von Seiten frivoler Muhammedaner oder auch Brahmanen, machen diese Art der Predigt fast unmöglich. Manchmal wird sie sogar von der Polizei beanstandet. Da nun neuerdings auch muhammedanische und heidnische Gegenprediger auftreten, welche die Bazarpredigt durch ihr gemeines Benehmen herabwürdigen, ist es eine Nothwendigkeit geworden, an Errichtung von eigenen Predigtlokalen zum Zweck der christlichen Bazarpredigt zu denken. Mit diesen kann dann auch ein Bücher- und Traktatladen passend verbunden werden.

Wichtiger ist die Bazarpredigt auf dem Lande, trotzdem daß die Landbazars äußerlich geringer erscheinen als die in der Stadt. So haben wir $1^1/_2$ Stunden südöstlich von Tschombala einen Landbazar, der aus 10 bis 12 Buden und einer Fischhalle besteht, wo die ländliche Bevölkerung täglich, meist von 4 Uhr Abends an, ihre Einkäufe macht. Um diese Zeit findet man denn auch fast immer eine Zuhörerschaft. Unsern Standort haben wir dort regelmäßig auf den hoch über die Erde emporragenden, schief aufsteigenden Wurzeln eines Brechnußbaumes, dessen umfangreicher Stamm im Rücken uns vollkommenen Schutz gegen die Abendsonne gewährt. Oft hatten wir da 100 bis 150 Zuhörer, Frauen wie Männer, die anderthalb Stunden lang der Predigt aufmerksam zu lauschen pflegten. Diese Art der Predigt ist eben in Malabar volksthümlich; die vernünftigeren Hindus finden sie ganz in der Ordnung. Nie werde ich jenen reichen alten Reis- und Palmbauern vergessen, welcher hier immer zu sehen war und bisweilen den Zuhörern zuflüsterte: „Höret nur recht aufmerksam und störet die Prediger nicht!“ Nachdem die Predigt beendigt ist, kommt er zu uns heran, bietet uns Erfrischungen (Milch oder Kokosnüsse) an und fragt nach unserm Reiseplan; letzteres deswegen, weil er uns, so oft wir dessen bedürfen, in einem seiner vielen Häuser Herberge gewährt. Auch sein Boot haben wir schon benutzen dürfen, was uns auf der nahen Lagune oder dem breiten Mahefluß, der keine Brücke hat, sehr zu statten gekommen ist. — Fast jedesmal kam ich neu ermuntert und vergnügt von der Predigt auf diesem Bazar zurück.

6. Die Dorfpredigt.

Wie schon bemerkt, sind Dörfer eine Seltenheit in Malabar. So liegen z. B. in dem Gau Kurumbranadu zwischen die 400 Deschams (Gemarkungen) hineingesäet 56 Dörflein, welche alle ich mit der Predigt des Evangeliums besucht, also aus eigener Anschauung kennen gelernt habe. Sie zerfallen in Weber- und in Fischerdörfer.*)

Die Weberdörfer heißen in der Landessprache Tschalier Teru, d. h. Gasse der Weber, und in der That bestehen die meisten derselben

*) Im Osten des Landes, z. B. in dem Gau Palghat, gibt es auch zahlreiche Brahmanendörfer, welche für die Heidenpredigt von höchster Wichtigkeit sind. Doch habe ich diese nicht genug aus eigener Anschauung kennen gelernt, weil meine Reisepredigt sich hauptsächlich in der Nordhälfte des Landes bewegte.

nur aus Einer meist schnurgeraden Gasse. Die kleinen, nach der Straße zu offenen Häuser haben in der Regel Lehmwände und Blätterdächer, welch letztere fast bis auf den Boden herabreichen und deshalb durch hölzerne Pfosten gestützt sind. Die Häuserzahl wechselt zwischen 12 und 60. Hie und da findet sich noch ein Seitengäßchen, selten ein paar solche. In der Mitte steht der eigentliche Dorftempel, der dem Webergott Ganesa — dem viel in Anspruch genommenen — geweiht ist. Mehr abseits pflegen dann noch ein paar Neben- oder Privattempelchen zu stehen. Oft sind die Tempel sehr elende, baufällige Dinger; doch gibt es auch solche, denen die orientalische Kuppel und das kupferne Dach nicht fehlen. In oder vor dem Tempel erblickt man den dienstthuenden Priester, wie er dem Götzen Blumen oder andere Opfer spendet. Für diesen Dienst ist aber kein besonderer Stand da, sondern die Hausväter wechseln von Tag zu Tag darin ab; doch haben sie ihre Gurus oder Lehrer.

Merkwürdig ist, daß auch zu diesen Dörfern kein ordentlicher Weg führt, sondern der Zugang so versteckt als möglich gehalten wird. Im Dickicht eines Gebüsches, in einer einsamen Oede, hoch droben auf einem Hügel oder hinter einem solchen verborgen, — so haben die Weber ihre Dörfer angelegt, um ganz abseits von der übrigen Welt ihr eigenartiges Leben zu führen. Bei Koilandi z. B. zeigte ich etlichen schon längst dort ansäßigen Freunden ein paar dieser Dörfer, welche ihnen bis dahin völlig unbekannt geblieben waren. Die Weber bilden eine eigene Kaste, welche höher als die der Tiar (Palmbauern), aber niedriger als die der Najar (Edelleute) steht. Sie heirathen daher auch nur unter sich. Wahrscheinlich sind sie ein aus dem fernen Osten eingewanderter Stamm, dem die Brahmanen in alter Zeit gegen die Annahme des Ganesadienstes das Recht der Niederlassung und eine eigene Kaste zugestanden. Dem eigentlichen Hinduismus gegenüber sind sie daher eine Art Proselyten. Brahmanen und Najar betrachten sie als unreine Fremdlinge. Ihre Gewebe aber werden von allen gekauft und getragen.

Ihr Aussehen ist ansprechend, ihre Hautfarbe hell, auch an Begabung fehlt es ihnen nicht; ihre Unwissenheit aber ist grenzenlos. Jener Guru lehrt sie nichts Gutes und Nützliches, und ihr Gott ist ja durch nichts ausgezeichnet, als durch seine Gefräßigkeit und Dickleibigkeit. In Wahrheit ist denn auch der Bauch ihr Gott. Während andere Hindus sich zu den Schulen, theilweise sogar zu

den Missionsschulen drängen, wollen die Weber nichts von der Wissenschaft. Bis jetzt habe ich nur einen Jüngling unter ihnen angetroffen, der eine Regierungsschule besucht hatte. Wie die meisten seiner Kastengenossen, war auch er ein Feind der Bibel, doch benahm er sich anständig und war für Belehrung nicht unzugänglich. Sonst begegnen uns die Weber meist roh, frech und ungezogen, womit aber nicht gesagt sein soll, daß sie unempfänglich für Gottes Wort sind. In 33 Dörfern haben wir uns bereits ungehinderten Eingang verschafft, in zwei weiteren durch viel Geduld und Ausdauer den Widerstand doch endlich überwunden, in einem dritten waren wir 15 mal zurückgewiesen worden, bis beim 16ten Anlauf die Festung sich ergab und wir die erste zusammenhängende Ansprache halten konnten.

Treten wir einmal ein in solch ein Weberdorf. Es ist 7 Uhr Morgens. Die Sonne ist längst aufgegangen und bescheint die auf der Gasse ausgespannten langen Zettel. Fleißige Frauenhände haben dieselben an Pfählen befestigt und ausgespannt. Jetzt sind sie mit dem Ordnen und Schlichten derselben beschäftigt, während auf den Verandas die Kinder, namentlich die Mädchen, fast geräuschlos die Spulräder drehen und die Männer allmählich in den halboffenen Zimmern an ihren Webstühlen Platz nehmen. Im Tempel ist der dienstthuende Priester eifrig, wenn auch keineswegs andächtig, mit der Verrichtung seiner Ceremonien beschäftigt und stiller Friede scheint über dem Dörflein sich zu lagern. Da — plötzlich — werden Stimmen laut, es ertönen Rufe, ein Lärm entsteht, der Priester erscheint im Tempelhof, die Leute lassen ihre Arbeit im Stich und alles blickt halb neugierig, halb mißtrauisch die drei bis vier Eindringlinge an, welche das Dorf betreten haben und nun die lange Gasse heranschreiten, bis sie in der Nähe des Tempels Halt machen, — jetzt schon umringt von der ganzen oder doch von der halben Einwohnerschaft. Schnell geht es dabei nicht voran, denn beständig muß man auf die ausgespannten Zettel Acht geben, denn: „Rühret um Gotteswillen die Zettel nicht an!“ so rufen die abergläubischen Weber von allen Seiten uns „Unreinen“ zu. Natürlich thun wir unser Möglichstes, kein Vorurtheil unnöthig zu verletzen und die Zettel ja nicht durch unsre Berührung zu verunreinigen. Die uns nachfolgende Volksmenge nimmt rasch zu, auch keinen unter ihnen sollen wir anrühren, „damit sie nicht aufs Neue sich baden müssen,“

weshalb der Durchgang eng genug wird und wir unversehens zu nahe an das niedrige Dach eines Hauses kommen, und augenblicklich ruft man uns von der einen Seite: „Rühret mein Haus nicht an, denn ihr beflecket es!“ — zu; gleichzeitig aber erschallen von anderer Seite die vermehrten Rufe: „Auch die hölzernen Pfosten, — ja auch die Pfähle dürft ihr durch Berührung nicht entweihen, höchstens die Mauern dürft ihr berühren!“ — Und sind wir nun endlich vorsichtig bis zum Tempel herangekommen, so werden wir auch hier gebieterisch angeherrscht: „Kommt dem Tempel nicht zu nahe, ihr verunreiniget ihn!“ — Gehorsam weichen wir aus, stellen uns abseits auf einem freien Platz, womöglich unter einem Schattenbaume, auf, und während nun auch die Bewohner der zweiten Dorfhälfte — der Tempel liegt ja in der Mitte — herzunahen, bildet die Menge einen weiten Halbkreis um uns her, zu hören was wir bringen. Unser bescheidenes Eingehen auf ihre Wünsche hat sie angenehm berührt, und nicht unfreundlich richten sie nun allerlei Fragen an uns. Mit einer im Voraus ausgearbeiteten Predigt würde man da nicht weit kommen. An irgend etwas im Augenblick Gegebenes muß man da anknüpfen und den heiligen Liebeswillen Gottes kurz, klar und körnig auseinanderlegen, die Gewissen packen und etwas von dem Vollmachtsbewußtsein merken lassen, daß man als Bote des Allerhöchsten, nicht im eigenen oder eines anderen Menschen Namen da in ihrer Mitte auftritt. Zuweilen macht das Eindruck und sie kriegen Respekt. In der Regel aber ist die kurze erste Predigt noch nicht zu Ende, so geht schon das Widersprechen, Possenreißen und Hohngelächter der Weber los. Da kommen dann oft so lästerliche und unflätige Redensarten vor, daß die Feder sich sträubt, sie zu Papier zu bringen. Vergeben und Vergessen ist die einzige Waffe dagegen. Denn alle Warnungen und Ermahnungen machen das Uebel nur noch schlimmer, bis es etwa den Besseren unter ihnen selbst zu arg wird und ich merke, daß ich mich an einen der älteren Männer mit der Bitte wenden darf, er möchte doch Zeugniß ablegen gegen diese ruchlosen Reden. Nicht immer wird der rechte Mann zuerst getroffen. So wende ich mich an einen zweiten oder dritten, und schließlich findet sich doch einer, der dem rohen Treiben wehrt.

Nun stelle ich ihnen den Zweck unsres Kommens vor; erzähle ihnen, daß auch meine Vorfahren einst so abergläubisch und unwissend waren wie sie, daß aber der lebendige und wahre Gott durch sein

den Missionsschulen drängen, wollen die Weber nichts von der Wissenschaft. Bis jetzt habe ich nur einen Jüngling unter ihnen angetroffen, der eine Regierungsschule besucht hatte. Wie die meisten seiner Kastengenossen, war auch er ein Feind der Bibel, doch benahm er sich anständig und war für Belehrung nicht unzugänglich. Sonst begegnen uns die Weber meist roh, frech und ungezogen, womit aber nicht gesagt sein soll, daß sie unempfänglich für Gottes Wort sind. In 33 Dörfern haben wir uns bereits ungehinderten Eingang verschafft, in zwei weiteren durch viel Geduld und Ausdauer den Widerstand doch endlich überwunden, in einem dritten waren wir 15 mal zurückgewiesen worden, bis beim 16ten Anlauf die Festung sich ergab und wir die erste zusammenhängende Ansprache halten konnten.

Treten wir einmal ein in solch ein Weberdorf. Es ist 7 Uhr Morgens. Die Sonne ist längst aufgegangen und bescheint die auf der Gasse ausgespannten langen Zettel. Fleißige Frauenhände haben dieselben an Pfählen befestigt und ausgespannt. Jetzt sind sie mit dem Ordnen und Schlichten derselben beschäftigt, während auf den Verandas die Kinder, namentlich die Mädchen, fast geräuschlos die Spulräder drehen und die Männer allmählich in den halboffenen Zimmern an ihren Webstühlen Platz nehmen. Im Tempel ist der dienstthuende Priester eifrig, wenn auch keineswegs andächtig, mit der Verrichtung seiner Ceremonien beschäftigt und stiller Friede scheint über dem Dörflein sich zu lagern. Da — plötzlich — werden Stimmen laut, es ertönen Rufe, ein Lärm entsteht, der Priester erscheint im Tempelhof, die Leute lassen ihre Arbeit im Stich und alles blickt halb neugierig, halb mißtrauisch die drei bis vier Eindringlinge an, welche das Dorf betreten haben und nun die lange Gasse heranschreiten, bis sie in der Nähe des Tempels Halt machen, — jetzt schon umringt von der ganzen oder doch von der halben Einwohnerschaft. Schnell geht es dabei nicht voran, denn beständig muß man auf die ausgespannten Zettel Acht geben, denn: „Rühret um Gotteswillen die Zettel nicht an!“ so rufen die abergläubischen Weber von allen Seiten uns „Unreinen“ zu. Natürlich thun wir unser Möglichstes, kein Vorurtheil unnöthig zu verletzen und die Zettel ja nicht durch unsre Berührung zu verunreinigen. Die uns nachfolgende Volksmenge nimmt rasch zu, auch keinen unter ihnen sollen wir anrühren, „damit sie nicht aufs Neue sich baden müssen,“

weshalb der Durchgang eng genug wird und wir unversehens zu nahe an das niedrige Dach eines Hauses kommen, und augenblicklich ruft man uns von der einen Seite: „Rühret mein Haus nicht an, denn ihr beflecket es!“ — zu; gleichzeitig aber erschallen von anderer Seite die vermehrten Rufe: „Auch die hölzernen Pfosten, — ja auch die Pfähle dürft ihr durch Berührung nicht entweihen, höchstens die Mauern dürft ihr berühren!“ — Und sind wir nun endlich vorsichtig bis zum Tempel herangekommen, so werden wir auch hier gebieterisch angeherrscht: „Kommt dem Tempel nicht zu nahe, ihr verunreiniget ihn!“ — Gehorsam weichen wir aus, stellen uns abseits auf einem freien Platz, womöglich unter einem Schattenbaume, auf, und während nun auch die Bewohner der zweiten Dorfhälfte — der Tempel liegt ja in der Mitte — herzunahen, bildet die Menge einen weiten Halbkreis um uns her, zu hören was wir bringen. Unser bescheidenes Eingehen auf ihre Wünsche hat sie angenehm berührt, und nicht unfreundlich richten sie nun allerlei Fragen an uns. Mit einer im Voraus ausgearbeiteten Predigt würde man da nicht weit kommen. An irgend etwas im Augenblick Gegebenes muß man da anknüpfen und den heiligen Liebeswillen Gottes kurz, klar und körnig auseinanderlegen, die Gewissen packen und etwas von dem Vollmachtsbewußtsein merken lassen, daß man als Bote des Allerhöchsten, nicht im eigenen oder eines anderen Menschen Namen da in ihrer Mitte auftritt. Zuweilen macht das Eindruck und sie kriegen Respekt. In der Regel aber ist die kurze erste Predigt noch nicht zu Ende, so geht schon das Widersprechen, Possenreißen und Hohngelächter der Weber los. Da kommen dann oft so lästerliche und unflätige Redensarten vor, daß die Feder sich sträubt, sie zu Papier zu bringen. Vergeben und Vergessen ist die einzige Waffe dagegen. Denn alle Warnungen und Ermahnungen machen das Uebel nur noch schlimmer, bis es etwa den Besseren unter ihnen selbst zu arg wird und ich merke, daß ich mich an einen der älteren Männer mit der Bitte wenden darf, er möchte doch Zeugniß ablegen gegen diese ruchlosen Reden. Nicht immer wird der rechte Mann zuerst getroffen. So wende ich mich an einen zweiten oder dritten, und schließlich findet sich doch einer, der dem rohen Treiben wehrt.

Nun stelle ich ihnen den Zweck unsres Kommens vor; erzähle ihnen, daß auch meine Vorfahren einst so abergläubisch und unwissend waren wie sie, daß aber der lebendige und wahre Gott durch sein

Evangelium sie frei gemacht habe vom Dienst der Götzen und des Lasters u. s. f. Meist wird auch jetzt noch widersprochen und Lärm gemacht; wie aber oben bemerkt, ist es uns bis jetzt doch überall gelungen, schließlich den Widerstand zu brechen und Gehör für unsre Botschaft zu finden. Ist es einmal soweit gekommen, so kann man oft recht nett sich mit den Leuten unterhalten, so daß die Arbeit in den Weberdörfern mir schon eine liebe geworden ist. Ja, sie bitten uns beim Abschied, wieder zu kommen, und frühere Schreier verwandeln sich in stille Zuhörer.

Die Fischerdörfer, deren es im Kurumbranadu 20 gibt, zerfallen in solche von Flußfischern und von Seefischern. Die ersteren sind seltener als die letzteren. Sie heißen Muckadi und liegen hart am Meere. Um diese Dörflein zu erreichen, muß man oft durch tiefen Sand waten. Die Gassen sind unregelmäßig und schmutzig, die Häuser meist nur aus Blättern geflochten. Die Fischer selbst sind großentheils dem Trunke ergeben und lernen dazu noch von den Muhammedanern, welche sie trotz ihres Kastenstolzes neben sich wohnen lassen, allerlei Böses. Viele sind auch schon zum Islam übergetreten. Andrerseits haben wir in unsern Christengemeinden auch schon eine beträchtliche Zahl übergetretener Fischer. — Auch in den Fischerdörfern steht der Götzentempel in der Mitte des Dorfes, welcher in der Regel der Göttin Bhagawati geweiht ist. Da die Fischer vom frühen Morgen bis gegen Abend, im Boote auf dem Meere fahrend, sich mit dem Fischfange beschäftigen und, wenn sie nach Hause gekommen sind, sich meist übermäßig betrinken, so ist oft unsre Abendpredigt im Fischerdorfe die gestörteste und entmuthigendste des ganzen Tages. Es sind aber wahrheitsuchende Seelen darunter, und deshalb dürfen wir auch durch die Schwierigkeiten uns nicht zurückschrecken lassen.

7. Die Straßenpredigt.

Manche Leute erschrecken fast, wenn von Straßenpredigt die Rede ist, und meinen, das sei eine ganz verkehrte Methode, den Namen dessen zu verkündigen, von welchem geschrieben steht: „Er wird nicht zanken noch schreien und man wird seine Stimme nicht hören auf den Gassen.“ Aber heißt es nicht an einer andern Stelle: „Auf unsern Gassen hast du gelehret“? und erzählt nicht Jesus selbst vom himmlischen Hausherrn, daß er zu seinen Knechten gesprochen:

„Gehet aus auf die Straßen und Gassen der Stadt", und abermal: „Gehet aus auf die Landstraßen und an die Zäune und nöthiget sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde". Denken wir uns ferner hinein in die Lage der Sendboten, welche Deutschland und der Schweiz zum ersten Male das Evangelium und das Christenthum gebracht haben! Werden sie nicht auf offener Straße nach dem Grunde ihres Kommens gefragt worden sein, und werden sie sich etwa gescheut haben, auf offener Straße und auf freiem Felde unsern heidnischen Vorfahren ihre Botschaft mitzutheilen? Doch gewiß nicht!

Nicht, als ob ich auf die Straßenpredigt ein besonderes Gewicht legen wollte; nein, die meisten andern Predigtarten haben mehr Werth. Aber unter gewissen Umständen ist eben auch diese Art vollkommen am Platz und durchaus nicht zu verachten.

Mancher Missionar, der an eine Station, Anstalt oder Gemeinde gebunden ist, kann kaum anders an die Heiden kommen, als wenn er des Morgens oder Abends auf freier Straße sich aufstellt und mit den Vorübergehenden zu reden anfängt, bis eine kleinere oder größere Schaar von Zuhörern sich um ihn gesammelt hat. Namentlich zu den Zeiten, wo die jährlichen Feste und Wallfahrtsreisen beginnen und deswegen immer viel Leute auf der Straße zu treffen sind, sollte diese Predigtart nicht versäumt werden. Und selbst auf größeren Predigtreisen, wenn man des Abends die Kraft und Frische nicht mehr hat zu weiteren Gängen, kann man es doch bei der Herberge mit einer Straßenpredigt versuchen. Auf einem Feldtischchen pflegen wir da unsre Traktate auszubreiten und dann unsre Stimme zu erheben, sobald sich einige Leute sehen lassen. Oft aber begegnen uns auch Heiden auf der Straße, die ihrerseits nach der christlichen Religion fragen oder sonst ein religiöses Gespräch wünschen; es kommen noch Andere dazu, und da glaube ich, haben wir das Recht und die Pflicht, auf der Straße zu predigen. So ist schon manches Samenkorn ausgestreut und manches christliche Büchlein an den Mann gebracht worden. Bei der Straßenpredigt in N. hörte uns ein Mann lange zu, der ziemlich weit hergekommen war, und als seine Begleiter ihm zuriefen, er möchte doch endlich mit ihnen den Heimweg antreten, da antwortete er ihnen: „Um solch guter Lehre willen darf man schon stehen bleiben, auch wenn man erst spät nach Hause kommt."

Baptisten und Lutheraner im Telugu-Land.

Die Missionare der amerikanisch-lutherischen Generalsynode im Telugu-Land haben einen gedruckten Protest gegen das Eindringen der Baptisten in ihr Gebiet erlassen und an alle evangelischen Kirchen Amerikas appellirt, um so durch die öffentliche Meinung vielleicht die Baptisten zum Rückzug zu bewegen. Die amerikanisch-baptistische Mission im Nellur-Gebiet wurde 1840 angefangen, der Erstling schon am 27. September getauft; die lutherische Mission im anstoßenden Krischna-Gebiet dagegen wurde 1842 zu Gantur begonnen und der Erstling am 21. April 1843 getauft. Die Baptisten hatten also einen nicht ganz unerheblichen Vorsprung. In der Folge aber entwickelte sich die lutherische Mission viel rascher und erfreulicher als die baptistische. Während diese über fast völlige Erfolglosigkeit zu klagen hatte und wiederholt der Antrag gestellt wurde, sie ganz aufzugeben (vgl. Miss.-Mag. 1883, S. 74 ff.), war es den Lutheranern vergönnt, Erstlinge aus allen Klassen der Bevölkerung zu taufen. Im Jahr 1866 hatten sie 884 Gemeindeglieder, die Baptisten aber nur ein ganz kleines Häuflein. Da gründeten die letzteren in Ongol eine neue Station und faßten den Entschluß, während sie bisher mehr an den höheren Klassen der Bevölkerung gearbeitet hatten, sich den empfänglicheren Madigas, den eigentlichen Auswürflingen des Landes, zu widmen. Von da an gieng es voran. Die Zahl der Taufen mehrte sich und auch die Zahl der Missionare wuchs. Im Jahr 1872 hatten die Baptisten die Lutheraner so zu sagen eingeholt, d. h. sie zählten unter vier Missionaren 2242 Getaufte, die Lutheraner unter zwei Missionaren 2246 Getaufte. Die baptistischen Getauften waren fast ausschließlich, die lutherischen etwa zur Hälfte Madigas. 1876 kam die große Hungersnoth und zwei Jahre später zählten die Baptisten schon 14,630 Getaufte unter sechs Missionaren, die Lutheraner nur 5643 unter drei Missionaren. Ein eigentlicher Zusammenstoß hatte bis dahin nicht stattgefunden. Waren Baptisten auf lutherisches Gebiet übergesiedelt, so hatten sie sich dort selbstverständlich den Lutheranern angeschlossen und die baptistischen Mis-

sionare hatten das ruhig geschehen lassen. Durch die beiderseitige immer weitere Ausdehnung der Missionsarbeit jedoch und insbesondere durch die große baptistische Bewegung unter den Madigas wurde der Friede gestört. Zuerst kamen eingeborne baptistische Lehrer und dann Missionare aus dem Nellur-Gebiet auf das Krischna-Gebiet herüber. Die Grenze, welche bisher nicht offiziell, aber durch gegenseitige brüderliche Rücksicht und im Interesse der gemeinsamen Arbeit war eingehalten worden, wurde von den Baptisten überschritten. Sie erklärten, ihren Getauften auch auf das Krischna-Gebiet folgen zu müssen, und im Jahr 1880 tauften sie sogar 86 Madigas um, welche bereits zur lutherischen Kirche gehörten. Im Jahr 1884 war die Zahl der also Wiedergetauften auf 510 gestiegen und überdies waren etwa 500 lutherische Taufkandidaten von den Baptisten weggeschnappt und ebenfalls getauft worden. Gegenwärtig bestehen in 56 Dörfern, wo früher nur lutherische Gemeinden waren, baptistische Konkurrenzgemeinden. Zahlreiche Lutheraner, theils Lehrer und Katechisten, theils einfache Gemeindeglieder, welche unter Kirchenzucht gestellt oder sonst gemaßregelt worden waren, sind zu den Baptisten gegangen und von ihnen nicht nur angenommen, sondern zum Theil sogar im Missionsdienst angestellt worden. Diese Renegaten sind nun natürlich bittere Feinde der lutherischen und fanatische Parteigänger der baptistischen Mission — und das alles auf dem lutherischen Boden des Krischna-Gebiets!

Das Schlimmste aber ist die Wiederbelebung des Kastengeistes innerhalb der lutherischen Gemeinden, welche dies Vorgehen der Baptisten — ohne daß sie es wollten — zur Folge gehabt hat. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß im Telugu-Land zwei verschiedene Arten von Parias, also von Kastenlosen, die Malas und die Madigas, einander noch viel schroffer gegenüberstehen als z. B. die Schudras und Brahmanen innerhalb des eigentlichen Kastensystems. Die Malas sind fast alle Weber, die Madigas aber sind Gerber und Schuhmacher. Beide sind unreinlich, unwissend und stumpf wie Sklaven, die lange unter dem Druck eines harten Herren gelebt haben. Die Madigas essen sogar das Fleisch gefallener, zuweilen schon in Fäulniß übergegangener Thiere. Selbst den Bekehrten kann man diese Unsitte nur schwer abgewöhnen. Missionare haben es schon mit ansehen müssen, wie eine Schaar Madigas, Christen und Heiden durcheinander, gierig wie die Aasgeier, über

einen verwesenden Büffel herfielen und ihn unter lautem Jubel verspeisten. Diese Madigas nun werden nicht bloß von Brahmanen, Schudras und anderen Hindus, sondern auch von den selbst kastenlosen Malas auf's Tiefste verachtet, und sie ihrerseits wieder verachten die Malas und schließen sich von ihnen ab. Nur sehr schwer können Malas und Madigas dazu gebracht werden, miteinander zu arbeiten, an gemeinschaftliches Essen und Trinken, gemeinsames Bewohnen eines Hauses oder Benutzen eines Brunnens ist nicht zu denken. Europäer, welche Madigas im Dienst haben, können nicht gleichzeitig auch Malas im Haus haben. Eifersüchteleien, Streitigkeiten und Prozesse zwischen den beiden (kastenlosen) „Kasten" nehmen kein Ende. Nur das Christenthum kann da Friede stiften. Und den lutherischen Missionaren im Krischna-Distrikt war es wirklich gelungen, innerhalb ihrer Gemeinde wenigstens die beiden Elemente einigermaßen zu versöhnen und zu einem neuen Ganzen zu verschmelzen. Da war nur Eine Kirche für Madigas und für Malas, nur Ein Taufbecken, Ein Altar, Ein Abendmahlskelch, Eine Schule, Ein Missionar für alle, und in den Erziehungsanstalten sogar nur Ein Koch, Eine Schüssel, Ein Tisch und ein Spielplatz für alle. Zwar kam es öfters vor, daß Malas, Christen wie Heiden, z. B. einen Mala-Katechisten, der mit bekehrten Madigas gegessen hatte, nicht in ihr Haus und an ihren Tisch lassen wollten. Aber dieser Geist war doch im Abnehmen, die Vorurtheile im Verschwinden. Jetzt sind all diese mühsam errungenen Resultate durch die baptistische Invasion wieder in Frage gestellt.

Die baptistischen Bekehrten nämlich sind fast ausnahmslos Madigas, ebenso die Lehrer und Prediger, welche jetzt im Krischna-Gebiet ihr Wesen treiben. Die Malas stehen dieser Bewegung ganz fern. So geschieht es denn, daß je länger je mehr der Baptismus und das sehr anspruchsvolle Madigathum gemeinschaftliche Sache machen, die lutherischen Malas sich also von jenen nun erst recht abgestoßen fühlen. Mit anderen Worten: der alte Klassen- oder Kastenhaß wird jetzt durch den kirchlichen oder religiösen Gegensatz noch verschärft und verfestigt. Das ist ein schweres Unglück, und wir begreifen es, daß die lutherischen Missionare empört über ein Verfahren der Baptisten sind, das solche Früchte trägt. Seit Jahren haben sie darüber geklagt und korrespondirt — ohne Erfolg. Jetzt haben sie endlich diesen Appell an die öffentliche Meinung erlassen. Wir

glauben nicht, daß derselbe etwas nützen wird.*) Denn im Grunde glauben die Baptisten eben doch, daß sie aller Welt das Evangelium und die Taufe in baptistischer Gestalt schuldig sind. Dagegen hilft alle Brüderlichkeit und Höflichkeit nichts. Auch alle guten Vorsätze helfen nichts. Wie in Amerika kaum ein Dörflein sich findet, wo nicht Baptisten, Methodisten, Presbyterianer, Independenten und Lutheraner einander auf die Füße treten, so wird auch in Indien dieser Sektengeist nicht ruhen, bis gleiche unerquickliche Zustände bei den Telugus, bei den Tamilern und all den anderen Völkern eingeführt sind. Wir leben nun einmal im Zeitalter des konfessionell gespaltenen Kirchenthums und der schrankenlosen Konkurrenz aller christlichen und unchristlichen Parteien daheim wie draußen auf dem Missionsfeld. Hiegegen können alle Allianzversammlungen und alle Unionsversuche so wenig helfen, als die Beschlüsse einer internationalen Missionskonferenz oder die noch so ernst gemeinten Versprechungen einer einzelnen Gesellschaft. Es dürften wenig Beispiele dafür aufzutreiben sein, daß solche Versprechungen auf die Dauer sind gehalten worden. Der konfessionelle

---

*) Auch der vom amerikanisch-lutherischen General-Koncil ausgesandte Missionar H. C. Schmidt ist dieser Ansicht. Schon vor einem Jahr schrieb er uns: „Das wäre meine Freude, wenn die Baptisten irgend ein billiges Uebereinkommen mit uns treffen und dann auch demselben nachkommen wollten. Meine Erfahrung geht aber dahin, daß sie es nun und nimmermehr thun werden. Ich habe Güte und Ernst versucht, um sie zu einer billigen und brüderlichen Handlungsweise zu bewegen, aber umsonst. Ungern stelle ich sie an den Pranger. Sie machen es aber oft so schlimm, daß ich schon wiederholt im Begriff war, durch Veröffentlichung von Thatsachen sie zu entlarven; aber immer schwieg ich, obgleich ich wohl einsehe, daß dadurch in den Augen anderer schließlich die meiste Schuld auf uns Lutheraner geschoben wird. Neulich schrieb mir ein angesehener Eingeborner, einer der kanadisch-baptistischen Missionare habe sogar gewagt, unseren Christen, unter denen er Proselyten macht, zu sagen: ‚Missionar Schmidt selbst hat mich einmal gebeten, ihn zu taufen‘ und weiter zu behaupten, bald würden alle Christen in Indien zu ihnen kommen, um sich untertauchen zu lassen u. s. w.! Wenn Baptisten so lügen und gleichzeitig den Auswurf unserer Mission als ihre vorzüglichsten Missionsagenten (Katechisten und Lehrer) anstellen, so weiß ich nicht, was ich von ihnen denken soll“. So Miss. Schmidt. Wir unsrerseits hoffen immer noch, es handle sich mehr um Mißverständnisse als um Lügen, aber das müssen wir bekennen, daß das Gebahren der Baptisten im Teluguland auch uns je länger je weniger gefallen will.

Gedanke hat sich eben noch nicht ausgelebt, die Eine Form der Lehre und des Kultus, welche alle Christen befriedigen und vereinigen würde, ist noch nicht gefunden. So müssen wir denn unter all dem Wirrwarr getrost weiter arbeiten und uns nur vor Einem recht gründlich in Acht nehmen: daß wir nämlich den Fanatikern nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Nur wenn in liebloser, schadenfroher Weise gestritten und dem Parteigeist gehuldigt wird, ist die Sache so schlimm, wie die Lästerer sie darstellen. Im Uebrigen aber ist das Vorhandensein all der -aner und -ismen kein Grund, warum das Reich Gottes nicht sollte gebaut werden können. Ueber ihnen allen steht ja doch das Eine seligmachende Evangelium, und der Herr sitzt im Regiment. Ihm können wir getrost alle Kirchenpolitik überlassen. Er hat seinen Stuhl gesetzt im Himmel und sein Reich — das höher ist als all unsere Kirchen und Gemeinschaften — herrschet über alles.

Heidenthum in London.

1. Ein Besuch in den Opiumhöhlen der Weltstadt.

Die Nacht war über die City herabgesunken — so erzählt im „Ausland" (1885 Nr. 13) ein „socialer Forscher" — und als ich durch ihre gasglänzenden Hauptstraßen ging, wich der geschäftige Lärm des Tages soeben dem ruhigeren Treiben des Abends. Mein Weg führte mich ostwärts, hinweg von den geräumigen Scenen, wo Ueppigkeit und Mode herrschen, an den palastähnlichen Gebäuden vorüber, worin der Handel einer ganzen Welt sich konzentriert, weiter, immer weiter durch engere und immer dichter beisammenliegende Straßen in Regionen, die der Fuß des Luxus nur selten betritt und worin die Mode kaum je ihr Antlitz zeigt. Ich wollte die Opiumhöhlen des entlegeneren London besuchen, und zwar in Begleitung eines freundlichen, artigen Führers; ich wollte jene verhängnißvollen Schlupfwinkel betreten, wo man den Menschen im Banne eines zur unabweisbaren Gewohnheit gewordenen Lasters vielleicht in seiner tiefsten Schwäche und Erniedrigung sehen kann. Mein Führer war ganz dazu geeignet, mir jeden Zug in diesem

düstern Bilde vorzuführen und zu erklären, denn der ehrwürdige George Piercy hat seine besten Jahre in redlicher und unablässiger Arbeit als Missionar unter seinen heidnischen Mitmenschen im fernen China verbracht und widmet nun den Abend seines Lebens der Wohlfahrt jener verlaufenen Kinder des fernen, fernen Ostens, welche ihr Schicksal zeitweilig an diese fremden Küsten verschlägt. Nicht allein in seinem kleinen Missionshause, wo er, unterstützt von seiner sanften, liebreichen Gattin, allabendlich diejenigen, welche zu ihm kommen, zu unterhalten, zu belehren, zu beeinflussen sucht, sondern auch in dem Heimwesen für Asiaten dort unten in der Nähe der Docks und selbst in den schaurigen Höhlen, von welchen ich erzählen will, ist er eine bekannte und stets willkommene Erscheinung. Seine anmuthende Weise, sein sanftes, liebereiches Gebahren und die vollständige Beherrschung ihrer fließenden Sprache hat ihm das Vertrauen und die Herzen jener armen Chinesen gewonnen.

„Dies ist der berüchtigte Limehouse-Causeway," sagt mein Führer bald nachdem wir uns getroffen haben, und biegt mit mir aus der breiten Straße in eine enge Gasse ein; „und hier," fügt er hinzu, indem er vor einem ärmlich aussehenden Gebäude mit niederem Dache stehen bleibt, „hier ist die erste der Höhlen, welche wir betreten wollen." Ueber der Thüre hängt ein Schild mit gewissen mystischen Zeichen und ich frage meinen Begleiter nach deren Bedeutung. „Es ist chinesische Schrift," erwidert er, „sie bedeutet Rechtschaffenheit und Einigkeit." Wir schreiten unter diesen lügnerischen Symbolen hindurch und stolpern in ein kleines Gemach zur Linken, aus dessen offener Thür uns ein höchst unangenehmer räucheriger Geruch, von den ausströmenden Opiumdünsten herrührend, entgegen quillt. Das Gemach ist so klein wie möglich und seine Decke so niedrig, daß man beinahe den Hut abnehmen muß. Die Zwecke übrigens, denen dieses Zimmer dienen soll, sind keineswegs seiner Größe angemessen, denn ein rascher Umblick zeigt uns, daß es gleichzeitig als Laden, Rauchdivan und Garküche benützt wird. Regale laufen an den Wänden herum und ein kleiner Ladentisch erstreckt sich von einer Seite zur andern. Auf Regalen und Ladentisch liegt eine höchst heterogene Sammlung von Artikeln aller Art des täglichen Gebrauchs, welche von Wolldecken und Hemden bis zu Zwieback, Seife und kolorierten Holzschnitten herabreicht. In der fernsten Ecke steht ein Kochherd und die Anwesenheit von ver-

schiedenen Töpfen und Pfannen zeugt von der Bereitung einer Mahlzeit; außerdem gelingt es noch verschiedenen Fäßchen und einigen Stühlen, sich ein Plätzchen in diesem engen Raum zu erobern. Zur Linken dicht unter dem Fenster steht ein Tisch und zwischen diesem und der gegenüberstehenden Wand ist, ungefähr ein Fuß über dem Boden erhöht, eine kurze Matratze angebracht, auf welcher zwei Männer liegen, der eine in europäischer Tracht, d. h. Tuchhosen, dicker wollener Jacke und Pelzmütze, der andere in dem eigenthümlichen Aufzuge der Unterthanen des himmlischen Reiches. Beide aber sind Chinesen und beide sind Opiumraucher. Bei unserem Eintritt bereitet sich derjenige in englischer Kleidung gerade seine Pfeife, während der andere einstweilen auf dem Rücken liegt und träge dessen Treiben beobachtet. Unser Eintritt stört sie nicht. Mit dem Jungen hinter dem Ladentische wechseln wir einen Gruß, nehmen uns dann Stühle, setzen uns, betrachten in zudringlichster Weise die Raucher und beugen uns sogar zuweilen zu ihnen hinüber, um von ihrem Material Einsicht zu nehmen oder ihre Instrumente zu betrachten, was sie aber alles ganz gleichgültig und unberücksichtigt geschehen lassen. Die Vorbereitung zum Opiumrauchen ist eine langweilige Arbeit. Auf der Matratze zwischen den beiden Rauchern steht ein Lämpchen, überdeckt mit einer kleinen Glasglocke, die nur oben offen ist. Auf der Matratze ausgestreckt, taucht der Raucher ein kurzes, dünnes Stahlstäbchen in sein Opiumfläschchen. Der Opiumextrakt, dessen sich die Raucher bedienen, ist halb flüssig und sehr harzig. Das Wenige, das am Stäbchen hängen bleibt, hält er über die Flamme der Lampe, bis die Flüssigkeit durch Verdunsten so weit reduziert ist, daß daraus eine weiche und doch solide Masse wird. Diese taucht er dann wieder in das Fläschchen, und die Menge, welche sich von neuem anhängt, wird derselben Behandlung unterworfen. Wenn er nun auf diese Weise eine hinreichende Menge teigiger Masse erhalten hat, steckt er das Ganze in den Kopf seiner höchst eigenthümlich geformten Pfeife, sticht mit einer Drahtnadel ein Loch durch die Mitte der plastischen Masse und schickt sich nun an, das Vergnügen zu genießen, das er sich so sorgfältig vorbereitet hat. Er hält den Pfeifenkopf über die Flamme der Lampe, bringt das Rohr an den Mund und erschöpft in wenigen raschen Zügen den ganzen Vorrath. Für den gewöhnlichen Zuschauer mag es überraschend erscheinen, daß sich Menschen so sklavisch an ein Verfahren

hingeben können, welches einen so großen Anspruch an ihre Zeit und Geduld macht. Allein gerade hierin liegt das große Uebel der Gewohnheit, deren Reiz so mächtig, deren Halt so verhängnißvoll ist, daß Zeitvergeudung, aufgeschobene Erwartung, Mühe der Vorbereitung, daß überhaupt nichts jener unwiderstehlichen, heftigen Begier Einhalt thun kann, welche, wenn sie sich einmal des Menschen bemächtigt hat, ihn so selten wieder losgibt.

Da mein freundlicher Führer mir sagte, daß der Chinese in der dicken wollenen Jacke etwas Englisch sprechen könne, und da ich bemerkte, daß mit seiner Pfeife sein Opiumvorrath zu Ende zu sein schien, so bemühe ich mich, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Auf der Matratze liegt neben anderen Artikeln auch ein Gegenstand, dessen Gebrauch ich ohne die Belehrung meines Begleiters kaum zu errathen imstande gewesen wäre. Es ist eine chinesische Tabakspfeife von ganz eigenthümlicher Konstruktion. Ich deute auf diese und frage:

„Ihr raucht das?“

Seine Antwort ist eine praktische, wenn auch nicht artikulierte. Er greift nämlich die Pfeife, die in ihrem allgemeinen Aussehen dem in unseren Maschinenräumen üblichen Schmierölkännchen nicht unähnlich ist, und schickt sich an, mir den Gebrauch derselben pantomimisch zu erklären. Sobald er damit fertig ist und ich mir das sonderbare Instrument genauer betrachtet habe, frage ich: „Welches von beiden ist Euch lieber, Opium oder Tabak?“

„Oh, das erste,“ erwidert er, legt seine Hand auf das lange Rohr der Opiumpfeife und ergeht sich in einem halb schuldigen, halb selbstverurtheilenden Lachen.

„Wie lange raucht Ihr schon?“ fahre ich fort.

„Sieben Jahre.“

„Macht Rauchen nicht krank?“

Diese Frage scheint ihn in einer ganz unerwarteten Weise zu berühren. Er kann derselben anscheinend nur in seiner Muttersprache gerecht werden, und so wendet er sich an meinen Begleiter, bricht plötzlich in ein hastiges, gieriges Sprechen aus und erklärt, er habe das Opiumrauchen anfangs gehaßt, sei oft und viel davon krank gewesen; aber nun würde er krank werden oder sogar sterben, wenn er es wieder aufgeben müßte. Ich bat ihn dann zu sagen, wo und warum er zuerst rauchen gelernt habe. Ich war auf seine Antwort

nicht gefaßt und seine stumme Anklage, welche in der lakonischen Antwort lag: „London — Freunde“, überwältigte mich ordentlich. Also nicht in China, in jenem unglücklichen Lande, wo — gleichviel durch wessen Schuld — das verhängnißvolle Laster nun so weit verbreitet ist, hatte er sich die verderbliche Gewohnheit beigelegt, sondern hier in unserer Mitte, in London, in jenen fluchwürdigen Höhlen, beinahe dem einzigen Zufluchtsort des armen Chinesen, wenn er unsere Küsten betritt — hier hatte er nicht allein diejenigen gefunden, welche willig und imstande waren, es ihn zu lehren, sondern alle erforderlichen Vorkehrungen: den giftigen Extrakt in unerschöpflicher Fülle und das Obdach, unter welchem er sich ungestört mit Leib und Seele in Elend und Verderben stürzen konnte.

„Was sagen sie in China, wenn Ihr zurückkommt?“ fragte ich ihn.

„Sie nicht lieben es,“ war seine Antwort.

„Ihr versucht auch andere zum Rauchen zu verführen?“ frage ich endlich.

„Nein — Rauchen macht mager; kein Fleisch hier,“ versetzt er, streift seinen Aermel auf und zeigt seinen hagern dürren Arm. Allein wie sehr er sich auch der verderblichen Wirkungen des Giftes bewußt ist, so sinnt er doch bereits auf weitern Ankauf und eine Erneuerung seines erschöpften Vorraths.

Wir überlassen ihn nun seinem Vergnügen und schicken uns an, die hinteren und oberen Theile des Hauses zu erforschen. Auf dem Flur finden wir Scheidewände aufgeschlagen, welche mit der Mauer so enge Zellen bilden, daß kaum eine gewöhnliche Matratze darin Platz findet. Die schmalen Matratzen sind auf Brettern übereinander angebracht, wie Kojen in einer Schiffskajüte, und so ist in einem elenden Zimmer von kaum zwölf auf acht Fuß Unterkunft für zehn bis sechszehn Raucher geschaffen! In den gesammten Räumlichkeiten dieses ärmlichen Hauses können nicht weniger als fünfzig Raucher zu gleicher Zeit untergebracht werden. Jetzt eben ist übrigens keines der Zimmer gefüllt. Allein der Grund davon ist leicht zu errathen, denn aus einem entfernteren Zimmer hören wir schon lange das aufgeregte Schreien und Lärmen von Leuten, welche dort unverkennbar ein Hazardspiel treiben. Als wir dieses Zimmer betreten, finden wir, daß von dem Oberteil zweier Opiumlager die Matratzen weggenommen und durch ein Tuch ersetzt sind und daß das Bett darunter nun einen leicht-

extemporierten Spieltisch bildet. Um diesen Tisch gruppieren sich jetzt nicht weniger als 23 Chinesen, einige sitzend, einige stehend, andere mit unterschlagenen Beinen auf dem Tische hockend wie Schneider, andere im Hintergrunde sich auf den Zehen streckend und nicht wenige auf Stühlen stehend, welche zu diesem Zweck herbeigeholt worden sind. Alle folgen gierig dem Spiel, und ihre aufgeregten leidenschaftlichen, dicht zusammengedrängten Gesichter bilden in dem flackernden Schein der trüben Lampe eine überraschende Gruppe. Es ist vergeblich, hier eine Unterhaltung anknüpfen zu wollen, denn auf dein freundliches Lächeln und deine gewinnende Frage: „Ihr sprecht Englisch?" achtet niemand auch nur im mindesten. Unsere Neugierde bezüglich des hier vor sich gehenden Spiels kann daher nicht befriedigt werden und es bleibt uns nichts übrig, als hier zu stehen und diese bethörten verblendeten Männer zu beobachten, welche in diesem elenden Loche den hart erworbenen Verdienst von Wochen schwerer Arbeit in den Maschinenräumen und Küchen unserer Handelsflotte verspielen — ein betrübender und doch lehrreicher Anblick! Erst später erfahre ich, daß dies ein Lieblingsspiel der Chinesen und bei ihnen unter dem Namen Fan-tan bekannt ist. Es wird mit zweiunddreißig Dominosteinen und mit Würfeln gespielt. Nur vier nehmen gleichzeitig an dem Spiele Theil. Die Würfel werden geworfen, um zu entscheiden, wer zuerst seine Steine aus den vier Häufchen von je acht Steinen wählen darf, in welche die zweiunddreißig Steine eingetheilt sind. Wenn jeder Spieler mit Steinen versehen ist, so wird ein Einsatz ausgemacht und die Steine dann umgedreht und die gewinnenden Nummern des Spieles herausgesucht. Der Besitzer derselben zieht dann den Einsatz ein und bezahlt einen gewissen Prozentsatz seines Gewinnes an die Bank, d. h. an den Vertreter des Etablissements.

Auf die Anfrage, ob in diesen Zeiten des schlechten Geschäftsganges hoch gespielt werde, erfahren wir, daß die Chinesen, welche diese Höllen besuchen, der ärmsten Klasse angehören und alle entweder als Heizer, Kohlenträger, Spritzenleute oder Köche auf den Schiffen der großen Dampferlinien beschäftigt sind und blutwenig Geld in Händen haben. So wird denn zwar sehr fleißig, aber eigentlich nicht hoch gespielt. Der Aufenthalt dieser Männer in den Londoner Docks ist ja nie von langer Dauer. Das Geld, welches sie mit ans Land bringen oder die während dieser Zeit erfallende Löhnung wird meist

von ihnen verspielt; es ist ihr ganzes Vermögen; aber daran liegt ihnen nichts. Sie rauchen daher Opium und spielen, bis alles fort ist, und versuchen dann bei denjenigen zu schmarotzen, die ihnen ihr Geld abgenommen haben.

Um aber wieder auf das Zimmer zurückzukommen, worin gespielt wurde, so wurde daselbst das Geschrei immer lauter und die Aufregung immer größer. Da ward meine Aufmerksamkeit auf eine eigenthümliche Vorrichtung in einer Ecke der Wand gelenkt: auf einem großen, flachen Stein, welcher genau in die Ecke paßt, steht ein mit Oel gefülltes Glas, auf dessen Oberfläche ein brennender Docht schwimmt. Um dieses Glas herum sind zwei oder drei Eierbecher, eine Vase und ein Blumenscherben aufgestellt. Die Eierbecher sind leer; aber in der Vase stecken, in Streifen von verziertem chinesischem Papier eingewickelt, mehrere dünne Ruthen oder Stöckchen von 15 bis 18 Zoll Länge. Als Antwort auf meine Erkundigungen führt mich Herr Piercy in ein anstoßendes Zimmer, das ebenfalls wie die anderen mit Matratzen für Opiumraucher eingerichtet ist. Hier ist in einer Nische, welche ursprünglich wahrscheinlich dazu bestimmt war, als Wandschrank zu dienen, ein vollständiger Altar errichtet. Flimmernd von chinesischem Goldflitter, Streifen von Seidenzeug und Bändern, mit Pfauenfedern und anderem Zierrath geschmückt, bietet er eine ähnliche Schaustellung von Eierbechern, Vasen, Weihrauchstöcken und einer Lampe dar. Das ist der chinesische Vesta-Tempel, und die primitive Oellampe mit dem Docht stellt sein heiliges Vesta-Feuer dar. Zum Gedächtniß der theuren Verstorbenen wird die Lampe angezündet und ihnen zu Ehren werden die Eierbecher gelegentlich mit Weingeist gefüllt, ein Weihrauchstengel in den Blumentopf gesteckt und beide angezündet, um nun unter den Gebeten des Opfernden zu verbrennen.

Nachdem wir so das ganze Haus durchforscht haben, steigen wir wieder in das früher erwähnte Zimmer herab, welches wir zuerst betreten hatten. Unser mittheilsamer Bekannter ist noch da; er hat sich seinen Vorrath an Opium wieder auffüllen lassen und zeigt mir sein kleines Fläschchen mit der erläuternden Bemerkung: „Schilling". Ich nehme es ihm ab, und betrachte es erstaunt von allen Seiten. Es enthält kaum zwei Fingerhüte voll Flüssigkeit und kostet doch einen so hohen Preis. Tausende von Leuten, von denen manche kaum einen Schilling täglich verdienen, sind hilflos und sklavisch

diesem kostspieligen Laster verfallen. Wie können wir da an dem schrecklichen Elende und Verderben zweifeln, das aus seinen Folgen entspringen muß!

„Wie lange währt dies?" frage ich den Mann.

„Stunde — anderthalb Stunden," erwidert er und nimmt mir das Fläschchen aus der Hand.

Armer Mann! gutmüthig, schlichten Sinnes, seiner eigenen Entwürdigung bewußt und doch verloren, rettungslos verloren in hoffnungsloser Knechtschaft! Mitleidsvoll wenden wir ihm den Rücken und treten wieder auf die Straße hinaus, um dann in einem hübschen und reinlichen Laden vorzusprechen, welcher von einem höchst intelligent aussehenden Chinesen gehalten wird. Hinter diesem Laden liegt eine zweite Opiumhöhle, kleiner als die erste. Wir finden nur zehn oder zwölf Chinesen hier versammelt, welche uns freundlich willkommen heißen. Sie bieten uns sogar Stühle und — eine Tasse Thee an. Der Chinese ist ja gastfreundlich und Thee sein Lieblingsgetränk. Der Theetopf steht immer auf dem Tisch und es wird ihm fleißig zugesprochen. Der Chinese trinkt ihn nicht mit Milch und Zucker, sondern schätzt nur den reinen unverfälschten Abguß. „Zucker, Milch nicht gut, machen nur Thee schlecht," bemerkt unser Wirth bei dieser Gelegenheit. Ich bin zwar nicht mit ihm einverstanden, trinke aber dennoch seinen Thee und danke ihm herzlich. Der gute Mann zeigt uns nun, wo er sein Wasser siedend macht; er hatte sich scheints einen neuen Kochherd angeschafft und offenbar nicht vergessen, daß er ihn mit gutem englischen Gelde bezahlt hatte, denn er zog ein zerknittertes Stück Papier aus der Tasche, breitete es auf dem Tisch aus und wiederholte wehmüthig die Summe: „Vier Pfund fünf Schilling". Auf die Frage, ob er auch Opium rauche, erwidert er etwas verlegen: „Zuweilen". Die Frage, ob er viel rauche, beantwortet er ebenfalls mit „Zuweilen", und unsere wohlmeinende Frage, ob er es nicht aufgeben wolle, erwidert er gleichermaßen mit einem verlegenen „Zuweilen."

Diese beiden Höhlen, von denen ich im Vorstehenden eine kurze Beschreibung zu geben versucht habe, sind übrigens nicht die einzigen Vertreter ihrer Klasse im östlichen London. Man kennt in Limehouse, Poplar und Shadwell noch mindestens 6—7 derartige Etablissements. Es sind armselige, zerfallene, fast unbewohnbare Häuser, in die Heimwesen einer lasterhaften, verderblichen Gewohnheit umgewandelt

und bilden eine Falle für viele jener einfachen, arglosen Chinesen, deren wohlfeiler Arbeit der Engländer sich so gern für die furchtbaren Strapazen des Maschinenraumes seiner großen Dampfer bedient. Sie arbeiten für die Briten, die sie armselig bezahlen und die sie, unbekümmert was aus ihnen wird, in dem großen Babylon loslassen. Wer kennt und versteht sie und ihre Sprache? Wohin können sie gehen, als in derartige Höhlen? Und was sie dort erwartet, haben wir aus dem Munde eines von ihnen erfahren. Es war schon spät in der Nacht, als ich mich von meinem freundlichen Führer verabschiedete, und die Frage: „Hat England keine Pflicht gegen diese Armen? Haben diese keinen Anspruch auf Versorgung und humanen Beistand in dem mit seiner Humanität und werkthätigen Nächstenliebe so heuchlerisch prahlenden England?“ verfolgte mich damals und will mir noch heute nicht aus dem Sinn.

---

2. Wen trifft der Vorwurf?

Es ist schön, daß dem „socialen Forscher“ diese Frage nicht aus dem Sinn will. Aber mit dem Wörtlein „heuchlerisch“ hätte er vielleicht etwas mehr zurückhalten dürfen. Ist er ein Engländer, so mag dasselbe passiren; ist er aber ein Deutscher oder sonst ein Ausländer, so möchten wir dagegen protestiren. Es geschieht bei uns nur zu häufig und zu leichthin, daß der englischen Politik, der englischen Gesellschaft und mitunter geradezu dem englischen Christenthum ein solcher Vorwurf gemacht wird. Das kommt aber durchaus nicht daher, daß etwa des Bösen in England mehr wäre als anderwärts, sondern lediglich daher, daß dort des Guten mehr ist als in den meisten anderen Ländern, die dem Namen nach christlich sind. Wem verdankt denn der Schreiber des oben Mitgetheilten seine Kenntniß des Londoner Heidenthums? War es nicht ein englischer Missionar, der ihn in den Opiumhöhlen herumführte, ein englischer Missionar, der Jahrelang in China gearbeitet und jetzt am Abend seines Lebens noch den Chinesen in der englischen Welthauptstadt nachgeht? Und jenes „Heimwesen für Asiaten“, wer hat es gegründet für die heidnischen Fremdlinge, die sich nach London verirren? Sind es nicht eben die Londoner, wenigstens die Engländer, die das gethan haben? Es ist also kein Grund vorhanden, die englische

„Humanität und werkthätige Liebe“ so an den Pranger zu stellen. Sie ist dem Anspruch, welchen die in London lebenden Heiden allerdings an sie haben, wohl in höherem Maße entgegengekommen, als unter gleichen Umständen von deutscher Seite geschehen würde.

Wir erinnern gerade jetzt hieran, weil infolge der mehrfachen Zusammenstöße zwischen Deutschen und Engländern in Afrika und Oceanien, sowie angesichts der charakterlosen Politik des gegenwärtigen Ministeriums, es nur allzusehr Mode geworden ist, über den britischen Krämergeist mit anscheinend „sittlicher“, in Wahrheit aber „heuchlerischer“ Entrüstung zu schimpfen, den englischen Staat zu schildern als herabgesunken zur Stellung eines großen „Geschäftsführers oder eines Kompensationsbüreau's für die kapitalistische Ausbeutung weiter Gebiete“ und von dem „Größeren Britannien,“ d. h. von dem britischen Kolonialreich zu reden, als sei es schon in vollster Auflösung begriffen.

So steht es denn doch nicht, und selbst wenn es so stünde, so dürften wir nicht vergessen, was England bisher für die ganze Welt, insbesondre auch für die Heidenwelt, gewesen, und was es vermöge seiner einzigartigen Weltstellung nicht nur, sondern auch seiner nationalen Tugenden und vor allem durch seine christlichen Männer und Frauen für ganze Völker noch immer leistet. England hat aus der Hand der Vorsehung einen Beruf erhalten, wie kein anderes Volk, und es hat denselben unter dem sichtbaren Segen Gottes im großen Ganzen bis jetzt herrlich erfüllt.

Das britische Reich umfaßt einen Flächenraum von $8^1/_2$ Millionen englischen Quadratmeilen, wovon nur 121,000 auf das Mutterland, $1^1/_2$ Millionen auf Indien, der Rest auf die Kolonien und sonstige zerstreute Besitzungen kommt. Nimmt man dazu die Länder, in welchen der politische Einfluß Englands vorherrscht, wie Aegypten mit einem Theil des Sudan, einige Stücke des südlichen Arabien, ein Theil von Borneo, vom Zululand, dem Transvaal, Afghanistan und Beludschistan, so kann der gesammte Flächenraum, welcher direkt oder indirekt unter die Autorität des britischen Reiches fällt, auf annähernd 10 Millionen Quadratmeilen oder ungefähr $^1/_5$ der 50 Millionen Quadratmeilen angegeben werden, welche die bewohnbare Fläche unseres Erdballs ausmachen. Direkt als Unterthanen gehören zu diesem Reiche ungefähr 305 Millionen Seelen, eine Menschenmasse, welche nach Nationalität und Religion in sehr

verschiedene Gruppen zerfällt. Zum Christenthum bekennt sich nur $^1/_7$ der Gesammtheit, am meisten Anhänger (188 Millionen) zählt der Hinduismus, der Buddhismus nur 7 Millionen, viel mehr der Islam. Zur Bekehrung all dieser Nicht-Christen werden im Mutterland jährlich doch wenigstens 19 Millionen Mark aufgebracht, und die Zahl der britischen ordinirten Missionare, welche gegenwärtig unter den Heiden das Evangelium verkündigen, wird sich auf wenigstens 1000 belaufen. Solchen Zahlen gegenüber darf man wohl ausrufen: Respekt vor der Last! und Respekt auch vor den Trägern derselben! Wie mancher Missionar hat schon Gott gedankt, daß er unter englischem Schutz seine Arbeit thun darf, und wie ganz anders würde es z. B. in Indien aussehen, wenn eine Nation dort die herrschende wäre, welche weniger von großen, edlen, christlichen Gesinnungen durchdrungen ist als die britische?!

Hören wir einmal, wie ein deutscher Mann, der zugleich Rechtsgelehrter, Kaufmann und Afrikareisender ist, über diese ganze Frage urtheilt. Herr Dr. Hübbe schreibt in seinem Buch „Ethiopien" (Seite 3, 4, 382 u. 384): „Wie einst Rom den Mittelpunkt des Weltkreises bildete, so liegt heute, wenn wir die Erde in zwei Hälften theilen, deren eine den größtmöglichen Theil bewohnter Ländermassen umfaßt, London im Mittelpunkte dieser Sphärenfläche (Ritter, Erdk. Vorles. S. 6 u. 51). Wie einst der Römer die antike Welt seinem Willen unterwarf und das Mittelmeer seinen Interessen dienstbar machte, so umfaßt heute mit seiner Thatkraft der Brite die moderne Welt und seine Macht beherrscht die Wogen des Weltmeers. Wie einst die Adler der römischen Legionen nach allen Richtungen des Himmels hin der Herrschaft antiker Kultur voraneilten, so verkündet heute der Union Jack (britische Flagge) der modernen Civilisation Schutz in allen Theilen der Welt. Wie einst die Schätze des Orients und die Kultur Griechenlands sich in Rom vereinigten, so konzentriren heute sich in London der Reichthum der Welt und Kunst und Wissenschaft aller Völker. Wie einst die Länder des Mittelmeers die Fortbildung ihrer Kultur fast ausschließlich über Rom vermittelten, so beziehen heute die näheren und die ferneren Theile der Welt die Befriedigung ihrer materiellen und geistigen Bedürfnisse im Wesentlichen über England. Wie einst das Lateinische zum Verkehr der verschiedenen Völker unter einander diente, so bildet heute die englische Sprache das Mittel zum Verkehr unter den ver-

schiedenen Menschenrassen. Wie einst der civis romanus (römischer Bürger) ein civis mundi (Weltbürger) war, so hat heute der Unterthan britischer Herrschaft das Bürgerrecht der modernen Welt. Wie einst der Römer von früh auf gelehrt wurde, daß jeder der Herr seiner Thaten und der Schmied seines Glückes ist, so wächst heute der Brite auf in dem Gedanken, daß der Mann dazu da ist, sich selbst seine Welt zu gründen, selbst für sich einzustehen, überall selbst die Entscheidung zu treffen. Und wie einst die römische Weltherrschaft getragen war von einer großartigen, republikanischen Aristokratie, so stützt auch heute Englands Weltmacht sich auf eine Aristokratie, deren Herrschaft gegründet ist in einer allseitigen Entwicklung des Einzelnen in körperlicher Stärke und Gewandtheit, in socialer und politischer Tüchtigkeit und in Begeisterung für die höchsten Interessen der Menschheit."

„In keinem anderen Land findet sich solche Begeisterung für ideale Zwecke aller Art und so hochsinnige Begriffe von Ehrenhaftigkeit und Wahrheit, wie gerade in England. Dort findet sich wahrer, gesunder Idealismus, der stets mit praktischen Zielen gepaart bleibt, nicht unser (deutsches) ohnmächtiges Hin- und Herschwanken zwischen Frivolität und Phantasterei." Der Engländer „laborirt nicht an dem rathlos beschränkten Gesichtskreis unseres Volkes." „Zu welcher Art von Verwilderung der enge geistige und wirthschaftliche Horizont die verschiedenen Klassen unseres deutschen Volkes führt, haben die ruchlosen Attentate auf Se. Maj. den Kaiser zur Evidenz erwiesen." .... „Die schönsten Theile unserer Weltkugel liegen noch brach und überwuchern in unerschöpflicher Ueppigkeit, einer bildenden Menschenhand harrend. Und d i e s e Menschenhand besitzt das deutsche Volk mehr als vielleicht irgend ein anderes. Daheim hocken die Leute in dem schauderhaften Klima Nord-Europas, frieren im Schnee und Eis des Winters, waten im Frühling im Regen und Schmutz, kommen während des kurzen Sommers vor Staub kaum zum Genuß einer Arbeit im Schweiße ihres Angesichts und keuchen durch Frost und Nebel des Herbstes einem frühen Grabe zu. In andern Welttheilen aber wirft der lachende Sonnenschein eines ewigen Sommers den in üppiger Faullenzerei verdummenden fremden Rassen den Segen einer reichen Natur unverdient in den Schoß. Welch ein herrliches Arbeitsfeld liegt da dem in der Kultur gereiften Menschen offen! Die W e l t a b e r g e h ö r t d e m , d e s s e n H e r z d e r W e l t

gewachsen ist.“ England dehnt heute noch den Wohlstand seines Volkes und die Macht seiner Weltwirthschaft aus, „nur im Dienste des großen Herzens und nicht des kleinlichen Verstandes.“

Soweit Dr. Hübbe, dem wir der Hauptsache nach entschieden Recht geben müssen. Seit er Obiges geschrieben, hat nun ja die Aera der deutschen Kolonialpolitik angefangen, und wir wollen sehen, ob die Deutschen es besser machen werden, als ihre britischen Vettern. So sehr es uns gefreut hat, daß das deutsche Reich mit eingetreten ist in die Reihe derjenigen Mächte, welche berufen scheinen, an der Hebung und Erleuchtung Afrika's und überhaupt der überseeischen Heidenwelt mitzuarbeiten, so bedenklich stimmt es uns doch auf der anderen Seite, wenn wir z. B. hören, daß der deutsch-afrikanische Branntweinhandel sich in Einem Jahr auf über 12 Millionen Mark beläuft, und daß in manchen Gegenden Afrikas die Eingebornen die deutsche statt der englischen Herrschaft herbeisehnen, einfach weil auf englischem Gebiet der Branntwein sehr hoch besteuert, auf deutschem aber zollfrei ist. Einstweilen haben wir also kaum ein Recht, die Engländer der Heuchelei zu beschuldigen. Die englischen Christen thun was sie können, wie die Sklaverei so auch den Opiumhandel, die Branntweinpest und allen socialen Aussatz zu bekämpfen; daß trotzdem in London Opiumhöhlen bestehen, ist einfach eine Folge einerseits der Weltstellung dieser Stadt, anderentheils der fast schrankenlosen Gewerbefreiheit, welche nicht nur England, sondern der moderne Staat überhaupt einem um die Interessen der Sittlichkeit wie der Religion gleich unbekümmerten fanatischen Liberalismus zu verdanken hat. Hier sitzt der Schade. Die ganze europäische Christenheit ist nicht, was sie sein sollte. Daher all das Heidenthum nicht nur in London, sondern auch in Paris, in Berlin und in Genf. Wollen wir also das Bild, das der „sociale Forscher“ aus London uns entworfen hat, nicht mit dem Auge des Splitterrichters betrachten, sondern es ansehen als eine Aufforderung, vor allem an die eigene Brust zu schlagen und mit aller Energie zu Felde zu ziehen gegen das Heidenthum im eigenen Land, d. h. mitzuarbeiten — nicht nur an der Bekehrung der „Heiden“, sondern auch — an der Christianisirung der Christenheit!

Der Thronwechsel in Uganda.

Längst war König Mtesa infolge seiner ausschweifenden Lebensweise ein kranker Mann gewesen. Wiederholt hatten die englischen Missionare ihn ärztlich behandeln müssen. Anfang September hatte er einen derselben, O'Flaherty, gebeten, ihn genau zu untersuchen und dann in seine Kur zu nehmen. O'Flaherty hatte sich aber geweigert, das letztere zu thun, da er kein eigentlicher Doktor sei, und falls es schlimm gehe, in große Verlegenheit kommen würde. Darauf hatte dann Mtesa einen Quacksalber von der Küste kommen lassen, der ihn mit so schlechtem Erfolg behandelte, daß am 10. Oktober, Nachts 3 Uhr, der Tod eintrat.

O'Flaherty und Ashe waren die einzigen Missionare, die damals in Natete — so heißt die Missionsstation in der Nähe der Hauptstadt — anwesend waren. Mackay hatte sich an den See begeben, um nach der „Eleonore", dem Missionsboot, zu sehen. Ashe hatte sich schon ins Bett begeben, O'Flaherty schrieb noch Briefe bis tief in die Nacht. Da hörte er Stimmen vor dem Fenster. Er gieng hinaus und fand etliche der getauften Jünglinge, die eine wichtige Nachricht zu bringen schienen. Es war die Nachricht von dem soeben erfolgten Ableben des Königs, und dazu die freundliche Warnung: „Jetzt rüstet euch nur! denn beim Thronwechsel ist nach Landesart ein allgemeines Plündern und Todtschlagen unvermeidlich!" Das wußten die Missionare schon, und oft hatten sie nicht ohne Grauen dem Augenblick entgegengesehen, wo das gefürchtete Ereigniß eintreten und dann am Ende alles über sie herfallen und ihr Werk zerstören würde.

Die Sache verhält sich nämlich so. Nach alter Sitte hat der König aus jeder der vornehmsten Familien Ugandas eine Frau. Die Söhne derselben werden nicht von ihm, sondern von den betreffenden Familienhäuptern auferzogen. Stirbt nun der König, so kommen all diese Familienhäupter, wenigstens 12 an der Zahl, je mit ihrem „Königssohn", und es findet eine Wahlversammlung statt, in welcher die verschiedenen Parteien je ihren Thronkandidaten in den glänzendsten Farben schildern und mit allen Mitteln der Beredsamkeit auf seine Ernennung hinzuarbeiten suchen. Diese selbst steht

den drei obersten Würdenträgern des Reiches zu. Haben diese die Entscheidung getroffen, so befiehlt der neugewählte König, daß all seine Brüder, die bis dahin sammt ihm eingesperrt gehalten worden und natürlich mit furchtbarer Spannung auf ihr Schicksal gewartet hatten, umgebracht, meist verbrannt, werden. Nur einige wenige werden verschont, um als Stammhalter für den Fall zu dienen, daß der neue König selbst keine Söhne bekommt. Mtesa hatte seiner Zeit nur Einen seiner Brüder verschont. Noch schlimmer aber geht es zu, wenn jene drei Würdenträger nicht einig werden können. In diesem Fall erklären sie einander den Krieg und der Sieger setzt dann den Knaben seiner Wahl auf den Thron.

Sind die Prinzen umgebracht, so kommt die Reihe an die obersten Staatsbeamten, jene drei Würdenträger eingeschlossen. Sie verlieren nicht nur ihre hohen Stellen sammt allem Reichthum, den sie sich in denselben errafft haben, sondern sogar ihr Leben, um dem verstorbenen König auf den sonnigen Gefilden der andern Welt Gesellschaft zu leisten. Ihre Galgenfrist aber benutzen sie, um durch allerlei Plünderung und Gewaltthat noch einmal ihre Macht zu üben und ihren Frauen und Kindern doch noch ein anständiges Erbe zu hinterlassen! Ist das alles vorüber, so ernennt der neue König sich seinen Hofstaat, seine Generale, Minister, Köche, Bierbrauer u. s. w. Natürlich sind sie alle aus seiner „Familie“ mütterlicherseits genommen, welche nun, wie der sehr bezeichnende Kunstausdruck lautet, „das Reich zu essen bekommt.“ Zu den wichtigsten Ernennungen gehören die der „Königin-Mutter“ und der „Königin-Schwester“, welche je einen eigenen, hinter dem des Königs an Ansehen und Bedeutung kaum zurückstehenden Hofstaat halten und wie er als „Majestäten“ gelten. Bis das neue Régime im Sattel sitzt und sich auch äußerlich neu eingerichtet hat — denn es werden nicht etwa die alten Königsräume bezogen, sondern jedesmal neue gebaut — pflegt meist alles drunter und drüber zu gehen und des Blutvergießens ist fast kein Ende.

Man kann sich daher denken, mit welchem Schrecken die Missionare bei der Todesbotschaft erfüllt wurden. Schnell setzten sie ihre Wohnung, so gut es gieng, in Vertheidigungszustand, fest entschlossen, falls irgend ein beutelustiger Pöbelhaufe sie überfallen würde, energischen Widerstand zu leisten, eben so entschlossen aber auch, falls einer der Großen des Reiches sie angreifen würde, auf jegliche Gegen-

mehr zu verzichten. Schlafen konnten sie in der Nacht nur wenig und sehr unruhig. Von der Hauptstadt tönte ein wie von riesigen Bienenschwärmen herrührendes Gesumme und der Schall heftig geschlagener Trommeln zu ihnen herüber. Am nächsten Morgen hörten sie, sämmtliche Araber hätten sich bis an die Zähne bewaffnet und überhaupt erwarte jedermann von jedermann überfallen und beraubt oder gar getödtet zu werden. Das gegenseitige Mißtrauen und die allgemeine Angst waren fast komisch. Und jetzt wäre es doch Zeit gewesen, daß irgend jemand das Missionshaus überfallen oder wenigstens die Ziegen aus dem Hofe desselben gestohlen hätte! Aber nichts der Art geschah. Wie die Missionare später vernahmen, hatten allerdings zwei der höchsten Würdenträger einen solchen Angriff geplant; aber der dritte, der sog. Katikiro oder Reichskanzler, hatte dagegen protestirt, angeblich aus politischen Rücksichten. Der arme Mann hatte wohl gedacht, wenn es nun ihm selber demnächst an den Kragen gehe, so sei es doch gut für seine Hinterbliebenen, wenn er sich zuvor noch die Missionare zu Freunden gemacht. Schon einige Monate vorher hatte er wiederholt mit Missionar O'Flaherty Blutbrüderschaft schließen wollen, ohne Zweifel im gleichen Interesse. Aber auch sonst trat das erwartete Plündern und Blutvergießen eigentlich nicht ein. Einige Boten, welche Mackay nach Natete gesandt hatte, waren zwar unterwegs geplündert worden und hatten ihr Leben durch die Flucht retten müssen; hie und da im Lande fehlte es auch sonst nicht an Mord und Gewaltthat — gegen frühere Gelegenheiten dieser Art aber war das alles nichts. Und, was noch verwunderlicher ist, der neugewählte König Mwanga ließ nicht nur all seine Brüder, sondern auch die sämmtlichen Beamten seines Vaters am Leben. Bis zum 5. November wenigstens war kein Blut geflossen und die Missionare konnten Gott danken, daß nun offenbar geworden, wie ihre jahrelange, verleugnungsvolle und vielgefährdete Friedensarbeit doch nicht vergeblich gewesen. Dem jungen Mwanga trauen sie zwar nicht sehr viel Gutes zu; aber er ist doch von früher her ihr Freund, hatte sie wiederholt besucht und einigemal auch dem Gebet beigewohnt, bis Mtesa es ihm verboten. Bei ihrem letzten Zusammensein hatte O'Flaherty noch zu ihm gesagt: „Die Krankheit zehrt deinen Vater auf. Er kann sicher nicht mehr lange König sein und du wirst ohne Zweifel sein Nachfolger werden. Dann denke daran und sei freundlich gegen uns!“ Das ist er denn auch bis

jetzt gewesen; ja, er wünscht, daß O'Flaherty ihn unterrichten möge. Aber noch erfreulicher und vielleicht noch hoffnungsvoller ist der Umstand, daß zur Lubuga oder „Königsschwester" niemand anders ernannt ist, als die am 16. März 1884 getaufte, wahrhaft fromme Prinzessin Rebekka Mugali. Wenn der junge König sich unter ihren Einfluß stellt, dann ist ihm und der Mission zu gratuliren. Aber gewiß ist das noch gar nicht. Nur allzuleicht kann er in schlechte Hände fallen und ein schlimmerer Tyrann werden als sein Vater.

Am 3. November machten Ashe und O'Flaherty ihm ihre erste Aufwartung. Der junge König, der seinem Vater überaus ähnlich ist, nur nicht so groß ist, aber besser aussieht als jener, saß in einer elenden kleinen Hütte gleich rechts vom Eingang auf einem Stuhl mit einem Leopardenfell, dem Abzeichen der Königswürde, zu seinen Füßen und einem großen, an die Wand gelehnten Spiegel zu seiner Rechten. Vor ihm kniete ein Hofknabe. Sonst befanden sich nur noch 3 bis 4 Frauen in der Hütte. Mwanga war guter Laune, lächelte die Missionare an, fragte, warum sie nicht früher gekommen, und fieng dann an, seine Wünsche auszukramen: sie sollten ihm Kanonen, ein Haus, ein Schiff &c. verschaffen; auch wünsche er, daß die französischen Priester zurückkehren und ihnen hiezu das Missionsboot zur Verfügung gestellt werde. Natürlich erklärten nun die Missionare, sie seien Lehrer, nicht Handwerker; letztere könne er für Geld wohl kommen lassen, aber **sie** könnten ihm die gewünschten Dinge nicht herstellen, und was die französischen Priester betreffe, so sei ihre Rückkehr wohl nicht sehr wünschenswerth, nachdem sie es für ihre „Pflicht" erklärt, der englischen Mission so viel als möglich entgegenzuarbeiten. Am 6. November stellte sich auch der inzwischen vom See zurückgekehrte Mackay in Ashe's Begleitung beim König ein und zwar bereits in seinem neuen Palast. Der Augenblick war nicht günstig. Denn ganze Schaaren Stellen-suchender Verwandten umringten schreiend und kriechend den König, der seinerseits die zu vergebenden Ehrenposten ohne viel Kopfzerbrechens mit großer Freigebigkeit auszutheilen schien. Als das fertig war, stand er übrigens auf, rief den Reichskanzler und die beiden Missionare zu sich, durchschritt mit ihnen mehrere aus Rohr gebaute Höfe und führte sie endlich in seine Privatwohnung. Hier ließ er Mackay neben sich sitzen und trug nun auch diesem Tausendkünstler seine Wünsche vor, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß er sich gefügiger zeigen werde

als die beiden „Lehrer". Das war nun aber nicht der Fall. Sehr höflich und taktvoll, aber auch sehr bestimmt wurde er abgewiesen. Er scheint das nicht übel genommen zu haben, sondern hat vielmehr den aus England erwarteten drei neuen Missionaren einige Boten nach Msalala ans Südende des See's entgegengeschickt und zu diesem Dienst zwei der Getauften ausgewählt. Das war am 5. November. Weiter reichen die Nachrichten nicht.

Was den nun gestorbenen Mtesa betrifft, so ist es rührend zu lesen, mit welcher Dankbarkeit und Anhänglichkeit Missionar O'Flaherty, der allerdings sein besonderer Liebling war, von der Noblesse und all den anderen guten Eigenschaften seines „treuen Freundes und standhaften Beschützers" redet. Wie oft habe er ihn gegen die Verleumdungen der Häuptlinge, gegen die Intriguen der Araber in Schutz genommen, wie oft sich durch ihn von allerlei Ungerechtigkeit und Gewaltthat abhalten lassen, wie besorgt sei er stets um das Wohl seiner Leute, um die Sicherheit seiner Gäste gewesen, wie herzlich habe er ihm für geleistete Dienste gedankt, wie freundschaftlich ihn oft darüber gescholten, daß er nicht öfter Gebrauch gemacht von dem ihm freiwillig gewährten Privatzutritt zu den königlichen Gemächern, wie leutselig noch bei ihrer letzten Unterredung ihn versichert: „Ich weiß, Philipp, daß du mich lieb hast und meine Familie und mein Volk; auch ich habe dich lieb!" Ganz besonders rühmt er die Talente und die Liebenswürdigkeit, welche Mtesa im Gespräch zu entwickeln pflegte. Im Augenblick habe er verstanden, was man meine, und blitzschnell habe er eine feine, witzige, oft treffende Bemerkung zur Antwort geben können. Namentlich im Disput mit den Muhammedanern habe er seinen Scharfsinn und sein Verständniß für manche Lehren des Christenthums glänzend bewiesen. Offenbar hatte er beabsichtigt, „zu gelegenerer Zeit" einmal den religiösen Dingen seine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Aber diese Zeit ist nie gekommen und aus dem, der in manchen Stücken ein Erster genannt werden kann, ist ein Letzter geworden! Als am 11. Oktober Missionar O'Flaherty sich aufmachte, um die ihren dahingeschiedenen König beweinenden Großen zu trösten, und all die vornehmen Männer sammt den Weibern des Gestorbenen in einer elenden Hütte jämmerlich heulend und in Thränen fast zerflossen dasitzen fand, da konnte auch er sich des Schluchzens nicht enthalten. Von Schmerz übernommen und halb krank vor innerer Bewegung,

kam er wieder nach Hause, so daß sein Kollege Ashe ganz besorgt um ihn war. Wie immer man von Mtesa denken mag, es ist ehrend für ihn, daß ein Missionar so um ihn hat trauern können, und diesem selbst gereichen unseres Erachtens solche Thränen auch nicht gerade zur Schande.

Inzwischen ist in Uganda die Missionsarbeit nicht still gestanden. Am 21. September wurde mit drei anderen ein Schmied getauft, dessen Bekanntschaft Mackay damals gemacht hatte, als er für die verstorbene Königsmutter den Sarg hatte herstellen müssen, und der seither in Verbindung mit den Missionaren geblieben war. Am 5. Oktober wurden weitere vier getauft und mit der kleinen Gemeinde das hl. Abendmahl gefeiert. Am 31. Oktober erschien ein großer Mann, Majandscha (früher Munakulia geheißen), dem sein bekehrter Sklave Sembera den Heiland angepriesen und die Missionare das Beispiel Mtesa's als Warnungsexempel vorgehalten hatten, und erklärte, er wolle jetzt nicht länger mit dem Uebertritt zögern, sei entschlossen, alle seine Weiber bis auf Eine zu entlassen, und bitte um die Taufe! Diese wurde ihm denn auch mit Freuden ertheilt. Noch ein anderer Häuptling scheint nicht fern vom Reich Gottes zu sein. Eine weitere Taufe fand am 2. November statt. Im Ganzen sind bis jetzt 88 Personen getauft worden. Mehrere andere werden bald nachfolgen.

Die Missionare selbst überschätzen diese Uebertritte, die Erstlingsfrüchte ihrer sauren Arbeit, nicht. Sie erkennen darin nur den ernstlichen Wunsch der Betreffenden, ein neues Leben anzufangen und von Gott und dessen Liebe noch mehr zu erfahren. Schon hat es sich gezeigt, daß nicht alle ihrem Taufgelübde treu bleiben, so eindringlich ihnen die Bedeutung desselben auch an's Herz gelegt und erklärt wurde. Andere aber sind da, die den Missionaren beständig Freude machen. Und dazu hat der so ganz über Erwarten günstige Verlauf des Thronwechsels es ihnen ja deutlich genug bewiesen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen. Alles, was sie wünschen — und mit diesem Wunsche schließen sie ihre Briefe — ist das, daß doch die Missionsgesellschaft alle Kraft zusammennehmen möchte, das Werk in Uganda mit Nachdruck zu unterstützen, damit das bereits Gewonnene nicht verloren gehe, sondern befestigt und gemehrt werde zu Gottes Ehre.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Am 26. Februar wurde von den 19 Bevollmächtigten der 14 betheiligten Mächte die General-Akte der Berliner Kongo-Konferenz unterzeichnet.

Schon in der zweiten Sitzung hatten die Vertreter Italiens und Amerikas auf die Nothwendigkeit hingewiesen, den Ruin, welchen das Feuerwasser über die amerikanischen Eingebornen gebracht, von den afrikanischen fernzuhalten. Die Konferenz jedoch beschloß, die Einfuhr berauschender Getränke in's Kongo-Becken ihrerseits nicht zu erschweren, sondern es dem Kongo-Freistaat zu überlassen, ob er etwa die Handelsfreiheit in dieser Richtung zu beschränken wünsche. Deutschland protestirte am lautesten gegen eine solche Beschränkung. Alles, was erreicht wurde, war die folgende Erklärung: „In dem Bestreben, die eingeborene Bevölkerung gegen die aus Mißbrauch geistiger Getränke entstehenden Uebel zu schützen, erklären die auf der Konferenz vertretenen Mächte ihren Willen zu Protokoll, Schwierigkeiten, die in diesem Punkte entstehen könnten, in gegenseitigem Einverständniß derart zu regeln, daß die Forderungen der Humanität mit den Handelsinteressen, soweit letztere hier berechtigt sein können, versöhnt werden."

Befriedigender lautet die folgende Erklärung, welche gegen den Sklavenhandel abgegeben wurde: „Da in Uebereinstimmung mit den völkerrechtlichen Grundsätzen, wie solche von den Vertragsmächten anerkannt sind, der Sklavenhandel verboten ist und die Unternehmungen, die zu Lande oder zur See dem Handel Sklaven liefern, ebenfalls als verboten betrachtet werden müssen, so erklären die Mächte, welche Hoheitsrechte oder Einfluß im Gebiet des konventionellen Kongo-Beckens ausüben oder ausüben werden, daß dieses Gebiet weder als Markt noch als Durchgangsstraße für den Handel mit Sklaven, gleichviel von welcher Rasse, benutzt werden darf. Jede dieser Mächte verpflichtet sich, alle ihr möglichen Mittel aufzubieten, um diesem Handel ein Ende zu machen, und diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, zu bestrafen."

Als Oberhaupt des in der General-Akte ausdrücklich anerkannten Kongo-Staates gilt König Leopold II. von Belgien; sein Statthalter oder Generalgouverneur ist H. Stanley. Die ganze Akte besteht aus 38 Artikeln und kann wohl als epochemachend für die Geschichte internationaler Gesetzgebung und moderner Staatenbildung angesehen werden. Die christliche Mission, welcher durch Artikel 6 volle Freiheit und voller Schutz zugesichert wird, hat Ursache genug, dankbar für das Resultat der Konferenz zu sein.

— Unter der Ueberschrift: „Eine würdige Kulturaufgabe“ machen die „Katholischen Missionen“ folgende Mittheilung: „Das deutsche Reich ist durch seine neue Besitzung im Togo-Lande an der großen Avon-Lagune der Grenznachbar des Königreiches Dahomeh geworden, das durch seine entsetzlichen Grausamkeiten berüchtigt ist. Wir haben schon oft von den blutigen Greueln erzählt, welche jährlich in der Hauptstadt Abomeh verübt werden; daß es damit bis auf den heutigen Tag nicht besser geworden ist, mag man aus dem folgenden Briefe eines Augenzeugen entnehmen, den die ‚Missions catholiques‘ veröffentlichen: ‚Dieses Jahr (1884) hat der König von Dahomeh das Fest der jährlichen Todtenopfer mit entsetzlicherer Grausamkeit begangen als je. Während der drei Monate, welche ich in Abomeh zubrachte, sah ich täglich am Thore des königlichen Palastes sechs frisch abgeschnittene Köpfe aufgesteckt. Ich rede nicht von den Unglücklichen, welche kopfabwärts an Bäume genagelt wurden, oder die man bloß durch eine Hand oder einen Fuß festnagelte und so in verschiedenen Stellungen an Qual, Hunger und Moskitostichen elend sterben ließ. In den letzten Tagen noch war ich Zeuge der Hinrichtung zweier Männer und Weiber, welche vorgeblich mit dem Bruder des Königs eine Verschwörung angezettelt hatten. Der Bruder des Königs darf nach Landesgesetz nicht zum Tode verurtheilt werden; der König ließ ihn also in ein dunkles Loch sperren. Die beiden Weiber, eine Frau des Verurtheilten und eine Sklavin, wurden bis an den Hals in die Erde gegraben; am siebenten Tage lebten sie noch, obgleich sie keine Nahrung erhalten hatten. Man grub sie jetzt bis an die Mitte des Leibes aus und gab ihnen zu essen; dann schüttete man Pulver in das Loch und zündete es an. Trotz der furchtbaren Brandwunden waren sie nicht augenblicklich todt; jetzt gossen ihnen die Henker heißes Palmöl über den Kopf, und schließlich wurden die Leichname in Stücke zerrissen. Die beiden Verschwörer band man an Pfähle und die Menge durchbohrte die Unglücklichen an hundert Stellen mit glühenden Eisen; der eine hielt diese Qual eine halbe, der andere fast eine ganze Stunde aus.‘ — Es wird im deutschen Reiche jetzt schon seit mehr als zehn Jahren ‚culturgekämpft‘. Wie wäre es nun, wenn unsere Culturhelden, anstatt gegen friedfertige Geistliche und wehrlose Ordensfrauen, ihren Löwenmuth zur Abwechslung einmal gegen den bluttriefenden Beherrscher des neuen Grenzstaates kehrten und ihren Einfluß dazu verwendeten, solchen Greueln im Namen der Menschlichkeit ein Ziel zu setzen? Wäre das nicht eine würdigere Culturaufgabe?“

— Die englische Universitäten-Mission in Ostafrika ist wieder schwer heimgesucht worden. Nicht nur hat Missionar Williams in Mbweni krank nach Europa zurückkehren müssen, sondern Missionar Johnson, der das neue für den Njassa-See bestimmte Missionsdampfschiff „Charles Janson“ glücklich bis Kilimane (7. Dez.)

gebracht hatte, ist in Folge einer Augenentzündung fast ganz erblindet und muß ebenfalls nach Europa gebracht werden. Auch der Tod des guten Dr. Williams in Sansibar ist ein Verlust für die Mission.

— Die „Pall Mall Gazette“ hat als bestes Denkmal für den gefallenen Helden Gordon die Gründung einer englischen Friedensgesellschaft zur Reorganisation, Regierung und Civilisirung des Sudan vorgeschlagen. Zuerst müßte die Eisenbahn von Suakim nach Berber gebaut und der Mahdi unschädlich gemacht werden. Dann müßte die Gesellschaft Verträge mit den eingebornen Häuptlingen schließen und die Oberverwaltung des ganzen Landes in die Hand nehmen, d. h. mit anderen Worten, für die Länder des oberen Nil ungefähr das werden, was die internationale Kongo-Gesellschaft für die Kongoländer geworden ist. H. Stanley, dem dieser Plan vorgelegt wurde, hat ihn für ganz wohl ausführbar erklärt und allerlei guten Rath ertheilt. Eine Schwierigkeit sieht er darin, daß die Stämme des Sudan bereits verwöhnt, ja er braucht den Ausdruck demoralisirt seien durch das Geld, das sie von Touristen, Entdeckungsreisenden, Regierungen und Missionsgesellschaften erhalten haben. Das werde die Sache sehr vertheuern. Am Kongo erhalten die 450 eingebornen Häuptlinge, mit welchen Verträge geschlossen worden sind, je etwa 200 Mk. jährlich von der internationalen Gesellschaft dafür, daß sie allen Reisenden, Kaufleuten 2c., welche einen Paß dieser Gesellschaft vorweisen, friedlichen Durchzug zu gestatten, dem Freihandel keine Hindernisse in den Weg zu legen und etwaige Streitigkeiten vor das Schiedsgericht der Gesellschaft zu bringen sich verpflichtet haben. Im Sudan werde das nicht so billig zu haben sein. Dafür gebe es aber dort auch nicht so viele unabhängige Häuptlinge. Was jetzt König Leopold von Belgien für den Kongo-Freistaat thut, indem er zur Verwaltung desselben eine Summe von 800,000 Mk. jährlich garantiert hat, das müßte für den Sudan eben die „englisch-nationale Gordon-Gesellschaft“ thun. Dann sei aber Aussicht vorhanden, daß Gordon's Wünsche für dies unglückliche und doch so reiche Land noch in Erfüllung gehen. Sein Blut werde dann nicht umsonst geflossen sein.

Der Plan scheint phantastisch. Nachdem wir aber die Gründung des Kongo-Freistaates und seine Anerkennung durch alle civilisirten Regierungen der Welt erlebt haben, werden wir seine Ausführung wohl kaum für unmöglich erklären dürfen. Einstweilen wird zum Gedächtniß Gordon's in Port Said ein Spital für die Angehörigen aller Nationen errichtet und die englisch-kirchliche Mission nimmt Gaben entgegen zur Gründung von Missionsstationen in einem der Länder, welche Gordon besonders am Herzen lagen, womöglich im Sudan oder am Albert Nyanza.

— Aus Uganda kommt die Nachricht, daß am 10. Oktober 1884 König Mtesa gestorben ist. Sein Nachfolger Mwanga ist noch ein Knabe, der bis auf einen gewissen Grad unter dem Einfluß der

Missionare steht. Die Prinzessin, welche in Zukunft die ehrenvolle Rolle als „des Königs Schwester“ spielen wird, ist eine der zwei getauften Töchter Mtesa's. Der Thronwechsel ist in viel geringerem Grade von heidnischen Greueln begleitet gewesen, als in früheren Fällen. Die Zahl der getauften Christen ist jetzt 88. — Auch Mirambo, der gewaltige Eroberer und kluge Herrscher, ist gestorben.

— Die Gemeinde des „Gospel Tabernacle“ in New-York, deren Pastor Herr A. B. Simpson ist, hat vier Missionare an den Kongo gesandt. Dieselben ziehen hinaus: 1) als Sendboten einer Gemeinde, nicht einer Gesellschaft; 2) ohne Besoldung im Glauben an Gottes tägliche Fürsorge; 3) überzeugt, daß Christus nicht bloß gegen die Sünde, sondern auch gegen die Krankheit ein vollkommener Heiland ist; daß daher auch in Fiebergegenden keine Arznei, sondern nur Glauben nöthig ist; 4) nur mit einem ganz kleinen Vorrath von ausländischen Lebensmitteln versehen, in der Gewißheit, daß es in Afrika genug zu essen gebe nicht nur für die Schwarzen, sondern auch für die Weißen.

— Der anglikanische Miss. Johnson schreibt: „Am Njassa-See sind 2, wo nicht 3 Häuptlinge, die muhammedanische Lehrer unterhalten und Schulen haben. Ich bin mit großen Karawanen zusammengetroffen, in denen solche Lehrer mit ihrer Buchstabier-Tafel und zuweilen mit großen Koran-Bündeln eine hervorragende Rolle spielten. Eine derselben gehörte einem Verwandten des großen Herrschers Tippo Tippo. Sie ziehen oft fast durch die ganze Breite Afrika's, gründen hie und da Niederlassungen, schließen Bündnisse mit den Häuptlingen, leisten ihnen allerlei Vorschub und erkaufen sich dadurch die Freiheit, nicht nur den Islam zu verbreiten, sondern auch Sklaven zu machen, soviel sie wollen. Wie viel Menschenleben dabei verloren gehen und wie viel Elend gestiftet wird, ist diesen Arabern und Mischlingen einerlei. Sie kommen von Sansibar und gelten nicht nur für neutral d. h. für erhaben über all die Stammesfehden der Eingebornen, sondern auch für große Herren. Ihre Karawanen bestehen aus verwegenen, desperaten Leuten, die selbst Sklaven sind und sich zu allem brauchen lassen.“

Madagaskar.

Der bekannte Missionar Shaw, der von den Franzosen so schmählich behandelt worden, hat ein sehr zeitgemäßes und inhaltsreiches Buch „Madagaskar and France“ (The Religious Tract Society, London, 1885) herausgegeben, in welchem er nicht etwa seine persönlichen Erlebnisse, sondern die ganze Geschichte der Beziehungen zwischen Frankreich und Madagaskar bis auf den gegenwärtigen Augenblick erzählt und überdies noch eine Reihe werthvoller Mittheilungen über die Geographie und Geschichte, über die Flora

und Fauna, sowie über den Stand des Christenthums und der Civilisation in Madagaskar macht. Besonders interessirt hat uns der Abschnitt über den Tod Ranawalona's II. und den Regierungsantritt ihrer Nachfolgerin. Als Radama II., der Schützling Frankreichs, sein Krönungsfest feierte, da war nicht nur er selbst betrunken, sondern auch viele seiner französischen Gäste waren unter dem Tisch verschwunden, noch ehe das Festmahl vorüber war; jetzt bei der Krönung Ranawalona's III. wurde von Hoch und Niedrig nichts getrunken als — Limonade! Wahrlich, ein nicht zu verachtender Fortschritt!

Wie gemeinschädlich die französische Invasion gewirkt hat, ohne auch nur den Franzosen selbst den geringsten Vortheil gebracht zu haben, geht aus folgender Stelle hervor: „Die 53 Kinder Frankreichs in Tamatawe und Mahanoro, welche vor zwei Jahren in einer Bittschrift dem Präsidenten erklärten, daß, wenn die Republik sie nicht gegen die wilden Horden Madagaskars in Schutz nehmen könne, ihnen nichts übrig bleiben werde, als sich in die Fahne Frankreichs zu hüllen und über der Vertheidigung ihrer niedergetretenen Rechte zu sterben, sind jetzt voll Aerger über sich selbst, daß sie je so dumm sein konnten, zur Vertreibung der Howas und damit des Handels von der Küste Madagaskars die Hand zu bieten." Und doch haben die Franzosen nur geringe Handelsinteressen in Madagaskar; die Hauptgeschäfte werden von Amerikanern, Engländern und Deutschen gemacht. Die Franzosen kommen erst an vierter Stelle, an fünfter die Italiener u. s. f. Das Schlimmste aber ist, daß die Entwickelung des madagassischen Volkes selbst durch den sog. Krieg, der aber diesen ernsten Namen gar nicht verdient, gestört und aufgehalten wird, wenn gleich es eine Art Trost ist zu hören, daß derselbe in den Eingebornen manch schlummerndes Talent, Patriotismus und Thatkraft geweckt hat; gießen sie doch jetzt ihre eigenen Kanonen und üben sie sich doch mit seltener Ausdauer im Gebrauch der Waffen.

Herr Shaw gibt zu, daß die Howas aus Mißtrauen gegen alle Ausländer in manchen Stücken der Civilisation noch weit zurück sind; z. B. bauen sie absolut keine Straßen, sondern beschränken sich auf Fußpfade, die zwar für Läufer und Lastenträger ausreichen, den europäischen Ansprüchen aber durchaus nicht genügen, von Eisenbahnen rc. gar nicht zu reden. Aber wie berechtigt dieses Mißtrauen gewesen und wie wichtig es für die Sicherheit der Hauptstadt ist, daß keine Heerstraßen zu ihr führen, das haben ja gerade die Ereignisse der zwei letzten Jahre so deutlich gezeigt. Im Uebrigen liefert Herr Shaw den Nachweis, daß die Fortschritte, welche Madagaskar in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, nicht etwa ein bloßer Schein oder äußerer Firniß sind, daß auch die Abschaffung des Sklavenhandels und die mildernden Bestimmungen in Betreff der leider noch fortdauernden Haussklaverei ernst gemeint sind.

Von der Taktik der Jesuiten erzählt er folgendes Stücklein. Als vor einigen Jahren die Bestimmung getroffen wurde, daß kein Kind, das einmal in die eine oder andere Schule eingetreten sei, dieselbe willkürlich wechseln dürfe, machten die katholischen Missionare sich hinter die unwissenden Eltern, denen vielfach daran gelegen war, daß ihre Kinder in gar keine Schule gehen sollten, und sagten ihnen: wenn ihr eure Kinder nur in unsere Listen eintragen lasset und am Sonntag zur Messe kommt, so wollen wir euren Kindern den Schulbesuch erlassen. So wurden die Gesetze umgangen, die Kinder vor protestantischem Einfluß gesichert, die Eltern in die Kirche gebracht und — dem Papstthum Vorschub geleistet. Herr Shaw versichert, in einem gewissen Bezirk sei er selbst Zeuge dieses Verfahrens gewesen und von anderen Bezirken habe er gehört, daß man dasselbe auch dort versucht habe. In der Provinz Betsileo habe dies Verfahren zu ernstlichen Zusammenstößen zwischen den Jesuiten und den Howa-Beamten geführt, und jene hätten sich dann beim französischen Konsul beschwert, man verfolge sie als — Franzosen!

Der Hauptzweck des Buches ist, den Engländern zu zeigen, daß sie nicht nur ein merkantiles, sondern ein noch viel größeres moralisches Interesse hätten, das, was in Madagaskar wesentlich durch Engländer und die englische Mission zu Stande gekommen, vor dem Untergang zu bewahren, während die Franzosen nie etwas Rechtes für Madagaskar gethan.

Man glaube ja nicht, daß Herr Shaw den Franzosen Unrecht thut. Auch in Frankreich selbst erheben sich Stimmen zu Gunsten Madagaskars und ein Herr Saillens hat seinen Landsleuten fast noch überzeugender als Missionar Shaw den Engländern nachgewiesen, daß „Nos droits sur Madagascar“ eine Seifenblase sind.

China.

Vor 7—8 Jahren gieng ein junger Chinese namens Tong Hong zu seinem Vater nach Hawaii, der dort ein Geschäft hatte. Der Vater schickte ihn in eine Schule, damit er englisch lerne. Mit dem Englischen lernte Tong Hong aber auch das Evangelium kennen; bald fand er Gelegenheit, die chinesische Kirche zu besuchen, und obgleich sein Vater ihn streng dafür bestrafte, ließ er sich doch nicht von dieser Gewohnheit abbringen. Getauft war er noch nicht, aber die Götzen anzubeten weigerte er sich entschieden. Da nun die Zeit gekommen war, wo er sich verheirathen sollte, schickte ihn sein Vater jetzt nach China zurück, damit er sich dort eine Frau hole und zugleich von seinen christlichen Grillen geheilt werde. Tong Hong kehrte wirklich in seine Heimat zurück, wo alles noch heidnisch war. Es dauerte aber nicht lang, so traf er mit einem Altersgenossen und Bekannten aus Hawaii zusammen, der unter ganz ähnlichen Umständen nach China zurückgekehrt war. Dieser war ein Christ und bereits

getauft. Er drang nun in seinen Freund, sich auch taufen zu lassen. Tong Hong gieng nach Hongkong, wurde vom amerikanischen Missionar Hager geprüft und, da das Examen sehr gut ausfiel, Mitte Dezember 1884 getauft!

— Der englisch-kirchliche Missionar Wolfe hat von Futschau aus einen Besuch in Korea gemacht, und durch seine mündlichen Berichte über die dortigen Zustände wurden ein chinesischer Geistlicher und drei Evangelisten so ergriffen, daß sie sich als Freiwillige zur Gründung einer englisch-kirchlichen Mission daselbst angeboten haben. Die Kommittee hat nichts dagegen, wenn die eingebornen Christen der Provinz Fuhkien auf eigene Kosten eine solche Mission anfangen.

— In Talifu war es der China Inland Mission nach längerer Wartezeit endlich gelungen, eine Schule zu eröffnen. Da kam der Vater eines der Schüler zum Missionar und bat ihn, ihm eine Summe Geldes vorzustrecken. Die Bitte wurde abgeschlagen und — die Schule steht leer! Umsonst aber ist auch diese Schularbeit nicht gewesen. Denn Ende 1884 ist ein früherer Zögling als Erstling der China Inland Mission in der Provinz Junnan getauft worden.

Japan.

Bei der Prüfung einiger Neubekehrten vor ihrer Aufnahme in seine Gemeinde fragte der japanische Prediger Ise einen der Taufkandidaten, ob er ein Tabakraucher sei, und als der Betreffende mit „Ja" antwortete, erklärte Herr Ise: „In der Bibel findet sich zwar kein direktes Verbot des Tabakrauchens. Da aber ein Christ sich in allen Stücken reinhalten soll, rathe ich Ihnen, nicht eher in die christliche Gemeinde einzutreten, als bis Sie das Rauchen aufgegeben haben." Der Neubekehrte dachte darüber nach und es dauerte nicht lange, so hatte er sich davon überzeugt, daß Herr Ise Recht habe, und das Rauchen aufgegeben.

Diese Geschichte wurde am 9. März vom berühmten Joseph Cook in Boston erzählt. Er sprach gegen das Rauchen und stellte den gegenwärtig infolge übermäßigen Tabakgenusses am Zungenkrebs sterbenden General Grant, den er übrigens hoch verehre, als abschreckendes Beispiel, jenen Japaner dagegen als nachahmungswürdiges Muster hin, doch nicht ohne witzig hinzuzufügen: „Es mag nun freilich nicht ganz richtig sein, wenn ein Prediger so weit geht, wie dieser Japaner; aber man bedenke, daß er vor seiner Bekehrung nur ein armer Heide gewesen u. s. w."

— Vor einigen Jahren wurde in Osaka ein junger Mann, namens Jamamoto San, getauft und von den Seinigen verstoßen. Vor einem Jahr fühlte er sich angetrieben, eine Predigtreise nach

Schingu zu unternehmen, ohne von irgend einem Menschen gesandt oder unterstützt zu sein. Unterwegs erfuhr er merkwürdige Durchhilfen. Einmal hatte er sich bei Nacht in gefährlicher Gegend verirrt; aber gerade als er ganz rathlos war, stieß ein anderer Reisender zu ihm, der des Weges kundig war und sich freundlich seiner annahm. Ein andermal gaben ihm wildfremde Leute zu essen. Und als er um Mitternacht sein Ziel erreicht hatte, da redete ihn ein Mann an, dem er sagte, wer er sei, und den er um Anweisung eines billigen Hotels bat. „Komm mit mir", sagte da der Fremde, „wir haben auf dich gewartet. Durch ein Mädchen, das in Osaka die Schule besuchte, haben wir von Jesus gehört, und gern möchten wir mehr hören. Kehre doch bei mir ein. Es soll dich nichts kosten. Wir haben Gott gebeten, uns einen Lehrer zu senden." So blieb denn Jamamoto acht Tage in Schingu und der Herr war mit ihm. Reich beschenkt von den werdenden Jüngern trat er den Rückweg an, auf dem er abermals eine Reihe der lieblichsten Erfahrungen machen durfte, namentlich durch's Zusammentreffen mit gläubigen Seelen. In Minabe unterbrach ihn ein junger Buddhistenpriester mit dem Ruf: „Das ist alles Unsinn und Lüge!" Die aufmerksame Zuhörerschaar ließ sich aber nicht irre machen, sondern lauschte weiter dem Evangelium, das Jamamoto in aller Einfalt, ohne jede wissenschaftliche Zugabe, verkündigte.

— Aus Kijoto schreibt Missionar Learned: „Ein hiesiger Priester, dessen Einnahmen in Folge des abnehmenden Eifers der Buddhisten bedeutend zusammengeschmolzen waren, hielt Rath mit den Seinigen, was zu thun sei; und nachdem man einig geworden, daß etliche um der anderen willen ihr Leben lassen müßten, weil der Unterhalt nicht mehr für alle ausreiche, machte der Priester seiner Mutter, seiner Gattin und zwei Kindern den Garaus!"

— In Matsujama wollte die neuorganisirte kleine Christengemeinde einen eigenen Pastor berufen. Es stellte sich aber heraus, daß nachdem die Miete für ihr Versammlungslokal und andere nothwendige Ausgaben bestritten waren, nur zwei Jen monatlich für den Pastor übrig blieben. Der Erwählte, Herr Ninomija, jedoch braucht als verheiratheter Mann wenigstens 15 Jen im Monat. Aber er entschließt sich, trotzdem den Ruf anzunehmen und wünscht nur, daß um der Ehre der Gemeinde willen die zwei Jen nicht als sein „Gehalt" bezeichnet werden möchten. Nun ist Matsujama eine Außenstation von Imabari, und als die oben erzählten Umstände hier bekannt wurden, veranstalteten die Christen in Imabari eine Kollekte, welche sofort 30 Jen ergab — ein schönes Beispiel von Opferwilligkeit und brüderlicher Handreichung unter den japanischen Christen.

Indien.

Am 11. Januar wurde in Ramapatam, Telugaland, das neue Seminargebäude der amerikanisch-baptistischen Missionsgesellschaft eingeweiht. Es ist zweistöckig, aus rothem Laterit gebaut, 72 Fuß breit, 114 Fuß lang. Im Parterre befinden sich 6 Klassenzimmer, im zweiten Stock ein großer Hörsaal. Der Glockenthurm ist 72 Fuß hoch. Weit und breit ist kein so schönes und solides Gebäude zu finden und die Baptisten sind sehr stolz darauf. Die Zahl der Seminaristen beläuft sich gegenwärtig auf 300, die Frauen der verheiratheten Zöglinge mitgezählt. Das Geld zu dem prachtvollen Neubau hat Dr. Clough während eines kurzen Aufenthalts in Amerika gesammelt.

— Der „hochgebildete“ Oberpriester der Parsi-Gemeinde in Bombay ist von der Universität Tübingen zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt worden, weil er mit einer „für die Avesta-Forschung unschätzbaren Liberalität“ ein bedeutendes Handschriften-material, das bisher den europäischen Gelehrten nicht zugänglich gewesen, nach Tübingen hat gelangen lassen. Auch der Gouverneur von Bombay und andere hohe Herrschaften haben diesem Parsi-Oberpriester schon die überschwänglichsten Schmeicheleien und Ehren-bezeugungen zu Theil werden lassen. Auf die Heiden macht das den Eindruck, als sei den Christen, d. h. den christlichen Gelehrten und „Gebildeten“ nichts an ihrer eigenen Religion gelegen, und was die Parsis selbst betrifft, so werden sie dadurch nur bestärkt in ihren zum Theil geradezu unnatürlichen und grausamen, abergläubischen Religionsgebräuchen.

Hinterindien.

Am 8. Dezember v. J. wurde die Stadt Bhamo in Ober-Barma von 300 Chinesen und 100 Kakhyens, die sich durch ein unbewachtes Thor eingeschlichen hatten, überrumpelt, geplündert und theilweise verbrannt. Der barmanische Gouverneur und seine feigen Truppen, die sich bei dieser Gelegenheit so arg blamirt hatten, suchten nun die Schuld auf die Missionare zu schieben, und beschuldigten namentlich Missionar Roberts, der schon viel unter den Kakhyens gearbeitet hat und auf gutem Fuß mit diesem wilden Bergvolke steht, **er** habe den Feind in die Stadt eingelassen und stehe überhaupt mit ihm im Bunde. Wiederholt wurde nun auf den unschuldigen Missionar geschossen, bis es endlich einem englischen Schiffskapitän und dem Missionar Soltau gelang, den Gouverneur dazu zu bewegen, daß alle Missionare mit ihren Frauen abziehen durften. Die eingebornen Gehilfen mußten anfangs zurückbleiben, durften aber später auch abziehen. Zwei barmanische Diener des Missionar Roberts aber wurden mißhandelt und endlich erschossen, bloß aus Zorn gegen ihren Herrn! In dem allgemeinen Durcheinander wurden auch zwei

baptistische Missionshäuser ein Raub der Flammen. Die kleine Schaar von Christen und Katechumenen aus den Kakhyens, welche eine Frucht der bisherigen Arbeit in jener Gegend sind, stehen nun verwaist da.

— Auf der Insel Sumatra geht die Arbeit der Rheinischen Missionsgesellschaft schön voran. Die erst vier Jahre alte Gemeinde der Station Balige am Toba-See z. B. zählt bereits 319 Gemeindeglieder, 228 Taufkandidaten und 75 Schüler in der Schule. Oestlich von Balige hat im vorigen Jahr Missionar Bonn eine neue Station, Laguboti, gegründet. Am 31. Juli konnte er mit Frau und Kindern das neue Haus dort beziehen. Einige Monate darauf starb ihr Töchterlein, nachdem sie in ihrer Krankheit beständig das Lied: „Himmelan geht unsre Bahn, wir sind Gäste nur auf Erden" in der Batta-Sprache gesungen. Das war ein schwerer Schlag, aber er gab Gelegenheit, von der Hoffnung des ewigen Lebens noch eindrücklicher als sonst Zeugniß abzulegen, und an Hörenden und Lernenden fehlte es nicht. Mehrere Familien konnten in den Taufunterricht aufgenommen werden und im Ganzen geht es ordentlich voran mit ihnen. Das erste Weihnachtsfest war eine besonders liebliche Feier. Hören wir, was Missionar Bonn darüber schreibt:

„Die drei Weihnachtstage haben wir in sehr schöner Weise gefeiert. Am heiligen Abend hatten wir die europäischen Soldaten, die uns öfters besucht und auch beim Tode unseres Kindes viel Theilnahme erwiesen, zum Theil auch Hilfe geleistet hatten bei der Anfertigung des Sarges, eingeladen, um ihnen ein heimatliches Christfest zu bereiten. Einige waren verhindert, aber zehn Mann, Deutsche, Schweizer und Belgier, waren gekommen. Nach dem Abendessen zündeten wir den Christbaum an, versammelten uns um denselben und hatten eine schöne Feier. Ich bat sie bei dieser Gelegenheit, mich doch als ihren Landsmann zu betrachten, dessen Haus ihnen allzeit offen steht und der ihnen nach Vermögen herzlich gerne dienen wollte. Es that uns wohl, wahrzunehmen, wie den Leuten unter dem Christbaum die Herzen aufgingen. Sie selbst erinnerten sich der alten, so lange nicht mehr gesungenen Weihnachtslieder, und nach gemeinsamem Gebet stimmten wir noch eins ums andere an.

„Der erste Festtag gehörte dann ganz den Lernenden, d. h. den Taufkandidaten, 90 an der Zahl. Während des Nachmittagsgottesdienstes, den ich diesmal die Lehrer allein halten ließ, brachte ich den Weihnachtsbaum wieder in Ordnung, meine Frau kochte Kaffee, schnitt den Weihnachtskuchen und legte die Geschenke zurecht. Als die Leute dann gerufen wurden, stürzten alle voller Erwartung herbei. Nachdem die Schüler, 35 an der Zahl, gesungen und ich mit ihnen gebetet hatte, erhielten alle Kaffee und Kuchen, die Schüler und Kinder je ein Kleidungsstück, die Frauen allerlei Kleinigkeiten, wie Kämme, Nadeln, Garn. Unterdessen war es dunkel geworden, wir zündeten

den Baum an und öffneten Thüren und Fenster, damit auch die draußen Stehenden sehen konnten, da unser Zimmer viel zu klein war. Da war aber auch die Scheu der Hunderte von Heiden, die sich Anfangs noch fern gehalten hatten, überwunden und der ganze Hof füllte sich mit staunenden Zuschauern. Die Schüler sangen alle ihre Weihnachtslieder und die Kleinen ließen sich die Früchte des Wunderbaumes gut schmecken. Als die Kerzen niedergebrannt waren, gingen alle fröhlich nach Hause. Am zweiten Christtag hielt ich nur einmal Gottesdienst und erlaubte dann den Lernenden, wegen der drängenden Arbeitszeit an ihre Arbeit im Felde zu gehen. Am Nachmittage kamen noch einige Soldaten, die am heiligen Abend durch Dienst am Kommen verhindert gewesen waren; auch die Schüler stellten sich wieder ein, und beim brennenden Baum wechselten deutsche und battasche Lieder."

Wie es äußerlich in einem sumatranischen Dorfe aussieht, davon möge unseren Lesern das diesmalige Bild einen Begriff geben.

Oceanien.

Bei Ponape hat Missionar Doane große Massen von Bimsstein auf dem Meere schwimmen gesehen. Dieselben rühren ohne Zweifel von der vulkanischen Eruption her, welche vor mehr als einem Jahr die Insel Krakatao bei Java zerstörte. Die Eingebornen nennen den Bimsstein „Seefrucht", weil sie seinen Ursprung nicht erklären können. Auf manchen Inseln, die fast nur Sandboden haben, werden diese Bimssteinmassen als eine Art Dünger großen Nutzen stiften. Bei dieser Gelegenheit erinnert Missionar Doane an die sprachliche Verwandtschaft zwischen Java und Ponape. Eine Menge von Wörtern lauten in beiden Sprachen fast gleich. Auch Tao, die Endsilbe jenes Inselnamens, welche Meerenge bedeutet, gehört zu diesen Wörtern. — Unter den Christen in Ponape fängt leider das verdummende Awa- oder Kawa-Trinken wieder an Mode zu werden. Auch ein Fall von Mädchenraub ist vorgekommen. Es fehlt eben Obrigkeit und Gesetz.

— Auf Kusaie war es uralte Sitte, daß jeder Unterthan, sobald er des Königs ansichtig wurde, sich auf den Boden werfen und in dieser Stellung verharren mußte, bis die Majestät vorüber war, oder bis sie ihn aufforderte, sich zu erheben. Ebenso mußten alle gewöhnlichen Leute vor den Häuptlingen, Unterhäuptlinge vor den Oberhäuptlingen, Schwestern vor ihren Brüdern u. s. f. niederfallen. Eine Schwester durfte nie auf ihres Bruders Matte sitzen oder Speise essen, die er zubereitet hatte. In Kusaie kochen nämlich die Männer, nicht die Frauen. Alle diese und viele andere Sitten und Unsitten, zusammen „Sinak" genannt, hat am 11. Januar 1884 der König in feierlicher Volksversammlung für abgeschafft erklärt. Es ist schwer

zu sagen, was bei dieser Eröffnung größer war, die Verwunderung oder die Freude des Volkes. So bald die Leute begriffen, um was es sich handle, stürzten sie auf den König zu und schüttelten ihm dankend die Hand. „Seither sind die Nacken sehr steif und die Wirbelsäulen sehr aufrecht in Kusaie!“ Doch alte Sitten sterben nicht so schnell aus. Gleichzeitig sind allerlei Strafgesetze und polizeiliche Anordnungen vom König erlassen worden zur Besserung der Sitten, alles eine Frucht der Mission.

— Auf der Insel Ruk gedeihen die von Missionar Logan aus Hawaii mitgebrachten, von den Eingebornen früher noch nie gesehenen Hausthiere ganz gut. Sie hatten gerade das letzte Bündel Heu verzehrt, als die lange Seereise endlich ihr Ende nahm. Die einfältigen, sehr rohen, aber gelehrigen Insulaner staunen über die neuen Thiere und die weißen Menschen, helfen aber auch schon das Missionshaus bauen.

— Dr. Pease hat die Uebersetzung des Neuen Testaments in die Sprache der Marshall Inseln vollendet.

— Das Neue Testament in der Mortlock-Sprache, in Amerika gedruckt, ist jetzt in den Händen der Insulaner. Es wird verkauft um 150 Kokosnüsse per Exemplar; um denselben Preis ist auch eine Biblische Geschichte zu haben.

— Bei der presbyterianischen Missionsstation Anelkauhat auf den Neuhebriden strandete neulich ein sog. Arbeiterschiff. Die gerettete Mannschaft wurde in der großen Steinkirche untergebracht.

— In Erakor auf Efate, einer der Neuhebriden-Inseln, haben letztes Jahr 70—100 Heiden ihre Götzen weggeworfen und sich der kleinen Gemeinde angeschlossen. Diese, obgleich erst 90 abendmahlsfähige Mitglieder zählend, hat letztes Jahr nicht weniger als drei Lehrer sammt deren Frauen als Missionare auf die benachbarten Inseln Api und Ambrim geschickt. Von anderen Gemeinden wird große Freigebigkeit gerühmt. Zwei Gemeinden auf Aneitjum haben voriges Jahr zusammen für 4000 Mk. Arrowroot für Kirchen- und Missionszwecke beigesteuert. Leider sind auf dieser Insel die Eingebornen am Aussterben.

— In Port Moresby, Neuguinea, ist ein Laden, der von einem Deutschen und einem Schotten gemeinschaftlich gehalten wird. Eines Sonntags hämmerte — nicht etwa der Deutsche, sondern — der Schotte ganz gewaltig an seinem Haus herum, während ein eingeborner Prediger dicht daneben Gottesdienst hielt. Die Störung war unerträglich, d. h. nicht bloß die äußere, sondern noch mehr die innere, welche darin lag, daß ein geborener Christ aus Europa durch seine Sabbathschändung der Arbeit des heidenchristlichen Eingebornen entgegenwirkte. So nimmt denn dieser letztere seine Bibel, schlägt 2 Mose 21 auf, schreitet auf den Schotten los und hält ihm die offene Bibel hin, mit den Worten: „Schau hier!“ auf das dritte

(vierte) Gebot hinweisend. Der Schotte schaute auf und sah bald, daß mit diesem Prediger nicht zu spaßen war, denn so offenkundig wie seine christliche Unerschrockenheit war auch seine athletische Körperkraft. So ließ sich denn der weiße Mann herab, in's Buch zu sehen und die ihm vorgehaltenen Worte zu lesen: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest!" Da mochten denn wohl alte Erinnerungen in ihm erwachen; aber der Eingeborne ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. „Was machet ihr Weißen mich zum Lügner?" so redete er ihn an. „Erst schickt ihr die Bibel hieher, welche uns lehrt, daß wir am Sonntag nicht arbeiten sollen, und dann kommt ihr selber und arbeitet Sonntags wie Werktags. Was soll das heißen? Wollt ihr mich zum Lügner machen?!" Die Folge dieses Auftretens war die, daß der weiße Händler den schwarzen Prediger zuerst fürchtete und dann auch achtete und ehrte, wie er's verdient. — Also erzählt von Missionar Lawes in Sydney vor einer glänzenden Versammlung, welche — den Gouverneur an der Spitze — zusammengekommen war, dem Pionier des englischen Einflusses und der christlichen Kultur in Neuguinea alle mögliche Ehre anzuthun.

— Am 8. Februar ist die erste Karawane japanischer Auswanderer in Honolulu angekommen: 666 Männer, 165 Frauen und 118 Kinder, zusammen 949 Personen oder 1 Procent von der ganzen Bevölkerung Hawaiis. Für die Zukunft des Inselreiches ist das ein epochemachendes Ereigniß. Die Japaner sollen auf den Plantagen und als Dienstboten Arbeit finden.

— In Fidschi haben die Wesleyaner 1200 Gemeinden, 1730 Laienprediger, 1070 Schulmeister, 11 europäische und 51 eingeborne Geistliche und 32 Katechisten. Die Anglikaner haben nur 3 Kirchen und 2 Geistliche. Trotzdem war die Errichtung eines Bisthums geplant. Es freut uns, daß dieser Gedanke jetzt aufgegeben oder wenigstens aufgeschoben ist.

Amerika.

In Uschuwia, Feuerland, brachen im November v. J. die Masern aus, und in 3 Wochen waren 43 Eingeborne, meist Christen, gestorben. Missionar Bridges war leider abwesend; die andern Missionare aber, unterstützt von den Matrosen des „Allen Gardiner" und den Angestellten der Argentinischen Republik, thaten was sie konnten für die Kranken und Sterbenden. So herzzerreißend die Berichte lauten, muß man sich doch darüber freuen, daß kaum Ein Haus da war, wo nicht mitten aus dem Krankheitsjammer heraus die Stimme des Gebets und Lobgesangs zu hören war.

— Nach dem neuesten Jahresbericht des „Board of Indian Commissioners" haben die Indianer sich im Jahr 1884 gut gehalten und in der Civilisation Fortschritte gemacht. Sie besitzen jetzt — „die 5 civilisirten Stämme" nicht mitgerechnet — 14,824

Häuser, von denen 2267 im letzten Jahr neugebaut wurden, 215 Schulen mit 785 Lehrern und 11,731 Schülern. Für Erziehungszwecke wurden ausgegeben von der Regierung 2,602,160 Mk., von den Missionsgesellschaften 875,380 Mk., vom Staat Neu-York 75,392 Mk. 19,579 Indianer können lesen, 2257 mehr als im Vorjahr. Auf den verschiedenen Reservationen befinden sich 147 Kirchengebäude. Die Zahl der von Indianern bebauten acres Land ist 229,768. Diese Zahlen werden natürlich viel größer, wenn man die 5 civilisirten Stämme dazu nimmt. Die Zahl der Schüler z. B. steigt dann auf 19,593 u. s. f.

England.

Für die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ist der März d. J. ein überaus ereignißvoller Monat gewesen. Die wichtigen Nachrichten vom Tode Mtesas und der Bewahrung der Missionare in Uganda kamen im März an. Aus Ceylon kehrten die Abgesandten der Kommittee Fenn und Barton wohlbehalten zurück, nachdem sie sich ihres Auftrags, das Verhältniß der dortigen Missionare zum hochkirchlichen Bischof neu zu regeln und zu befestigen und womöglich gegenseitiges Vertrauen herzustellen, erfolgreich entledigt und die Mission selbst weit über Erwarten in blühendem Zustand gefunden hatten. Im März wurde auch der Beschluß gefaßt, auf eine Anregung von General Haig, dem Gründer der Koi-Mission in Indien, endlich auch für Arabien etwas zu thun und in Aden eine Mission zu eröffnen. Ferner wurde das bedeutend vergrößerte und erneuerte Missionshaus in Salisbury Square eingeweiht, eine allgemeine Mitgliederversammlung zur theilweisen Abänderung der Statuten und endlich am 24. März — auf eine Einladung von Seiten des Londoner Jünglingsvereins — eine öffentliche Missionsversammlung in Exeter Hall gehalten, bei welcher der seither verstorbene edle Lord Cairns, Canonicus Hoare, der einen Sohn in China hat, Rektor Moule, dessen zwei Brüder ebenfalls in China arbeiten, sein Kollege Jones, der im Begriff ist, sich als Missionar aussenden zu lassen, der alte Townsend, der 40 Jahre in Afrika gearbeitet hat, Piper aus Japan, Pearson von der Uganda-Mission, Hughes aus Peschawar und zuletzt General Haig tiefernste und inhaltsreiche Ansprachen hielten. 40 Studenten aus Cambridge, die alle den Missionsberuf in's Auge gefaßt haben, und eine Masse junger Leute aus allen Ständen — ungefähr 2000 Mann! — befanden sich unter den Zuhörern. Viele hunderte konnten keinen Platz finden. Für diese mußte an anderem Ort eine Extra-Versammlung veranstaltet werden, und auch hier reichte der Raum nicht aus. Es ist nicht zu verkennen, daß eine Erweckung des Missionsgeistes in England die Herzen bewegt. Die traurigen politischen Verhältnisse tragen noch zur Vermehrung desselben bei. Der Helden-

tod Gordon's, der wahrhaft „auch ein Missionar" war und von dem jetzt eine edle That um die andere und ein köstliches Bekenntniß ums andere an's Licht gezogen wird, hat namentlich auf die Jugend tiefen Eindruck gemacht.

Todesfälle.

In Benares ist am 1. November 1884 die verwitwete Frau Generalin Kennedy, eine warme Missionsfreundin, 97 Jahr alt gestorben. Als sie heirathete, war sie 16 Jahr alt. Die Ehe hatte 55 Jahre gedauert, als ihr Gemahl, 82 Jahre alt, starb. Indien hat sie nie verlassen und auch die kühlen Gesundheitsstationen auf den Bergen nie besucht, mit einer einzigen Ausnahme, und da wurde sie unwohl und mußte in's Unterland zurück. Ihr Vater, zwei Söhne, zwei Schwiegersöhne und vier Großsöhne sind Generale gewesen. Im Ganzen hat sie 18 Kinder, 80 Großkinder, 73 Urenkel und 14 Ururenkel gehabt. Ihre Anhänglichkeit an die Kirche und an die Mission war oft rührend und aufopfernd.

— Am 31. Januar starb in Honolulu Frau Abigail W. Smith, eine Schülerin der bekannten Mary Lyon im Holyoak Seminary, seit 1832 in Hawaii thätig.

— Am 1. Februar 1885 starb in Guti, Südindien, die junge Frau des Londoner Missionars Dignum nach nur zweimonatlicher, glücklicher Ehe an der Cholera.

— Am 7. Februar starb in Honolulu Dr. S. Ch. Damon, seit 1842 Pfarrer der dortigen „Bethel Union Church". Seine Hauptthätigkeit galt den zahlreichen Matrosen und anderen Ausländern in Hawaii. Seit 1843 gab er eine christliche Zeitschrift, den „Freund" heraus. Besonders lagen ihm auch die eingewanderten Chinesen am Herzen und sein Sohn hat sich ganz der Arbeit an ihnen gewidmet.

— Am 13. Februar starb in oder bei Agra der fast 90jährige baptistische Prediger Thakur Das, 1843 von Missionar Williams getauft. Er ist der Dichter eines von allen eingebornen Christen Nordindiens mit Vorliebe gesungenen Liedes und wird schon als solcher unvergessen bleiben.

— In Madras sind an Einem Tage (14. Februar) der englische Kaplan Smithwhite und dessen Frau an der Cholera gestorben. Er war stellvertretender Vorsteher des Predigerseminars der Ausbreitungsgesellschaft.

— Am 16. Februar 1885 starb in England, 86jährig, der alte Missionar Wilhelm Kruse, nachdem ihm am 13. Februar seine Gattin Maria im Tode vorangegangen. Er hatte 35 Jahre lang der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Aegypten und Palästina gedient. Seine Bildung hatte er im Basler Missionshaus empfangen.

— In Madagaskar ist der 70jährige Pastor Rasaka von Fihaonana in Wonisongo, ein einfältiger, treuer und gesegneter Patriarch unter den dortigen Christen, am Fieber gestorben.

— Am 24. Febr. 1885 starb in Brooklyn, 88 Jahre alt, der dortige Stadtmissionar Anson Gleason, der seit 1822 in verschiedenen Stellungen, namentlich als Indianer-Missionar unter den Tschoktas und Senekas, im Dienst der Bostoner Missionsgesellschaft gearbeitet hatte.

— Am 28. Februar starb in Tschindwara der schottisch-freikirchliche Missionar James Dawson, nachdem er 20 Jahre lang unter den Gonds gearbeitet und erst am 26. Febr. von einer Predigtreise zurückgekehrt war, die einen ganzen Monat gedauert hatte. Man sagt, es sei kein Dorf im ganzen Tschindwara-Distrikt, wo er nicht gepredigt. Seine Frau und vier Söhne waren in Schottland, als er starb. Dawson hat das Evangelium Matthäi und Marci in's Gondi übersetzt und eine kleine Grammatik dieser Sprache, sowie ein Elementarschulbuch in derselben herausgegeben.

— In London starb Ende März Robert Gordon, ein schwarzer Geistlicher aus Jamaika. Obgleich fein gebildet und von edlem Charakter, konnte er sich doch nie die gesellschaftliche Stellung erringen, die ihm gebührt hätte.

Allerlei.

Pastor Dr. R. Grundemann in Moerz bei Belzig ist von der theologischen Fakultät in Berlin zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden, weil er, wie es im betreffenden Diplom heißt: „durch angestrengte Studien, viel umfassende Arbeiten und sehr nützliche Schriften sich ausgezeichnete Verdienste erworben hat sowohl um die eifrige und umsichtige Förderung des evangelischen Missionswerkes selbst, als auch um die geographische und geschichtliche Darstellung desselben." Wir gratulieren unserem verehrten Freunde von Herzen zu dieser wohlverdienten Ehre.

— Soeben kommen uns die ersten Nummern einer neuen Missionszeitschrift zu. Es ist das „Missionsblatt des Allg. evang. protestantischen Missionsvereins", herausgegeben und redigiert von Stadtpfarrer Schück in Heidelberg. Dasselbe ist populär geschrieben und gar nicht langweilig. Auch von einer eigenen Unternehmung des neuen Vereins kann es berichten: Im April ist Pfarrer Spinner von Dynhard nach England gegangen, um von dort als Missionar nach Japan zu ziehen. Drei weitere junge Theologen sind bereit, sich senden zu lassen. Fünf früher eingelaufene Anerbietungen mußten abgewiesen werden, hauptsächlich weil der Vorstand den Familien der Betreffenden gegenüber eine so große Verantwortung nicht glaubte übernehmen zu können. Vor seinem Abgang wurde Spinner dem Großherzog von Weimar vorgestellt, in die weimarische Landesgeistlichkeit aufgenommen und zum Pfarrer

einer von ihm zu gründenden deutschen Gemeinde in Tokijo ernannt. Als solcher ist er auch von Weimar aus dem auswärtigen Amte in Berlin empfohlen worden. Einer der oben erwähnten jungen Theologen, Hering aus Weimar, hat von der japanischen Regierung eine Stelle als Professor an einer höheren Schule in Tokijo angenommen und wird nun in dieser Stellung die Interessen des Vereins fördern.

Bücherschau.

Rigberta. — Eine Erzählung von Gustav Pasig. Leipzig. Verlag von Georg Böhme. 1882. Preis Mk. 2.

Eine gut erfundene und fesselnd durchgeführte Dichtung missionsromantischen Charakters aus dem ersten Jahrhundert. Die zweiundzwanzigste Legion wird nach der Zerstörung Jerusalems in die Gegend von Mainz versetzt. Ein römischer Offizier, Aulus, der in Palästina bekehrt und getauft worden, kommt krank in das Haus eines germanischen Edeling. Rigberta pflegt ihn und vernimmt aus seinem Munde das Evangelium, gewinnt aber nicht den Heiland, sondern den Aulus lieb. Die Deutschen werden besiegt; Aulus kehrt nach Rom zurück. Ebendahin geht freiwillig auch Rigberta als Geisel, auf ein Wiedersehen mit Aulus hoffend. In einem vornehmen Hause findet sie liebevolle Aufnahme. Eine jüdische Christin, Thirza, dient ihr als Sklavin. Es ist die gleiche, die Aulus in Palästina kennen gelernt und die er — liebt. Sie werden ein Paar. Rigberta aber, die Heidin, von Eifersucht hingerissen, will Rache nehmen und es gelingt ihrem Beauftragten, den Aulus — um seines christlichen Bekenntnisses willen — in Lebensgefahr und in die Verbannung zu bringen. Jetzt geht ihr ein Licht auf über die Bosheit des eigenen Innern; sie bekehrt sich und eilt nun, für dieses Leben geknickt, aber zur Ewigkeit genesen, in ihre Heimat zurück. Ein deutscher Kriegsmann, das Urbild altgermanischer Treue und Tugend, geleitet sie. Kaum angekommen auf dem väterlichen Boden, bricht ihre Kraft zusammen und als Leiche wird sie in's Elternhaus getragen. Auf dem bleichen Antlitz aber liegt ein Friede und ein Glanz, der die Heiden in Staunen versetzt. Es ist das Morgenroth eines christlichen Deutschland.

Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission. Von Dr. th. G. Warneck. Zweite Hälfte. Gütersloh 1885. C. Bertelsmann. Preis Mk. 3.60.

Dieses Buch ist leider — kein Roman. Man traut seinen Augen kaum, wenn man hier liest, was einerseits römische Neider an Verleumdung, Beschmutzung und Verhöhnung der evangelischen Mission zu leisten vermögen, und was andrerseits die gleichen Leute zur Verherrlichung ihrer Sache für niederträchtige Mittel gebrauchen. Aber beides ist buchstäbliche Wahrheit, durch tausendfältige Proben aus der katholischen Missionsliteratur belegt. Wir haben seit zehn Jahren beim Lesen katholischer Blätter und Bücher auch manches Haarsträubende gefunden und je und je unseren Lesern mitgetheilt; aber wir

bekennen, doch erst aus diesem Buche den vollen Umfang der römischen Verlogenheit, die totale Unzuverläßigkeit ihrer Berichte und die krasse Oberflächlichkeit ihrer Missionsmethode recht kennen gelernt zu haben. Die Lektüre dieses Buches ist kein Vergnügen. Was für ein unerquickliches Geschäft muß erst die Abfassung desselben, die Herbeischaffung des massenhaften Materials, das Durchstöbern all des Wustes und das schließliche Formuliren der ganzen Anklageakte gewesen sein! Ja, eine Anklageakte ist diese Schrift, und das in eminentem Sinne. Kein vernünftiger und ganz gewiß kein wahrheitsliebender Mensch kann dieselbe lesen und noch ferner sich imponiren lassen von all den vermeintlichen Vorzügen der römischen Kirche. An eine Widerlegung wird sich wohl auch so bald niemand machen. Für die protestantische Theologie aber wird dies Werk auf lange hinaus eine Rüstkammer bleiben, aus welcher nicht nur der Polemiker sich seine Waffen wird holen können, sondern die auch der Kirchenhistoriker und der Lehrer der Symbolik unmöglich unbenützt wird ignoriren dürfen. Möchte es doch luftreinigend auch da wirken, wo immer noch die katholische Kirche und Mission als wenigstens in manchen Stücken bewunderungswürdig und beneidenswerth angesehen wird! Möchte namentlich kein protestantischer Schriftsteller oder Redakteur über die römische Mission auch nur Ein Wort sagen, wenn er dies Buch nicht gelesen hat! Das wäre gewiß der beste Dank, der dem Verfasser für seine große Mühe zu Theil werden könnte. Einen Auszug aus demselben zu geben, fehlt uns einstweilen der Raum. Es ist auch besser, diejenigen, welche es angeht, schöpfen direkt aus der Quelle.

Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende von Dr. Joh. H. Kurtz. Neunte Auflage in durchgängig erneuter Bearbeitung. Leipzig 1885. August Neumann's Verlag. Preis 15 Mk.

Wie es uns ein Genuß war, vor vier Jahren die achte Auflage dieses vortrefflichen Kompendiums zu durchblättern und seither beständig zu gebrauchen, so haben wir jetzt mit hoher Freude die neunte Auflage begrüßt, welcher der greise Verfasser fast seine ganze, durch keine amtliche Thätigkeit mehr in Anspruch genommene Zeit gewidmet und die er durchgängig bereichert und verbessert hat. Manche minder wesentliche Ausführungen und Erörterungen sind theils gekürzt, theils ganz weggelassen worden, und so ist Raum geschafft worden für vieles Neue. Die „Lehre der 12 Apostel“ z. B. ist ausgiebig verwerthet worden. Ueberhaupt hat die Darstellung der Geschichte der drei ersten Jahrhunderte ein ziemlich verändertes Gesicht erhalten. Im Mittelalter hätte wohl noch mehr geändert werden dürfen. Die Neuzeit ist fortgeführt bis zum Jahr 1884. Auch solche Dinge, wie der Robertson-Smithsche Ketzerprozeß, der lutherisch-konfessionelle Kampf gegen die Ritschl'sche Schule, das Lutherjubiläum, das klerikale Schulgesetz in Belgien, die Beilegung des Kulturkampfes in der Schweiz, das Treiben der Heilsarmee 2c. sind gehörig gewürdigt worden. Man muß überhaupt lang suchen, bis man etwas vermißt.

Uebersicht der Kirchengeschichte. Erlangen, Verlag von Andreas Deichert. 1882. Preis Mk. 1.50.

Ein brauchbarer Auszug aus der Kirchengeschichte, in welchem auch das Profangeschichtliche genügend berücksichtigt ist. Beigegeben ist ein vollständiges Papstverzeichniß.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Kurg-Mädchen-Schule.

Die Heidenpredigt in Malabar.

Von G. Wagner, Missionar.

(Schluß)

8. Die Predigt auf den heidnischen Festen in Malabar, was sie früher war und was sie jetzt ist.

Der heidnischen Feste ist in Malabar kein Anfang und kein Ende. Erstlich hat jede Familie bei den verschiedensten Anlässen, und dann jede Ortschaft zu gewissen Jahreszeiten, ja an gewissen Monatstagen, eine religiöse Festlichkeit oder Feier. Es giebt wohl kaum Einen Tag im Jahr, an dem nicht irgend etwas der Art „los“ wäre. Für die öffentliche Heidenpredigt kommen aber natürlich nur die allgemeinen Götzen- und Volksfeste in Betracht. Diese letzteren zerfallen in drei Klassen.

Zuerst kommen die kleinen Feste, die zu Ehren irgend eines auf Einen Tempel beschränkten Götzen, Dämonen oder Heroen gehalten, und nur von der lokalen Tempelgemeinde, d. h. von 50 bis 200 Personen besucht werden. Da diese aber meist bei Nacht stattfinden, und die Theilnehmer auch bei Tage durch Völlerei und Sinnenlust berauscht sind und dazu mit Trommeln, Schießen, Schreien und Tanzen einen ganz abscheulichen Lärm machen, so kann der Heidenprediger in der Regel nichts ausrichten.

Dann kommen die Feste zweiten Ranges, die wie die vorigen auch einmal jährlich stattfinden, aber von 10 bis 100 Tempelgemeinden zumal gefeiert, d. h. von 500 bis 10,000 Personen besucht werden. Diese Feste dauern mehrere Tage und sind mit einem kleinen Markt verbunden. Meine Liste enthält gegen 80 solcher Feste für ganz Malabar. Von diesen eignen sich aber kaum 20 für die Heidenpredigt.

Die Feste ersten Ranges endlich sind solche, zu denen aus ganz Malabar, ja auch aus den Nachbarprovinzen Kurg, Kotschin, Trawankor und dem Tamilland fromme und unfromme Wallfahrer herbeiströmen. Sie sind stets mit den großartigsten Jahrmärkten verbunden, dauern 5 bis 10 Tage und pflegen von 12 bis 40,000 Menschen besucht zu werden. Die wichtigsten derselben sind die Feste von Pajawur in Nordmalabar, Kilur in Mittelmalabar, Gurnwajur in Südmalabar und Tiruwilwamala für Ostmalabar.

Wie es bei diesen Festen zugeht und wie auf denselben das Evangelium gepredigt wird, namentlich wie von Hebich und andern alten Missionaren gepredigt wurde, ist schon so oft beschrieben worden, daß wir uns hier darauf beschränken können, die Bedeutung dieser Art von Festpredigt zu erörtern. Wir sehen dabei

a) Was die Predigt auf diesen Götzenfesten **früher** war.

Wie schon früher bemerkt, konnte zur Zeit der Gründung unsrer Mission in Malabar und in den nächsten zwei Jahrzehnten keine Rede davon sein, daß die Missionare mit einer Schaar eingeborner Gehilfen predigend in den vielen einzelnen Ortschaften und Häusern der Provinz erschienen. Es fehlte an den nöthigen Arbeitern und an den nöthigen Vorbedingungen; es war damals der Haß und der Fanatismus der Heiden und Muhammedaner noch so ungezügelt, daß die Missionsarbeiter im Innern des Landes ohne Zweifel ermordet worden wären, zumal da die englische Regierung damals den Missionaren das Recht, öffentlich zu predigen, wenn auch nicht gerade vorenthielt, so doch nur sehr zurückhaltend zugestand. Da war es kein Wunder, daß heidnische Beamte sich oft sehr feindselig benahmen. Missionar Hebich erkannte wohl, daß man da nur auf Plätzen predigen könne, wo polizeilicher Schutz nahe bei der Hand sei. Er gieng glaubensmuthig auf die Feste in Talliparambu und Pajawur, arbeitete daselbst unter oftmaliger Lebensgefahr und eroberte so unter viel Drangsal und Mühe die Feste Nordmalabars für die Predigt. Sogar der fromme Kollektor Konolly, welcher damals der Polizei und den übrigen Beamten den Auftrag ertheilte, Hebich zu beschützen, gab diese Weisung nur insgeheim. Bald aber erkannte man, daß diese Art der Predigt der sicherste und fruchtbarste Weg sei, um das Evangelium unter die Massen und an das Gesammtvolk Malabars zu bringen.

Eine ähnliche Pionierarbeit that Missionar Diez in Südmalabar, obwohl etwas später und unter ein wenig günstigeren Umständen. Und der Zweck wurde in wahrhaft großartiger Weise erreicht: immer 400 bis 600 Zuhörer auf einmal lauschten aufmerksam ihrer Predigt. Die Kunde des Heils in Jesu Christo war denselben etwas ganz Neues und sie trugen dieselbe in ihre Heimat. Damals kamen viel mehr Heiden auf diese Feste und zwar aus religiösen Beweggründen, wenn auch unter abergläubischen Vorstellungen. Ein bejahrter Katechist schilderte mir vor Kurzem aus eigener Anschauung die damalige Predigt auf den Götzenfesten mit etwa folgenden Worten:

„Früher vor 20—30 Jahren kamen wir oft auf die großen Götzenfeste von Talliparambu, Pajawur und Kilur. Da strömten große Schaaren herbei vom Innern und von den Enden des Landes. Die Predigt war ihnen etwas Neues und sie hörten aufmerksam zu. Obwohl es damals Lärmer und Störer gab wie heute noch, so war doch die große Mehrzahl Auge und Ohr; sie wichen nicht vom Platze, so lange es eine Predigt zu hören gab, und man konnte es ihnen an den Gesichtern absehen, mit welch großem Verlangen sie jedes Wort aufnahmen; in Folge hievon fühlten wir Prediger uns gedrungen und gebunden, fortzupredigen, bis uns Kraft und Stimme gänzlich ausgiengen. Damals hatten wir vier-, ja sechsmal so viele Zuhörer, als dies heute auf denselben Festen der Fall ist. Nachher kam ich nach Ostmalabar. Herr Diez war es, der mich mitnahm auf die dortigen Feste und später auch nach Guruwajur. Damals war es eine Lust zu predigen; nur völlige Erschöpfung und Heiserkeit vermochten es, uns von der Predigt vor einer so begierig lauschenden Zuhörerschaft abzubringen. Als wir einst nach reichlich gethaner Arbeit in Guruwajur abgezogen waren, trafen wir auf unserm Rückwege auf dem Markte in Kuttankal eine große Schaar Leute, welche unsre Predigt hören wollten. Wir waren sehr erschöpft und unsre Stimme war wie verrostet, allein die sich schnell um uns schaarende Volksmenge und die zu ihren Augen herausschauende Begierde, das Wort Gottes zu hören, zwangen uns, auch da wieder zu predigen. Wir thaten es, aber ich glaubte, mit jedem neuen Satze müsse meine Brust zerspringen, so wehe that sie mir. Nicht anders gieng es den übrigen Predigern; und wir konnten damals auf einer einzigen Reise für 16 Mark Traktate und Bibeltheile verkaufen."

Unsre ersten Missionare versuchten es schon frühe (1859 u. 1860), auch in den einzelnen Ortschaften und Häusern zu predigen, allein sie stießen noch auf vielen Widerstand und große Schwierigkeiten, welche erst ein Jahrzehnt später überwunden wurden; somit ist es offenbar, daß früher, d. h. in den ersten 2—3 Jahrzehnten die Predigt auf den Götzenfesten den ersten Rang in der Heidenpredigt einnahm und am sichersten und kürzesten zu dem Ziele, das Evangelium unter das Gesammtvolk zu bringen, führte. Jener Predigt der ersten drei Jahrzehnte haben wir es zu verdanken, daß heute fast durch das ganze Land eine allgemeinere Bekanntschaft mit der christlichen Religion angetroffen wird. Nach allem, was ich bis jetzt gesehen und gehört habe, scheint es mir, als habe die erste Heidengeneration Malabars, d. h. die Zuhörer der drei ersten Jahrzehnte unsrer Mission, die Frage, „ob Jesus Christus der Sünderheiland ist," sei es mit Zweifel, Widerspruch und Verachtung, sei es mit Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, bewegt und verarbeitet. Ich erinnere mich noch, zu Anfang und in der Mitte der siebziger Jahre auf den Götzenfesten 200—300 Zuhörer gehabt zu haben, und ebenso erinnere ich mich, daß aus den damaligen Einwendungen und dem Widerspruch die Frage herausredete, ob das Evangelium, die Thatsache der Erlösung in Christo und die christliche Religion überhaupt geschichtlich wahr, oder ob Alles nur Fabeln seien, und ob unsere mühsame Missionsarbeit nur aus selbstsüchtigen Absichten oder aus fanatischem Haß gegen die Hindureligion getrieben werde, ob wir Verführer oder wahre Lehrer seien.

b) Was ist nun aber **heute** die Predigt auf diesen Götzenfesten?

Auch hierüber hat der obenerwähnte Katechist sich ausgesprochen, und zwar folgendermaßen: „Gehen wir heutzutage auf eines der großen Götzenfeste und sehen da, wie sowohl die Zahl der Festbesucher, als auch die Zahl unsrer Zuhörer sich von Jahr zu Jahr vermindert, so entsinkt uns der Muth und die Freudigkeit, solche Feste fernerhin überhaupt noch zu besuchen. Es geht uns heute bei diesem Anblick wie damals den Alten, welche die Größe und Herrlichkeit des salomonischen Tempels gesehen hatten, und beim Blick auf den viel geringeren neuen Tempel weinen mußten. Denn die heutige Predigt auf den Götzenfesten hat ihre frühere großartige Bedeutung verloren."

Dieses Zeugniß ist wahr. Es scheint wirklich, daß die früheren Feste von doppelt so viel Heiden besucht waren, als die heutigen, und ich kann aus Erfahrung sagen, daß wir heutzutage auch auf dem größten Feste doch nur 50 bis 60 Zuhörer vor uns haben, und daß von diesen höchstens 10—12 ruhige Zuhörer sein mögen, während die große Mehrzahl aus Spöttern, Feinden und Gesindel zusammengesetzt ist. Die Rädelsführer bleiben eine Weile stehen und hören zu, bis sie in unsrer Predigt einen Angriffspunkt und einen Gegenstand ihres Spottes entdeckt zu haben glauben. Dann beginnen sie einen Skandal in Scene zu setzen. Dem Prediger werden spitzfindige oder scherzhafte und vom behandelten Gegenstande abführende Fragen (oft auch unsittliche) vorgelegt, mit dem gebieterischen Verlangen, diese Fragen zu beantworten oder das Predigen einzustellen. Darauf wird sich aber der Prediger nicht einlassen. Geht er in die Falle und will er scheinbar unverfängliche Fragen beantworten, so hat der Teufel zumeist gewonnenes Spiel, denn nicht um Belehrung, sondern um systematische Störung ist es diesen Fragern zu thun. Haben sie nur erst den Prediger und seine Zuhörer vom Predigtgegenstand abgelenkt, so warten sie die Beantwortung ihrer ersten Frage gar nicht mehr ab, sondern bringen eine Reihe neuer, noch boshafterer und schlimmerer Fragen vor, so daß man stillestehen und innehalten muß, bis sie endlich ihr Siegesgeschrei anstimmen und abziehen. Predigt man dagegen, von derartigen Fragen unbeirrt, ruhig fort, so kann man noch am längsten die Stellung behaupten, und das hassen die Feinde sehr, weßhalb sie schließlich sich zusammenrotten, eine Art Gegenpredigt beginnen und uns so die Zuhörer entziehen, oder aber erheben sie schließlich ein anhaltendes, tolles Geschrei, das dann meist die Zuhörer mit fortreißt. Auch bei den notorischen Gegenpredigern, deren es in Malabar nun etliche giebt, herrscht die Unart vor, mehr uns zu stören, als das Volk zu belehren Daß unter solchen Umständen, bei diesem „Heidenlärm“, das Predigen unter freiem Himmel, zumal in den heißesten Monaten, einen außerordentlichen Kraftaufwand und Stimmverbrauch erheischt, ist klar; setzt man die letzteren in Beziehung zu der geringen Zuhörerschaft, so muß man wirklich sagen, die Predigt auf den heutigen Götzenfesten in Malabar hat keine große Bedeutung mehr, denn das zuhörende Publikum bildet nicht mehr den Kern des Volkes, sondern nur dessen Hefe.

c) Was ist aber die Ursache dieses Rückganges? Ist derselbe zu beklagen oder zu begrüßen?

In den früheren Zeiten war der Besuch der Götzenfeste von Seiten der Heiden deswegen so stark und so zahlreich, weil ihr Glaube an die Götzen damals noch unerschüttert war. Das ist heute nicht mehr der Fall. Die Götzenfeste sind mittlerweile zu Jahrmärkten herabgesunken. Etwa 90 Prozent aller Besucher gehen nicht mehr, um anzubeten oder zu opfern, sondern bloß, um auf dem Jahrmarkte einzukaufen, zu verkaufen oder Tauschhandel zu treiben. Ich habe geflissentlich öfters verschiedene heidnische Festbesucher gefragt, wo sie hingiengen oder wo sie herkämen; sie alle antworteten: „Wir gehen auf den Jahrmarkt oder wir kommen davon" und wenn ich dann hinzufügte: „doch vom Götzenfeste?" so lachten sie und widersprachen. Ein alter Missionar sagte mir unlängst: „Diese Feste haben auch für die Heidenpredigt ihre frühere Bedeutung verloren, denn die frommen Heiden erkennen den Götzendienst als Sünde und es geht ihnen auf solchen Festen zu sündlich zu, und wenn Einzelne dieser frommen Heiden noch auf's Fest gehen, so eilen sie, opfern schnell ihre Gabe, besorgen schleunig ihre Geschäfte auf dem Markt und entziehen sich dem Getümmel, ohne weiter auf das zu achten, was um sie her vorgeht. Ein angesehener heidnischer Edelmann von Tschombala sagte im letzten Jahre: „Ja, wer ein respektabler Mann ist, der geht nicht mehr auf's Götzenfest. Wenn Ihr uns aber doch auf dem Jahrmarkte in K. gesehen habt, so geschah dies, weil wir dort Einkäufe zu machen hatten." Andere sagen es offen heraus, daß sie dorthin gehen, um etwas Neues zu sehen und zu hören, Bekannte zu sprechen, Zeitvertreib zu haben und allerlei Spiel oder Possen zu treiben, während wiederum Andere gehen, um sich voll zu saufen, zu stehlen und andere Sünden zu treiben. Da ist es kein Wunder, wenn fromme Heiden sich ferne halten; auch sie werden diese Feste eine „Mördergrube" nennen müssen. Giengen daher früher die religiös gesinnten Hindus fleißig auf die Feste, so bleiben sie jetzt aus besseren religiösen Ueberzeugungen von denselben ferne. Woher dieser Umschwung? Woher diese Erschütterung des früher so starken Götzendienstes? Woher dieser Niedergang der Götzenfeste? — Die geldgierigen Tempelbesitzer, die verarmten Götzenpriester und der Haß und die Feindschaft, welche

durch die Miethlinge beider auf dem Predigtplatze gegen uns geschürt werden, sie sagen und zeigen uns deutlich genug, daß dieser Umschwung in erster Linie durch die 30jährige Predigt des Evangeliums in Malabar und hauptsächlich durch die frühere Predigt auf den Götzenfesten herbeigeführt ist. Kein Heide kann heute in Malabar den Götzendienst vertheidigen, ohne bei seinen eigenen Religionsgenossen auf Widerspruch zu stoßen, und dadurch ist auch das Götzenfest hinfällig geworden. Diese Festungen und Bollwerke sind daher bereits erobert, die Kerntruppen des Feindes haben sich hinter ihre Verschanzungen zurückgezogen. Es ist daher nicht zu verwundern und noch viel weniger zu beklagen, daß auch die Predigt auf den Götzenfesten nicht mehr viel zu bedeuten hat; im Gegentheil, wir begrüßen diese Erscheinung als einen ersten Sieg und als einen Wink zum Vormarsch. Wo liegen aber nun die feindlichen Kerntruppen? Oder, fragen wir,

d) Wo liegt nun der Schwerpunkt der heutigen Heidenpredigt in Malabar?

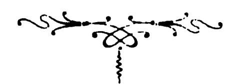
In der Festpredigt liegt derselbe nicht mehr, ja nicht einmal mehr in der Predigt auf den Wochenmärkten, welch letztere Art im zweiten und dritten Jahrzehnt schon die Festpredigt überflügelt hatte; sondern der Schwerpunkt liegt in der Hauspredigt und in der Landpredigt, wie diese im zweiten und dritten Abschnitt früher beschrieben wurden. Nun ist es gelungen, die Predigt in alle Gaue, in alle Untergaue, in jegliche Gemarkung, ja auch in das versteckteste Weberdörflein oder in das abgeschlossenste Brahmanendorf hineinzutragen. Wir genießen hiezu Freiheit, Sicherheit und Schutz. Die Heidenhausbesuche sind heute die wichtigste Arbeit geworden. Denn da ist der Spötter entwaffnet, da wird auch der einzelne Hindugelehrte entwaffnet; sie erkennen den Prediger als einen Zeugen Jesu Christi und finden, daß, wer sie in ihrer Heimat und in ihrer Wohnung sammt und sonders aufsucht, um ihnen zu predigen, dies aus Liebe thun müsse. Da trifft man alle Klassen und Schichten der Bevölkerung in ihrem Alltagsleben, redet über ihr Seelenheil vor oder mit Männern, Frauen, Kindern und Greisen, oft sogar vor den sklavenähnlichen Dienstboten. Das ist etwas noch nie Dagewesenes seit Malabar steht. Da redet man ruhig, allseitig, dem Bedürfniß des Einzelnen entsprechend, oft in katechetischer Form —

das läßt einen unauslöschlichen Eindruck zurück. Sieht man in dem tollen Benehmen der heidnischen Festbesucher, wie weit es die Hindus und Heiden in der Gottseligkeit bringen und was sie in der Sünde zu leisten vermögen, so zeigt sich bei den Heidenhausbesuchen nicht minder, was Alles dem Hindu mangelt, wozu er keine Kraft besitzt, und daß er außer Christo Jesu nirgends Trost noch Leben zu finden vermag, — ja sein unverstandenes Sehnen nach Erlösung kommt da zum Vorschein.

Durch die frühere öffentliche Predigt entstand im Volke eine allgemeine Bekanntschaft mit Gottes Wort. Diese bildet eine gewisse Grundlage, an welche eine genauere Besprechung bei den Heidenhausbesuchen anknüpfen kann. Die geschichtliche Wahrheit der Bibel steht vielen Heiden fest, und offenbar bewegt vieler Herzen nun die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Noch stoßen sich Viele „am Wort vom Kreuz“ und versuchen noch allerlei, ob es möglich wäre, sonstwie selig zu werden. Aber ein Suchen ist vorhanden. Die Haus- und Landpredigt hat daher die Aufgabe, diesen Leuten zu sagen: „Sehet, ihr brauchet den Herrn Jesum, wenn ihr selig werden wollt, und außer ihm ist kein Heiland.“ Da wir bei diesen Besuchen durchschnittlich 10 Personen in einem Hause antreffen und täglich 10 bis 20 Gehöfte besuchen können, so erreichen wir bis jetzt täglich 100 Seelen. Reiht sich aber gelegentlich noch ein Besuch in einem Dörflein (da die Leute beisammen wohnen) hinzu, wo wir ebenfalls in einer Stunde 50 bis 100 Menschen predigen können, und fällt eine abendliche Straßenpredigt noch ergiebig aus und haben wir vielleicht des Nachts und des Mittags noch Besuche von Heiden in unsrer Herberge, so kann es leicht geschehen, daß wir an einem Tage 200 und noch mehr Zuhörer bekommen. Ich weiß ein Beispiel aus dem Jahr 1883, wo wir auf diese Weise an einem Tage 300 Zuhörer hatten. Hier kann also der Herzensacker der Hindus am besten und am erfolgreichsten bearbeitet werden. Hier haben wir die meisten Zuhörer. Sind auch die Reise- und Wohnungsschwierigkeiten nicht gering, so sind sie doch nicht unüberwindlich, und Brust und Stimme bleiben dabei länger frisch, als auf Götzenfesten u. s. w. Es besteht daher kein Zweifel: Der Schwerpunkt der heutigen Heidenpredigt in Malabar liegt in den Heidenhausbesuchen.

c) Was folgt daraus?

Mit dem Berichterstatter werden auch die Leser dieser erfreulichen Thatsache sich kühnen Hoffnungen hingeben und sich von dieser Art der Heidenpredigt Großes versprechen. Und dies mit vollem Rechte. Hat die Predigt auf den Götzenfesten, die ja eine vorbereitende Arbeit war, so viel zu Stande gebracht, was wird nun nicht von der eingehenderen und gründlicheren Haus- und Landpredigt zu erwarten sein?! Zwar geht diese Predigt an die Einzelnen; allein der Erfolg derselben sollte sich — so denken und hoffen wir — doch darin zeigen, daß wir durch diese Einzelarbeit das Volk auch wieder zusammenpredigen. Von den Götzenfesten sind sie hinweggepredigt; wo werden wir sie nun wieder beisammen finden? In einer — in vielen Christengemeinden? Wenn Gott ein Wunder besonderer Art thut, ist das schon möglich. Allein „der Glaube kommt aus der Predigt," und ich glaube, einstweilen werde es dahin kommen, daß sie als heilsverlangende Heiden zunächst sich in großen Schaaren in ihren Ortschaften um die besuchenden Prediger versammeln werden. Eine weitere und wichtigere Folge aber und eine heilige Pflicht der Mission ist nun die, daß man die Heidenpredigt systematisch betreibe und eigentliche, ganz nur dieser Arbeit sich widmende Prediger an die Heiden sende. So lange nur die periodischen Feste besucht wurden, konnten Gemeinde- und Schularbeiter auch die Heidenpredigt nebenher besorgen. Bei den Heidenhausbesuchen ist es anders. Da muß ein besonderer Zweig der Missionsarbeit geschaffen, unterhalten und gepflegt werden, wenn die beschriebene Thätigkeit in den 3000 Ortschaften Malabars so geübt werden soll, daß man sie mit gutem Gewissen betrachten kann als ein konsequentes Weiterbauen auf dem bisher gelegten Grunde.



Ein Wort zu Gunsten der Missionsschulen.

Durch die interessanten Artikel von Missionar Wagner haben wir so recht die hohe Bedeutung der Heidenpredigt verstehen gelernt. Es ist vielleicht gut, wenn wir im Anschluß daran auch wieder einmal an die kaum geringere Bedeutung der missionarischen Schulthätigkeit erinnern. Bekanntlich haben die eigentlichen Missionsschulen, d. h. solche, in welchen heidnische Kinder und Jünglinge unterrichtet werden, zahlreiche Gegner. Das Evangelium, sagt man, müsse gepredigt werden zu einem Zeugniß allen Völkern; diesem Missionsprogramm aber entspreche die Schulthätigkeit durchaus nicht: erstens sei Schulehalten etwas ganz Anderes als „Predigen"; zweitens sei, was in den Missionsschulen gelehrt werde, nicht bloß „Evangelium"; drittens handle es sich hier nicht um ein „Zeugniß", und viertens erreiche man ja durch die Schulen nicht das ganze „Volk", sondern nur die Kinder. Man könnte hierauf erwidern: erstens giebt es keine gründlichere und wirksamere Art zu „predigen" oder, was ja dasselbe ist, zu lehren — als durch anhaltenden, regelmäßigen, systematischen Unterricht; zweitens giebt es überhaupt keine Predigtweise, bei welcher nur Evangelium verkündigt würde; je besser der Prediger seine Sache versteht, desto umfassenderen Gebrauch wird er machen von allen möglichen Hilfsmitteln, von Gleichnissen aus der Natur, von Beispielen aus der Geschichte, desto eingehender wird er auch die Vorurtheile und Irrthümer zu bekämpfen suchen, von denen seine Zuhörer beherrscht sind, desto energischer wird er gegen den Götzendienst, gegen den Aberglauben und was dergleichen mehr ist, protestieren; das alles ist noch lange nicht „Evangelium", darf aber nicht unterlassen werden, wenn die frohe Botschaft wirklich soll verstanden und angenommen werden; und eben diese Vorbereitungsarbeit wird neben dem eigentlichen Unterricht im Christenthum nirgends so gründlich getrieben als in den Schulen, wo Geschichte, Geographie und alles andere nach christlichen Grundsätzen gelehrt wird; drittens kann man sich kaum ein deutlicheres und stärkeres

„Zeugniß“ denken, als eben das, welches von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr durch eine Missionsschule einerseits gegen das Heidenthum, andrerseits für den Herrn Jesum Christum abgelegt wird; und viertens endlich ist es ganz falsch, daß durch die Schulen nur die Kinder beeinflußt werden; durch sie kommt vielmehr das Evangelium erst recht in die Häuser und so unter das ganze Volk; was sie in der Schule gehört oder auswendig gelernt, das wiederholen die Kinder zu Hause, und schon die Bücher, die sie aus der Schule mit heimbringen, sind ein Zeugniß für Christum.

Doch wir wollen nicht lange theoretisiren,*) sondern einigen Männern der Praxis das Wort geben, welche über diese Frage aus

---

*) Lange haben wir vergeblich nach einem Beispiel oder einer Spur von Schulthätigkeit aus der alten Missionsgeschichte gesucht; jetzt finden wir etwas der Art in Neander's Denkwürdigkeiten S. 138: „Ein Presbyter Protogenes aus Edessa war von dem Kaiser Valens im vierten Jahrhundert als Gegner der von diesem begünstigten arianischen Irrlehre nach der Antinousstadt in Aegypten verbannt worden. Es fiel ihm auf, daß die Kirchen hier so leer waren, und da er sich nach der Ursache erkundigte, erfuhr er zu seinem großen Schmerze, daß die meisten Einwohner der Stadt noch Heiden seien. Liebe trieb ihn, etwas zu ersinnen, wie er unvermerkt den Samen des göttlichen Wortes in die Gemüther der Jugend ausstreuen könnte. Er war geschickt im Schnellschreiben, er legte eine Schule an, wo er darin unterrichtete. Und er diktirte den heidnischen Jünglingen zum Schnellschreiben Stellen der Psalmen und der Evangelien, welche, so wie die darin enthaltenen Wahrheiten, dadurch den Gemüthern derselben eingeprägt wurden; — ein Mittel, das auch jetzt von den Missionaren in Ostindien, Siam, Afrika nicht ohne glücklichen Erfolg angewandt wird. Einer der Jünglinge wurde schwer krank; Protogenes besuchte ihn mit väterlicher Liebe, betete an seinem Bette, er wurde gesund. Die Liebe und Erhörung des Gebetes machten auf die Heiden tiefen Eindruck.“

Beachtenswerth ist auch die Aufmerksamkeit, welche die römische Mission dem Schulwesen widmet. In den „Jahrbüchern“ 1884, S. 6 z. B. heißt es: „In Beirut sammeln die Jesuiten über 500 Zöglinge von verschiedenen Nationalitäten um sich und bringen diesen fernen Ländern die zwei größten Kräfte dieser Welt: den Glauben und die Wissenschaft, den Glauben so, wie ihn seit 19 Jahrhunderten die glänzendsten Geister der Menschheit geübt und geliebt haben, die Wissenschaft so, wie die Entdeckungen und die modernen Fortschritte sie geschaffen haben.... Schulen errichten scheint in dem Maße, als man gegen das äußerste Morgenland vorrückt, bei den Missionaren auch das Schlagwort zu sein. Kein Brief eines Missionsvorstehers, in dem nicht die Rede ist von einer Schule, die eröffnet, von einem Kollegium, das gegründet, von Büchern, die gedruckt werden sollten.“

eigener Erfahrung reden können. Missionar Schmolck z. B. schreibt aus Südindien: „Unter den 20 Provinzen der Madras-Präsidentschaft nimmt Malabar im Erziehungswesen den vierten oder fünften Platz ein, und dazu hat, wie die Regierung selbst anerkennt, die Basler Mission wesentlich mitgeholfen. Das schwellt unseren Schulbrüdern das Herz. Alle Missionare, namentlich die Reiseprediger geben es dankbar zu, daß unser Schulwesen ein unvergleichlich nützlicher Wegbereiter für die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden ist. Am auffallendsten ist das in Mahe, wo es nicht viele heidnische Familien giebt, aus denen nicht Schüler zu uns kommen. Ueberall wird uns die herzlichste Aufnahme zu theil; täglich überzeugen wir uns, daß die besten Pioniere der Missionsarbeit unsere Schüler sind. Das Schulwesen wächst stetig nach außen und nach innen und hat Wurzel im Volksleben geschlagen. Noch vor 10—12 Jahren war es in den meisten Heidenschulen so, daß die Mission sämmtliche religiöse Schulbücher umsonst liefern mußte. Ich fand damals in einer großen englischen Schule sämmtliche Bibeln ihrer ganzen Dicke nach von den Heidenjungen in zwei Stücke zerrissen und überdies allerlei lästerliche Bemerkungen über Christus und das Christenthum in die Bücher eingeschrieben. Auch durfte man es nicht wagen, den Religionsunterricht für alle obligatorisch zu machen, es stand zu fürchten, daß alle Schüler mit Sack und Pack davongehen würden. Während des Gebets und der Religionsstunden konnte man den Widerwillen deutlich auf den Gesichtern lesen, und eine große Zahl schlich sich jedesmal unter allerlei Vorwänden davon. Und wie steht es heute? Obgleich ich nicht behaupten kann, daß aller Widerwille gegen Gottes Wort aus allen Schulen, namentlich aus den höheren, gewichen ist, so hat doch eine bedeutende Wandlung Platz gegriffen. Sämmtliche heidnische Schüler kaufen sich ihre Schulbücher für den Religionsunterricht selbst und nehmen obligatorisch an den Religionsstunden theil. Weitaus die Mehrzahl folgt mit Interesse dem ertheilten Unterricht und lernt die Memoriraufgaben mit Eifer; ja in manchen Schulen, wie z. B. in Mahe, ist die Religionsstunde die beliebteste Lektion. Es fällt keinem in eine unserer Schulen eintretenden Heiden mehr ein, um Dispens vom Religionsunterricht zu bitten. Ja, auch muhammedanische Schüler, die sich jetzt zahlreicher bei uns einstellen, lernen die Bibelsprüche fast ebenso gut wie die Heiden. Aus dem Munde eines angesehenen

Muhammedaners hörte ich neulich den Ausspruch: ‚Die Sprüche, welche mein Sohn aus Ihrem Wedam lernt, sind sehr gut; Ihr Wedam scheint ein sehr gutes Buch zu sein.‘ Manchen Gemeindegliedern möchte man ebenso viel Ehrfurcht vor Gottes Wort und Liebe dazu wünschen, als unsere heidnischen Schüler haben u. s. w.“

In ähnlichem Sinne hat sich Missionar Frohnmeyer 1881 auf der Generalkonferenz in Mangalur ausgesprochen: „Ich kann nicht helfen,“ sagt er, „die Frage, ob Heidenschulen am Platz seien, ob sie sich vom Missionsstandpunkt aus rentieren, ob sie direkte Missionsarbeit treiben u. s. w. — hat mich stets etwas geärgert. Denen, welche derartige Schulen nicht kennen, kann man ihre Angriffe verzeihen; doch würden sie besser schweigen. Aber es sind nicht bloß sie, denen gegenüber wir das gute Recht von Missionsschulen zu vertheidigen haben, auch der begeisterte Reiseprediger und der pastorale Gemeindebruder blicken manchmal etwas geringschätzig auf die Schulen herab. Niemand auf der Welt sollte von Herzen dankbarer sein für die Missionsschulen, als die Reiseprediger. Wenn sie das nicht sind, so rührt das nur daher, daß sie mit der Arbeit des Missionars in den Heidenschulen nichts anzufangen wissen, d. h. dieselbe nicht auszubeuten verstehen. Schiedlich, friedlich — ist ja wohl ein schöner Grundsatz und es ist eine wachsende Erkenntniß in Missionskreisen, daß auch in der Mission Arbeitstheilung eintreten muß und nicht jedermann für dies und für das, sondern jeder für ein seiner Kraft besonders entsprechendes Werk da zu sein hat. Ohne richtige Kombination der verschiedenen Arbeiten hilft aber alle Arbeitstheilung nichts. Wenn einer sein Leben lang immer Eine Art von Rädern macht, dieselben passen aber nicht zu denen, die sein Nebenmann fabrizirt, so ist alle Mühe und Arbeit umsonst. Der Spezialisirung der Arbeit muß also die nöthige Kombination zur Seite gehen. Der Reiseprediger z. B. sollte in erster Linie die Eltern und Häuser derjenigen Kinder besuchen, welche in die Missionsschule gehen. Die Schule wird ihm das Haus öffnen — gehe er doch hinein! er findet sicherlich einen guten Empfang, denn die eigentlichen Feinde des Evangeliums schicken ihre Kinder ja nicht in die Missionsschulen. Mit der Heidenpredigt und besonders mit Hausbesuchen in organische Verbindung gebracht, ist ganz gewiß die Heidenschule eines der wirksamsten Mittel für die Evangelisirung Indiens. Nirgends wird der Reiseprediger freundlicher aufgenommen und

nirgends findet er auch innerlich soviel Anknüpfungspunkte, als in den Häusern, aus welchen Kinder in der Missionsschule sind."

Ein eigenthümliches Zeugniß für den Werth der Missionsheidenschulen legen mitunter die Heiden selbst ab. So hat Missionar Goffin in Widschajanagaram auf seinen Reisen wiederholt zu hören bekommen: „Deine Worte sind gut und wir glauben, was du sagst; aber du kommst einmal im Jahr, oder gar nur einmal in zwei Jahren; wie können wir deine Lehre behalten? Gieb uns einen Lehrer und wir wollen lernen," d. h. gründe in unserem Dorfe eine Missionsschule. Einem Missionar im Pandschab erklärte eine betagte Hindu-Dame: „Ach, warum seid Ihr nicht gekommen, als ich noch jung war? Damals hätte ich alles um Jesu willen aufgeben können; jetzt aber bin ich alt und schwach und kann nicht brechen mit den Gewohnheiten eines ganzen langen Lebens. Mein Sohn und meine Enkel, welche christlich hätten erzogen werden können, wenn Ihr gekommen wäret gleich als die Engländer das Pandschab besetzten, die halten mich jetzt ab vom Uebertritt."

Diese Heidin hat Recht, und andrerseits haben schon oft Söhne und Töchter, die in Missionsschulen den Heiland gefunden hatten, auch ihre Eltern oder Geschwister demselben zugeführt. Ja, es sind Fälle bekannt, in welchen solche Missionsschüler, ohne selbst zum Christenthum übergetreten zu sein, doch anderen den Weg dahin gezeigt haben. So erzählte auf der letzten Missionskonferenz in Kalkutta Missionar Vaughan: „Vor 14 Jahren war ein Heide aus einer unserer Schulen, äußerlich unbekehrt, im Herzen aber ein Christ, ausgetreten. Er hatte einen Busenfreund, der nicht christlich erzogen und dazu ein bittrer Feind des Evangeliums war. Diesem sprach er vom Heiland. Der Freund spottet. Da nimmt ihn jener bei Seite und liest ihm ein Stück aus Gottes Wort vor. Das packt den Ungläubigen. Er wird erweckt und ist jetzt ein eifriger Prediger des Evangeliums, während jener unser Schüler heute noch, wenigstens dem Namen nach, ein Heide ist." Das ist eine Geschichte, die so recht deutlich die Bedeutung und den Werth der Missionsschulen zeigt. Viele ähnliche nicht nur aus Indien, sondern auch aus Japan und anderen Missionsländern könnten erzählt werden. Wir verzichten diesmal darauf, um auf eine noch wenig beachtete Seite dieser von vielen so geringgeschätzten „Schulmission" hinzuweisen.

In den Schulen und Anstalten wird nicht nur gelehrt, sondern wo es recht zugeht, da lebt auch der Missionar mit seinen Zöglingen, er spielt, er turnt, er singt, er treibt dies und das mit ihnen. So rühmt z. B. ein anglikanischer Missionar Blackett in Delhi die gute pädagogische Wirkung solch gemeinsamer Spiele und Turnübungen, die er und seine Kollegen in ihren Schulen eingeführt haben. „Unser Verkehr mit den Knaben," schreibt er, „beschränkt sich nicht auf die Schulstunden. Wir bemühen uns, ihnen auch zu anständigen Spielen und nützlichem Zeitvertreib zu verhelfen. Wir fiengen damit an, einmal jährlich athletische Uebungen abzuhalten. Die Eingebornen haben keinen Sinn für derartige Leibesübungen und begreifen nicht, warum Europäer sich freiwillig solchen Anstrengungen unterziehen. Unsere Knaben jedoch giengen gern auf unseren Plan ein und leisteten auch wirklich etwas Rechtes, in Anbetracht dessen, daß sie sich vorher noch nie mit Rennen, Springen u. dgl. angegriffen hatten. Die eigentlichen Kraftübungen wechselten mit mehr spielartigen ab; da wurde mit Schiebkarren in die Wette gelaufen, d. h. jeder Karren war ein Bube, der auf seinen Händen lief und von einem andern an den Füßen gehalten wurde; dann kam das Sack-laufen, auf Einem Bein in die Wette springen, das Seil ziehen und endlich das Wettlaufen mit Wassertöpfen. Die letztere Uebung besteht darin, daß jeder ein großes Tongefäß voll Wasser beim Laufen auf der Schulter tragen muß. Wer am wenigsten verschüttet, hat's gewonnen; öfters kommt es aber vor, daß durch die starke Bewegung des Wassers die dünnen porösen Töpfe brechen und die Wettläufer triefend am Ziel ankommen. Als bei einer dieser Uebungen auch der Sohn eines der vornehmsten Männer in Delhi neben Knaben niederer Kaste sich betheiligte, erregte es allgemeines Aufsehen.

„Auch Cricket spielen sie jetzt mit großer Begeisterung. Der moralische Nutzen dieser Spiele darf nicht unterschätzt werden. In Folge des leidigen Kastenwesens haben diese Knaben keinen Begriff von gemeinsamem Handeln und freiwilliger Unterordnung. So gab es denn Anfangs auch viel Streit; jetzt haben sie aber gelernt, mit gutem Humor sich auch eine Niederlage gefallen zu lassen und pünktlich die Spielregeln zu befolgen. Dabei zeichnen die Christenknaben sich vor den andern aus, auch sind sie energischer als ihre heidnischen Landsleute."

Der anglikanische Missionar Comins auf der Insel Norfolk spielte einmal mit seinen melanesischen Schülern Cricket und wurde dabei von einem derselben durch einen Wurf mit dem Holzball so in's Auge getroffen, daß er eine Zeitlang in Gefahr stand, dasselbe ganz zu verlieren. Die Buben waren sehr betrübt und die Neueingetretenen, die den Geist des Evangeliums noch nicht kannten, hoch erstaunt, daß der Missionar nicht sogleich auf den Missethäter losstürzte und ihn erschlug! So kann auch das Spiel zur Predigt werden!

William Taylor
und seine afrikanische Expedition.

William Taylor stammt aus Virginien und ist jetzt 64 Jahr alt. Früh bekehrt und ein Glied der bischöflichen Methodisten-Kirche geworden, hat er schon als Jüngling zu predigen angefangen. Aber er ist nicht bloß Prediger; er ist auch Reisender, Schriftsteller, Organisator, Geschäftsmann in Einer Person. Obgleich von Herzen Methodist, ist er doch ziemlich weit erhaben über die Vorurtheile und Engherzigkeiten eines schablonenhaften Sektenthums. Auch äußerlich hat er stets nach Unabhängigkeit gestrebt. Seit vielen Jahren hat er keine Besoldung mehr angenommen, sondern sammt seiner Familie bloß vom Ertrag seiner Bücher gelebt. Nach den methodistischen Autoritäten, Konferenzen und Kommitteen scheint er nie viel gefragt zu haben. Doch hat er sich die ersten Lorbeeren im Dienste der methodistischen Missionskommittee erworben, die ihn 1848 als Evangelisten nach Kalifornien schickte, gleich nachdem dort das erste Gold entdeckt worden war und das Zusammenströmen von Abenteurern und Gesindel aller Art angefangen hatte.

Das war der rechte Boden für Taylor. Bald war er für Tausende, die ihn theils verehrten, theils fürchteten, nur noch der „Vater Taylor“. Selbst den rohesten Gesellen wußte er Respekt einzuflößen; aber auch mit den Schüchternen und Zerschlagenen verstand er umzugehen. Viele wurden erweckt. Gemeinde um Ge-

meinde entstand. Auch Kirchen wurden erbaut, und dies letztere so, daß Taylor dabei in Schulden gerieth. Nun schrieb er sein erstes (?) Buch „Straßenpredigt in San Francisco“ und unternahm, echt amerikanisch, eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten, um Vorträge zu halten und — sein Buch zu verkaufen. Das Geschäft gieng gut und nach fünf Jahren war der kalifornische Straßenprediger ein berühmter Mann. Bald hier, bald dort begehrte man nach ihm, und als ein Freund ihn auf Australien als ein gewiß für ihn besonders passendes Missionsfeld aufmerksam gemacht, da entschloß er sich, dorthin zu reisen. Der Weg gieng über England, Irland und Palästina. Erst nach einem Jahr kam er in Australien an und wirkte nun hier 2—3 Jahre lang. Dann gieng er nach Südafrika, wo er im März 1866 ankam und wo „nach den Berichten verschiedener Missionare 1200 Kolonisten und 7000 Eingeborne durch ihn zu Gott bekehrt wurden“. Noch einmal wurde dann England besucht, darnach Westindien und endlich noch Britisch Guiana. Dies alles aber sollte gewissermaßen nur das Vorspiel zu Größerem sein.

Um jene Zeit nämlich gelangte eine sehr dringliche Aufforderung an ihn, doch auch nach Ostindien zu kommen. Er nahm die Einladung an, reiste über Australien, Tasmanien, Ceylon und traf am 20. November 1870 in Bombay ein. Fünf Tage darauf war er schon in Laknau und fieng seine Predigtarbeit an. Anfangs waren die Erfolge nicht bedeutend, nach einiger Zeit aber kam es zu einer „großen Erweckung in Südindien“, deren damals auch deutsche Missionsblätter gedacht haben. Im Calwer Missionsblatt (1872 S. 21) z. B. ist zu lesen: „Das Schöne an Taylor ist, daß er nicht nach dem Namen der Kirche fragt, in der er predigen darf, sondern allerlei Gemeinschaften mit seiner Gabe zu dienen bereit ist. Heute redet er in einer Schule, morgen in einer Kirche, dazwischen auch auf einem Marktplatz. Und er redet nur von den Hauptsachen, von Buße und Glauben. Daß er gewaltigen Eindruck macht, wird ihm vielfach bezeugt. Er wendet sich vornehmlich an die Namenchristen, weil er in ihrer Gleichgiltigkeit das Hauptinderniß findet, welches die Wirkung des Wortes unter den Heiden aufhält. Und auch Missionare in Indien haben Zeugniß davon abgelegt, daß sie selbst einer Erneuerung ihres Glaubenslebens sehr bedürftig waren und durch diesen treuen Zeugen zu neuer Frische und Freudigkeit erweckt worden sind.“

Anfangs wollte er, wie oben richtig bemerkt ist, keine eigene Kirche gründen. Als aber die Zahl der durch ihn Erweckten namentlich unter den Europäern und Halbeuropäern sich mehrte und er je länger je stärker den Eindruck bekam, daß die bis dahin in Indien entstandenen Kirchen ihrem hohen Missionsberuf durchaus nicht genügten, da entschloß er sich, aus seinen Leuten einen indischen Zweig der bischöflichen Methodistenkirche zu machen. Die „südindische Konferenz" wurde organisirt und zwar von vorneherein in der Weise, daß alle Prediger- und Missionarsbesoldungen, sowie Kirchenbauten und andere Ausgaben nicht etwa von einer amerikanischen Gesellschaft, sondern von den indischen Kirchengliedern selbst bestritten werden sollten. Nur die Reisekosten der aus Amerika ihm nachziehenden Missionare ließ Taylor sich durch die Missionskasse vergüten. In Bombay schloß sich ihm ein wunderlicher, aber durchaus lauterer und treuer Wahrheitszeuge, der alte Georg Bowen an, der seit Jahrzehnten schon als unabhängiger, sich selbst erhaltender, auf alle Bequemlichkeit verzichtender Missionar gearbeitet hat. Auch andere Männer, darunter ein paar tüchtige Eingeborne, traten zur Taylorschen Mission über, und jetzt gehören zur „südindischen Konferenz" weit über 2000 volle Mitglieder, darunter 400 bis 500 bekehrte Hindus, 50 ordinirte Reiseprediger und 60 unordinirte Lokalprediger, 50 Sonntagsschulen, 30 Kirchen u. s. w.

Als Taylor im Jahr 1875 (oder 1874) nach Hause zurückkehrte, war er acht Jahre lang von den Seinigen getrennt gewesen! Aber auch jetzt war es eigentlich nur ein Besuch, den er seiner Frau und seinen Kindern in Kalifornien machte. Schon beschäftigte ihn ein neuer Plan: in den katholischen Ländern Südamerikas ähnlich wie in Ostindien sich selbst erhaltende Gemeinden zu gründen und mit Hilfe von Sonntagsschulen, Erziehungsanstalten, Reisepredigern und Kolporteuren möglichst den ganzen Kontinent zu evangelisiren. Er selbst reiste nach Chile ab und seither ist, scheint's, seine Hauptthätigkeit auf Südamerika gerichtet gewesen, obschon er auch die Oberleitung des indischen Werkes stets in der Hand behalten, dazu neue Bücher geschrieben und sonst noch allerlei Eisen im Feuer gehabt hat. So glänzend wie in Indien ist es freilich in Südamerika nicht gegangen; aber doch hat Taylor nach seiner neuesten Statistik in Panama 2, in Costa Rica 3, in Peru 4, in Chile 31, in Brasilien 4 Missionsarbeiter, die regelmäßig predigen und Sonntagsschule halten.

Die bischöflichen Methodisten sehen natürlich in Taylor einen ihrer größten Helden und von vielen wird namentlich seine „apostolische“ oder „paulinische“ Missionsmethode bewundert. Doch fehlt es auch nicht an kritischen Stimmen, die sich gegen ihn und seine Weise erhoben haben. Besonders die methodistische Missionskommittee, deren etwas schwerfälliger und kostspieliger Geschäftsgang durch die Taylorschen Unternehmungen fast an den Pranger gestellt scheint, ist nicht eben gut auf den stürmischen General und seine fliegenden Kolonnen zu sprechen. Doch hat man ihm nie ein Hinderniß in den Weg gelegt, ist vielmehr stets bereit gewesen, seine Thätigkeit in loyalster Weise zu unterstützen.

So standen die Dinge, als im Mai 1884 die jährliche Generalkonferenz der Methodisten, ihre höchste kirchliche Behörde, in Philadelphia tagte. Neben anderen wichtigen Geschäften wurde hier auch die Wahl von vier neuen Bischöfen vorgenommen. Bald nachdem das geschehen war, kamen etliche Mitglieder der Konferenz zu einer Betstunde zusammen. Es waren ihrer nur 20, die da im Namen Jesu ihre Kniee beugten. In dieser kleinen Versammlung war auch ein Negerchrist, dem es wehe that, daß von der Generalkonferenz so wenig für Afrika geschehen war, und dieser betete: „O Herr, die Bischofs ist alles fertig gewählt, aber ist kein Bischof erwählt für dein schwarze Volk. O mein Herr, laß ein Bischof werden gewählt noch heute, diese Tag, für armes Afrika; das bitten wir in Namen Jesu.“ — „Amen!“ tönte es da laut aus dem Munde eines der Anwesenden. Es war William Taylor, dem das Gebet des einfachen Negerbruders besonders zu Herzen gegangen war. Wie schnell dasselbe erhört werden sollte, davon hatte er keine Ahnung, und der das Gebet gesprochen hatte, auch nicht. Aber noch am gleichen Tage wurde in der Konferenz vorgeschlagen, endlich einmal auch für Afrika einen Missionsbischof zu weihen; der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und — ohne daß jemand es gerade so geplant oder auch nur vorausgesehen hätte — wurde wie durch eine Inspiration von Oben William Taylor gewählt!

Und wahrlich, der greise, mit Arbeit und Sorge schon überladene Mann, hat den Muth, diese Wahl anzunehmen! Ja, nicht nur das. Er ist sofort entschlossen, nicht etwa bloß die Mission in Liberia, die einzige, welche die amerikanischen Methodisten im schwarzen Erdtheil haben, zu visitiren und neu zu organisiren, sondern als

Bischof für ganz Afrika sein Leben und all seine Kräfte daran zu setzen, daß so schnell und so vollständig als möglich dem ganzen Erdtheil das Evangelium gebracht werde, und zwar nach der in Indien und in Südamerika so erfolgreich probirten Methode. Das Programm lautet: 1) Auf einer Linie quer durch ganz Afrika von Loanda im Westen bis an den Tanganjikasee im Osten soll eine Kette von etwa 15 bis 20 Hauptmissionsstationen angelegt werden; — 2) zu diesem Zweck sollen zwei Karawanen in's Innere vordringen, die eine, von ihm selbst geführte, in der Richtung von Westen nach Osten, die andere unter seinem Freund Dr. Summers von Osten nach Westen; — 3) jede dieser Karawanen soll bestehen aus 15 bis 20 Missionaren, so daß auf jede der zu gründenden Stationen etwa zwei Missionare kommen; — 4) beide Karawanen rücken solange weiter landeinwärts vor, bis endlich die Pioniere in der Mitte zusammentreffen und hier eine Centralstation anlegen. — 5) Das ganze Unternehmen ist völlig unabhängig von der methodistischen Missionskommittee und erwartet auch von dieser keinerlei finanzielle Unterstützung. — 6) Die Mittel zur Bestreitung der Reisekosten und zur Anlegung der ersten Häuser, Kirchen u. dgl. in Afrika werden aufgebracht von einem zu diesem Zweck in Amerika sich bildenden kleinen Kommittee; — 7) alles Uebrige soll in Afrika selbst aufgebracht werden; auch ihren Lebensunterhalt erwarten die Missionare nicht von Amerika oder Europa, sondern allein vom Herrn, der sie auch in Afrika werde zu versorgen wissen.

Und wie soll nun eigentlich missionirt werden? Hierüber läßt sich einstweilen aus Taylors Aeußerungen nur soviel entnehmen, daß jedenfalls in den ersten Jahren als einzige Predigt- und Schulsprache das Englische und als einziges Unterrichtsbuch eine nicht in der gewöhnlichen Schrift, sondern nach einem viel leichter zu lernenden phonetischen Alphabet gedruckte englische Bibel soll benutzt werden. „In Afrika“, so hat Taylor in einer seiner Abschiedsreden sich geäußert, „giebt es 428 Sprachen und es hat 25 Jahre gebraucht, bis auch nur Eine von diesen grammatisch fixirt war. Wenn ich all diese Sprachen lernen soll, so müßte meine Lebenszeit wohl jedenfalls bedeutend verlängert werden. Diejenigen meiner Begleiter, welche sich als Sprachgenies erweisen, werden allerdings den Auftrag erhalten, die Landessprachen zu lernen. Ich selbst aber und wir anderen alle werden die Eingebornen — Englisch lehren. Ver-

breitet sich doch der Islam über ganz Afrika mit Hilfe des Arabischen; warum sollte nicht ebenso auch das Christenthum sich verbreiten können mit Hilfe des Englischen? Wir beabsichtigen uns an die Pestalozzische Methode (?!) zu halten und das phonetische Neue Testament zu benutzen, das nebenbei noch den kolossalen Vorzug besitzt, daß es keine Rivalen hat. Denn noch sind keinerlei ungläubige Bücher, Romane oder des etwas in phonetischem Englisch gedruckt worden. Die Bibel wird unser einziges Buch sein, und unsere schwarzen Schüler werden verschont bleiben von all dem rationalistischen Unsinn. Mit Hilfe der Bibel hoffen wir den Leuten ein gesundes, harmonisches System reinster Theologie beizubringen — ein besseres, als man es hier zu Lande hat. Es wird einige Zeit brauchen, bis das Alphabet gelernt ist. Aber in drei Jahren werden wir zahllose Dolmetscher herangebildet haben (?!) u. s. w."

Liest man diesen phantastischen Plan, so meint man, kein Mensch werde sich haben bereit finden lassen, mit dem Urheber desselben nach Afrika zu ziehen. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Bischof Taylor hat niemand gebeten oder gar überredet, sich ihm anzuschließen; vielmehr hat er sein Möglichstes gethan, die Freiwilligen, welche ihm ihre Dienste angetragen, abzuschrecken. Und doch sind es 53 Personen, d. h. 40 Erwachsene und 13 Kinder, welche sich am 22. Januar 1885 in NeuYork eingeschifft haben, um via Liverpool nach Afrika zu gehen und das Taylorsche Programm auszuführen, darunter 2 Aerzte, 1 Aerztin, 4 Buchdrucker, mehrere Handwerker, Evangelisten 2c., keineswegs ein von der Straße aufgelesenes Gesindel, sondern tüchtige, respektable Männer und Frauen. Eine der letzteren hat beim Abschied erzählt, wie Taylor ihr alle Schrecken Afrika's, das Fieber, die wilden Thiere, den Hungertod vorgestellt, sie aber geantwortet habe: „Wenn ich auf dem Wege falle und ihr könnt mir nicht einmal ein Grab graben, nun, so laßt mich eben liegen; könnet ihr mich aber in die Erde legen, so thut es; singet dazu ein ‚Nun danket alle Gott!' und dann — ziehet weiter!" — Am Tag vor der Einschiffung erhielt eine der Mitreisenden — es war Frl. Myers, die Medicinerin — ein Telegramm, daß ihr Vater gestorben sei. Einen Augenblick schwankte sie, dann aber gedachte sie an Luk. 9, 60, trocknete ihre Thränen und erklärte: „Ich darf nicht zurück!"

Auch ein Sohn des Bischofs, der junge Roß Taylor, dessen Seele, wie er sich ausdrückt, „Gott am 22. Oktober 1882 geheiligt hat“ und der seither als Evangelist in Kalifornien gearbeitet hat, zieht mit nach Afrika. „Ich gehe nicht, um zu sterben,“ erklärte er in einer Abschiedsversammlung, „sondern um zu leben und zu arbeiten. Wenn ich nicht glauben dürfte, daß Gott mit mir geht, so stünde ich nicht hier!“

Das alles klingt sehr zuversichtlich, fast in einem beängstigenden Grade zuversichtlich. Da ist es denn eine Art Trost, daß jedenfalls Bischof Taylor selbst doch auch die andere Seite in's Auge gefaßt und sehr ernstlich auch an's Sterben in Afrika gedacht hat. „Ich kann sagen,“ versichert er, „daß ich die Schwierigkeiten nicht unterschätze, welche auf uns warten. Wir haben unser Leben für dies Unternehmen eingesetzt. Wie Christus auf die Erde kam, so gehen wir nach Afrika, bereit daselbst zu sterben, wenn es so Gottes Wille ist. Ich möchte lieber irgendwohin gehen zu den heidnischen Kannibalen, als in den Himmel zu den seligen Engeln, die meiner nicht bedürfen. Vierzig Jahre lang hat der Herr den Moses erzogen, damit er eine große Schaar aus Afrika ausführe, und vierzig Jahre lang hat er mich erzogen, damit ich eine Schaar nach Afrika führe. Es ist freilich nur eine kleine Schaar, aber was an Quantität fehlt, das ersetzen wir durch die Qualität. Ich erwarte solange zu leben, als der Herr meiner bedarf, und werde in Afrika so gut aufgehoben sein als in NeuYork. Ich gehe dorthin, um zu arbeiten, und ohne Furcht.“

Bald nachdem er also gesprochen — es war etwa im November 1884 — reiste Taylor zunächst nach England und von hier nach Westafrika ab, seiner Schaar voraneilend, wahrscheinlich um zuerst allein in Liberia seine bischöflichen Geschäfte abzumachen und dann mit den anderen in Loanda zusammenzutreffen. Am 22. Januar — demselben Tage, an welchem seine 53 Genossen von NeuYork aufbrachen — ist er denn auch glücklich in Monrovia (Liberia) angelangt und hat dort sofort angefangen, zweimal täglich zu predigen und — wie eine Berichterstatterin schreibt — ein „wundervolles Werk der Gnade“ in Gang zu bringen. Das Fieber, meint sie, werde keine Gelegenheit kriegen, den Bischof zu packen, wenn er so kolossal arbeite. „Gott ist mit uns. Seinem Namen sei Ehre!“

Natürlich sind wir nun sehr gespannt, wie die Sache sich weiter entwickeln wird. Bis jetzt ist jedenfalls alles über Erwarten gut gegangen. Als Taylor von Amerika abreiste, fehlte noch die Hälfte des Passage-Geldes für seine Gefährten; aber „wir trauen auf Gott und auf sein Volk, ohne Zorn und Zweifel“ schrieb er damals, und bis zum 22. Januar scheint doch die Summe beisammen gewesen zu sein. Auch in Berlin, wohin drei der Taylor'schen Missionare vor ihrer Abreise einen Abstecher machten, scheinen sie Glück gehabt zu haben. Nicht nur konnten sie dort mit H. Stanley verhandeln, sondern der Präsident der deutsch-afrikanischen Gesellschaft stellte ihnen auch die noch ungedruckten Tagebücher von Pogge und Wißmann zur Verfügung. Ihr Hauptziel sind ja die von diesen Reisenden erforschten inner-afrikanischen Länder, und über diese nun näheren Aufschluß zu erhalten, war ihnen von großem Werth. Ueberdies soll der Präsident der genannten Gesellschaft ihnen gesagt haben, daß er sich sehr freue über ihre Unternehmung; er selbst habe sich lange bemüht, die nöthigen Mittel aufzubringen, um den deutschen Forschungsreisenden auch gleich Missionare nach Afrika mitgeben zu können, aber ohne Erfolg; jetzt werde er alles thun, was in seiner Macht stehe, die Taylor'sche Mission zu fördern. Was jenes phonetische Neue Testament betrifft, so wird es bei Cranston & Howe (in NeuYork) gedruckt und demnächst sollen 1000 Exemplare davon in Blechkisten à 56 Pfund, d. h. ungefähr die Last eines afrikanischen Trägers, verpackt, nach Afrika abgehen. Auch einen großen Vorrath von Baumwollzeug haben die Reisenden mitgenommen, das ihnen als Tauschartikel an Geldesstatt dienen soll. Es scheint hienach die ganze Expedition in geschäftlicher Hinsicht doch wohl vorbereitet und ausgerüstet zu sein. Was uns an der ganzen Sache fast am wenigsten gefällt — abgesehen von dem an und für sich phantastischen Programm — das ist der Umstand, daß die 40 Erwachsenen von 13 Kindern, darunter etlichen ganz kleinen, begleitet sind. Es liegt einerseits etwas Rührendes in dieser naiven, gemüthlichen Art, die allen Ernstes sich in Afrika häuslich niederzulassen gedenkt, aber andrerseits doch auch ein Stück Verblendung und Gott versuchenden Leichtsinns. Ganz entsetzt hat denn auch aus Sierra Leone, wo die Reisegesellschaft am 19. Februar ankam, der amerikanische Konsul an seine Regierung geschrieben. „Leute, welche die afrikanischen Küstengebiete kennen,“ sagt er, „erklären ohne Bedenken, daß es

absolut unrecht sei, die Kinder hieher mitzunehmen, wo die Wahrscheinlichkeit, daß sie bald sterben, viel größer ist als die Aussicht auf eine Fristung ihres Lebens." Es sei unverantwortlich von einer Missionsgesellschaft, so etwas zu thun u. s. f. Daß Taylor von keiner Gesellschaft ausgesandt ist, weiß der Konsul, scheint's, nicht. Aber so wird manches, was auf dem Gebiet der Heidenmission von excentrischen Privatunternehmern geschieht, einfach den „Missionsgesellschaften" zur Last gelegt!

Es hat jemand von Taylor gerühmt, er besitze „die Sicherheit eines Propheten, den Eifer eines Aopstels und den Weitblick eines Sehers." Wir können nur wünschen, daß sich in diesem Fall seine Gesichte nicht als bloße Träume erweisen und daß durch all die Demüthigungen und Enttäuschungen hindurch, welche der ganzen Expedition unfehlbar bevorstehen, sie doch noch etwas ausrichten möge zur Ehre Gottes und zum Heil Afrikas.

Die Krisis in der Hermannsburger Mission.*)

Die letzten Monate sind für die Missionsfreunde in Hannover eine bewegte Zeit gewesen. Waren schon vorher allerlei Debatten über die Mißstände in der Hermannsburger Mission geführt und allerlei Vorschläge für die Zukunft derselben gemacht worden, so trat vollends durch den unerwarteten Tod des Direktors Theodor Harms eine Zeit der Spannung und Ungewißheit ein, welche für manche Betheiligte recht peinlich muß gewesen sein. Ein Inspektorswechsel ist, so wie unsere Missionsgesellschaften nun einmal eingerichtet sind, in jedem Fall eine ernste, nicht selten eine kritische Sache. Das haben nun der Reihe nach die Barmer, die Basler und die Brecklumer zu spüren bekommen. Aber der Herr hat sie dabei freundlich geleitet und den austretenden Inspektoren solche Nachfolger gegeben, wie das Werk sie bedurfte. Auch in Hannover werden es

*) Quellen: Das „Hannoversche" und das „Hermannsburger" Miss.-Bl., die „Allg. ev. luth. K.-Z." und ein Schriftchen von Pastor Grote: „Die Wahl eines neuen Missionsdirektors in Hermannsburg," Hannover, bei J. Jacob.

die lieben Freunde nicht am Gebet haben fehlen lassen, daß der Herr doch den rechten Mann in's Amt setzen möchte. Nun hat aber der 17. März die Entscheidung gebracht, daß der noch sehr jugendliche Sohn des Entschlafenen von einer ansehnlichen Majorität des Missionsvorstandes zum Nachfolger seines Vaters ist berufen worden, und landeskirchliche Missionsmänner sind der Ansicht, daß dieser Beschluß vorzugsweise den Interessen einer Partei zu lieb sei gefaßt worden, nicht in allseitiger, nüchterner Erwägung der gegenwärtigen Lage und des allgemein (?) gefühlten Bedürfnisses. In weiten Kreisen herrscht daher eine laut ausgesprochene Unzufriedenheit, und es wird wohl noch lange gehen, bis die Gemüther sich wieder beruhigt haben.

Doch werfen wir zunächst einen Rückblick auf das Leben des Entschlafenen. Derselbe wurde im Jahre 1819 zu Hermannsburg geboren, wo sein Vater Pastor war. Zwanzig Jahre alt, bezog er die Universität Göttingen und studirte dort Theologie. Nach beendetem Studium war er eine Reihe von Jahren Hauslehrer, zuletzt im Lauenburgischen. Da begründete sein Bruder Ludwig die Missionsanstalt in Hermannsburg und berief ihn im Jahre 1849 zum Inspektor derselben. Fast acht Jahre lang arbeitete er nun mit seinem Bruder an der Ausbildung der Missionszöglinge. Im Jahre 1857 aber gieng er als Pastor nach Müden, dicht bei Hermannsburg, und während der Dauer seiner Thätigkeit an dieser Gemeinde trat er der Hermannsburger Mission ferner, ja er schickte die Missionsgaben von Müden nach Leipzig. So kam es, daß L. Harms zunächst nicht daran dachte, seinen Bruder Theodor zu seinem Nachfolger als Missionsdirektor zu ernennen (wie er solches Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, sich vorbehalten hatte), sondern als er bei zunehmender Leibesschwachheit fühlte, daß der Herr ihn bald heimrufen werde, sich an einen anderen wandte. Es war dies der aus Afrika zurückgekehrte Superintendent der Hermannsburger Mission, der noch jetzt in Hannover als Missionsinvalide lebende und an schwerer Krankheit leidende Dr. theol. Hardeland. Dieser lehnte die Berufung ab, da er, wie Harms wohl wisse, nicht in der bisherigen Weise fortarbeiten könne. Hardeland hatte nämlich an Ort und Stelle die ganze afrikanische Mission sehr genau kennen gelernt und schon damals dem sel. L. Harms gegenüber auf gründliche Abhilfe mancher Mängel gedrungen. Dieser aber schien sich nicht von der Nothwendigkeit der Aenderungen überzeugen zu können und wollte namentlich von seiner Lieblingsidee, durch Kolonisation zu missioniren, nicht lassen. Auf die offene Erklärung Hardeland's gab Harms dann seinen Plan auf und berief schließlich seinen Bruder Theodor, der denn auch im Jahre 1865 wirklich das Amt als Pastor und Missionsdirektor zu Hermannsburg übernahm. Zwanzig Jahre lang hat er dann möglichst im Sinne seines Bruders das Werk fortgesetzt, und diese Zeit ist sicherlich eine sehr arbeitsreiche gewesen. Wir wollen es daher nicht vergessen, was der

Entschlafene in dieser Zeit für die Mission gearbeitet hat. Dazu kommt, daß in diese Zeit auch seine Lossagung von der Landeskirche und die Gründung einer eigenen Kirchengemeinschaft fällt. Im Jahre 1878 wurde er wegen seiner Weigerung nach dem neuen, von der Landessynode beschlossenen Trauungsgesetz zu verfahren, vom Amte als Pastor suspendirt und trat hierauf mit der größeren Hälfte seiner Gemeinde aus der Landeskirche aus. Unseres Erachtens hätte damals der Entschlafene sich ganz der Missionsarbeit widmen sollen, welche seine ganze Kraft verlangte, und die Hermannsburger Mission wäre dann vielleicht vor manchem Herzeleid und Schaden bewahrt geblieben. Aber es sollte anders kommen. Die Separation wurde vollzogen und der Entschlafene hatte als Haupt derselben nun doppelte und dreifache Arbeit, Sorge und Kampf. Ueberdies war die Mission nun in Gefahr, zu einem Agitationsmittel für die Zwecke der neuen Freikirche herabgewürdigt zu werden; doch muß es dem seligen Harms zur Ehre gesagt werden, daß er selbst, nachdem einige Ausschreitungen vorgekommen waren, die Missionszöglinge anwies, sich der Propaganda für die Separation bei den Missionsstunden und Missionsfesten zu enthalten. Ja, zuletzt war, wie versichert wird, der Entschlafene bereit, auch noch weitergehende Forderungen des Landeskonsistoriums in aller Form zu erfüllen.

Da kam ein Anderes hinzu, was vielen treuen Freunden der Hermannsburger Mission zum Aergerniß gereichte, von den meisten Freunden derselben im Volke aber gar nicht geglaubt, sondern für Verleumdung gehalten wurde. Wir meinen die unter den Brüdern in Afrika eingerissenen Mißbräuche und Uebelstände, auf welche Hardeland schon vor 20 Jahren, als sie erst im Keime sich zeigten, dringend aufmerksam gemacht hatte. Der Entschlafene selbst muß die Gefahren, die da drohten, nicht recht erkannt haben, sonst hätte er doch wohl eingegriffen. Da er so wenig wie sein Bruder jemals selbst in Afrika auf dem Missionsfelde war und dazu seine Aufmerksamkeit durch die heimatlichen Kämpfe abgelenkt wurde, so kamen die harten Schläge der letzten Jahre um so unerwarteter und schmerzlicher. Anfangs wollte der Entschlafene nichts davon glauben. Er schrieb sogar im Missionsblatte: „Ich habe das vollste Vertrauen zu allen meinen Missionaren in Afrika"; bis dann eine schmerzliche Kunde nach der andern einlief und schließlich zu der neuen Missionsordnung für die afrikanische Mission und zu der Absetzung mehrerer Missionare geschritten werden mußte.

Mitten aus diesen Wirren, die sich eben in etwas lösen zu wollen schienen, rief dann der Herr den so vielfach Geplagten und Angefochtenen ab. Nach 14 tägiger Krankheit (Lungenentzündung) durfte Theodor Harms seinem Bruder in die Ewigkeit nachfolgen. Sein Ende war sehr friedlich. Kein Wort des Schmerzes oder der Klage kam über seine Lippen; heiter und zufrieden lag er da,

nachdem er sich endlich am Mittwoch den 11. Februar auf Geheiß des Arztes zu Bett gelegt hatte, um nicht wieder davon aufzustehen. Schlief er, dann waren seine Gedanken fortwährend in seinem Predigtamte: er hielt ganze Gottesdienste, predigte mit geschlossenen Augen so klar und zusammenhängend, daß man es Wort für Wort hätte nachschreiben können. Dann schien es so, als ob er mit seinen Gemeindegliedern spräche: „Lat doch dat olle Striden nah, legt den Proceß doch dal", oder „Nu segne Jück Gott, holt ak flietig Andacht und holt an im Gebet" u. s. w. Am Sonntag sagte er plötzlich: „Heute kann ich noch nicht reisen." Man antwortete ihm: „Es ist ja jetzt Winter, du brauchst ja nicht fort." „Ja," sagte er da ganz bedenklich, „morgen muß ich reisen." Es war die Himmelsreise. In der Nacht von Sonntag auf Montag schlief er sanft und schön; da gegen 8 Uhr merken die bei ihm Stehenden, daß der Athem immer schwächer wird, da eilen sie hinaus und rufen die Hausbewohner zusammen. Der Missionszögling Cassier ist gleich zur Stelle, er kniet an des Sterbenden Bett und betet mit lauter Stimme: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingehn." Bei diesen Worten nickt der Sterbende noch zweimal mit dem Kopfe, dann noch ein Athemzug — und seine Seele ist bei Gott. Kein Todesschweiß stand auf seiner Stirn, keine Miene hat gezuckt, er ist eingeschlafen wie ein Kind an seiner Mutter Brust. Auch im Tode hatten seine Züge sich nicht geändert; er lag da, als ob er schliefe, so sanft und milde, und doch so unbeugsam und fest. Mittlerweile hatte das ganze Haus sich versammelt, seine Kinder groß und klein knieten an dem Bette nieder und sandten ein brünstiges Dankgebet zu Gott, der seinen Knecht durch einen so schönen Tod zu sich genommen hatte.

Mit Windeseile verbreitete sich die Trauerkunde im Dorfe, überall standen Menschengruppen auf den Straßen, traurig und ernst. Jetzt zeigte es sich erst, wie sehr ihn die Gemeinde geliebt hatte; alle strömten herzu, um ihren geistlichen Vater noch einmal zu sehen. Es ist manche Thräne in jenen Tagen geweint worden, manches Gebet zum Himmel gestiegen.

Durch die Missionsgemeinde nah und fern aber gieng nun natürlich die Frage: Was wird jetzt werden? und der Seufzer: O, daß doch der rechte Mann an die Stelle des Entschlafenen träte! Den landeskirchlichen Missionsfreunden und vor allem einer Anzahl von Pastoren, bei welchen die Abneigung gegen die Freikirche größer sein mochte als die Anhänglichkeit an die Mission, stand es dabei von vorne herein fest, daß „der rechte Mann" nur auf ihrer Seite werde zu finden sein. Insbesondere war ihnen der Gedanke unerträglich, daß der junge Egmont Harms, „welcher als Separirter, dazu als ein Jüngling von etwa 25 Jahren, als ein Neuling, der vor kaum

zwei Jahren die Universität verlassen habe und noch nicht Pastor sei, auch nicht eine einzige der Bedingungen zu erfüllen im Stande sei, welche alle rechten Missionsfreunde nach Gottes Wort für die Wahl eines Missionsdirektors stellen müßten, — daß dieser sollte gewählt werden. Eine größere Missionskonferenz, die am 9. März in Hannover tagte, richtete daher die dringende Bitte an den Missionsvorstand, doch ja „einen Missionsdirektor zu wählen, der den hier auszubildenden Missionszöglingen in jeder Beziehung eine Autorität und den in der Heidenwelt stehenden Missionaren eine Vertrauensperson sei, welcher im Stande sei, dieselben aus reicher, theologischer und pfarramtlicher Erfahrung heraus väterlich zu berathen und durch eine klar hervortretende und womöglich bereits erwiesene Regimentsgabe zu leiten; einen Missionsdirektor, der durch anhaltende Liebe und Treue gegenüber der Hermannsburger Mission Anspruch auf ihr Vertrauen erworben habe, der aber auch der Missionsgemeinde in der Landeskirche die Bürgschaft biete, daß die Entwickelung der Hermannsburger Mission, so viel an ihr sei, in solche Bahnen geleitet werde, daß die Landeskirche nicht allein ungehindert mitgehen, sondern auch freudig mit- und einwirken könne." Im gleichen Sinne hatten die Missionsfreunde der sogenannten „Lehrter-Konferenz" sich mit Bitten an den Missionsvorstand gewandt, und wahrscheinlich sind auch vielen Fernerstehenden diese hochgespannten Wünsche als vollkommen billig und berechtigt erschienen. Ganz anders den eigentlichen Stammhaltern der Hermannsburger Mission, d. h. den mit innigster Verehrung am Namen und an der Familie Harms hängenden Bauern, sowie gar manchen auswärtigen Freunden in Amerika, in Rußland und hin und her in Deutschland, denen die Hermannsburger Mission eben gerade um ihres Harmsischen und seit 1878 zum Theil auch um ihres freikirchlichen Charakters willen vor anderen lieb war. Diesen mußte es fast selbstverständlich erscheinen, daß niemand anders als der Neffe des † Ludwig, der Sohn des † Theodor Harms, das Erbe der Väter antreten und Missionsdirektor werden würde.

Wußten die Gegner diesem höchst achtbaren jungen Manne (geb. 15. April 1859) nichts anderes vorzuwerfen, als seine große Jugend und Unerfahrenheit, so konnte es seinen Freunden nicht schwer fallen, allerlei Vorzüge desselben namhaft zu machen. „Was ihm an Alter und Erfahrung abgeht, wird ersetzt durch das reiche Kapital von Liebe und Vertrauen, das ihm durch die eigentliche Missionsgemeinde — und die besteht nicht in den Pastoren, sondern im Volk — entgegengebracht wird." Dazu hat gerade seine Jugend auch wieder besondere Vorzüge. „Die Aufgabe eines Missionsdirektors ist eine so eigenartige und weitgreifende, daß sie nicht früh genug in Angriff genommen werden kann. Dieser Posten ist nicht für jedermann und auch nicht ein Uebergangsposten, den man heute übernehmen und nach etlichen Jahren wieder mit einem anderen ver-

tauschen kann. Wer Missionsdirektor sein will, der muß sich in das Missionswerk so hineinleben und hineinarbeiten, daß er ganz mit ihm verwächst. Er muß auf den Missionsstationen zu Hause sein und die ganze Arbeit der Missionare so zu sagen zu der seinigen machen. Das bloße Erfassen dieser Aufgabe erfordert Zeit, ihre Lösung aber füllt ein ganzes Menschenleben aus, und darum" — sagt der freikirchliche Pastor Grote — „kann nicht früh genug der Anfang damit gemacht werden." Und der landeskirchliche Pastor Rauterberg bezeugt weiter: „In den beiden letzten Jahren ist Egmont Harms die rechte Hand seines Vaters in der Leitung der Missionsangelegenheiten gewesen, hat selbständig fast sämmtliche Korrespondenzen mit den Missionsgebieten geführt und sich besonders in die afrikanischen Angelegenheiten derart hineingearbeitet, daß ihm, soweit es hier überhaupt möglich ist, ein Urtheil zusteht. Dazu kommt, daß er durch sein umsichtiges Vorgehen, durch sein energisches festes Auftreten, verbunden mit Ernst und Liebe, der Liebling nicht allein der Bewohner der Missionshäuser, sondern auch der Missionare und der großen Missionsgemeinde, mit welcher er in den letzten Jahren in vielfache Berührung gekommen, geworden ist. Das Alter an sich kann nicht hindernd sein, stand doch auch der Missionsdirektor Hardeland erst im 31. Jahr, als er nach Leipzig berufen wurde. Im Vergleich mit diesem Herrn lasse man auch nicht außer Acht, daß der Missionsinspektor Egmont Harms nicht allein in den beiden letzten Jahren sich im Missionsdienst bewährt hat, sondern daß derselbe in der Missionsluft so zu sagen groß geworden ist." Auch daß sein Vater ihn so ausdrücklich zum Nachfolger gewünscht und ihm hiezu seinen Segen gegeben, wurde nicht unerwähnt gelassen.

Am 17. März waren die 14 stimmberechtigten Mitglieder des „Missionsvorstandes" vollzählig in Hermannsburg versammelt, um die Wahl zu vollziehen. Für Harms stimmten von freikirchlicher Seite Major Ruschenbusch, Oekonom Martius und die drei Bauernhofbesitzer Brammer, Hilmer und Hiestermann, dazu von landeskirchlicher Seite Pastor Rauterberg und die beiden „Altentheiler" von der Ohe und Rosin; gegen ihn von landeskirchlicher Seite die Pastoren Westenberg und Borches, sowie der Amtsrichter von Estorf, dazu von freikirchlicher Seite Pastor Dreves. Der Abstimmung enthalten hatte sich der freikirchliche Pastor Heike und selbstverständlich auch Harms selbst. Von 12 Stimmen waren also 8, d. h. volle zwei Drittel für ihn und die ganze Frage somit rechtsgültig entschieden. Daß die Gegner von diesem Ausgang nicht befriedigt waren, läßt sich denken. Wenn sie aber den Wählern vorwerfen, sie hätten „mit des Herrn heiliger Sache ein leichtsinniges Spiel getrieben", so bekommt ein Unparteiischer doch entschieden den Eindruck, daß das weder aus der Liebe, noch nach der Billigkeit, sondern in der Leidenschaft des Parteieifers geredet ist. Ob die Landeskirche oder

die Freikirche den größeren Anspruch hat auf die Leitung der Hermannsburger Mission, das ist eine müßige Frage, die kein Mensch entscheiden kann. Daß durch die Wahl des jungen Harms nun thatsächlich die Freikirche es gewonnen hat und daß dadurch eigentlich nichts Wesentliches sich geändert hat, jedenfalls nichts schlimmer geworden ist, als vorher, das sollten unseres Erachtens auch die Gegner getrost anerkennen, ehrlich auf die Zurückeroberung der Hermannsburger Mission für die Landeskirche verzichten und — wenn sie dazu den Beruf fühlen — in Gottes Namen etwas Neues, Eigenes anfangen.

Allem Vernehmen nach scheint denn auch wirklich ein Bruch zwischen den landeskirchlichen Missionsfreunden und Hermannsburg jetzt unvermeidlich zu sein. „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten; denn wir sind Gebrüder. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide dich von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." — So lautet die Parole, welche z. B. das „Hannoversche Missionsblatt" ausgegeben hat und der wir unserentheils nur beistimmen können. Aber unsere lieben Brüder in Hannover haben eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an das in ihrer Mitte vom seligen Ludwig Harms gegründete Werk und wünschen, wenn irgend möglich, einen solchen Bruch zu vermeiden. So hat denn auch die am 15. April unter dem Vorsitz des Regierungsrathes von der Osten in Hannover tagende Delegirtenversammlung der hannoverschen Missionsvereine zwar erklärt, „daß mit einer so gearteten Missionsleitung nicht weiter zu verhandeln sei", damit aber „keineswegs eine Lossagung von der Hermannsburger Mission, sondern nur von der gegenwärtigen Missionsleitung" aussprechen wollen. Im Gegentheil wurde eine spätere Wiedervereinigung mit Hermannsburg als eine sehr erwünschte Möglichkeit in's Auge gefaßt.

Auf die Frage, was nun inzwischen geschehen solle, um den Missionssinn innerhalb der Landeskirche zu pflegen und zu bethätigen, wurde der Vorschlag von Pastor Fricke vom Stephansstift gut geheißen, daß etwa sich meldende Missionszöglinge in seiner Präparandenanstalt für den Eintritt in's Leipziger Missionshaus vorzubereiten seien. Weniger Beifall fand ein von Pastor H. Harms, dem Herausgeber des „Hannoverschen Missionsblattes", vorgelegter Plan zur Gründung eines eigenen Missionsseminars in seiner Parochie.

Wie es in Hermannsburg selbst weitergehen wird, kann man natürlich auch noch nicht wissen. Inzwischen freut man sich dort an dem reichen Erntesegen, den der Herr nach den neuesten Berichten auf den Missionsfeldern bescheert hat. In der Zulu-Mission wurden 139, in der Basuto-Mission 1030, in der Telugu-Mission 52, also

zusammen 1221 Personen getauft, so daß die gesammte Hermannsburger Missionsgemeinde aus den Heiden jetzt 11,200 Seelen zählt.

Wer wollte dafür dem Herrn nicht dankbar sein? und wer nicht auch von Herzen wünschen, daß die liebe alte Hermannsburger Mission sammt ihrem lieben jungen Direktor fort und fort wachsen, gedeihen und Frucht tragen möge zur Ehre und zum Lobe unseres Friedensfürsten Jesus!

Missions-Zeitung.

China.

Der kanadisch-presbyterianische Missionar Dr. Mackay schreibt über den Einfluß des französisch-chinesischen Krieges auf die Mission in Nord-Formosa: „Das Werk war nie blühender, als im Jahr 1884 vor der Beschießung Kelung's durch die Franzosen. Wir hatten 35 Kapellen mit je einem eingebornen Prediger, 26 Predigerschüler und 37 Mädchen in der Anstalt zu Tamsui. Mehr als 1000 Heiden waren getauft und im Allgemeinen war die Bevölkerung wohlwollender und freundlicher gegen uns, als je zuvor. Durch das Erscheinen der Franzosen ist nun alles anders geworden. Die Bekehrten wurden sofort ein Gegenstand des Mißtrauens und Hasses. Häuptlinge, die früher ihren Widerwillen versteckt hatten, traten jetzt offen damit hervor und wiegelten die Massen auf; allerlei Gesindel, das an der Grenze der wilden Stämme im Innern der Insel sich aufhält, fieng an zu plündern und, eh' man sich's versah, hatten sie 7 Kapellen völlig zerstört, mehrere Häuser unserer Bekehrten ausgeplündert und die Christen selbst geprügelt. Dies alles in dem Kreis, zu welchem Tamsui und Kelung gehören. In Kelung, wo wir eine zahlreiche Gemeinde hatten, ist jetzt alles verwüstet; die Christen sind zersprengt und werden von Ort zu Ort gehetzt. Zwei der zerstörten Kapellen waren stattliche Gebäude aus behauenen Steinen, erst im Juni 1884 vollendet. Zu einer derselben, welche auch einen Schulraum, sowie Lehrer- und Predigerwohnung enthielt, hatten die Eingebornen 1800 Mk. aus eigenen Mitteln beigetragen. Jetzt ist alles verwüstet. Aber die Bekehrten sind bis jetzt standhaft und treu. Mehr läßt sich einstweilen nicht sagen."

Japan.

Missionar Hail in Osaka erzählt von mehreren heidnischen Schulmeistern, die getauft worden und nun ihre Schüler auch im Christenthum unterrichten: „Das ist," fügt er bei, „nach meiner

festen Ueberzeugung die wahre Methode, christliche Schulen in der Heidenwelt zu gründen; man predigt Christum und Gott bekehrt die Schulmeister, so ist's gethan!" Gleichzeitig berichtet er übrigens vom Gedeihen der Missionsschulen, Bekehrung der Zöglinge u. s. f. Es wird also wohl darauf hinauskommen, daß man das Eine thut und das Andere nicht läßt.

— Zwei Söhne des bekannten Redakteurs und Politikers Fukusawa studieren im „Oberlin College" in Nordamerika und sind Christen geworden.

— Es heißt, die Regierung habe eine Kommission zur Prüfung der Frage eingesetzt, ob die der chinesischen ähnliche japanische Zeichenschrift nicht durch eine Buchstabenschrift ersetzt werden könne, und die Kommission habe sich für eine von Dr. Verbeck erfundene, wahrscheinlich dem Lepsius-Alphabet verwandte Schreibweise erklärt. — Es heißt ferner, das Englische soll als eine Art zweiter Landessprache eingeführt und zu diesem Zweck auf alle Weise begünstigt werden, so daß in Zukunft auch die niedersten Beamten, Polizisten &c. Englisch verstehen, resp. lernen müssen.

— Am 18. Oktober 1884 haben die japanischen Christen das 25jährige Jubiläum der evangelischen Mission in ihrem Lande gefeiert. Am 18. Oktober 1859 nämlich langte der erste evangelische Missionar, Dr. Hepburn, in der Nähe von Jokohama an. Er und Dr. Verbeck, sowie Bischof Williams, die im gleichen Jahr nach Japan kamen, stehen alle noch an der Arbeit.

Indien.

— Am 24. 25. und 26. März haben auf der Ajodhja Mela bei Laknau zwei eingeborne Methodistenprediger Ambika Tscharan Paul und Tschimma Lal zusammen 248 Heiden getauft. Der erste war ein aussätziger Brahmane, von welchem einige Spötter den Predigern zugerufen hatten: „Nehmet diesen und machet einen Christen aus ihm!" Sie ließen ihn in ihr Zelt kommen und beteten mit ihm. Es dauerte nicht lang, so schrie er um Gnade, rühmte dann, daß er Frieden gefunden, warf seine Brahmanenschnur fort, ließ sich taufen und verkündigt nun allen, was für einen „Segen" er empfangen. Nun drängten sich viele zum Zelt, hörten die Predigten und Gesänge, bekannten ihre Sündhaftigkeit und baten um die Taufe. Nach einem kurzen Unterricht wurde ihnen dieselbe ertheilt. Am ersten Tag waren es 100, am zweiten wieder 100, am dritten 48. Das Triumphgeschrei „Ehre dem Herrn Jesus!" wollte kein Ende nehmen. Das Alter der Getauften schwankt zwischen 81 und 7 Jahren. Ein Drittel der Gesammtzahl sind Kinder unter 14 Jahren, wieder ein Drittel sind Frauen. Die meisten sind Brahmanen!! Unter den Getauften sind mehrere ganze Familien, zum Theil aus großer Entfernung herbeigekommene Festpilger.



Eines Neger-Pastors Predigtreise
durch die Länder am Volta-Strom.

1. Theophil Opoku.

Die folgende Reisebeschreibung des im Dienste der Basler Mission stehenden Neger-Pastors Theophil Opoku läßt uns interessante Blicke thun in die Lebensverhältnisse heidnischer und muhammedanischer Stämme, die, fast noch ganz unberührt vom Einfluß des Evangeliums und der Civilisation, jetzt durch den Mund dieses schwarzen Berichterstatters uns ein vernehmliches „Komm herüber und hilf uns!“ zurufen. Derselbe hat seinen Bericht natürlich nicht deutsch, sondern in Tschi geschrieben; die beiden Missionare Christaller und Müller haben aber die Güte gehabt, das Wichtigste daraus zu übersetzen und für unser Magazin zu bearbeiten. Ehe wir den wackeren Mann nun auf seiner Wanderung begleiten, wollen wir ihn selbst zuerst kennen lernen und zu diesem Zweck uns seine Lebensgeschichte erzählen lassen.

Er schreibt: „Geboren bin ich in Akropong im Jahr 1842 und zwar von angesehenen Eltern. Denn mein Vater Dako Jao, der am 10. Juli 1859 starb, war der Sohn eines zu seiner Zeit vielgenannten Königs von Akuapem, des Fürsten Ado Dankwa; und meine Mutter Akua Korantema, die sich wenige Tage vor ihrem Tode noch taufen ließ und also am 1. September 1869 den Namen Maria Magdalena empfieng, war ein Bäschen jenes Königs. Ihr seht daraus, daß man in dem Netze, das in's Meer geworfen ist, „allerlei Gattung fähet“. Ich war das sechste und letzte Kind meiner Mutter und wurde darum desto mehr geliebkost. Nur schade, daß meine Eltern gar wenig Hoffnung hegen konnten, daß ich lange leben oder etwas Rechtes werden könne; denn ich war ein gar schwächliches Kind, das eine Krankheit nach der andern bekam und darum viele

Not im Haushalt machte. Eine Kette von Unfällen bedrohte mein Leben. So spielte ich einst mit meinen Geschwistern im Freien und that einen scheinbar geringen Fall. Aber ich hatte den Schenkel gebrochen und zwar in so schlimmer Weise, daß die Frau Doktorin in Date, zu der man mich brachte, einen Splitter um den andern herausnehmen mußte; wäre die alte Frau nicht eine geschickte Heilkünstlerin gewesen, so wäre sicherlich aus mir ein Krüppel auf Lebenszeit geworden. Auch so war ich wenigstens 18 Monate lang unfähig, auf meinen rechten Fuß zu treten. Dann gab sich's nach und nach. Einmal saß ich zum Essen nieder, leerte meine Schüssel mit gutem Appetit und trug sie dann an ihren Ort. Aber während der wenigen Schritte glitt sie aus meiner Hand und zerflog in tausend Stücke; so gering war meine Kraft, sie festzuhalten. Die Eltern waren zugegen und schüttelten den Kopf. Mein Vater rief aus: Ach, mein lieber Sohn Opoku, was mag denn nur das Geschäft sein, welches du in Zukunft übernehmen kannst? Du hast ja nicht Knochen genug im Leibe, um ein Beil zu führen und ein Tagewerk zu verrichten. Da antwortete ich ihm: Mein Vater, ich könnte ja — zur Schule gehen! — Wenn nur meine lieben Eltern noch sehen könnten, wie wunderbar der HErr das Schwache erwählt, daß Er zu Schanden mache, was stark ist! Denn hat nicht der Gott aller Liebe aus diesem verachteten Knäblein, das kein Beil halten konnte, am Ende noch einen Evangelisten gemacht, der Seinen Namen unter die Heiden trägt?!

„Mein Wunsch, in die Schule zu gehen, wurde mir gewährt. Es mag im Jahr 1850 oder 1851 gewesen sein, daß man mich in Akropong in die Missionsschule gehen ließ. Hier war eben Hr. Mader eingetreten, und ich gieng als sog. Hausknabe in sein Haus sammt dem nun selig verstorbenen Wilhelm Oforikae und anderen; mit wahrhaft väterlicher Liebe kam er uns entgegen. Ich habe ihm unendlich viel zu verdanken, während er von meinem Stolz und Ungehorsam viel leiden mußte. Denn wenn ich auf meines Vaters Haus und Dorf blickte, wie er da mit seinen vielen Weibern und Kindern, allen möglichen Sklaven und Verpfändeten so ein großes Wesen hatte, hielt ich mich für eine sehr hohe Person. Einmal, als ich was Böses that, bekam ich von meinem Wohlthäter ein paar Schläge. Sogleich erhob ich mich, stand vor ihn hin und sagte: „Bin ich dein Sklave, daß du mich so schlägst? Ich gehe zu meines

Vaters Haus zurück." Es kam mir noch kein Gedanke, daß die Welt mit ihrer Eitelkeit so gar schnell dahinfährt, und mit ihr ein Jeder, der sein Vertrauen auf sie setzt. Vergib mir Alles, lieber Gott, um Christi willen! Jenes große, Menschen-volle Haus ist jetzt die Wohnung von Eidechsen, Schlangen und Spinnen geworden! Mein Wohlthäter aber wurde meiner nie müde, wie grob und frech ich mich auch manchmal benahm, sondern trug mich mit unendlicher Geduld, bis ich in die Katechistenschule übergehen konnte. Noch während ich bei ihm war, lernte ich Jesum kennen und wurde am 6. Januar 1856 getauft — ein rechter Freudentag für mich. Im August 1858 trat ich dann in's Seminar über, in welchem ich an Herrn Mader, wie an Herrn Auer und Harnisch treue Lehrer hatte. Das Lernen wurde mir immer mehr zur Freude; auch gieng es mir nach 4 Jahren beim Examen so gut, daß ich am gleichen Seminar als Unterlehrer angestellt werden konnte. Ein Jahr lang hatte ich diesen Beruf; dann wurde ich 1863 in eine neu eingerichtete Anstalt, ins Predigerseminar, berufen, um noch Griechisch, Hebräisch, Dogmatik und andere Wissenschaften zu studiren. Im ersten Jahr konnte ich mit aller Lust und Freudigkeit mitmachen. Im Verlauf des zweiten aber wurde ich von einer Herzkrankheit befallen, deren Folgen ich noch spüre. Mein Leben wurde schon aufgegeben, als man auf den Gedanken kam, mich zu einem Neger-Arzt in's Dorf Adenja zu schicken. Das war im Jahr 1865, und bei ihm hatte ich neun Monate zu verweilen, ehe merkliche Besserung eintrat.

„Mit dem Studiren war es aber nun aus; ich konnte es meinen Altersgenossen nicht mehr gleich thun und kehrte auf meine frühere Unterlehrerstelle zurück. Kaum hatte ich einige Zeit arbeiten können, als jene Krankheit und zwar in gefährlicherer Gestalt mich nochmals befiel. Es blieb nichts übrig, als wieder zu demselben Doktor zu reisen. Der ließ mich nun nicht im Dorf wohnen, sondern wies mir eine elende Hütte außerhalb desselben an, wo ich oft von Schlangen, Insekten und Ratten besucht wurde; und neben mir lagen andere arme Patienten (ein Negerspital!). Ein volles Halbjahr brachte ich dort in der Weise zu, daß ich niemals Wasser trinken durfte, sondern statt dessen dreimal des Tags Medizin zu schlucken bekam. Die Behandlung schlug übrigens soweit an, daß ich endlich in's Dorf des Doktors übergesiedelt werden konnte, wo ich wieder

drei Monate zu verweilen hatte, bis ich kräftig genug war, zu Fuß nach Hause zu gehen. Man riet mir noch zu einer Nachkur; so verließ ich das Bergland und brachte 6 Wochen am Meeresufer zu. Jetzt aber machten die Missionare aus, daß ich nicht mehr Lehrer sein dürfe, weil meine Gesundheit hiefür nicht zureiche. Vielmehr schickten sie mich als Katechisten nach Mamfe, einem Dorf, das man damals für wenig versprechend hielt. Im Februar 1868 kam ich dort an. Nun heiratete ich auch, und zwar nahm ich zur Frau mein Bäschen Sophia Njam, welche die jüngste Schwester der in Basel getauften und noch daselbst wohnenden (seither †) Anjama ist. Sie hat mich mit zwei Söhnlein erfreut, Samuel und Emanuel, von denen das zweite (Dezember 1870) im eigentlichsten Sinne mein Christgeschenk wurde. Von den Heiden in Mamfe hatte ich wohl viel Spott und Widerspruch zu erfahren, doch gab der HErr Gnade zu meinem Begießen des von Andern gesäeten Thränen-Samens und ich durfte mich am geschenkten Gedeihen freuen. Im März 1872 wurde ich nach Date versetzt, um an die Stelle des nach Kukurantumi berufenen David Asante zu treten. Und um diese Heerde Gottes zu weiden, erhielt ich am 1. Sept. 1872 die Ordination durch Auflegung der Hände unseres Seniors, des Herrn J. G. Widmann. Möge mir der HErr täglich ein reiches Maß Seines Geistes schenken, daß es mir nie an der Kraft und Weisheit fehle, die mir für diesen Posten nötig sind, und daß es mir gelinge, Seinen Herzenswunsch zu verwirklichen, die Gewinnung vieler Seelen und die Mehrung Seines Lobs!"

Soweit der Neger-Pastor selbst, der diese kleine Selbstbiographie eben aus Veranlassung seiner Ordination im Jahre 1872 niedergeschrieben hat. Wir dürfen hinzufügen, daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen ist. Der Herr hat ihn bis jetzt im Segen arbeiten lassen. Sowohl die Christen als besonders auch die Heiden fühlen sich von ihm angezogen, und für alle hat er ein priesterlich mitfühlendes und -tragendes Herz. Schon in Mamfe, wo er 4 Jahre lang wirken durfte, hat seine Predigt so gezündet, daß in kurzer Zeit 100 Seelen getauft und eine Gemeinde gegründet war, und noch größere Erfolge hat er später in Late gehabt. „Seine Gemütsruhe und sein ganzes, vom Wort Gottes getragenes Bezeugen, sein aufrichtiger, alles Scheinwesen meidender Wandel" ist nach dem Zeugniß seiner Vorgesetzten von gutem Einfluß auf alle

seine Pflegebefohlenen. Ohne Zweifel ist es vor allem die Leidensschule, in welcher Opoku zu einem so brauchbaren Diener des Herrn herangereift ist. Als er in jener Krankheit, die er als 25jähriger Jüngling durchzumachen hatte, einst mitten in der Nacht sein Ende bereits ganz nahe glaubte, da freute er sich schon, „als Kind Gottes sterben und zu seinem Heiland gehen zu dürfen." Die Erfahrungen, die er damals gemacht, sind für sein ganzes Leben ihm ein Schatz geblieben. Aber schon früher, als er erst 17 Jahr alt war, hatte er eine schwere Trübsal durchzumachen. Sein Vater nämlich, als Giftmischer berüchtigt und gefürchtet, wurde dazu verurtheilt, sich selbst öffentlich zu erschießen, und sein Leichnam, der Schadenfreude seiner Feinde preisgegeben und mit Fluch beladen, mußte unbestattet auf offener Straße liegen bleiben. Das alles machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Opoku, und bis heute ist es ihm ein wehmüthiger Gedanke, ja ein empfindlicher Schmerz, daß sein Vater so gestorben. Um so größer war dann seine Freude, als die greise Mutter in der eilften Stunde noch die Taufe annahm, um bald darauf im Frieden zu sterben und auf dem Gottesacker in Akropong ein christliches Begräbniß zu finden.

Eine neue Prüfung aber wurde ihm auferlegt, als er sich plötzlich im Jahr 1876 „an das unerwartete, aber friedvolle Sterbebett seiner zärtlich geliebten Gattin gestellt sah und mit seinen drei noch unerzogenen Kindern nun vereinsamt dastand." „Mein Pfad", schreibt er, „war eine Zeit lang recht rauh und dunkel, doch es wurde wieder helle in meinem Innern; ich bekam den Trost, daß dieses theure Gotteskind, die geliebte Genossin meiner Freuden und Mitdulderin meiner Leiden, mir nicht verloren gegangen, sondern wie ein verborgener Schatz im Himmel bewahrt ist, wo ich früher oder später mit ihr vereinigt zu werden hoffe." Dieser Todesfall war die nächste Veranlassung zu der Reise nach Salaga. Als unser lieber Opoku sich so sehr verlassen fühlte und die Traurigkeit nicht weichen wollte, da entschloß er sich, auf eine längere Reise zu gehen und zu diesem Zweck sich seinem Onkel David Asante anzuschließen, der damals gerade im Begriff war, nach Salaga aufzubrechen. Zu diesem Anschluß kam es nun freilich nicht, die Reise aber wurde dennoch gemacht, und zwar in der Zeit vom 23. Januar bis zum 25. April 1877.

---

2. Zweck dieser Reisebeschreibung.

Es werden von unseren Missionaren und ihren schwarzen Gehilfen gar manche Reisen gemacht, die unbeschrieben bleiben, und vielleicht auch manche Reisebeschreibungen zu Papier gebracht, die ungedruckt bleiben. Theophil Opoku hatte es von vornherein auf eine Veröffentlichung abgesehen, und zwar aus folgenden Gründen.

„Mit dieser meiner Reisebeschreibung," sagt er, „habe ich zunächst meine eigenen Volksgenossen und insbesondere diejenigen, welche unter dem Einflusse des Wortes stehen, im Auge.*) Ich möchte ihnen zeigen, wie groß die Veränderungen sind, welche das Kommen des Evangeliums bei uns herbeigeführt hat, und in welchen Genuß leiblicher und geistlicher Segnungen wir dadurch versetzt worden sind. Denn sobald wir unsre jetzigen Zustände mit denen der Völker im Innern des Landes vergleichen und dabei uns erinnern an das, was uns unsere Eltern von unsern Vorfahren erzählten, wie sie z. B. auch einst mit dem Baste der Bäume sich kleideten, Holzklötze statt der Kopfkissen hatten und was dergleichen mehr ist, so werden wir einsehen lernen, daß wir es nur der Gnade Gottes zu verdanken haben, wenn es jetzt bei uns anders aussieht, als bei denen, zu welchen ich gekommen bin. Und dann wird es uns zum demütigen Dank gegen den Allmächtigen treiben, so daß wir an dem Evangelium festhalten und unsere Sinne und Gedanken auch auf das Wohl jener Völker richten und für sie beten. Und wenn dann der gnädige Gott an sie denkt und einige von uns beruft und zu ihnen sendet, müssen wir sie mit Gebet unterstützen, damit sie sich hergeben und willig machen lassen hinzugehen und das auf sich zu nehmen, was die Boten des Evangeliums bei uns übernommen haben, indem sie ihr Leben und Vermögen daransetzten, bis unser Wandel und Leben umgestaltet war. Denn diese Völker sind gleicherweise wie wir Geschöpfe Gottes. Wohl werden sie vom Teufel in Knechtschaft der Sünde, und gräulichem Fetischdienst umgetrieben; aber auch sie sollen umkehren und durch Jesum Christum den Segen der Wiedergeburt erlangen und sein Eigentum werden.

---

*) Die Reisebeschreibung wurde großentheils abgedruckt in dem für die eingeborenen Christen der Basler Mission auf der Goldküste theils in Englisch, theils in Tschi und Ga gedruckten, von Missionar Christaller mit großer Sorgfalt redigirten Blatt: „Christian Messenger for the Congregations of the Basel German Mission in the Countries of the Gold Coast."

„Sodann habe ich bei dieser meiner Beschreibung auch die Leiter der Missionsgesellschaft im Auge. Sie sind die Werber und Heerführer in diesem geistlichen Kampfe, welchen wir für Gott kämpfen; sie möchte ich veranlassen, ihre Streiter auch dorthin zu dirigieren, gegen den Dente von Krakje, welcher als Fürst und König unter den Fetischen das ganze Land beherrscht, damit der Kampf des Glaubens in der Kraft des Geistes gegen ihn aufgenommen und er von seinem Lehmstollen herabgestürzt werde. Der Angriff auf diese Fetischburg ist zu vergleichen mit dem Umgraben eines mächtigen Baumes, an dem man Wurzel um Wurzel abhauen muß und der nicht auf den ersten Hieb, aber zuletzt sicher fallen wird. Diese Arbeit kann aber nicht mit halbherzigen, lohnsüchtigen Arbeitern unternommen werden, sondern nur mit solchen, die sich selbst darangeben und ihr Vertrauen allein auf Gott setzen."

3. Aufbruch und Reise durch die Steppe nordöstlich von Okwawu.

„Am 23. Januar 1877 verließ ich mit schwerem Herzen Akropong und reiste über Akem nach Okwawu, wo ich auf der Missionsstation Abetifi mit meinem Onkel David Asante zusammentreffen wollte. Die Nachricht, daß derselbe schon vor einigen Tagen aufgebrochen sei, hätte mich beinahe zur Umkehr bewogen. Nach langem Besinnen entschloß ich mich aber dennoch zur Weiterreise, und nachdem ich mich mit den nötigsten Bedürfnissen versehen hatte, trat ich dieselbe am 7. Februar von Abetifi aus an." Die ersten 4 Tage verbrachte Opoku nun in einigen Ortschaften des Berglandes Okwawu und am Fuße desselben, im Norden, wo der Afram=Fluß vorbeifließt. In jedem Dorfe wurde natürlich gepredigt. „Am Afram, wo der letzte bewohnte Ort sich findet, trafen wir eine große Schaar von Männern, den Sohn des Dwabeng-Häuptlings an der Spitze, welche dem englischen Gouverneur in Cape Coast Geschenke von Elfenbein und Straußenfedern zu bringen hatten. Diese Leute waren die Abgeordneten verschiedener Städte im Innern, welche sich mit dem Dwabeng-Häuptling verbunden hatten. Wir hatten nun eine weite ebene Steppe vor uns, die von Bächen und kleineren Flüssen durchzogen und außer dem Gras mit einzeln stehenden Bäumen und hie und da mit etwas Gebüsch bewachsen ist. Mit Ausnahme einiger weniger, ärmlicher Hütten, welche Jägern und Fischern aus Okwawu

zum Schutz dienen, trifft man keine menschliche Wohnung in dieser Steppe, so daß man beinahe eine ganze Woche im Freien sein Nachtlager aufschlagen und dazu mit Lebensmitteln im voraus versehen sein muß, wenn man nicht in der Wildniß umherstreifen und wilden Jams suchen will. (Diese Steppe ist die Heimat von Elefanten, Büffeln, Wildschweinen und Antilopen. Wenn man in ihre Nähe kommt, bleiben sie bisweilen lange stehen und blicken verwundert die Reisenden an. Die Steppe wäre, wenn angebaut, nach David Asantes Ansicht fruchtbarer als die Akra-Ebene. In der Harmatanzeit vom Dezember bis Anfang März wird das hohe Gras abgebrannt und nach dem ersten Regen sieht es wie ein prächtiger Wiesengrund aus. Die Halt- und Rastplätze befinden sich gewöhnlich an Bächen und Flüßchen; in dem Gebüsch, das sich an denselben hinzieht, findet man wilden Jams. David Asante berechnet die Entfernung von jener Stelle des Afram bis an den Volta auf etwa 30 Stunden, die man gewöhnlich in 6 Tagen zurücklegt.) Noch diesseits des Volta trifft man auf einige Dörfer des hauptsächlich auf der Ostseite des Flusses wohnenden **Pae**-Völkchens, das unter dem stammverwandten Okwawu steht und früher mit diesem dem Asantereich einverleibt war. Sie nähren sich von Feldbau, Fischerei und Jagd. Ihre Kleidung ist sehr ärmlich, zum Theil nur ein Stück Baumrinde oder Bast, das sie auch zu Kissen und Polstern verwenden. Sie bauen die Tabakspflanze und bereiten davon einen weit berühmten und sehr gesuchten Schnupftabak. In dem ersten Pae-Dorfe A b r a w a d e trafen wir die Leute bei ihrem jährlichen Jamsfeste und ich erhielt von dem dortigen Ortshäuptling ein Geschenk an Jams und Fischen. Am 18. Februar, einem Sonntage, predigte ich in 2 Dörfern über die Nichtigkeit der Götzen und den wahren Gott, dessen Sohn Jesus Christus Mensch geworden sei, uns zu erlösen. Einige stimmten bei und sagten: alles, was du sagst, ist sehr wahr! andere hielten zurück und waren verwundert über die Kühnheit, mit welcher ich gegen die Fetische zu Felde zog. Als ich sie fragte, ob sie je den Namen „J e s u s“ gehört hätten, entgegneten sie: nein, niemals, bis dein Bruder Asante hieherkam. Am 19. Februar setzte ich mit meinem Träger morgens in einem Boot über den V o l t a bei S a p i e a s e und mittags ebenso über den ansehnlichen O t i - Fluß, der, von Osten her kommend, sich in den Volta ergießt.“

4. Die Reise durch Krakje, das Land des weithin gefürchteten Fetisches Dente.

„Am 20. Februar erreichten wir Dadease, eines der bedeutendsten Krakje-Dörfer, in welchem der Fetisch Wontumi, angeblich ein Sohn des großen Dente, wohnen soll. Dadease wird von einer sog. Königin, die auch zugleich Priesterin ist, regiert. Bald nach meiner Ankunft hatte ich ihr meine Aufwartung zu machen und wurde von meinen Begleitern gemahnt, nach Landessitte die Schuhe und die Kopfbedeckung abzunehmen. Ich antwortete: Als Königin will ich ihr gerne meine Ehrerbietung bezeugen; aber als Priesterin kann ich sie nicht verehren — was meine Begleiter sehr in Angst brachte. Ich schickte einen Boten zu ihr und ließ ihr melden, daß ich bereit sei, sie zu begrüßen. Ihre Antwort lautete: sie sei bereit, mich zu empfangen. Ich gieng nun mit etlichen meiner Begleiter und traf sie auf ihrem Stuhl sitzend, in einen weißen Umwurf (nach Negerart) gehüllt, auf beiden Seiten von ihrem Gefolge umgeben. Ich gieng gerade so wie ich war auf sie zu und reichte ihr freundlich die Hand, während meine Begleiter vorher Kopf und Füße sorgfältig entblößt hatten. Zwar sah ich an den Blicken wohl, daß mein Auftreten ihnen nicht gefiel; aber sie sagten weiter nichts darüber, und ich eröffnete nun der Königin, daß ich gekommen sei, um auch in ihrem Lande das Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen, wie in allen bereits von mir durchreisten Ländern auch. „Ganz recht", erwiderte sie hierauf, „so kommst du ja mit keiner bösen Absicht." Nach der Begrüßung übersandte ich ihr als Geschenk einige Hände voll Salz und Kolanüsse, die hier sehr geschätzt sind. Sie dankte sehr herzlich und schickte als Gegengeschenk eine große Schüssel mit Fufu, den ich unter meine Begleiter vertheilte. Ich dankte ihr gleichfalls und ließ ihr sagen, ich wolle, wenn sie es erlaube, gegen Abend eine Predigt halten, obgleich meine Begleiter mich dringend baten, im Krakje-Land doch ja nicht zu predigen, da die Fetische hier viel mächtiger und grausamer seien, als sonst irgendwo. Ich erwiderte nur: Christus sagt, wer mich bekennt vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor meinem Vater und seinen Engeln; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem Vater und seinen Engeln. Von dem Tage an nahmen sie nie mehr Teil an den von mir gehaltenen Predigten.

„Als nun die Priesterin mit ihrem Gefolge unter einem Schattenbaum Platz genommen, setzte ich mich zu ihnen mit einem Herzbüchlein und andern Bildern, welche ich ihnen zeigen und erklären wollte; aber die Priesterin lehnte es ab, die Bilder anzusehen, indem sie erklärte: „Ich bin eine Fetischfrau und darf sie nicht anrühren; zeige sie meinen Leuten da!“ Es war die Furcht, entweiht zu werden und sich das Mißfallen ihres Fetisches zuzuziehen. Ihr Gefolge dagegen betrachtete die Bilder mit Verwunderung und Staunen. Hierauf erzählte ich ihnen von dem ursprünglichen glücklichen Stand des Menschen, von seinem Fall und der nun folgenden Herrschaft des Argen, und endlich von der Erlösung durch unsern Heiland Jesus Christus. Die Predigt hatte sie hingerissen, so daß nach einigen Stunden einer der Fetischleute zu mir sagte: „Mann, die Priesterin hat mir erzählt, daß du ihnen merkwürdige Dinge gezeigt und während meiner Abwesenheit schöne Geschichten von Europa erzählt habest; es thut mir sehr leid, daß ich es nicht mitanhören konnte. Wolltest du, wenn du nicht zu müde bist, mir nicht auch etwas davon erzählen?“ Ich sagte ihm: es handle sich hier um keine „Geschichten“, sondern um Thatsachen, die nicht nur für Europäer sind, sondern für jeden Menschen ohne Ausnahme die höchste Bedeutung haben, und erklärte ihm dann alles genau — zu seiner großen Freude.

„Während ich noch mit einigen Leuten im Schatten eines Baumes mich unterhielt, sprang einer der Okwawuer plötzlich auf und rief: „Pue! Pue! der Gipfel dieses Baumes da ist ganz voll von Fledermäusen!“ und damit ergriff er ein Stück Holz, um es hinaufzuschleudern und sich einige dieser Thiere für seinen Fufu zu erlegen (die Fledermäuse werden übrigens nicht von allen Negern gegessen); aber sofort that ihm ein junger Mann Einhalt und rief: „Freund, laß das bleiben und lege dein Holz weg; denn wenn du von diesen Thieren, die ihre Zuflucht zum Fetisch genommen haben, eines tötest, wird es dich teuer zu stehen kommen!“ — Der Okwawuer ließ nun seinen Stecken fallen und sagte hernach zu seinem Kameraden: „Sieh da, so viele leckere Bissen, die aber in keine Suppe kommen dürfen, sondern als Fetische verehrt werden!“ — Eben als wir noch von diesen Fledermäusen uns unterhielten, kam ein Habicht dahergeflogen, stürzte auf eine derselben los und flog mit ihr davon. „Freund,“ rief ich dem Krakjeer zu, „ein Habicht hat eine eurer

Fledermäuse geholt; siehe, dort fliegt er mit ihr davon! — Sage, welche Strafe wollt ihr ihm auferlegen?" Das war ein Triumph für die Okwawuer, welche in lautes Gelächter ausbrachen, und für den Krakjeer eine solche Beschämung, daß er vor Bestürzung kein Wort mehr herausbrachte.

„Indessen war die Nacht hereingebrochen und ich suchte meine Lagerstatt auf. Ehe ich mich zur Ruhe legte, zündete ich aber noch ein Licht an, um ein Kapitel im Neuen Testamente zu lesen. Da hörte ich mehrere Stimmen laut rufen: „Mann! Mann! Mann! lösch dein Licht aus!" — Da ich anfangs nicht wußte, daß mein Licht gemeint war, so kümmerte ich mich nicht darum, bis die Rufe sich wiederholten und ausdrücklich erklärt wurde: „Es geht dich an, Oburoni! (d. h. Europäer; jeder Fremde, der europäisch gekleidet zu ihnen kommt, wird Oburoni genannt), lösch dein Licht aus, denn der Fetisch kann es nicht leiden. Er haßt das Licht!" — „Gut," erwiderte ich; „aber erst dann, wenn ich mein Kapitel zu Ende gelesen habe. Ich hasse das Licht nicht und euer Fetisch ist nicht bei mir hier im Zimmer." Sie giengen dann brummend davon und ließen mich in Ruhe. Diese zwei Erlebnisse aber, das eine mit den Fledermäusen, die ja auch die Finsterniß lieben, und das andere mit dem das Licht hassenden Fetisch, gaben mir natürlich zu denken. Ja, ich gedachte des: „Das Licht ist gekommen in die Welt; aber die Menschen liebten die Finsterniß mehr denn das Licht." Hier ist wirklich eine der Burgen Satans, ein Hauptsitz des Aberglaubens. Fast jedes Ding wird heilig gehalten oder als dem Fetisch gehörig verehrt, so daß einer meiner heidnischen Begleiter erstaunt ausrief: „Wahrlich, dieses Land ist die Höhle, aus welcher alle Fetische hervorgehen!" Eine besondere Furcht aber erfaßte meine Begleiter vor dem Hauptfetisch, dem Dente, der seinen Sitz in Krakje hat und der unter den Fetischen des Asante-Landes und unter denen in Okwawu, Akem, Akuapem, Pae, Boem u. s. w. im höchsten Ansehen steht und als der mächtigste von allen diesen Völkern betrachtet wird. Als z. B. der gegenwärtige Akuapem-König bei seiner Thronbesteigung eine großartige Leichenfeier für seinen Vorgänger zu veranstalten hatte, sandte er zuerst zwei seiner Brüder zu dem Fetisch nach Krakje, um dessen Gunst zu erwerben und seinen Ausspruch zu vernehmen.

„Am 21. Februar verließen wir Dadease und reisten über Mpampani nach der Hauptstadt Krakje, wo wir um 11 Uhr mittags

anlangten. Krakje ist eine der schmutzigsten Städte, die ich kenne, und wegen dieser Unreinlichkeit auch sehr ungesund. Die Bekleidung der Leute ist sehr ärmlich; die Jugend geht vielfach ganz nackt. Die Stadt liegt am linken Volta-Ufer auf einer Felsenplatte an einer Stelle, wo der Fluß sich zwischen gewaltigen Felsmassen durchwindet.

„Hier herrschte gerade große Aufregung und Lärm, weil soeben eine Fetischpriesterin gestorben war. Mehr als 30 ihrer Genossinnen tanzten ihr den Totentanz und deßhalb konnte ich dem Volke nicht predigen. Hier traf ich auch Leute aus Boem und andern Gegenden, welche beim Fetisch Odente allerlei Auskunft haben wollten, aber auf den Priester, der gerade auf seinem Landgut weilte, warten mußten. Als derselbe dann endlich eintraf, war die ganze Stadt in Bewegung. Lauter Jubel erschallte: „Er kommt, er kommt, der Großvater kommt!“ — Wer ist damit gemeint? fragte ich. „Der oberste Priester“ war die Antwort. „Er kommt von seinem Dorfe und hält seinen Einzug in die Stadt. Es ist allgemeine Sitte, daß er jedesmal bei seinem Einzug mit lautem Zuruf empfangen wird; wehe dem, der nicht mit einstimmt. Die Ungnade des Priesters würde ihn treffen.“ Der große Mann wurde diesmal in einem langen Korbe von 2 Männern auf dem Kopfe getragen unter Flintenschüssen und Trommelgewirbel. Der König von Krakje ist ein älterer Mann, hat aber viel weniger Macht und Einfluß als der Priester, der durch sein Fetisch-Orakel alle Streitigkeiten schlichtet, zu deren Beilegung des Königs Autorität nicht ausreicht. Bei dem Urteilsspruch des Odente muß es bleiben. Dieses Volk ist sehr abergläubisch. Licht, Pferde, Esel dürfen nicht in die Stadt kommen; Zwillinge werden unbarmherzig von einem bestimmten Felsen in den Volta geworfen und ertränkt. Wie manches Mutterherz mag da schon zerrissen sein! Selbst das Wort Ata (Zwilling) darf hier nicht genannt werden!“

In neuerer Zeit ist Krakje wieder mit der Botschaft des Evangeliums besucht und in Bezug auf Lebensweise und Anschauung des Volkes nach Verfluß von sieben Jahren doch eine wesentliche Veränderung bemerkt worden. Die Leute sind jetzt besser gekleidet; der bigotte Aberglaube hat einen wesentlichen Stoß bekommen; der Hauptfetischpriester reicht jetzt den Fremden seine Hand bei der Begrüßung, und man darf das Evangelium sowohl in der Hauptstadt als auch auf den Dörfern frei verkündigen, auch Lichter

anzünden so viel man will. — Die Hütten sehen wie Bienenkörbe aus und haben zuckerhutförmige Dächer. Sie sind aus einer 5 Fuß hohen Lehmmauer aufgeführt, in welche eine 3 Fuß hohe und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß breite Thüröffnung eingelassen ist; auf der Lehmmauer sitzt das runde Dächlein; von einer Luft- oder Fensteröffnung weiß man nichts. Die Thüröffnungen werden durch Matten oder Grasgeflechte oder Baumrinden verschlossen. Der Handel mit Salz und europäischen Kleidungsstoffen gewinnt viel Eingang. Die Händler müssen aber von sämmtlichen Artikeln Abgaben zahlen oder beträchtliche Geschenke an den König und Fetischpriester geben.

---

5. Ein Besuch in Kete und Kantankofore.

„In den zwei Dörfern Kete und Kantankofore, 3 und 4 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, haben sich zahlreiche Handelsleute von Nta, Angwa und den Hausa-Ländern niedergelassen. Außer Sklaven verkaufen sie auch Elfenbein und Baumbutter. In Kete wurde ich gleich bei meiner Ankunft von verschiedenen Leuten wie ein Sklavenhändler angeredet: „Komm, kaufe ein schönes junges Weib, einen prachtvollen Jungen, ein hübsches Mädchen u. s. w.", weil sie glaubten, ich komme, um Sklaven zu kaufen. Ich entgegnete, ich komme nicht, um Sklaven zu kaufen; halte es vielmehr für eine schwere Sünde, überhaupt mit Menschen Handel zu treiben; wer sich daran betheilige, werde einst der göttlichen Strafe nicht entgehen. „O nein, durchaus nicht, dem ist nicht so," entgegnete mir da einer, „Gott selber hat diesen Handel befohlen, und wenn Leute Sklaven besitzen, ist dies ja ein unzweifelhaftes Zeichen, daß Gott mit ihnen ist. Wenn einer viele Sklaven kaufen kann und ihm dann auch einige weglaufen, ist er doch glücklich; denn in der andern Welt wird er sie wiederfinden und ihres Dienstes sich erfreuen. Das hat Muhammed gesagt." Als ich sah, daß ich diesem verstockten Menschen nicht beikommen konnte, wandte ich mich von ihm weg und besuchte in einem andern Hause ein Weib, welches mit Kornmahlen beschäftigt war. Wie sie mich erblickte, bot sie mir sogleich ein vier- bis fünfjähriges Mädchen zum Kauf an. Ich meinte, es sei ihre eigene Tochter, da sie neben ihr am Mahlstein saß. Sie hieß sie aufstehen und zu mir herkommen. Wie sie auf mich zukam, streckte sie mir ihre Arme entgegen, als wollte sie sagen: Nimm mich auf. Ich streckte ihr die meinigen entgegen und setzte sie auf

meinen Schoos. Sie schien sehr nach Vater- oder Mutterpflege zu verlangen; als ich mich aber an ihre Herrin wandte mit den Worten: „Rührt dich das Benehmen dieses harmlosen kleinen Mädchens nicht? Willst du nicht Mitleid mit ihr haben und sie an Kindesstatt annehmen? Gott wird dich hiefür segnen," da antwortete das Weib in ziemlich gereiztem Tone: „Warum sollte ich sie an Kindesstatt annehmen? Sie ist ja nicht meine Tochter! ich habe sie nicht geboren, sondern nur von ihrer eigenen Mutter gekauft." Ich hatte den Eindruck, daß sie nicht die Wahrheit sagte, denn von sicherer Hand weiß ich, daß die meisten Sklaven als Kriegsgefangene oder als Geraubte in den Besitz der Händler kommen. Es war in der That schmerzlich für mich und das kleine Mädchen, als ich es wieder abstellen und weitergehen mußte.

„Am 24. Februar, Abends halb 5 Uhr, reiste ich bei Mondschein über Kete und Kudenkpe nach Woroto, wo wir übernachteten. In das Dorf des Fetischpriesters, Otareeso, giengen wir am folgenden Morgen, und hielten dort unsere Sonntagsrast. Hier predigte ich über „den unbekannten Gott", worüber sie sehr erstaunt waren, aber auch einen tiefen Eindruck erhielten. Denn bei einem Wortwechsel, welcher sich zwischen einem Ehepaar entspann und wobei der Mann von seiner Frau heftig gezankt wurde, bemerkte ersterer kühl: „Wenn mich nicht das, was uns dieser Mann soeben gepredigt hat, so bewegt hätte, würde ich dich wegen deines Schimpfens tüchtig durchprügeln."

„Von Otareeso bis nach Bagjamso, das zum Ntschumuru-Land gehört, aber auch unter Krakje steht, hatten wir 8 bis 10 Stunden zu reisen. Wir brachen in der Nacht auf, kamen morgens 4 Uhr an den Debo-Fluß, wo wir 2 Stunden ausruhten, und legten dann morgens von 6 bis 9 Uhr die letzte Strecke zurück. Dieser Marsch beinahe die ganze Nacht durch war sehr anstrengend; wir ruhten den übrigen Theil des Tags aus, um neue Kräfte zu sammeln. Bagjamso ist für die Reisenden ein angenehmer Erholungsort, denn große Schattenbäume und freie Lage gewähren ihnen Schutz gegen die sengende Sonne und gute Luft. Diese Leute sind treue Bundesgenossen des Dwabeng-Königs und hegen gegen die Kumaseer, deren so lange getragenes Joch sie abgeworfen haben, einen so bittern Haß, daß sie jeden Botschafter, der von Kumase zu ihnen käme, oder jeden von ihren eigenen Leuten, der Pulver in irgend einen Teil des Kumase-

gebiets einschmuggelte, töten würden. Sie sagten, daß sie vermittelst des Dwabeng-Königs und des Dente in Krakje ein Gesetz vom Government erwirkt hätten, welches sie nötige, jeden Reisenden sammt seinem Gepäck zu untersuchen, weil nicht lange vorher entdeckt wurde, daß die Akraer Pulver einschmuggelten und es an die Hausa in Salaga verkauften, die es dann ihrerseits weiter an die Kumaseer verhandelten. Sie wollten auch mein Gepäck durchsuchen, unterließen es aber, weil mein Führer ein Dwabenger war, welcher ihnen über meine Person und den Zweck meiner Reise genügend Auskunft gab. Alle diese Völkerschaften dienten früher dem Kumase-König, und auf Anstiften des Dwabeng-Königs verbanden sie sich alle gegen ihren Unterdrücker und töteten an einem bestimmten Tage, besonders auch in Salaga, viele Hunderte von Kumase-Leuten, die als Beamte, Weber und Händler sich bei ihnen aufhielten.

„Die Schädel und Gebeine der Ermordeten sahen wir zum Theil noch in der Einöde oder Steppe herumgestreut, wo die Leichname eine Beute der Schakale geworden waren. Der Dwabeng-König war es hauptsächlich, welcher mit dem Priester und den Aeltesten von Krakje, die er als seine rechte Hand verwendete, diese Völker, auch Salaga eingeschlossen, zu einmüthigem Handeln veranlaßte. Der Fetischpriester gab vor, die Zerstörung von Kumase, welche diese Völker einer übermenschlichen Macht zuschrieben, sei durch des Odente übernatürlichen Einfluß auf die Königin von England zustande gekommen und habe so die wundervolle Befreiung der Völker von dem Joche dieses furchtbaren Feindes herbeigeführt. Er weissagte sogar eine zweite gänzliche Zerstörung des Kumase-Reiches und die Wiederherstellung der Dwabeng-Herrschaft im Asante-Land unter dem König Asafo Agjei, und zwar in kurzem, weil es so vom Odente und der Königin in England ersonnen und beschlossen sei und auch zur Ausführung kommen werde. Er brachte sie auch auf die Meinung, daß die Königin in England sich auf geheimnißvolle Art mit dem Odente verbunden habe, was er in folgender Weise darstellte: „Der Großvater (d. h. Odente) ist so innig mit der Königin von England verbunden, daß eine Trennung der Personen unmöglich ist, und nur sie selbst können bestimmen, ob die Königin der Großvater oder der Großvater die Königin ist!“ Diese falsche Weissagung, welche außer der Einäscherung von Kumase (1874) diese Stämme noch weiter zum Abfall von Asante ermutigte, hat sich, seitdem der Dwabeng-König und

seine Häuptlinge von den Engländern gefangen gesetzt worden sind, als Betrug herausgestellt.

„Am 27. Februar brachen wir nachts 1 Uhr wieder auf und kamen bei Mondlicht zur Zeit des Hahnenschreies nach Akaneem. Nachdem wir uns etwas ausgeruht, setzten wir die Reise bis Tamkranku, am Ausfluß des Daka-Flusses, fort. Wir ruhten hier den Tag über aus, brachen abends halb 6 Uhr wieder auf und reisten bei Mondlicht über Fametschaasu nach Krupi. Dies ist die erste Muhammedaner-Stadt im Nta-Lande."

Ein kräftiger Irrthum
oder
der Theosophismus in Ostindien.

Von Missionar L. J. Frohnmeyer.

Wie das Ringen zweier feindlicher Völker im blutigen Kriege die Augen der ganzen Welt auf sich zieht, so muß der Christenheit der Kampf der Geister, wie er sich im härtesten Aufeinanderplatzen auf dem Gebiet der Mission vollzieht, von größtem Interesse sein. Ein solcher geistiger Kampf ist gegenwärtig auf der ganzen großen Halbinsel Vorderindiens entbrannt. Es gibt fast keine Stadt und keinen Volksstamm derselben mehr, die nicht in diesen Kampf verflochten wären. Die Pioniere des Christenthums sind da, haben ihre Geschütze aufgepflanzt, den Sturm auf die mächtige Burg des Brahmanismus begonnen und meinen es ernstlich. Mag es auch für manchen Leser von Missionsberichten interessanter, weil pikanter, sein, von den barocken, kleinen Majestäten in Afrika, Menschenfressern und allerhand Abenteuern zu lesen, so muß doch für den tieferblickenden Missionsfreund das Schauspiel eines so großartigen Umschwungs, wie er sich gegenwärtig in dem alten Kulturvolk Indiens vollzieht, von solcher Bedeutung sein, daß er ihm mit atemloser Spannung folgt.

„Daß es mit dem Anlauf auf die Burg Ernst wird, sieht man aus dem Gebahren der Vertheidiger. Daß das alte Heidenthum dem eindringenden neuen Gedankenstrome nicht widerstehen kann, wird fast

von allen gebildeten Hindus zugegeben, und der oberste Herr dieser Burg, der böse Geist, der zweifellos der Hauptbaumeister derselben gewesen ist, weiß sich jetzt nicht anders zu helfen, als durch Importirung neuer, ausländischer Geschütze aus Amerika und Europa, welche sich aber so schnell verbrauchen, daß sie fast jedes Jahr mit andern vertauscht werden müssen."*)

Eine solche Hilfstruppe des Lügengeistes bildet auch die Schaar der Theosophisten, die vor 7 Jahren aus Amerika nach Indien einwanderte. Trotz der wiederholt ausgesprochenen Versicherung der Leiter, daß auch das Christenthum neben andern Religionen Platz finden solle in ihrer neuesten und vollkommensten Religion, empfanden sie doch wohl, daß der Gegensatz, in dem sie sich zu dieser Religion der Wahrheit befinden, ein zu unversöhnlicher sei, als daß es möglich wäre, eine gegenseitige Verständigung anzustreben, daß somit nichts übrig bleibe, als ein Kampf auf Tod und Leben. „Wir wollen", schrieb darum die Hauptheldin der Bewegung, „das Christenthum in Fetzen zerreißen!"

Der Theosophismus ist ein abgeschmackter Versuch, angeblich durch eine neue Auflage des Buddhismus und eine Wiederbelebung der alten indischen Geheimweisheit, in Wahrheit aber durch ein Gemisch von spiritistischem Aberglauben, indischem Pantheismus und aufklärerischem Unglauben die Welt mit einer zeitgemäßen Religion zu beglücken. Nichts Neues unter der Sonne! Unsere Zeit charakterisirt sich ja überhaupt durch einen ans Naive streifenden Eifer, alte Irrthümer in neuer Gestalt aufzutischen. Mit Recht macht die »Edinburgh Review« darauf aufmerksam, daß der wissenschaftliche Materialismus unsrer Tage, der wie eine neue Offenbarung vom Katheder eines Tyndall und anderer hingenommen wird, doch in Wahrheit nichts andres sei, als der aufgewärmte Atomismus des alten Demokrit. „Möglich sei es, daß es einen Gott, Himmel und Hölle gebe; man wisse aber absolut nichts über diese Dinge, drum sei es besser, dem Ungelehrten gegenüber nicht von Dingen zu reden, über die selbst der Gelehrteste nichts wisse" — so hört man jetzt staunend und bewundernd in Europa und Indien die Jünger von Herbert Spencer behaupten und doch vergißt man, daß auch dieser Agnostizismus nichts anderes ist, als ein Echo, herüberklingend aus den

*) Allg. evang. luth. K.-Z. 1884. Nr. 46.

fernen Jahrhunderten, in denen Konfuzius seine Jünger zur Bewunderung hingerissen. Und auch der alte, abgetragene Pessimismus, der einst an den Ufern des Ganges sein Klagelied angestimmt, er ist wieder erstanden an den Ufern der Spree, hallt wider, nachdem er fast verklungen in Deutschland, drüben in England und findet seinen Weg wieder zurück zur alten Heimat in Indien. So wurden denn auch in den letzten Jahren die Hindus eingeladen, ein Gemisch aus längst erloschenem Glauben und nahezu afrikanischem Aberglauben als Theosophie oder göttliche Weisheit anzunehmen. Erinnert nicht auch dies, wie so vieles in Indien, an die letzten Todeszuckungen, in denen sich das abendländische Heidenthum im Kampf mit dem siegenden Christenthum befand, da dem erstern auch nichts anderes übrig blieb, als, an der Wahrheit verzweifelnd, sich mit einem armseligen Eklektizismus zu behelfen oder sich in das Dunkel von vermeintlichen Mysterien zu flüchten?

Der indische Theosophismus hat seinen Ursprung in dem modernen Spiritismus, der, seit 1848 in Amerika sein Wesen treibend, durch die beiden Schwestern Fox, durch Davis, die Brüder Eddy, Katie King und Dr. Slade in weiten Kreisen bekannt geworden. Obschon in vielen Fällen offenbarer Betrug nachgewiesen werden konnte und nur Trivialitäten und nutzloses Gewäsch als Offenbarung durch diese Geister gemeldet wurden, fand die Sache doch Anklang, und es bewahrheitete sich sogar das Wort Talleyrands, daß es manchmal leichter sei, die Weisen als die Thoren zu täuschen.

Diesen Kreisen gehörte auch der nominelle Gründer des indischen Theosophismus, der amerikanische Oberst Olcott, an. Er sagt von sich selbst, daß er um 1874 herum noch ein ziemlich lüderliches Leben geführt, sich daneben gegen 22 Jahre lang in den Cirkeln der Spiritisten bewegt, nach einander Advokat, Offizier, Vorstand einer Lebensversicherungsgesellschaft, Zeitungsredaktor rc. gewesen. Mit Bewußtsein nennt er sich in seinen indischen Vorträgen einen Universitätsmann, übersetzt jedoch »Finis coronat opus« mit „Der Zweck heiligt die Mittel"! 1874 traf er in einem Farmhause, wo William Eddy, ein berühmtes Medium, im Lauf von drei Wochen ihn ungefähr 500 Geister sehen ließ, Frau Blavatsky, und die Gleichheit der Geistesrichtung brachte die beiden bald einander näher. Frau Blavatsky ist die Tochter eines Oberst Hahn und Enkelin der Fürstin Dolgoruki. Sie will schon in ihrem achten Lebensjahr in

Verkehr mit Geistern gestanden sein; nachdem aber ihre Konstitution erstarkt, sei auch ihr Geist wie der anderer Sterblicher an die Materie gefesselt und unempfänglich für jene höheren Mächte geworden. Sie ist die Witwe des Generals Blavatsky, der s. Z. Statthalter von Eriwan (in Armenien) gewesen. Sieben Jahre lang habe sie sich dann im Himalaja aufgehalten und in tiefer Zurückgezogenheit ganz nur spiritualistischen Studien hingegeben. 1866 war sie in Italien und will dort ihre Tapferkeit auf dem Schlachtfeld gezeigt haben. 1867 brach sie nach Indien auf, kam aber nur bis Egypten. Sie scheint dort ein ziemlich zweideutiges Geschäft betrieben zu haben, wenigstens trifft sie dort die Französin Coulomb in dem Augenblick, als das enttäuschte Publikum ihr eben auf den Leib rücken will. Die beiden Frauen fühlten sich gegenseitig angezogen und Frau Coulomb half der Russin aus der Klemme. Sie sah sich jedoch genöthigt, das Feld zu räumen und für einige Zeit schien sie spurlos verschwunden. Von 1873—1879 war sie in Amerika. Das leichtgläubige, schwärmerische Verlangen nach Geheimnißvollem, das ihr in Oberst Olcott entgegenkam, und die ansehnlichen Mittel des Mannes ließen eine nähere Bekanntschaft wünschenswerth erscheinen und der Biedermann ward ins Schlepptau genommen. Am 17. Nov. 1875 hielt der Oberst seine Inauguralrede als Präsident der theosophistischen Gesellschaft; aber unter dem Hohn der amerikanischen Presse schmolz der Verein mehr und mehr zusammen. Um diese Zeit ward in Amerika der Arja Samadsch des Hindu-Reformers Dajanand Saraswati bekannt und das lenkte die Aufmerksamkeit des Oberst und der Frau Blavatsky auf Indien. Dort war ja für diesen modernen Aberglauben der Boden in genügender Weise vorbereitet und schon längst hatte Frau Blavatsky den Obersten versichert, daß alles, was er in Amerika gesehen, nichts sei im Vergleich mit dem, was der Schüler eines indischen Mahatma vermöge. Am 16. Februar 1879 landeten die neuen Apostel in Bombay. Es ist uns hier nicht möglich, die beiden Häupter der Bewegung auf all ihren Kreuz- und Querzügen durch Indien zu verfolgen. In Bombay machte die Sache zuerst nicht allzuviel Geräusch; enthusiastisch wurden die beiden jedoch 1880 in Ceylon aufgenommen: ein weißer Oberst und vollends gar eine weiße Frau, die sich Buddhisten nannten, das war doch etwas noch nie Dagewesenes! Eine Reise wurde in den Norden gemacht, und auch da wurden sie fürstlich empfangen. Be-

sonderes Aufsehen erregte es dort, als bekannt wurde, Frau Blavatsky habe in Simla die längst verloren geglaubte wertvolle Broche einer englischen Dame in ein Blumenbeet herabfallen sehen.*)

Unterdessen hielt der beredte Oberst seine wortreichen, bombastischen Reden und die russische Dame schrieb zur Empfehlung des Buddhismus ein dickleibiges Buch, betitelt „die entschleierte Isis",**) redigirte auch das Organ der Gesellschaft, den „Theosophist."†) Auch der Oberst begann zu schreiben und verbreitete in unzähligen Exemplaren seinen Katechismus über die buddhistische Religion. 1881 stattete er auch mit 4 Singalesen einem Hindutempel in Tinneweli einen Besuch ab und pflanzte als Zeichen seiner Verehrung für diesen heiligen Ort eine Kokosnußpalme; mußte aber doch erleben, daß der Tempel nach seinem Abgang „gereinigt" wurde. Am 6. Jahresfest der Gesellschaft 1882 muß der Oberst schon gestehen, daß die Kränze, die ihm bei seiner Ankunft in Bombay entgegengebracht wurden, längst verwelkt seien. Ein Trost aber war es, als bei einem Festessen, das ein Maharadscha ihm gab, ein hervorragender Hindu ihn

*) Herr Sinett muthet uns zu, zu glauben, die Broche müsse zuerst in Atome zerlegt, dann in unendlich kleinen Theilen durch die Luft getragen und schließlich wieder zusammengesetzt worden sein. Einfacher erklärt sich die Sache so, daß Frau Blavatsky die Broche durch eine dritte Person erhalten und vor der Entdeckung im Garten niedergelegt hat.

**) 2 Bände mit 1400 Seiten! Herr Sinett meint, die Mahatmas müssen da entschieden mitgeholfen haben; Morgens habe die Verfasserin oft 30 Zusätze zum Manuskript auf dem Pult gefunden, und ein wahres Wunder sei, daß sich Citate wortgetreu gegeben finden aus Büchern, die die Verfasserin nie gesehen oder gelesen habe. Ein Herr Arthur Lillie in seinem „entlarvten Kut Humi" erklärt dieses literarische Wunder wieder einfacher. Das Meiste in dem Buch der Russin ist Uebersetzung aus dem „Dogme et Rituel de la haute Magie" von Louis Constant, einem französichen Ex-Priester unter dem Namen Eliphas Levy. Anderes stammt aus Donelly's Atlantis. Da aus beiden Werken auch die Citate abgeschrieben sind, so erklären sich auch die richtigen Anführungen aus Werken, die Frau Blavatsky nie gelesen oder gesehen.

†) Ein monatlich erscheinendes Journal, „gewidmet orientalischer Philosophie, Kunst, Literatur und Geheimkünsten, als da sind Mesmerismus, Spiritualismus und andere geheime Wissenschaften, herausgegeben von H. P. Blavatsky." Was hierin Ordentliches sich findet, ist abgeschrieben oder übersetzt, das Originelle ist theils so mittelmäßig, daß eine sachliche Kritik daran verschwendet wäre, oder ist es Verleumdung und Beschimpfung, worin Frau Blavatsky überhaupt außergewöhnliches leistet.

als einen **wahren** Mit-Hindu begrüßte und seine Bereitwilligkeit ausdrückte, mit Thränen der Dankbarkeit zu den Füßen der russischen Dame niederzusinken. Der Aufenthalt in Bombay entleidete jedoch der Gesellschaft mehr und mehr, und als bei einem Besuch in Madras im April 1882 einige Männer der höchsten Aristokratie sie mit überwältigender Liebe aufgenommen, verlegten sie gegen Ende dieses Jahres den Sitz des Theosophismus nach Madras. Schon in diesem Jahr hatte der Oberst begonnen, Wunderkuren im Namen des „Herrn Buddha" zu vollbringen, im Jahr 1883 berichtet sein Privatsekretär von 2,812 gelungenen Heilungen. Er erhält aber plötzlich allerhöchsten Befehl, das Kuriren einzustellen. Frau Blavatsky leistete indessen Unglaubliches: sie verdoppelte den Ring einer Dame in Utakamand,*) zerlegte Cigarretten in Madras und auf telegraphische Anfrage hin fand sich dann die eben erst verschwundene eine Hälfte irgendwo am bezeichneten Ort in Bombay.**) Trotz dieser kindischen Wunder und obschon die Mahatmas schlechterdings nichts von Belang offenbarten, blühte der Weizen dieser Irrgeister doch ganz entschieden. Nicht nur gebildete, abergläubische Hindus, sogar Engländer der höchsten Kreise ließen sich von der schlauen Dame in ihr Netz ziehen. Es ist daher doch von einigem Werth, zu vernehmen, was denn eigentlich diese Theosophisten den Leuten zu bieten sich die Miene geben, und namentlich, wie sich die Bewegung zum Christenthum gestellt hat.

In den Regeln der Gesellschaft wird ihr Ziel als ein dreifaches bezeichnet: 1) Es soll ein Kern gebildet werden für eine allgemeine Brüderschaft in der Menschheit, ohne Unterschied der Rasse, des Glaubens und der Farbe; 2) das Studium der arischen und anderer Religionen und Wissenschaften soll gepflegt und auf die Bedeutung derselben hingewiesen werden; 3) es sollen die verborgenen Mysterien

---

*) Herr Sinett erklärt das für eine Art Schöpfung, nämlich Schöpfung nach einem vorliegenden Muster; eine andere Erklärung ist die, daß die Dame den zweiten Ring sich in Ceylon machen ließ. Frau Coulomb sah ihn oft an ihrem Finger, wobei noch zu bedenken ist, daß der zweite Ring doch größer war, als der erste, auch einen andern Stein umschloß, was bei einer „Schöpfung nach vorliegendem Muster" doch nicht wohl angienge.

) Dabei gab es einmal ein Fiasko, indem die Cigarrette sich auf der Statue des Prinzen von Wales **nicht vorfand; die Helfershelferin versagte da den Dienst, Frau Blavatsky wußte sich jedoch zu helfen und sagte, der Regen habe sie weggewaschen.

der Natur und die latenten physischen Mächte im Menschen erforscht werden. Wie sich dann in Wirklichkeit herausstellte, handelte es sich unter 1) um buddhistischen Atheismus, auf Grund dessen besonders dem Christenthum in der gehässigsten Weise der Krieg erklärt wurde, unter 2) um Schmeicheleien den Hindus gegenüber, denn wissenschaftlich etwas zu leisten wurde auch nicht einmal der Versuch gemacht, und mit Nr. 3 sollte nichts anderes als spiritistische Taschenspielerei unter einem vornehm klingenden Namen eingeführt werden. Diesen unklaren Mischmasch hätte man kaum ungeschickter betiteln können, als mit dem Namen „Theosophismus." Wer auf Grund dieses Titels z. B. annehmen wollte, Theosophisten glauben an einen persönlichen Gott, der würde sich sehr täuschen. Mitgliedern mag das frei gestellt sein, der neue Glaube soll ja europäischen und amerikanischen Unglauben, Buddhismus, vedischen und puranischen Hinduismus, Zoroasterismus, Muhammedanismus und andre —ismen umfassen; der Gründer, Oberst Olcott, jedoch erklärt mit dürren Worten in seinem Katechismus (Nr. 112): „Für einen Buddhisten ist ein persönlicher Gott nichts anderes als ein gigantischer Schatten, welchen die Einbildungskraft unwissender Menschen auf den leeren Weltraum fallen läßt." Frau Blavatsky glaubt an ein unpersönliches, göttliches Prinzip, das weder Sein noch Nicht-Sein ist, sondern ein unbeschreibbares, absolutes Sein, das kein Sein ist. „Es gibt keine strenge Gottheit, die bestraft, und keine barmherzige Gottheit, die vergibt", lesen wir im „Theosophist." Selbst ein Stuart Mill gibt zu, daß kein vernünftiger Mensch positiv behaupten könne, es gebe keinen Gott; hier aber haben wir es mit positivem, dogmatischem Atheismus zu thun. Am Anfang der Bewegung war es besonders der Gedanke an eine allgemeine Brüderschaft und Schmeicheleien dem Buddhismus und Hinduismus gegenüber, womit operirt wurde; als aber die Kränze zu verwelken begannen und besonders als das Interesse für die Sache zu erlahmen drohte, da mußten besonders die Geistererscheinungen, geheimnißvolle Vorgänge (»occult phenomena«) und insbesondere der Verkehr mit den sogenannten Mahatmas die Sache wieder in Erinnerung und Schwung bringen. Die Angelegenheit mit den Mahatmas ist von besonderem Interesse, weil daran die Schwindler am Ende Schiffbruch gelitten haben. „So ein Mahatma oder eine große Seele ist eine Persönlichkeit, die durch besondere Ausbildung und Uebung jene höheren Fähigkeiten entwickelt und jene

geistige Einsicht erlangt hat, die die gewöhnliche Menschheit nur erreichen kann, nachdem sie durch ungezählte Reihen von Inkarnationen im Verlauf fortschreitender kosmischer Evolutionen hindurchgegangen ist; vorausgesetzt natürlich, daß sie im Verlauf dieses Prozesses sich nicht mit den Absichten der Natur in Widerspruch setzt und so ihre eigene Vernichtung herbeiführt." (Theosophist, Juli 1884.) Oberst Olcott will gegen 15 dieser interessanten Wesen kennen, gibt aber nur den Namen des berühmten „Kut Humi Lal Singh". Diesen großen Seelen gegenüber seien Tyndall, Stuart, Darwin, Häckel, Berck u. dgl. Stümper, was ihren Einblick in die geheimen Naturzusammenhänge anbelangt. Diesem Kut Humi Lal Singh hat Herr Sinett, der Theoretiker und Professor unter den Theosophisten, sein berühmtes Werk „die unsichtbare Welt" (»occult world«) gewidmet. Kut Humi und seine Kollegen werden auch „die tibetanischen Brüder" genannt. Herr Sinett begann mit diesen großen Seelen zu korrespondiren; einige lehnten ab, am Ende ließ sich eine, deren mystischer tibetanischer Name Kut Humi sei, herbei zu antworten, und eine interessante Korrespondenz sei daraus hervorgegangen. Autoritäten versichern, daß ein solcher Name im Pandschab, wo die große Seele zu Haus sein soll, nicht vorkomme. Noch mehr als das; in Simla, wo durch die Gegenwart der Frau Blavatsky und Genossen (Leute von höchst sympathischem Magnetismus) derartiges sehr erleichtert wurde, hat sich der Mahatma den Herren Sinett und Olcott einmal in seiner astralischen Erscheinung sichtbarlich geoffenbart, allerdings etwas undeutlich und flüchtig. Merkwürdig war schon früher, daß der Mahatma mit einem blauen Stift, wie Frau Blavatsky, und in amerikanischem Englisch korrespondirte. Die Antworten waren orakelhaft oder enthielten Gemeinplätze, die aufzustellen kein so geheimnißvoller Apparat nöthig gewesen wäre; einmal schrieb die große Seele sogar wörtlich einen amerikanischen Zeitungsartikel ab, was der Mahatma nachher mit Ermüdung in Folge eines 48stündigen Rittes entschuldigte; später sagte er mir, er habe damals die Veröffentlichung des Briefes nicht erwartet. Wie merkwürdig ferner, daß all die Briefe des Kut Humi nur in der Wohnung der Frau Blavatsky eintrafen, daß der Mahatma in einem langen Brief es für selbstsüchtig und thöricht erklärte, als ein gläubiger Theosophist die große Seele bat, direkt, ohne die Vermittlung der Blavatsky, mit ihr verkehren zu dürfen, daß die Briefe in Bombay von oben

herabfielen (die Zimmerdecke war dort von Zeug), in Madras dagegen die Briefe nicht mehr durch die vermauerte Decke herabfallen wollten, weßhalb ein Briefschalter fabrizirt wurde, der eine geheime Oeffnung in das Schlafzimmer der Frau Blavatsky hatte. Schmählich war es auch von der sonst so großen Seele, daß die Antworten nach der Abreise der Blavatsky nach Europa so spärlich eintrafen. Ein paar Briefe kamen zu Zeiten, wenn gerade die Post aus Europa eintraf, dann hörte auch das auf. Da waren kaum die Enthüllungen der Frau Coulomb nöthig, um festzustellen, daß der entschleierte Mahatma Kut Humi Lal Singh niemand anders war, als Frau Blavatsky selber, die angebliche Vermittlerin des geheimnißvollen Verkehrs. Es handelt sich bei diesem schamlosen Schwindel nicht um eine Kleinigkeit, denn an der Existenz dieser tibetanischen Brüder lag der Mehrzahl der Verführten alles. Es ist d i e a l t e S u c h t n a c h O r a k e l n; besonders die gebildeten Hindus, die an ihren Göttern zu verzweifeln angefangen, lebten wieder auf beim Gedanken an ein Hereingreifen der unsichtbaren Welt, durch das der alte Glaube nun doch rehabilitirt und restaurirt werden sollte. Drum sagte auch einer von ihnen: „Wenn die Mahatmas erschwindelt sind, dann ist überhaupt der ganze Theosophismus ein Schwindel."

Daneben ist besonders der Gründer der Gesellschaft sehr glücklich im Gebiet der Geistererscheinungen. Er hat nicht nur 500 gesehen, er hat — was wohl kaum jemand vor ihm geleistet — die Geister sogar gewogen! (Honto wog nacheinander 88, 58, 58 und 65 Pfd., Katie Brink 77, 79, 52 Pfd.)!! Anderseits gesteht der Oberst, daß er die Lineamente auch nicht Eines Gesichts deutlich gesehen habe, obschon Frau Blavatsky aus dem beinernen Auswuchs am Daumen einer Geisterhand schloß, daß es sich um einen auf dem Schlachtfeld verstorbenen Garibaldianer handle! —

Der Hindupsychologie entnimmt der Oberst seinen Glauben an „Selbst-Verdopplung". Hindus nehmen eine Siebentheilung des Menschen an. Drei Bestandtheile seines Seins nur treten in die Erscheinungswelt: der materielle Leib als der erste Theil, der physische, dunstartige Leib als Nr. 4 und der Geist als Nr. 7. Nun dieser Oberst, der den Noah für eine mythische Figur hält und mit seinen Genossen sich über biblische Wunder lustig macht, hegt keinen Zweifel daran, daß Schankaratscharjan, der große Vedantist Malabars, seinen Leib ausgezogen, denselben seinen Schülern zur Verwahrung überlassend,

in den Körper eines eben gestorbenen Radscha eingezogen und einige Wochen darin gelebt habe. Auch hier treten Unglaube und Aberglaube als Geschwister auf. Unser Gewährsmann will selbst verschiedene solcher Menschen im Negligée des Dunstleibes gesehen haben (z. B. auch den Kut Humi) und glaubt, durch beharrliches Studium des Mesmerismus könne es jeder so weit bringen.

So ermuthigt er auch ganz besonders noch zur Verehrung der indischen Jogi, die in ihrer vierten Stufe auf dem Wasser gehen, in der Luft schweben und sonst noch Erstaunliches leisten können.*) Rosenregen in einem Zimmer, Briefe aus fernen Landen in den Schooß fallen sehen, Luftmusik, Schreiben auf die Wand oder auf ein auf den Boden gelegtes Papier ohne Feder oder Blei, Verdopplung von Gegenständen, Verschwinden einer Person, Abschneiden von schwarzen Haaren vom Haupt einer Blondine, Landschaften und Freunde durch einen Kristall sehen und dergl. — das ists, was der Oberst anbietet anstatt der biblischen Wunder.

Wenn man da schließlich nach dem Glaubensinhalt dieses neu aufgewärmten Aberglaubens fragt, so können hier die Mittheilungen nur sehr dürftig sein. In ihren Reden und Schriften tritt uns in der Regel ein Dreifaches entgegen: Polemik gegen das Christenthum, Anpreisung von Buddhismus oder auch Hinduphilosophie und der im obigen geschilderte Aberglaube. Daß trotz aller Phrasen die Existenz eines persönlichen Gottes geleugnet wird, haben wir gesehen, und ist ja von konsequenten Buddhisten rein nichts anderes zu erwarten. Dagegen wollen sie glauben an einen Unterschied von Tugend und Laster, an ein Leben jenseits des Grabes und an einen Einfluß, den dieses Leben auf das jenseitige übe, also an eine Art Vergeltung. Von Gebet wollen sie nichts wissen, die Welt sei voll von betenden Humbugs. Wirkliches Gebet existire im Westen nicht mehr, meint Frau Blavatsky, denn wahres Gebet sei das unausdrückbare Sehnen des innern Menschen hinaus gegen die Unendlichkeit, und das habe sich eigentlich nur bei den alten Hindus gefunden. So will der

*) Wegen derartiger Prahlereien der Theosophisten erbot sich ein Herr in Bangalore 1000 Mk. zu zahlen, wenn irgend ein Jogi vor seinen Augen ohne künstliche Hilfsmittel in der Luft schwebe. Ein Herr in Madura fügte noch 1000 Mk. bei. Zwei stellten sich ein; aber als ihnen allerlei Zurichtungen und Gehilfen bei der Sache nicht gewährt wurden, zogen sie wieder ab.

Theosophist natürlich auch nichts von Gnade wissen, die christliche Lehre von Gnade sei geradezu demoralisirend; „ein ewiges, unabänderliches Gesetz bestraft jedes moralische Vergehen eben so sicher, wie jedes physische Verbrechen, und da somit der Mensch sich sein Geschick selbst schafft, ist er sein eigener Heiland und Erlöser und kann keinen andern haben," sagt Olcott. Dagegen ist der Wille des Menschen allmächtig; „was der Mensch wirklich will, das kann er." Da können Berge versetzt werden, nicht durch den Glauben an Gottes allmächtige Hand, sondern „wenn das Herz rein ist, wenn die Gedanken intensiv und der Wille konzentrirt, so werden die Kräfte der Natur deinem Winke folgen" (Theosophist 1882, S. 205). Die sittliche Aufgabe oder die Arbeit der Heiligung besteht da in erster Linie darin, daß die thierische Umhüllung unseres Seins mehr und mehr unterdrückt wird; denn „um eine Armee zu schlagen, muß man sie demoralisiren und in Unordnung stürzen." Orientalen bei ihrer schwachen Konstitution soll das viel besser gelingen, als dem fleischessenden, robusten Abendländer. Und was ist schließlich das Ende von allem? Es muß da etwas wie Seelenwanderung gelehrt werden, eine Succession von Existenzen, die am Ende in buddhistischer Weise enden im Nirwana oder einem großen Nichts. Das Glück soll sich mehren, die Seligkeit und Weisheit sich vollenden bis ins Nirwana hinein.

Und wie wird dieses Nirwana beschrieben? „Da wird die Kenntniß zur Unkenntniß, denn was jetzt etwas ist, kann nur Unterschiedenes fühlen und genießen; wenn aber dieses Etwas absorbirt sein wird in die absolute Totalität, dann wird dieses Unterschiedene identifizirt sein mit dem Nichts." Genug! halt ein, mein Lied! Derlei tiefklingende und nichts meinende Worte haben ja schon manches Herz verblendet; aber das ist vielleicht neu und interessant, daß uns hier vor ein paar Jahren gesagt wurde, so habe es im Grunde auch Jesus gemeint, und daß das, was man jetzt Christenthum nenne, ein Fabrikat der spätern Väter und Kirchenlehrer sei! Besonders soll Paulus (der Verfasser des Römerbriefes!) ein vollendeter Jogi gewesen sein. Wahrscheinlich soll er es nach 2 Kor. 12 besonders weit in der Behandlung des „Sinnenleibes" und in „Selbstverdopplung" gebracht haben. Man sieht, einem Hindu läßt sich auf diesem Gebiet viel bieten, und mit weitgehendster Liberalität haben die beiden Heroen des Theosophismus die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit des Orientalen ausgebeutet. Und was die vielgepriesene Moralität

anbelangt, da ist selbst dem in dieser Hinsicht äußerst nachsichtigen und anspruchslosen Hindu unheimlich zu Muth geworden. Lang ehe der ganze Schwindel aufgedeckt wurde, beklagten sich selbst Mitglieder der Gesellschaft über den Ton, in dem Frau Blavatsky über ihre Gegner sich ausläßt. All ihre Schriften seien entstellt durch Auslassungen, die jedes zarter angelegte Herz empören. Trotz der allgemeinen Brüderschaft kann man z. B. kaum etwas Gehässigeres hören und lesen, als was Frau Blavatsky und Dr. Hartmann über Christenthum und Missionare gesagt haben. Das Motto des Theosophist heißt: „Keine höhere Religion als die Wahrheit," und doch gesteht selbst ein Freund der Herausgeberin, daß sie „ganz unbewußt" im Lauf der Konversation ungenaue, ja sogar vollständig falsche Behauptungen aufstelle. Auf das „ganz unbewußt" werden wir später noch zurückkommen. Daß es aber lang vor dem großen Bankrott so viel Gläubige geben konnte, bleibt ein psychologisches Räthsel. Es bewahrheitet sich da wieder einmal die alte Erfahrung, daß jeder Aberglaube, mag er noch so ungeheuerlich sein, doch seine Anhänger findet; andrerseits legt die ganze Bewegung aber auch Zeugniß davon ab, wie morsch das Gebäude des Hinduismus geworden und wie verlangend die Herzen der Gebildeten nach etwas wie wesentlicher Offenbarung der unsichtbaren Welt ausschauen, wenn dabei nur ihren tausendjährigen Vorurtheilen Rechnung getragen wird. Wie sich aber doch denkende Leute von der Sache unbefriedigt fühlten, davon legt ein Extheosophist (NB. vor den Enthüllungen!) Zeugniß ab, wenn er sagt: „Ich habe ernstlich gefragt und geforscht und kann nicht länger verbergen, daß weder ich noch irgend ein andrer Theosophist auch nur ein Jota gelernt haben von den sogenannten Mysterien der Natur oder den latenten Kräften im Menschen." Wenn er aber nicht einmal **das** gelernt hat, was denn sonst?

Im Weitern werden wir von der Stellung des Theosophismus zum Christenthum, beziehungsweise zur Mission, und dann von dem jähen Zusammensturz desselben in Kürze berichten.

(Schluß folgt.)

„Lobgesänge vom Ende der Erde."

Missionsfestrede, gehalten in St. Gallen am 4. Juni 1885 von J. H.

Geliebte Freunde! In Psalm 117, 1 fordert der heilige Sänger die Enden der Erde auf: „Lobet den Herrn, alle Heiden; preiset Ihn, alle Völker!" und Kap. 24, 16 sagt der Prophet Jesaias: „Wir hören Lobgesänge vom Ende der Erde, zu Ehren dem Gerechten." Das ist gleichsam die Antwort auf jenen Aufruf des Psalmisten, aber doch nur eine vorläufige, einstweilen noch sehr unvollkommene und unvollständige Antwort. Was dort im Dunkel eines Nachtgesichts, leise tönend auf den Schwingen der Ahnung dem Propheten zugetragen ward — das dringt heute schon viel lauter und vernehmlicher an unser Ohr. „Die Erde ist des Herrn, und was darinnen ist; der Erdboden und was darauf wohnet," diese Wahrheit zu glauben ist jetzt viel, viel leichter als vor 3000, 2000 und auch noch vor 1800 Jahren. Denn buchstäblich von allen Enden der Erde und in fast unzählbaren Sprachen und Zungen erschallen heutigen Tags unserm Herrn Jesus, dem Gerechten, die Lobgesänge all der schwarzen, braunen und gelben Heidenchristen, die den Ruf der Gnade vernommen haben und an's Evangelium gläubig geworden sind. Aber auch das ist nur ein Anfang. Dem Lobgesang fehlt noch viel zur volltönenden Kraft und Harmonie. Das Geschrei der Spötter und die Verleumdungen der Zweifler werden dadurch noch nicht übertönt. Und gerade für diejenigen unter uns, welche ein feines Ohr haben, ist in jenen aus der Heiden- und Missionswelt zu uns herüberschallenden Stimmen noch manche Unreinheit, ja manch wehthuende Dissonanz enthalten. Das Vollkommene ist noch nicht erschienen. Wir wissen aber, daß wenn es erschienen ist, dann wird die unzählbare Schaar mit den weißen Kleidern und mit den Palmen in ihren Händen dastehen vor dem Stuhle Gottes und des Lammes, und eine Stimme wird ausgehen von dem Stuhl, welche spricht: „Lobet unseren Gott, alle seine Knechte, und die ihn fürchten, beide klein und groß!" Und darauf wird's ertönen als eine Stimme vieler Schaaren und als eine Stimme vieler Wasser und als eine Stimme starker Donner, die sprechen: „Halleluja! denn der Herr unser Gott, der Allmächtige, hat das Reich eingenommen. Lasset uns freuen und fröhlich sein und Ihm die Ehre geben!"

Wohl allen, die da mit singen und mit hören dürfen! Ja, das wird ein Konzert sein, gegen welches all unser gegenwärtiges Festfeiern nichts ist als im besten Fall das Stimmen der Instrumente vor der Generalprobe. Ich sage das nicht, um unser Missionsfest zu ver-

kleinern, sondern vielmehr, um auf die hohe Bedeutung desselben hinzuweisen. Unsres Herzens Saiten stimmen für den Psalm der Ewigkeiten — das ist an einem solchen Feste unsere Hauptaufgabe. Und wenn wir es ernst damit nehmen, so werden wir finden, daß doch auch in der Gegenwart schon Stoff genug vorhanden ist zu mehr als Einem Halleluja! Nur dürfen wir nicht stehen bleiben bei dem kleinen und mangelhaften Missionswerk, das wir selbst oder das z. B. die Basler Missionsgesellschaft treibt; wir müssen auch weiter blicken auf die gesammte große Missionsarbeit, die von der ganzen Kirche auf Erden gethan wird, und vor allem müssen wir auch achten auf das, was der Herr selbst thut nicht nur auf dem Gebiet, das wir oft etwas einseitig und voreilig mit dem Namen „Reich Gottes" belegen, sondern auch in der Welt im großen Ganzen. Er, der König aller Könige und Herr aller Herren wirkt nicht bloß durch Mission und Kirche, sondern er herrschet auch mitten unter seinen Feinden und bringt durch die Lenkung der ganzen Weltgeschichte es schließlich dahin, daß alle Reiche der Welt Ihm und seinem Christus gehören werden.

Ich will aus der neuesten Zeit beispielsweise nur drei solche weltgeschichtliche Ereignisse nennen, die wohl als Zeichen der Zeit dürfen angesehen werden: den Krieg in China, die Gründung des Kongo-Staats und die Entwicklung der deutschen Kolonialmacht.

Als der Krieg zwischen Frankreich und China ausbrach, da zitterten wir für das Leben und die Sicherheit nicht nur unserer Missionare, sondern auch der eingebornen Christen im Lande des Fremdenhasses und des Nationaldünkels ohne Gleichen. Und wirklich hat dieser Krieg viel Schaden angerichtet. Eine Menge nicht nur römisch-katholischer, sondern auch evangelischer Missionskapellen sind zerstört, zahlreiche eingeborne Christen auf allerlei Weise geplagt und verfolgt worden, auf der Insel Formosa hat die blühende Mission der kanadischen Presbyterianer einen schweren Stoß erhalten; aber alles in allem muß man doch sagen: der Herr hat unsere Gebete für China erhört und seine Hand schützend über unseren Brüdern dort gehalten. So übel an manchen Orten die Franzosen gehaust haben, so hat doch die Art ihrer Kriegführung auf die Chinesen einen guten Eindruck gemacht. Als der Feind bei Futschau die chinesische Flotte zerstört hatte, da war die Stadt voll Schrecken und Angst. Niemand zweifelte daran, daß der Sieger nun mordend und plündernd über die Einwohnerschaft herfallen werde. Wer es irgend vermochte, der floh auf's Land. Aber siehe da! es geschah niemand ein Leid. Die Heiden konnten es kaum fassen, denn Blutvergießen und Plündern das sind ja nach ihren Begriffen die Hauptzwecke des Krieges. Auch die chinesischen Christen wollten es kaum glauben, daß der Stadt kein weiterer Schade sollte zugefügt werden. Da haben denn die Leute doch etwas gemerkt vom Unterschied zwischen einer christlich-

civilisirten und einer heidnisch-barbarischen Kriegführung, ja der Haß hat sich in Bewunderung verwandelt. Ganz ähnlich ist es in Ningpo gegangen, wo auch eine förmliche Panik vor den fremden Teufeln herrschte und dann die öffentliche Meinung dahin umschlug, daß die Franzosen, wenn auch nicht gerade Engel, so doch sehr humane Menschen seien. Es lief nämlich ein mit Walnüssen, Datteln und getrockneten Pflaumen beladenes Schiff in Ningpo ein, welches meldete: es sei von den Franzosen abgefangen und durchsucht worden; da sich aber keinerlei Kriegsmaterial gefunden, seien die Franzosen ganz freundlich gewesen und hätten von der Ladung um guten Preis gekauft, was sie zu ihrer eigenen Proviantirung gerade nöthig gehabt, ohne jemanden auch nur ein Haar zu krümmen! Solche Thatsachen haben auch eine Missionskraft! Dazu kommt, daß während die Chinesen am Anfang des Krieges von den Franzosen ganz verächtlich als von Empörern und Aufrührern sprachen, die es wagen, gegen die himmlische Majestät sich aufzulehnen, sie jetzt einen ganz bedeutenden Respekt nicht nur vor den Franzosen, sondern überhaupt vor den „Nationen des Westens" bekommen haben. Missionare bezeugen, daß sie an manchen Orten jetzt viel anständiger behandelt und aufmerksamer angehört werden, als je vor dem Krieg. Und auch das ist ein Fortschritt, den jetzt die Chinesen gelernt haben, zwischen Franzosen einerseits und Deutschen, Engländern und Amerikanern andrerseits, ja, auch zwischen Protestanten und Katholiken einen Unterschied zu machen. Kurz, es darf gesagt werden, der Krieg hat im Ganzen doch mehr genützt als geschadet. Dem Herren sei Dank!

Ein zweites Ereigniß, das tief eingreift in die Missionsgeschichte, ist die Gründung des Kongo-Staates. Als Stanley im Jahre 1877 seine gewaltige Reise quer durch Afrika, dem Laufe des Lualaba-Kongo folgend, vollendet hatte, und dann die ersten Schritte zur Gründung von Handels- und Missionsstationen in dem neuaufgeschlossenen Ländergebiet geschehen waren, da wendete sich der deutsche Missionsgeograph Dr. Grundemann, ein bescheidener Gelehrter und Landpfarrer, an den preußischen Handelsminister mit der Frage, ob nicht etwas geschehen könne, um den Kongo unter den Schutz der europäischen Regierungen zu stellen und seine Uferländer für ein internationales, freies Handelsgebiet zu erklären, um so allen möglichen Streitigkeiten und Verwickelungen vorzubeugen und nebenbei auch der Mission ihre Friedensarbeit zu erleichtern. Dr. Grundemann wurde damals kaum angehört. Und jetzt haben wir es erlebt, daß in dem nämlichen Berlin die Vertreter sämmtlicher europäischer Mächte und der Vereinigten Staaten von Nordamerika zusammengetreten sind, um auf der sog. Kongo-Konferenz die Angelegenheiten Inner-Afrikas politisch zu ordnen und einen neuen, kolossalen Staat zu gründen, für dessen Sicherheit und Unantastbarkeit sie alle einstehen wollen. Der Sklavenhandel ist im Kongo-Staat verboten, der christlichen

Mission aber die vollste Freiheit eingeräumt — und das alles ohne einen Schwertstreich, ohne Krieg, ohne Blutvergießen! Und — was das Beste ist — dieser Kongo-Staat steht nicht so ganz nur auf dem Papier, sondern der eigentliche Gründer desselben, H. Stanley, hat bereits eine Reihe von Niederlassungen gegründet und mit einer Menge von kleinen Königen und Häuptlingen die nöthigen Verträge abgeschlossen, und an der Spitze des Ganzen steht Leopold, der König von Belgien, der, nachdem sein einziger Sohn ihm durch den Tod entrissen worden, nun ganz für Afrika lebt und speziell für die Aufschließung des Kongo-Gebiets schon Millionen verausgabt hat. Von ihm und von Stanley unterstützt, haben denn auch schon zahlreiche Missionare sich am Kongo etablirt und bereits werden die Gewässer desselben bis über den Aequator hinaus von Missionsschiffen befahren. Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen!

Weniger großartig, aber doch auch nicht zu unterschätzen, sind die Anfänge der deutschen Kolonialmacht in Afrika und Oceanien. „Seid fruchtbar, mehret euch, machet euch die Erde unterhan!" so lautet ja der erste, alttestamentliche Missionsbefehl, den Gott schon im Paradiese gegeben. Ob sie wollen oder nicht, die Völker müssen diesem Ausbreitungstrieb folgen; und wo eine Kolonie ist, da ist auch Mission, Mission des Teufels oder Mission Jesu Christi. Wir erwarten nun speziell von den überseeischen Unternehmungen der Deutschen gerade keine neue Aera in der Geschichte der christlichen Mission; aber soviel kann man jetzt schon mit Händen greifen, daß im Zusammenhang mit der kolonialen Bewegung in Deutschland auch das Missionsinteresse einen neuen Aufschwung genommen und eine früher nicht dagewesene Ausbreitung gewonnen hat. Die früher so geringgeschätzte Thätigkeit der Missionare wird jetzt in allen möglichen Büchern und Zeitschriften öffentlich gerühmt, die Pflicht Deutschlands, auch für die sittliche und religiöse Hebung seiner neuen Unterthanen etwas zu thun, wird anerkannt, und auch an Ansätzen zu selbständigen, neuen Missionsunternehmungen fehlt es nicht.

Es ist merkwürdig, daß gerade in diese Zeit auch die Anfänge des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins fallen. Wie immer man von dieser Zeiterscheinung denken mag, soviel ist gewiß, daß die Inangriffnahme der Missionsarbeit auch von Seiten des liberalen und aufklärerischen Christenthums ein höchst willkommenes Zeugniß dafür ablegt, daß Christenthum ohne Mission überhaupt ein Unding ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so geht die gesammte Kirche gegenwärtig einer neuen Missionsperiode entgegen. In allen Tonarten singt gegenwärtig die Christenheit den Heiden ihr Liedlein vor, ob sie nicht mitsingen wollen. Da zieht von Amerika ein methodistischer Bischof (Taylor) mit 40 Erwachsenen und 13 Kindern nach Afrika, um quer durch den Welttheil hindurch eine Reihe von Missionsstationen anzulegen und die Heiden mit Hilfe der englischen

Bibel im Evangelium zu unterrichten. In Südafrika reist ein junger Schotte (Arnot) umher, auf eigene Hand zu missioniren, und die Eingebornen nennen ihn nur den Sohn Livingstone's, so sehr hat er schon ihre Herzen gewonnen. Als eben die amerikanischen Missionare aus Bihe waren vertrieben worden, traf er unangemeldet dort ein, wie ein Bote Gottes aus den Wolken gefallen, und es gelang ihm, den König und die Häuptlinge so zu beeinflussen, daß viel bälder als man gehofft hatte die Vertriebenen wieder zurückkehren durften. Im Sudan hat der Opfertod des allverehrten, von den Gottlosen gefürchteten, von den Armen und Elenden geliebten General Gordon einen tiefen Eindruck gemacht, und der Tag wird noch kommen, wo die Welt erkennen wird, daß er nicht umsonst sein Leben gelassen. In Uganda, wo nun König Mtesa — leider als Heide — gestorben ist, hat das Christenthum festen Fuß gefaßt, und 88 Getaufte, darunter zwei Töchter des Königs, stimmen ein in den Lobgesang der Begnadigten. In Indien ist der Kampf zwischen Licht und Finsterniß so heftig entbrannt, daß man getrost weissagen kann: es wird nicht Frieden geschlossen werden, bis Jesu Liebe siegt. Im letzten Jahr ist ein muhammedanisches Unternehmen, der Mission durch Gegenpredigten, ja durch bestecherische Verführung einiger Namenchristen zum Islam Abbruch zu thun, glänzend zu Schanden geworden, indem der Hauptkämpe desselben, ein gelehrter und begabter Maulwi, sich bekehrt hat. Dazu ist der sog. Theosophismus, eine fratzenhafte Mischung von indischem Aberglauben und westländischem Unglauben, mit der es auf Vernichtung des Christenthums abgesehen war, als ein gemeiner Schwindel entlarvt worden. Auch der Brahma Samadsch und andere Reformereien werden je länger je mehr als löchrichte Brunnen offenbar, während auf den hunderten von Missionsstationen und weit über diese hinaus das Wort sich bewährt: „Gottes Brünnlein hat Wasser's die Fülle." Nicht blos die Missionare, auch zahlreiche eingeborne Prediger, darunter solche, die von niemand angestellt und bezahlt sind, ziehen im Lande umher und bieten dieses Wasser an allen Durstigen und Verschmachtenden.

Noch augenfälliger sind die Fortschritte des Evangeliums in Japan, wo tausendjährige Vorurtheile und Hindernisse wie mit Einem Schlage beseitigt werden und von allen Seiten, hauptsächlich aber von Amerika aus, an der Christianisirung womöglich der ganzen Nation noch in diesem Jahrhundert gearbeitet wird. Mit Staunen hören wir da von heidnischen Zeitungen, die ihre Spalten den Vertheidigern des neuen Glaubens öffnen; von buddhistischen Priestern, die das Wort Gottes studieren; von riesigen Theatern, in denen das Evangelium gepredigt wird; von ungläubigen Buchhändlern, die es vortheilhaft finden, christliche Schriften zu verkaufen; von kleinen Schulmädchen, die Botendienste thun für die Wahrheit, ohne es selbst zu wissen, und von gewiegten Staatsmännern, die sich darüber

besinnen, ob nicht das Wohl ihres Vaterlandes am sichersten könnte gefördert werden durch die Einführung des Christenthums. Wer hätte vor 30 Jahren, als noch kein einziger Missionar im Lande des Sonnenaufgangs für Christum sein Zeugniß ablegen durfte, eine solche Wendung der Dinge auch nur zu ahnen vermocht!?

Doch genug! Was soll ich mehr sagen? Die Zeit würde mir zu kurz, wenn ich sollte erzählen von Ridschutei und Korea, von Hudson Taylor und der China Inland Mission, von Sumatra und den Battas, von Missionar Chalmers und Neuguinea, von Madagaskar und Ranawalona III., von Dr. Wangemann und seiner Reise durch Südafrika, von Bischof Crowther und der Niger-Mission, von den Studenten in Cambridge und der neuerwachten Missions-Begeisterung auf fast allen englischen und schottischen Universitäten. Es wird einem fast schwindelig, wenn man versucht, auch nur annähernd einen Ueberblick zu gewinnen über das Missionsleben der Gegenwart. Kaum glaubt man sich orientirt, so tauchen wieder neue Erscheinungen auf. Und doch, wer wollte behaupten, es geschehe zu viel? es gehe zu schnell? Nein, wahrlich, des Königs Sache hat Eile, und wer für Ihn auch alles thut, der thut doch noch lange nicht zuviel.

Nur Ein Bedenken kann ich nicht unterdrücken. Es bezieht sich auf die moderne Ungeduld und die Hast, mit welcher man nach Erfolgen jagt, und die einen zu allerlei Mitteln verleitet, welche vom Geist Jesu nicht gutgeheißen werden. Das krasseste Beispiel hievon ist die Heilsarmee, an der man, wie an den alten Kreuzfahrern, manches bewundern mag, die aber das gelobte Land so wenig erobern und den Weltfrieden so wenig bringen wird wie jene. Im Kleinen aber regt sich der gleiche Geist auch anderwärts. Bei Bischof Taylor's Unternehmen z. B. muß man doch fragen: ist das apostolisch? ist das evangelisch? ist das gesund? Ich verstehe daher einen lieben Bruder ganz gut, der mir neulich aus Abokobi geschrieben hat, er könne sich „hie und da der Furcht nicht erwehren, als giengen wir einer Schwindelperiode im Missionsleben entgegen." „Was heißt z. B. eine Station gegründet haben?" fährt er fort. „Ich meine, wenn man 1) wenigstens den Anfang einer Gemeinde gesammelt und 2) ein Wohnhaus für den Missionar oder Lehrer sammt einem Gottesdienstlokal gebaut hat; aber nicht, wenn man einen oder zwei ganz unerfahrene Missionare in irgend einer Heidenstadt eingemiethet hat und dieselben dann ihrem Schicksal überläßt."

Unserer ordinären Missionsmethode, insbesondre auch der bedächtigen Art der Basler Missionsgesellschaft, mag ja wohl der Vorwurf der Schwerfälligkeit und Langsamkeit nicht ganz mit Unrecht gemacht werden. Mehr Geist, mehr Muth, mehr Opferwilligkeit,

auch größere Findigkeit und Elastizität im Einzelnen könnten wir wohl brauchen. Aber so lange wir sind, wie wir eben sind, wollen wir lieber vorsichtig und gründlich arbeiten, wie bisher, statt uns auf allerlei Experimente einzulassen, die keine Verheißung haben. Kein Mensch kann sich etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben. Hüten wir uns davor, etwas an uns reißen zu wollen, was der Herr uns jetzt noch nicht geben kann oder geben will. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf Sand baut, dessen Haus ist zwar bald fertig, aber der erste Platzregen wirft es über den Haufen; wer dagegen auf den Felsen baut, kommt zwar nicht so schnell voran, aber sein Werk bleibet. Der Herr gebe, daß dies letztere auch bei unsrer bescheidenen Basler Mission, von der ich nun zum Schluß noch einiges mittheilen möchte, der Fall sei!

Seit unserm letzten Fest sind 6 unserer Brüder durch den Tod abgerufen worden, drei Afrikaner: Weigle, Bender und Weimer, und drei Indier: Roth, Hasenwandel und Spering. Es ist uns durch die drei letzten Fälle so recht eindrücklich geworden, daß man nicht nur in Afrika, sondern auch im gesunderen Indien sterben kann, ja, daß ein Christ überall nur so zu sagen am Willen Gottes stirbt. Sehr groß ist leider die Zahl derjenigen, die zur Erholung in die Heimat haben zurückkehren müssen. Unsere Ausgaben sind mit dadurch so vergrößert worden, daß wir jetzt ein Defizit von 81,000 Fr. haben, obgleich die Einnahmen eigentlich nicht zurückgegangen sind. Die Zahl der neugetauften Heiden hat im letzten Jahr betragen: in Afrika 466, in Indien 105, in China 164, zusammen also 735. Das ist nicht viel. Faßt man aber jeden einzelnen Fall in's Auge, so findet sich doch manches, das auch wie ein „Lobgesang vom Ende der Erde" aussieht und das „zu Lob dem Gerechten" wohl darf erzählt werden. Hier nur zwei Beispiele aus Malabar.

In Kannanur sind von den 9 Neugetauften 3 durch die suchende Liebe unserer Christen und 2 durch den frommen Lebenswandel eines Gemeindeglieds gewonnen worden. Zu den ersteren gehört Kaka, eine junge, heidnische Wittwe, deren Geschichte so recht einen Einblick in die Trostlosigkeit des Hinduismus thun läßt. Vom Evangelium hatte Kaka allerdings schon als Kind ein wenig gehört, unbegreiflich aber blieb ihr, was denn eigentlich die weißen Männer zu den braunen Hindus hinziehe, denn von Liebe hatte sie nie etwas erfahren. Auch von ihrer eigenen Religion wußte sie nur, was zum nothdürftigsten Tempeldienst gehört. Freudlos war ihre Kindheit, noch freudloser ihr Ehestand, und als vollends der Mann, dem sie wie eine Sklavin gedient hatte, gestorben war, da wurde ihre Lage eine schreckliche. Verachtung und Mißhandlung — das war ihr täglich Brod. Als sie krank wurde, da gaben ihre Verwandten ihr nicht einmal zu essen, ja, am vierten Tag warfen sie sie sammt ihrem Töchterchen zum

Haus hinaus mit den Worten: „Da lieg und kr....r!“ Da liegt das fiebernde Weib mit ihrer Kleinen auf freiem Feld. Nacht ist es draußen und noch schwärzere Nacht in ihrem Herzen. Soll sie nicht ihrem Dasein ein Ende machen? Nicht weit ist ein Brunnen; ein Sprung — und sie hat ausgelitten!? Sie will sich aufraffen; aber da wimmert das Kindlein, das hungernd in ihren Armen liegt, so heftig, daß die Mutterliebe erwacht und ein Plan zur Rettung wenigstens des armen Würmleins in ihr aufsteigt. In Kannanur hat sie oft ihr mühsam gesammeltes Gras an einen Christen verkauft; nie hat sie dort ein unfreundliches Wort, vielmehr stets gute Bezahlung und noch dazu Nahrung erhalten; würde nicht dieser gute Mann vielleicht das Kind — natürlich nur das Kind — aus Barmherzigkeit aufnehmen? So rafft sie sich auf, schleppt sich nach Kannanur, klopft an die wohlbekannte Thür — wird sammt dem Kind freundlich aufgenommen, gepflegt, mit Kleidung und Nahrung versorgt, und endlich hat die Liebe ihr das Herz aufgeschlossen auch für Den, der vor der Thüre steht und anklopft, bis wir Ihm aufthun. Jetzt führt jeden Sonntag ein rüstiges, junges Weib, Namens Jael, eine kleine Martha an der Hand zur christlichen Kirche. Es ist Kaka mit ihrem Töchterlein. Ob sie schon mitsingen können, weiß ich nicht. Aber schon ihre bloße Erscheinung ist ein — Lobgesang.

Nicht geringere Freude hat uns die Bekehrung eines jungen, muhammedanischen Gelehrten gemacht, der zu Pfingsten 1884 in Talatscheri getauft wurde. Omar Museliar — so hieß er als Muhammedaner — war der Sohn eines angesehenen Najers, also ein geborener Hindu; sein forschender Geist und sein nach Gott hungerndes Herz aber trieben ihn zum Studium muhammedanischer Schriften, und diese gewannen es ihm ab, daß er sich beschneiden ließ und zum Islam übertrat. Das genügte ihm aber nicht. Er wollte Maulwi, d. h. ein muhammedanischer Priester oder Gelehrter, werden. Jahrelang studirte er nun den Koran und die muhammedanische Theologie, bis sein Ziel erreicht war. Sein Innerstes aber hatte noch keine Befriedigung, und der schlechte Lebenswandel seiner Glaubensgenossen war ihm ein Aergerniß. Da kommt ihm ein Neues Testament in Dr. Gundert's Malajalam-Uebersetzung in die Hand. Die klassische Sprache desselben imponirt ihm, er liest das Buch durch und wird gläubig. Jetzt heißt er Mose und bereitet sich im Lehrerseminar zu Talatscheri auf den Missionsdienst vor. Er ist 25 Jahr alt und ein ernster, treuer Mensch, dem der Herr es gewiß wird gelingen lassen. Die Anhänger Muhammed's fluchen ihm, wir aber sagen Lob und Dank „dem Gerechten“ auch für diese Seele, die er hinzugefügt hat dem Häuflein der Gläubigen. Was weiter zu berichten wäre über den gegenwärtigen Stand der Basler Mission, ist theils von meinem Vorredner (Pfarrer Meili) schon berührt worden, theils wird es an anderem Orte zur Sprache kommen. Ueberblicke

ich alles, so muß ich mit einstimmen in die zwei Liederverse, die wir jetzt miteinander singen wollen:

Immer tiefer, immer weiter
In das feindliche Gebiet
Dringt das Häuflein deiner Streiter,
Dem voran Dein Banner zieht.
Wo wir's kaum gewagt zu hoffen,
Stehen nun die Pforten offen;
Mühsam folgt der schwache Tritt
Deinem raschen Siegesschritt.

Langsam und durch Schwierigkeiten
Waren wir gewohnt zu gehn;
Plötzlich bricht in alle Weiten
Deine Hand aus lichten Höh'n.
Staunend seh'n wir dein Beginnen,
Keine Zeit ist's, lang zu sinnen;
Geh' voran! wir folgen nach,
Wo dein Arm die Bahnen brach.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Ein Deutscher, der „auf der Fahrt nach dem Kongo“ begriffen ist, schreibt aus Whydah an die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 120) u. A.: „Schade um die Missionsarbeit in Afrika, denn die Arbeit, die ein Missionar in zehn Jahren leistet, um aus einem Heiden einen guten Christen zu machen, kann in einer Stunde mit einer Kiste Gin im Werthe von 2 Mk. umgeworfen werden, so groß ist der Einfluß des Schnapses auf dem Wege (soll wohl heißen: auf den Neger) und so wenig hält er von der ihm eingepaukten Christenlehre.“ (!!) Ferner: „Die Deutschen hier an der Küste leiden ziemlich am Fieber und wenige halten es länger als drei Jahre ohne Klimawechsel, resp. Erholung aus. Abgesehen davon, daß die Nahrung, weil meistens aus Konserven bestehend, ungenügend ist und der Magen dadurch oft in Unordnung geräth, muß dem öfteren und vielen Trinken von Cognac, Sherry, Port-, Rhein- und anderen Weinen die erhöhte Temperatur und dadurch die leichtere Empfänglichkeit für Fieber zugeschrieben werden. Sobald in der Frühe die Sonne nicht mehr „roth“ am Himmel, sondern gelb erscheint, fängt der größte Theil unserer Landsleute mit einem „Bitteren“ an und in jeder Faktorei, die man besucht, wird dem Ankommenden sofort irgend etwas „Geistiges“ geboten und es ist schwer, Nein zu sagen.“

mit welcher sie theologische Fragen besprechen. Daß die sogenannten Missionare predigen, versteht sich ja von selbst, aber auch unter ihren Anhängern fehlt es nicht an solchen, welche, wenn sie kaum die Hälfte von dem verstanden haben, was ihnen der Missionar gepredigt hat, bereits die Vorzüge der neuen Religion anderen anzupreisen und diese zum Uebertritt zu bewegen suchen, ohne dabei im mindesten darnach zu fragen, ob Ort und Zeit es gestatten, ob die Gefühle der anderen dadurch verletzt werden oder nicht. Die Christen in Japan sind in der Regel sehr ernst und eifrig; sie begnügen sich nicht damit, selbst zu beobachten, was ihr Glaube ihnen vorschreibt, sondern gar oft werfen sie sich auch noch auf zu Lehrern desselben, wenn sie selbst eben erst bekehrt sind."

— Ein junger „bischöflicher" Missionar Appleton, der vor einem Jahr zu den Baptisten übertrat und von Dr. Yates in Schanghai getauft wurde, schreibt jetzt aus Kobe: „Endlich ist es mir gelungen, in Himedschi, acht Stunden landeinwärts von hier, festen Fuß zu fassen. Die Feindschaft gegen das Christenthum ist hier ebensogroß, als ich sie je, selbst in China, gesehen. Alle möglichen Hindernisse wurden mir in den Weg gelegt. Um keinen Preis wollte man mir ein Haus vermiethen. Das ist das Werk der buddhistischen Priester. Ich werde nun einen Eingebornen für mich die Sache betreiben lassen und so doch zu einer Wohnung kommen. Nachdem ich nun so manches vom japanischen Volk und seinem Leben kennen gelernt, weiß ich gewiß, daß die rosigen Berichte über die Geneigtheit der Japaner, das Christenthum anzunehmen, nichts als Mondschein sind. Das Aergerniß des Kreuzes bleibt. Der heilige Geist wirkt; das wissen wir aus dem Wort Gottes und sehen es aus dem, was auch hier um uns her geschieht. Daß aber Japan bereits ein halbchristliches Land sein soll, ist Unsinn oder etwas Schlimmeres als Unsinn. Himedschi hat 20,000 Einwohner und von diesen sind nur 26 Christen. Aber wir bleiben auf dem Posten und es geht voran. Nächsten Sonntag (25. Jan. 1885) hoffe ich einen jungen Mann taufen zu dürfen, der beinah vier Jahre lang sich gegen das Evangelium verstockt hatte."

— In Kumamoto, wo die Bevölkerung sehr feindselig ist, wurde im Januar d. J. während des Gottesdienstes die Kapelle mit Steinen beworfen. Fünf der Uebelthäter wurden aber von der Polizei ergriffen und mußten Strafe zahlen. Trotz der Verfolgung wächst die kleine Gemeinde.

— Neulich wurde in Kobe ein Gelehrter, namens Akutsu San, getauft. Vor vier Jahren hatte er ein Evangelium Matthäi erhalten, es zuerst unbeachtet liegen gelassen, dann aber darin gelesen und um weiteren Aufschluß gebeten. In seine Vaterstadt Himedschi zurückgekehrt, war er bei seinen Angehörigen auf solchen Widerspruch gegen das Christenthum gestoßen, daß er es nur gar zu bald wieder aufgab,

— Vom englisch-baptistischen Dampfer „Peace“, der im Oktober von Leopoldville abgegangen war, hatte man am letztern Ort bis zum 16. März keine Nachrichten erhalten und war daher in einiger Sorge um Dr. Sims, Missionar Grenfeld und dessen Frau, die sich auf demselben an den oberen Kongo hatten begeben wollen. Man darf sich nicht verhehlen, daß diese Schiffe auf dem Kongo, wenn auch noch so gut ausgerüstet und noch so vorsichtig geleitet, doch großen Gefahren ausgesetzt sind.

— Am 22. März, dem Geburtstag des deutschen Kaisers, hat Direktor Wangemann in Waterberg die beiden Erstlinge der Berliner Mission in Südafrika, Martinus Sewuschane und Timotheus Sello zum Predigtamt ordinirt. Weiter gieng dann seine Reise über Neuhalle, Pretoria, Heydelberg, wo er gerade an seinem Geburtstag, 27. März, beim Umsturz des Wagens eine Lebensrettung erfuhr, über das Drakengebirge nach Natal.

— Bischof Taylor hat seinen Plan geändert. Statt in Eile auf Innerafrika loszustürmen, will er die Mehrzahl seiner Leute an der Westküste stationiren und von dort aus dann allmählig in's Innere vorrücken. Die erste Hauptstation, wo bereits die Geschwister Willis mit ihrem Söhnlein und zwei Brüder, Northam und Steckelmann, sich niedergelassen haben, ist Majumba an der Loango-Küste. Der portugiesische Gouverneur von Angola, dem Dr. Summers sich mit Briefen von Taylor vorgestellt hatte, soll erklärt haben, die ganze Provinz stehe ihnen offen und er werde die Mission nach Kräften unterstützen! „Das Feld hier ist unermeßlich groß und auf allen Seiten sind Thüren offen, die uns einladen hereinzukommen.“ Hienach scheint es, daß bei Bischof Taylor der gesunde Menschenverstand dem stürmischen Eifer doch die Wage hält. Sein altes Talent „sich nach den Umständen zu richten“ dürfte gerade in Afrika sehr am Platze sein. In Liberia, wo er am 22. Februar ankam, hat er übrigens in drei Wochen 50 bis 60 mal gepredigt; in Cap Palmas, wo er nur vier Tage blieb, sollen 50 Personen bekehrt, weitere 40 angefaßt, Abgefallene wiedergewonnen, Gläubige „geheiligt“ worden sein. Liberia erklärt Taylor für den Garten Afrikas und bedauert nur den Bankrott der dortigen republikanischen Regierung, der nach seiner Ansicht die amerikanische Regierung oder doch die amerikanischen Neger durch Geldgaben wieder aufhelfen sollten. Erfreulich ist, daß neuerlich auch vom Sprachenlernen mehr geredet wird.

Japan.

Eine japanische Zeitung, der „Dschidschi Schimpo“ vom 20. Dezember 1884, kritisirt das Verfahren der christlichen Missionare und macht ihnen namentlich auch daraus einen Vorwurf, daß ihre Bekehrten sofort selbst wieder zu Missionaren werden. Es heißt da: „Leicht erkennt man die Christen an der Zungenfertigkeit,

aus politischen Beweggründen die Einführung des Christenthums zu befürworten, für eine große Gefahr erklärt. Eine japanische Zeitung nämlich fragt: „Wäre es nicht sehr zweckmäßig, das Christenthum auf die Stufe einer der anerkannten Landesreligionen zu erheben, ganz abgesehen von den Ueberzeugungen jedes Einzelnen?... Wir können ja den Schintoisten nicht zumuthen, ihre Ansichten zu ändern; aber wir können sie darauf hinweisen, daß das Ueberhandnehmen des Christenthums in Japan als ein natürliches Ergebniß unserer bisherigen Entwickelung anzusehen ist, und sie bitten, sich aus Patriotismus jeden Widerstandes gegen dasselbe zu enthalten.... Wir meinen nicht, daß die Mehrzahl aller Japaner Christen werden sollen. Eine kleine Zahl, etwa je 1 von 100, dürfte genügen. Alles, was wir brauchen und worauf es jetzt ankommt, ist, daß wir den Titel eines christlichen Landes annehmen" — natürlich, um so den Westmächten als ebenbürtig zu erscheinen. „Das alles ist recht traurig," sagt der „Missionary Herald" — „und ganz besonders traurig ist es, daß Männer, denen es in den meisten anderen Dingen an Einsicht nicht fehlt, eine so verkehrte Anschauung von dem haben, worin eigentlich das Christenthum besteht. Es wäre schlimm für Japan, wenn das Volk aus solchen Beweggründen sich heuchlerischerweise den Namen einer christlichen Nation beilegen wollte.... Ein christlicher Prediger in Japan wurde neulich nach dem Schluß seiner Predigt von einem anwesenden Heiden gefragt, ob es wahr sei, daß ein gewisser berühmter Staatsbeamter im Begriff sei, das Christenthum anzunehmen. Auf die Frage, warum er sich darnach erkundige, erwiderte er: Nun, wenn jener Beamte Christ werde, so wolle er ein Gleiches thun und sich taufen lassen. Zum Glück erklärte ihm der Prediger, daß dies nicht die rechte Art sei, daß vielmehr jeder für seine eigene Person sich entscheiden müsse. Gerade das ist es, was die Japaner jetzt lernen müssen. Im Uebrigen kann man sich ja nur darüber freuen, daß durch die Gunst, mit welcher jetzt auch hervorragende Männer vom Christenthum reden, viele auf das Evangelium aufmerksam gemacht werden, die sonst nicht darnach gefragt hatten."

Indien.

Anfang Dezember 1884 wurde in Lodiana das 50jährige Bestehen der dortigen amerikanisch-presbyterianischen Mission gefeiert. Einer der drei Festleiter war der vor 47 Jahren getaufte Erstling dieser Mission, Goluk Nath. Die beiden anderen waren Missionar Newton, seit 49 Jahren, und Missionar Rudolph, seit 39 Jahren in Indien. Auch Goluk Nath ist Prediger und zugleich ein beliebter Schriftsteller.

— In einem Bericht über die Cholera in Madras sagt Missionar Handmann u. A.: „Man kann kaum auf die Straße gehen,

sich damit zu befassen. Ein zweiter Aufenthalt in Kobe brachte ihn aber nochmals in Berührung mit dem Evangelium, und, nach Hause zurückgekehrt, disputirte er darüber mit einem jungen Mann, namens Joschikawa San, einem entschiedenen Anhänger der konfucischen Moral, der das Christenthum auf's Heftigste angriff. Aber es dauerte nicht lang, so wurde eben dieser Joschikawa San auf einem Besuch in Kobe bekehrt, von Miss. Rhees getauft und als christlicher Schullehrer angestellt. Akutsu San hörte davon und fieng nun mit neuem Eifer an das Neue Testament zu studieren. Was er am wenigsten fassen konnte, war die biblische Lehre von der Sünde. Daß er selbst ein Sünder sei, fiel ihm gar nicht ein, und daß man doch nicht ein Sünder sein könne, ohne es zu fühlen und zu wissen, stand ihm fest. Aber der heil. Geist fieng an ihn zu strafen um die Sünde, und nun machte die Versöhnungslehre ihm Bedenken. Aber alles wurde überwunden und jetzt ist er ein ebenso aufgeklärter als eifriger Christ. Ueberhaupt sind die 15 Erstlinge in Himedschi in jeder Beziehung mehr als gewöhnliche Leute. Auch Angesichts der heftigen Verfolgung, die sie durchzumachen haben, sind sie fest geblieben. Missionar Appleton hat ihnen erklärt, „daß wenn sie eben so viel Eifer aufwenden, das Christenthum zu verbreiten, wie die Buddhisten, dasselbe zu unterdrücken, Himedschi wohl bald eine christliche Stadt sein werde.“ Ist das auch „Mondschein“?!

— Auf der Insel Schikoku sind zwei neue Gemeinden organisirt worden, die eine in Matsujama am 28. Januar mit 62 Christen: 27 Männern und 35 Frauen, die andere in Komatsu am 1. Februar mit 72 Gliedern: 40 Männern, 32 Frauen. Am letzteren Ort waren die Gläubigen lange verfolgt worden und auch während der Gottesdienste, welche Miss. Atkinson am 1. Februar mit ihnen hielt, rasselte es auf dem Dach der kleinen Kapelle von den Steinwürfen der Heiden. Zwei Polizisten übrigens, je mit einem Säbel und mit einer großen Papierlaterne bewaffnet, waren Manns genug, weitere Ausschreitungen zu verhindern. Unter den 19 Neubekehrten, welche an diesem Tage getauft wurden, befanden sich mehrere, die noch im November v. J. ebenfalls mit Steinwürfen u. dergl. gegen die Christen gewüthet hatten.

— Nach der neuesten Zählung des christlichen Zeitungsredaktors Kosaki in Tokijo giebt es in Japan jetzt 120 evangelische Gemeinden mit 7791 Gliedern, 2200 mehr als im Vorjahr. Die größte Gemeinde, mit 410 Gliedern, ist die des eingebornen Pastor Ise in Imabari, der allein im letzten Jahr 195 neue Glieder aufgenommen hat. Die Gemeinde in Annaka ist um 113 Glieder gewachsen. Die Hauptstadt Tokijo zählt 29 Gemeinden mit 2279 Gliedern. Die Geldbeiträge all dieser japanischen Protestanten betrugen letztes Jahr 18,220 Jen, 2382 mehr als im Vorjahr. Ein Jen ist ca. 4¹/₃ Mk.

— Wir freuen uns über die Nüchternheit des Bostoner „Missionary Herald“, der die gegenwärtige Neigung japanischer Staatsmänner,

olitischen Beweggründen die Einführung des Christenthums zu
orten, für eine große Gefahr erklärt. Eine japanische
g nämlich fragt: „Wäre es nicht sehr zweckmäßig, das Christen=
auf die Stufe einer der anerkannten Landesreligionen zu
n, ganz abgesehen von den Ueberzeugungen jedes Einzelnen?...
können ja den Schintoisten nicht zumuthen, ihre Ansichten zu
; aber wir können sie darauf hinweisen, daß das Ueberhand=
n des Christenthums in Japan als ein natürliches Ergebniß
r bisherigen Entwickelung anzusehen ist, und sie bitten, sich
atriotismus jeden Widerstandes gegen dasselbe zu enthalten....
meinen nicht, daß die Mehrzahl aller Japaner Christen werden
Eine kleine Zahl, etwa je 1 von 100, dürfte genügen.
was wir brauchen und worauf es jetzt ankommt, ist, daß
en Titel eines christlichen Landes annehmen" — natür=
um so den Westmächten als ebenbürtig zu erscheinen. „Das
ist recht traurig," sagt der „Missionary Herald" — „und
besonders traurig ist es, daß Männer, denen es in den meisten
n Dingen an Einsicht nicht fehlt, eine so verkehrte Anschauung
em haben, worin eigentlich das Christenthum besteht. Es wäre
m für Japan, wenn das Volk aus solchen Beweggründen sich
erischerweise den Namen einer christlichen Nation beilegen wollte....
hristlicher Prediger in Japan wurde neulich nach dem Schluß
Predigt von einem anwesenden Heiden gefragt, ob es wahr
aß ein gewisser berühmter Staatsbeamter im Begriff sei, das
enthum anzunehmen. Auf die Frage, warum er sich darnach
ige, erwiderte er: Nun, wenn jener Beamte Christ werde, so
er ein Gleiches thun und sich taufen lassen. Zum Glück erklärte
der Prediger, daß dies nicht die rechte Art sei, daß vielmehr
für seine eigene Person sich entscheiden müsse. Gerade das ist
das die Japaner jetzt lernen müssen. Im Uebrigen kann man
a nur darüber freuen, daß durch die Gunst, mit welcher jetzt
hervorragende Männer vom Christenthum reden, viele auf das
gelium aufmerksam gemacht werden, die sonst nicht darnach
t hatten."

Indien.

Anfang Dezember 1884 wurde in Lodiana das 50jährige
hen der dortigen amerikanisch=presbyterianischen Mission gefeiert.
der drei Festleiter war der vor 47 Jahren getaufte Erstling
Mission, Goluk Nath. Die beiden anderen waren Missionar
on, seit 49 Jahren, und Missionar Rudolph, seit 39 Jahren
dien. Auch Goluk Nath ist Prediger und zugleich ein beliebter
ftsteller.

— In einem Bericht über die Cholera in Madras sagt
onar Handmann u. A.: „Man kann kaum auf die Straße gehen,

ohne Leichen zu begegnen, die offen auf Bahren getragen werden. Vor ihnen her wird getrommelt und die unheimliche Muschel geblasen. Von früh bis Abends dampfen die offenen Brennplätze, zuweilen mitten in der Stadt. Welch einen gräßlichen Geruch der aus diesen Scheiterhaufen auffsteigende Qualm mit sich führt, läßt sich nicht beschreiben. In der Nähe fliegen die gierigen Geier in Massen umher. Wann wird dieser schreckliche Stinkgebrauch aus diesem schönen Lande verschwinden?" — vielleicht wenn in Europa die „Leichenverbrennung" allgemein eingeführt ist!?

— Auf der letzten Mela zu Misrikh hat der Methodist Dr. Johnson mit 20 eingebornen Gehilfen und 16 Gehilfinnen durch Predigen und Schriftenvertheilung an den Tausenden gearbeitet, die da zusammenkamen. 12 Personen, darunter 6 Brahmanen, konnten auf dem Platz getauft werden.

— Ein angesehener Muhammedaner Mirza Gulam Ahmed zu Kadian, Distrikt Gurdaspur im Pandschab, glaubt von Gott erleuchtet und mit einer besonderen Mission betraut zu sein zur Bekehrung und Besserung der Menschheit. Er schreibt ein Buch, das 4800 Seiten enthalten soll und von dem 592 Seiten schon gedruckt sind, ein Buch, welches mit 300 Vernunftgründen und mit zahlreichen theils von Muhammed, theils vom Verfasser selbst gewirkten Zeichen und Wundern die Wahrheit des Islam und die Göttlichkeit des Koran beweisen will. Wer diese Gründe widerlegen kann, soll ein Prämium von 20,000 Mk. erhalten. Wem es Ernst ist, sich zu bekehren und von der Wahrheit überführen zu lassen, der soll zum Verfasser kommen, ein Jahr lang als Gast ganz kostenfrei bei ihm wohnen, und wenn er in dieser Zeit nicht „Zeichen und Wunder" genug zu sehen bekommt, wird ihm eine seinem Stand und Beruf entsprechende Entschädigung gezahlt. Ein Prospekt seines Buches mit einer dringenden Aufforderung zur Bekehrung sendet Gulam Ahmed als eingeschriebenen Brief an allerlei hervorragende Männer der verschiedensten Bekenntnisse. Auch Archidiakonus Matthew von Lahore ist damit beehrt worden. Der Ton des Briefes ist nicht fanatisch, wohl aber schwärmerisch. Für die britisch-indische Regierung, unter deren Schutz er seine Mission im Frieden ausrichten kann, dankt er Gott. Diese Mission habe große Aehnlichkeit mit der Jesu Christi. Wer seinen Fußstapfen folge, werde gesegnet und beseligt werden; jede Auflehnung gegen ihn aber werde mit Enttäuschung und Verstoßung gestraft werden!

— In Dschajanagar bei Kalkutta kommen mehrere junge Heiden jeden Sonntag regelmäßig und ganz öffentlich zusammen, um Gott anzubeten und die Bibel miteinander zu lesen. Ihr Führer ist ein junger Mann, der vor drei Jahren als Taufkandidat in Kalkutta unterrichtet wurde, aber die Taufe noch nicht erhalten hat. Als neulich der eingeborne Prediger Tschatterdschi nach Dschajanagar

kam, wurde er von diesen Wahrheitssuchern überaus freundlich aufgenommen und begierig angehört.

— In Salem, Südindien, ist ein Brahmane Schriniwasa getauft worden, der zu einer Hochzeit dorthin gekommen war und zufällig eine Straßenpredigt gehört hatte, in Kalkutta ebenfalls ein Brahmane, Soschi Bhaschan Mahapatra, 26 Jahre alt, der früher eine Missionsschule besucht hatte und dann als eine Art Hauslehrer dem Söhnlein des obengenannten Tschatterdschi helfen mußte seine Schulaufgaben machen. Unter diesen waren auch biblische; und der Heide fieng wieder an die Bibel zu lesen; die Sündlosigkeit Jesu machte den tiefsten Eindruck auf ihn, Herr Tschatterdschi sprach mit ihm, gab ihm weiteren Unterricht, nahm ihn auf eine Predigtreise mit, und endlich legte er seine heilige Brahmanenschnur ab, ließ sich von den Seinigen verfluchen und wurde getauft.

— In den drei ersten Monaten dieses Jahres hat Narajan Scheschadri, der bekehrte Brahmane, in Dschalna und Bethel 20 Personen getauft und in Paithan, einer Stadt von Haiderabad, warten 100 Katechumenen auf die Taufe. In Dschalna und Bethel zählt seine Gemeinde jetzt 532 erwachsene Glieder.

— Anfang März begieng die Mission der unierten Presbyterianerkirche von Schottland in Radschputana ihr 25jähriges Jubiläum, wobei besonders der noch lebende Gründer derselben, Dr. Shoolbred, gefeiert wurde. Aus dem kleinen Anfang von 1860 sind jetzt 8 blühende Gemeinden, zahlreiche Schulen und Anstalten geworden. An der Feier nahmen auch viele Heiden, darunter stolze radschputische Edelleute theil, von denen einer bei dieser Gelegenheit ein Stipendium von 100 Fr. jährlich für einen armen Missionsschüler stiftete. Der Höhepunkt des Festes war ein Umzug sämmtlicher Christen durch die Stadt Biaur unter Musik und Gesang, wobei das begeisterte „Prabhu Isa Dschai!" d. h. „Heil Dir, Herr Jesu!" in lautem Triumphruf ertönte.

— Am 10. März wurde in Bombay durch den Gouverneur Sir James Fergusson der Grundstein zum „Wilsonschen Missionsinstitut" gelegt. Die Regierung hat den überaus werthvollen Bauplatz in prachtvoller Lage geschenkt und überdies die Hälfte der sich auf 300,000 Mk. belaufenden Baukosten. Bei der Grundsteinlegung sprach der ehrwürdige Dhandschi Bai Naurodschi, Dr. Wilson's Erstling aus den Parsis, das Weihegebet. Das Gedächtniß eben dieses berühmten schottischen Missionars soll der neue Schulpalast verherrlichen helfen. Wer hätte vor 50 Jahren dergleichen für möglich gehalten?!

— In Madras hat der freikirchlich schottische Missionar Dr. W. Miller auf eigene Kosten (40,000 Mk.) ein „Studentenheim" errichtet, in welchem bereits über 50 junge Brahmanen aus allen Theilen der Provinz, welche im „Christian College" studieren, unter christlicher Aufsicht und Hausordnung beisammen wohnen.

Amerika.

Die Gemeinschaft der „Jünger", welche im Westen der Vereinigten Staaten gegen eine halbe Million Mitglieder zählt, hat einen ihrer Prediger, S. M. Jefferson, nach Afrika gesandt, um am oberen Kongo eine Station zu gründen.

— Ein chinesischer Wäschermann in der Nähe von New-York, früher Zögling einer Missionsschule in dieser Stadt, macht sich jetzt nützlich in Sonntagsschulen, Jünglingsvereinen u. dergl. — natürlich unter seinen Landsleuten. An einen seiner früheren Lehrer z. B. schrieb er neulich: „Am 11. Januar hielt ich die Bibelstunde im Jünglingsverein über das dritte Kapitel im Evang. Johannis. Mein Thema war: der Christ muß zweimal geboren sein. Wenn ein Mensch, sagte ich, in dieser Welt zweimal geboren ist, so stirbt er nur einmal; ist er nur einmal geboren, so stirbt er zweimal. Ich wollte damit sagen: wer wiedergeboren ist, dessen Seele braucht nicht zu sterben; wer nicht wiedergeboren ist, der verliert im Tode nicht nur den Leib, sondern auch die Seele, stirbt also zweifach. Nach der Versammlung kam ein alter Herr zu mir und fragte, ob ich ein Missionar sei. Nein, sagte ich, ich bin ein Wäschermann. Die guten Leute meinten, ich sei ein Missionar!!"

— Der „Examiner", ein amerikanisch-baptistisches Blatt, hat ausgerechnet, wieviel Bekehrte im letzten Jahr die verschiedenen amerikanischen Missionen ihren Gemeinden hinzugefügt haben und was ein jeder gekostet hat, natürlich in majorem gloriam der baptistischen Mission. Die Kongregationalisten hatten 2371 Bekehrte à 990 Mk., die Christianer oder Campbelliten 365 à 290, die Bischöflichen 228 à 2360, die Methodisten 2781 à 470, die Presbyterianer 3037 à 940, zusammen 8782 à durchschnittlich 814 Mk. Und damit vergleiche man nun die Baptisten mit ihren 11,891 Bekehrten à 148 Mk.! Man vergesse aber nicht, daß von diesen 11,891 nicht weniger als 7000 auf Deutschland und Schweden kommen, wo die gesammte baptistische Mission nur 60,000 Mk. im Jahr kostet, während die 4679 Bekehrten aus den Heiden 1,200,000 Mk., d. h. 268 Mk. durchschnittlich kosteten. Die größere Zahl und daher die größere „Billigkeit" der baptistischen Heiden-Bekehrungen erklärt sich einfach aus den Massenübertritten im Teluguland und zum Theil unter den Karenen. Daß die Baptisten billiger arbeiten oder mehr geistliche Zeugungskraft besitzen als andere Missionsgesellschaften, folgt aus obigem Rechenexempel also noch lange nicht! Ueberhaupt widerstrebt diese ganze Rechnungsweise dem guten Geschmack und wohl auch der christlichen Geziemlichkeit. Wir haben den „Examiner" angeführt, weil zur Charakterisirung des modernen Missionswesens eben auch solche Geschmacklosigkeiten gehören. Der „Foreign Missionary", dem wir Obiges entnommen haben, fügt seinerseits noch eine andere Rechnung hinzu. Die Presbyterianer, sagt er, verwenden

für heimatliche Kirchenzwecke 49 mal soviel als für die Heidenmission und doch betrug der Zuwachs in den Heimatgemeinden letztes Jahr nur 10 mal mehr als der in den heiden-christlichen Gemeinden: hier waren es 3000, dort 32,000 Neuaufgenommene. Die Heimatkirchen arbeiten also beinahe 5 mal theurer als die Missionsgesellschaft oder mit anderen Worten, jedes neue Gemeindeglied in der Heimat hat 5 mal mehr gekostet, als jeder bekehrte Heide. Das beweist schon für jeden, der darüber nachzudenken sich die Mühe nimmt, wie thöricht eine solche Rechnungsweise überhaupt ist und wie wichtig es ist, das was wir Erfolg nennen, nicht mit dem zu verwechseln, was in der heil. Schrift Frucht heißt.

— Am 18. April hat das „Codrington College" auf Barbados einen schweren Verlust erlitten, indem das Wohnhaus des Direktors und ein benachbartes Missionshaus abbrannten. Die Nachläßigkeit eines Dachdeckers war daran Schuld. Das eine der zerstörten Gebäude war 200 Jahr alt und hatte s. Z. dem Stifter der Anstalt, Oberst Codrington, als Wohnung gedient.

— Bei der Revolution in Panama ist am 1. April mit einem großen Theil der Stadt Colon auch das Haus des anglikanischen Missionars Kerr abgebrannt. Mit vielen anderen hat er sich nach Jamaika geflüchtet. Das Elend, in welches Tausende von Familien in Colon durch den Bürgerkrieg und diese Feuersbrunst gestürzt sind, ist namenlos.

— Der Aufstand der halbfranzösischen Mischlinge und der Indianer in Kanada hat auch die Mission in der riesigen Diöcese von Saskatschewan empfindlich getroffen. Die Gefahr scheint jetzt beseitigt. Doch weiß man noch nichts über das Schicksal des anglikanischen Missionars Quinney, der sich samt seiner Familie und mit einigen anderen Weißen in Fort Pitt auf Gnade und Ungnade einem der aufständischen Kri-Häuptlinge ergeben hatte.

Europa.

— Am 24. April wurde in Leipzig das 25jährige Amtsjubiläum des Missionsdirektors Dr. Hardeland gefeiert. „Während des ganzen Tages liefen zahlreiche, theils offizielle, theils private Adressen, Briefe und Depeschen ein. Und alle Kundgebungen dieses Tages zeugten nicht nur von der herzlichsten Anerkennung der gesegneten Wirksamkeit unseres Direktors" — schreibt das „Ev. Luth. Miss.-Bl." — sondern zeigten auch wieder einmal, daß unsere Mission nicht das Werk einer Verfassungskirche dieser oder jener Nation, Provinz oder Partei, sondern ein gemeinsames Werk der evangelisch-lutherischen Glaubens- und Bekenntnißkirche und deßhalb auch ein starkes Einheitsband unserer sonst vielfach zerrissenen Kirchengemeinschaft ist und sein will. — Möge der Segen dieser Feier sich nachhaltig beweisen und allen evangelisch-lutherischen Brüdern immer

mehr kund werden, daß in der glaubenstreuen und liebesthätigen Lösung der Aufgabe, die der Herr selbst in dem großen Missionsbefehl uns gestellt hat — in dieser Gemeinsamkeit der Interessen im besten Sinne des Wortes — wirklich eins der kräftigsten Gegenmittel gegeben ist gegen alle Mächte der Zerstörung und Zerrüttung, die uns bedrohen."

— Inspektor W. Grönning hat einen Ruf des amerikanisch-lutherischen General-Konzils nach Indien angenommen und wird zunächst die Leitung der Schulen in Radschamandri übernehmen. Er ist am 29. September 1852 zu Gantur im Telugulande geboren, wo damals sein Vater Missionar war. 1879 wurde er Inspektor der Missionsanstalt zu Breklum.

— Am 18. April wurde in Dr. Moffat's Geburtsort Ormiston ein Denkmal dieses berühmten Missionars durch Sir William Muir enthüllt. Auch dem Gründer der englischen Baptistenmission, Dr. W. Carey, ist neulich in seinem Geburtsort, Paulersbury in Northamptonshire, ein Denkmal errichtet worden.

Allerlei.

Dr. G. Smith in seiner kurzen Geschichte der christlichen Mission fängt mit dem Jahr 1784 die dritte und letzte große Missionsperiode, die der Weltmission, an. Warum? Weil im Jahr 1784 etliche baptistische Prediger jene monatlichen Gebetsstunden anfiengen, welche heute noch als Missionsstunden auch bei uns fortdauern und aus welchen 1792 die baptistische als erste der modernen Missionsgesellschaften hervorgieng. Und in der That, es ist ein Neues, das im Lauf dieser 100 Jahre zustande gekommen ist. Damals war ganz Indien, mit Ausnahme der verschwindend kleinen dänischen Besitzungen, ganz China, ganz Japan, ganz Innerafrika der Mission verschlossen, d. h. 800 Millionen Menschen vom Evangelium ausgeschlossen, von der Südsee und anderen kleineren Missionsgebieten, an welche damals überhaupt kaum auch nur gedacht wurde, gar nicht zu reden. Jetzt sind alle diese Länder der Mission zugänglich und mit zahlreichen, sich von Jahr zu Jahr rasch vermehrenden Stationen besetzt! Damals gab es eigentlich nur zwei Missionsherde: Rom und Herrnhut! Was von Halle, von Copenhagen, von Holland und von England aus geschah, war noch sehr unbedeutend; jetzt gibt es kaum Eine evangelische Kirche mehr, die nicht ihre Missionare unter den Heiden hat. Vor 100 Jahren gab es etwa 170 evangelische Missionare, jetzt 2500; damals etwa 50,000 Bekehrte, jetzt wohl über 2 Millionen; damals betrugen die Missionsbeiträge etwa 1 Million Mark, jetzt beinahe 40 Millionen! Ja, wahrlich, es ist Missionszeit, und diese große, schöne Zeit hat angefangen mit einer Neubelebung des Gebetsgeistes in der Christenheit.

— Am 21. April feierte die südamerikanische Missionsgesellschaft ihr Jahresfest. Erzbischof Benson präsidirte und sagte u. A.: „Wir haben gehört, daß die Argentinische Republik in Feuerland eine Präfektur errichtet und es dabei auf die Civilisirung der Eingebornen abgesehen hat. Wie lange haben auch wir Engländer uns damit beschäftigt, das, was wir Civilisation nennen, an die Enden der Erde zu tragen und dabei gute Geschäfte zu machen! Aber wie haben wir das betrieben? Das Feuerwasser haben wir den unglücklichen Eingebornen gebracht und mit Hilfe dieses schmählichen Branntweinhandels uns allmählich ein Volk um's andre, ein Land ums andere unterworfen. Da ist es denn wirklich sehr beschämend für uns, daß die Argentinische Republik als ersten Grundsatz für ihren Verkehr mit den Feuerländern es ausgesprochen hat, daß sie nach genau denselben Gesetzen der Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeit behandelt werden müßten, wie die Weißen, und daß unter keinen Umständen Branntwein an sie verkauft werden dürfe." Im gleichen Zusammenhang erwähnte der Redner auch, daß manche Indianer in Nordamerika, wie der Bischof von Minnesota ihm erzählt habe, das Wort „Weißer" geradezu für „Lügner" brauchen! Vom südamerikanischen Bischof Stirling erzählte er: „Es war an einem der dunkelsten Wintertage, die ich je erlebt, daß derselbe in der Westminster-Abtei die Amtsweihe erhielt. Aber gerade als der Gottesdienst zu Ende war, brach ein Sonnenstrahl durch das Dunkel und erleuchtete die Kirche. Die Feier wird mir unvergeßlich bleiben. Als ich nach dem Gottesdienst mir noch ein wenig die sonnenbeschienenen Säulengänge ansah, da erblickte ich ein hübsches kleines Mädchen, das am Ende eines Ganges wartete. Eben trat auch der neugeweihte Bischof zur Kirche heraus. Da sprang das Kind auf ihn zu und umarmte mit Thränen in den Augen auf das zärtlichste — seinen Vater. Es war des Bischofs Töchterlein, das wohl wußte, daß jetzt der Abschied von ihm bevorstand. Von da an habe ich den Bischof Stirling immer auf fürbittendem Herzen getragen."

— Im Jahrgang 1883 S. 452 haben wir von einem jungen Muhammedaner Habib erzählt, der sich in Kairo taufen ließ, dann eingesperrt und endlich auf ein Jahr nach Cypern verbannt wurde. Als derselbe wieder in seine Heimat zurückkehren durfte, war sein Weib einem anderen gegeben und keiner seiner Verwandten wollte etwas von ihm wissen; verfolgt wurde er aber nicht. Er hat nun ein christliches Mädchen geheirathet und ist in Zagazig als Bibelverkäufer angestellt.

Bücherschau.

Die heutigen Indianer des fernen Westens. Aus dreißigjähriger persönlicher Anschauung geschildert von R. J. Dodge. Deutsche Bearbeitung von Dr. Karl Müller-Mylius. Mit 16 Illustrationen. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag. Preis Mk. 3.60.

Ein sehr dankenswerther Beitrag zur Kenntniß der Indianer, wie sie wirklich sind, nicht wie der Romantiker oder auch der Missionsfreund sie sich vorstellt. Die nackte Wahrheit ist natürlich nicht für jedermann. Aber gerade wir Missionsleute sollten sie nicht scheuen, selbst wenn sie von jemand ausgesprochen wird, der, wie der Verfasser, ein entschiedenes Vorurtheil gegen die Mission hat und rein gar nichts zu wissen scheint von den Resultaten, welche dieselbe allen Hindernissen zum Trotz doch auch unter den grausamen, hartherzigen Rothäuten errungen hat.

In einer Einleitung giebt Hr. W. Blackmore eine gute Uebersicht über die Indianer Nord-Amerika's und die wichtigsten indianischen Ereignisse von 1862 an (64 S.), und dann schildert Hr. Dodge „die heutigen Indianer des fernen Westens" nach all ihren Lebensbeziehungen in drastischer Weise. Gerade jetzt, wo man wieder so viel von Indianeraufständen u. dergl. hört, wird dies Buch manchen willkommen sein.

Further Recollections of an Indian Missionary. By the Rev. *C. B. Leupolt.* London, James Nisbet & Co.

Memoir of the Rev. Ch. Th. Hœrnle. By the Rev. *J. F. D. Hœrnle.* London, Simpkin, Marshall & Co.

Zu den tüchtigsten Missionaren unseres Jahrhunderts gehören diejenigen, in welchen sich deutsche Frömmigkeit und Gründlichkeit mit dem freieren, praktischen Blick und den größeren Hilfsmitteln des Engländers vereinigt hat. Namentlich die früher so innige Verbindung zwischen dem Basler Missionshaus und der englisch-kirchlichen M.-G. ist in dieser Beziehung reich gesegnet gewesen. Auch Hörnle und Leupolt sind Beweise dafür. Es freut uns, daß durch die beiden oben genannten Schriften ihr Gedächtniß unter uns erneuert wird.

Die Biographie Hörnle's (geb. 24. Nov. 1804 in Ludwigsburg, † 7. Juni 1882 in Cannstatt) von einem seiner Söhne ist eine schlichte, wahre Darstellung seiner Jugendgeschichte, seiner Bekehrung, seines Bildungsgangs und dann seiner Wirksamkeit in Schuscha, in Persien und in Nordindien, namentlich im Christendorf und Waisenhaus zu Sikandra bei Agra, endlich in Mirat. Einige kleine Ungenauigkeiten sind S. 20 „Dr." Blumhardt, S. 66 „drei oder vier" statt einer, S. 72 die Jahreszahl 1882 statt 1881. Das Buch würde eine deutsche Bearbeitung, nicht Uebersetzung, wohl verdienen. Das Gleiche gilt in noch höherem Grade von Leupolt's (geb. 21. Okt. 1805 in Zittau, † 16. Dec. 1884 in England) Erinnerungen, welche in einer Reihe lebensvoller Bilder das indische Missionsleben zur Anschauung bringen und in anspruchsloser Weise manch wichtigen Beitrag zur Missionswissenschaft liefern. Beide Bücher eignen sich vorzüglich als Geschenk für angehende indische Missionare.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Bücherschau.

Die heutigen Indianer des fernen Westens. Aus dreißigjähriger persönlicher Anschauung geschildert von R. J. Dodge. Deutsche Bearbeitung von Dr. Karl Müller-Mylius. Mit 16 Illustrationen. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag. Preis Mk. 3.60.

Ein sehr dankenswerther Beitrag zur Kenntniß der Indianer, wie sie wirklich sind, nicht wie der Romantiker oder auch der Missionsfreund sie sich vorstellt. Die nackte Wahrheit ist natürlich nicht für jedermann. Aber gerade wir Missionsleute sollten sie nicht scheuen, selbst wenn sie von jemand ausgesprochen wird, der, wie der Verfasser, ein entschiedenes Vorurtheil gegen die Mission hat und rein gar nichts zu wissen scheint von den Resultaten, welche dieselbe allen Hindernissen zum Trotz doch auch unter den grausamen, hartherzigen Rothhäuten errungen hat.

In einer Einleitung giebt Hr. W. Blackmore eine gute Uebersicht über die Indianer Nord-Amerika's und die wichtigsten indianischen Ereignisse von 1862 an (64 S.), und dann schildert Hr. Dodge „die heutigen Indianer des fernen Westens" nach all ihren Lebensbeziehungen in drastischer Weise. Gerade jetzt, wo man wieder so viel von Indianeraufständen u. dergl. hört, wird dies Buch manchen willkommen sein.

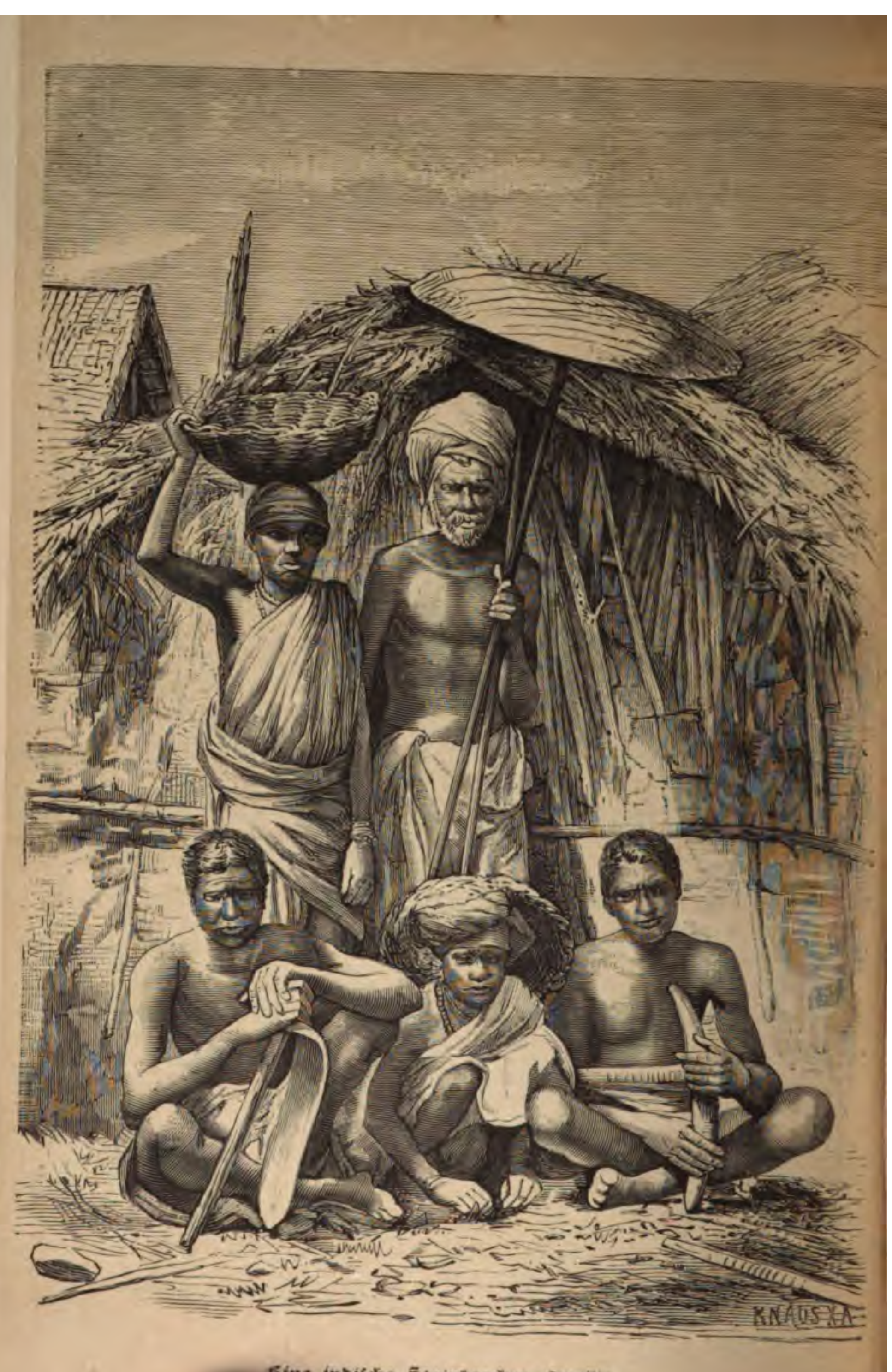
Further Recollections of an Indian Missionary. By the Rev. *C. B. Leupolt.* London, James Nisbet & Co.

Memoir of the Rev. Ch. Th. Hœrnle. By the Rev. *J. F. D. Hœrnle.* London, Simpkin, Marshall & Co.

Zu den tüchtigsten Missionaren unseres Jahrhunderts gehören diejenigen, in welchen sich deutsche Frömmigkeit und Gründlichkeit mit dem freieren, praktischen Blick und den größeren Hilfsmitteln des Engländers vereinigt hat. Namentlich die früher so innige Verbindung zwischen dem Basler Missionshaus und der englisch-kirchlichen M.-G. ist in dieser Beziehung reich gesegnet gewesen. Auch Hörnle und Leupolt sind Beweise dafür. Es freut uns, daß durch die beiden oben genannten Schriften ihr Gedächtniß unter uns erneuert wird.

Die Biographie Hörnle's (geb. 24. Nov. 1804 in Ludwigsburg, † 7. Juni 1882 in Cannstatt) von einem seiner Söhne ist eine schlichte, wahre Darstellung seiner Jugendgeschichte, seiner Bekehrung, seines Bildungsgangs und dann seiner Wirksamkeit in Schuscha, in Persien und in Nordindien, namentlich im Christendorf und Waisenhaus zu Sikandra bei Agra, endlich in Mirat. Einige kleine Ungenauigkeiten sind S. 20 „Dr." Blumhardt, S. 66 „drei oder vier" statt einer, S. 72 die Jahreszahl 1882 statt 1881. Das Buch würde eine deutsche Bearbeitung, nicht Uebersetzung, wohl verdienen. Das Gleiche gilt in noch höherem Grade von Leupolt's (geb. 21. Okt. 1805 in Zittau, † 16. Dec. 1884 in England) Erinnerungen, welche in einer Reihe lebensvoller Bilder das indische Missionsleben zur Anschauung bringen und in anspruchsloseste Weise manch wichtigen Beitrag zur Missionswissenschaft liefern. Beide Bücher eignen sich vorzüglich als Geschenk für angehende indische Missionare.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Eine indische Steinbrecher-Familie.

Eines Neger-Pastors Predigtreise
durch die Länder am Volta-Strom.

---

6. Erlebnisse unter den Muhammedanern in Salaga.

Heute, am 1. März, haben wir Salaga, das Ziel unserer langen, beschwerlichen Reise, erreicht. Freude erfüllte unsere Herzen, als wir aus einer Entfernung von einer halben Stunde die ersten Umrisse dieser berühmten afrikanischen Handelsstadt erblickten. Welch prächtigen und malerischen Anblick sie aus der Ferne darbietet! Die Stadt selbst im Hintergrunde auf einem wellenförmigen Hügelzug in der Grasebene 2—3 km. lang sich hinziehend, Hütte an Hütte gebaut, und von einzelnen großen Schattenbäumen überragt! Vor der Stadt eine schwache Bodensenkung mit Gras und niedrigen Sträuchern bewachsen, aber ohne Buschholz oder irgend einen Baum. Die Wege, so wie sie sich von selbst ergeben, ohne daß irgend eine Arbeit oder Mühe darauf verwendet wurde. Das Gerücht von meinem Herannahen gieng uns voraus. Zwei junge Leute kamen uns entgegen, um mich in das Haus ihres Vaters einzuladen. Es machte einen guten Eindruck auf mich; ich fand jedoch bald heraus, daß es weniger Gastfreundschaft als Eigennutz war. In Salaga erhält nämlich jeder Hausherr, in dessen Wohnung irgend ein Handel abgeschlossen wird, eine Art Mäklergebühr. Ich wies das Entgegenkommen und Anerbieten dieser Leute ab, weil mein Führer, hier wohl bekannt, mir bereits ein Quartier bestimmt hatte. — So sind wir denn nun in Salaga! Meine Freude war unaussprechlich! Anstrengung und Müdigkeit waren vergessen. Mein Hausherr, ein Muhammedaner namens Kramo Jao, empfieng mich sehr höflich und behandelte mich recht

gastfreundschaftlich über alle Erwartung. Am Tage meiner Ankunft beschenkte er mich mit 4—5 Pfund Rindfleisch, 10 Stücken Jams und einem Topf Gerstenbier. Am folgenden Morgen verehrte er mir nach Landessitte abermals eine Gans, 15 Stücke Jams, 4000 Kauris im Werte von 4 Mark bei ihnen und von 2 Mark an der Küste. Als Gegengeschenk gab ich ihm zwei Faden weißes Baumwollzeug, Papier, Tinte und Federn. Seiner Frau gab ich gedruckten Stoff und ein Haarnetz, das meiner verstorbenen Gattin gehört hatte. Letzteres erregte nicht geringes Aufsehen unter den Frauen, und es wurden noch mehr von mir verlangt; eine Bitte, die ich leider nicht erfüllen konnte.

Gegen Abend des ersten Tages machte ich einen Ausgang, wobei ich Gelegenheit hatte, etwas von der Leichenfeier einer reichen, vor einigen Monaten gestorbenen Frau zu beobachten. Es war der Schluß. Die Familienglieder zeigten sich in ihrem höchsten Staat; sie waren so reich und bunt wie möglich bekleidet und mit Schmuck behängt, ein großer Teil der Bevölkerung war dazu eingeladen und wurde mit Landesbier und einem andern mit Honig bereiteten Getränk bewirtet. Schließlich machten die Verwandten einen Gang durch die Straßen und verteilten unter Trommelschlag viele Kauris handvollweise, und zwar an jedermann, dem sie begegneten, an Fremdlinge wie an Einheimische.

2. März. — Frühmorgens um den Hahnenschrei wurde ich durch einen lauten schrillen Ruf aus dem Schlaf geweckt. Nachdem ich mein Lager verlassen, erfuhr ich, es sei der Ruf des Moslem-Hahns, eines Mannes, der jeden Morgen durch seinen Wächterruf die Bevölkerung zu wecken und an's Beten zu mahnen hat. Beinahe die ganze Bevölkerung dieser Stadt, über 20,000 Seelen, wenn ich mich nicht täusche, besteht aus Muhammedanern. In Folge des Wächterrufes erhebt sich ein ächter Muhammedaner von seinem Lager und verrichtet knieend sein Gebet. Bei Tagesanbruch liest er seinen Koran oder einen Streifen aus demselben. Vorher darf niemand vor ihn kommen. Nachher bringen ihm die Kinder und Familienglieder ihren Morgengruß, wobei sie eine feierliche tiefe Verbeugung machen. Dann wird das Frühstück eingenommen und der Haushalt geordnet. Auch eine öffentliche Gebetsversammlung konnte ich heute beobachten. Eine bedeutende Anzahl von Männern saß da auf Schaffellen in einer langen Reihe, die Augen auf einen Pfosten,

hinter welchem einer ihrer Häupter saß, gerichtet, eine Gebetsformel und das muhammedanische Glaubensbekenntniß, welches ein hinter ihnen Sitzender vorsprach, nachsprechend. Während des ganzen Vorgangs hielt jeder eine Schnur (eine Art Rosenkranz) mit Holzkügelchen in der Hand, welche abgezählt wurden. Nachher bat ich um die Erklärung in Betreff des Pfostens und erfuhr, daß er den Zweck habe, ihre Augen zu fesseln und von andern Gegenständen, die ihre Lust oder Leidenschaft erregen und ihre Gemüter von dem wahren Gegenstand der Anbetung abziehen und so ihre Andacht beflecken könnten, abzulenken. Das Abzählen der Kügelchen bedeute die unzählbaren Jahre der Gottheit, woran sie dabei gedenken sollen. Vor jeder Gebetsverrichtung müssen sie Waschungen an den einzelnen Gliedmaßen und Körperteilen vornehmen, jedesmal in derselben hockenden Stellung. Sie haben auch eine Moschee, in der sie sich jeden Freitag versammeln, ein unansehnliches, langes Gebäude mit vielen sehr schmalen Oeffnungen (in den Lehmwänden), welche nur wenig Licht und Luft zulassen, und ohne innere Einrichtung. Es gibt auch einige öffentliche Schulen, die von den Kindern besucht werden können. Daneben bestehen Privatschulen, wo nur einige wenige Kinder der Erziehung eines Lehrers anvertraut sind. Gelehrt werden hauptsächlich einige arabische Gebete und das muhammedanische Glaubensbekenntniß. Hat der Knabe seine Aufgaben bemeistert, so wird er seinem Vater wieder übergeben und dieser hat eine Bezahlung, bestehend aus 40,000 Kauris (22 Mark), einem Gewand und einem Turban, zu leisten.

Eine sonderbare Sitte der Muhammedaner ist es, daß sie ihren kleinen Kindern, wenn sie einige Wochen alt sind, den Kopf sorgfältig abrasieren; nur an den Schläfen oder auf dem Scheitel läßt man auf kleinen Fleckchen das Haar wachsen. Die Kinder werden mit sehr heißem Wasser, worin medicinische Rinden und Wurzeln sind, gewaschen und an Hals, Arm und Handgelenk mit kleinen Ledertäschchen behängt, die mit arabisch beschriebenen Papierstreifen gefüllt und an den Enden sorgfältig vernäht sind. Das heiße, mit Medicinen gemischte Wasser soll den Körper abhärten und kräftigen, während durch die Amulete böse Geister vertrieben werden und das Kind nicht nur vor allerlei lauernden Gefahren geschützt, sondern auch sein Gemüt für die muhammedanische Religion und die wahre Kenntniß des Koran empfänglich gemacht werden soll!

Mit einem Nta-Mann einen Ausgang zu machen, ist nicht angenehm wegen der unnützen Zeitverschwendung mit den umständlichen Begrüßungen. Mit jedem Muhammedaner und angesehenen Mann läßt er sich, nachdem beide Begegnende sich vor einander tief verbeugt, in ein gewisses Zwiegespräch ein, indem jeder den andern fragt nach seinem Befinden und nach dem seiner Hausgenossen und fast alles dessen, was er im Hause hat. Solche Verbeugungen und Begrüßungsformen sind allgemein, bei beiden Geschlechtern. Der Mann beugt sich mit dem Kopfe tief hinab, die Frau läßt sich auf das linke Knie nieder, die linke Hand auf den Boden stützend. Läßt sich ein Mann von seiner Gattin oder irgend einer andern weiblichen Person etwas zu trinken geben, so verneigt sie sich, bevor sie es überreicht, läßt sich dann abermals auf das Knie nieder und verharrt so mit der linken Hand auf dem Boden, bis er getrunken hat oder sie aufstehen heißt. Geht irgend eine Frauensperson an einem angesehenen Manne vorbei, der gerade ißt oder trinkt, so muß sie stehen bleiben und sich niederbeugen, bis er fertig ist oder sie aufstehen und weitergehen heißt. Daraus ersieht man, welche Ehre und Unterwürfigkeit hier den Männern von den Frauen erwiesen wird.

Salaga ist eine Markt- oder Handelsstadt, von Leuten aus verschiedenen Völkern bewohnt. Insbesondere sind es die Hausa- und Mosi-Händler, welche neben den dem Nta-Volke angehörigen Landeskindern sich hier niedergelassen haben. Der König wohnt in der 3 km. südöstlich davon gelegenen Stadt Pami. Das ist ein Ort, wo sich nur vornehme Familien niederlassen dürfen, während in Salaga jedermann zugelassen wird. Der Stadtoberste in Salaga hat dem König jede Woche einmal Bericht zu erstatten über die Vorgänge in Salaga. Heute (2. März), am Sabbath der Muhammedaner, sah ich den Stadtobersten zu Pferd und einige andere Reiter den Besuch in Pami ausführen. Der König und die Häuptlinge des Nta-Volkes haben keine Thronsessel, wie die der Tschi-Stämme; sie sitzen zum Unterschied von dem gewöhnlichen und geringen Volk auf kostbarern Fellen, nämlich auf Fellen von Kühen, Löwen, Leoparden und andern seltenen Thieren, und zwar sind mehrere solcher Felle auf dem Boden übereinander gelegt. Auf dieser Schichte von Fellen befinden sich noch Polster und Lederkissen, auf denen manchmal prachtvolle Verzierungen angebracht sind. Ihre Kleidung besteht aus weiten Beinkleidern (Hosen) und kostbaren

Mänteln mit vielen Verzierungen; auch tragen sie Pantoffel, Turbane und eine Kopfbedeckung, die mit einer Zipfelkappe zu vergleichen ist. Ueber den Kleidern tragen sie oft noch einen großen Ueberwurf, weiß oder farbig, und je nachdem sie es vermögen, von billigen oder teuren Stoffen. Die vornehmen Leute sind gewöhnlich im Besitze von Pferden, und wenn sie ausgehen, kommen sie reitend daher, begleitet von Fußgängern und Reitern. Großen Wert legen sie auf die Pracht und den Schmuck, welchen sie am Pferdegeschirr und in der Pflege der Pferde entfalten. Für die Pferde werden die größten Hütten oder Hallen errichtet und in reinlichem guten Zustande erhalten. Der Kanase-Häuptling, welcher auch in Pami wohnt und mich zu einem Besuch bei sich einlud, sitzt auf Kuhfellen und hat 12 Pferde, deren 11 er für sein Gefolge hält. Er hörte, daß ich europäische Bilder bei mir habe, und wünschte, daß ich sie ihm zeige. Das gab mir Anlaß, ihm von den Völkern in Europa und den vielen wunderbaren Erzeugnissen Europa's zu erzählen. Ich stellte es ihm vor als die Folge der Erleuchtung, welche die Weißen durch den Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, erlangt haben. Dann erzählte ich ihm auch von unseren Missionaren an der Küste, von ihren Bemühungen, das Volk zu christianisiren, was er alles mit Interesse anhörte. Den Bildern schenkte er viel Aufmerksamkeit und Beifall. Er drückte seine Verwunderung darüber aus, daß die Christen nur Ein Weib haben. Ich bemerkte dazu, es sei ja doch nur Fleischlichkeit und Wollust, daß ein Mann mehrere Weiber halte; im Anfang schuf Gott nicht mehrere, sondern nur Ein Weib, die Eva, für Adam. Hierauf erwiderte sowohl er, als auch mein Hausherr, der mich begleitete, aus voller Ueberzeugung: „Ihr habt ganz recht! Eure Weise in Bezug auf die Ehe ist die bessere. Weiber sind lästige Dinger und mehrere zu haben ist ein Unglück."

Eine besondere Belustigung der Bewohner von Salaga ist das Pferderennen, welches jeden Freitag Nachmittag stattfindet. Sie kleiden sich hiezu recht auffallend und kommen zur bestimmten Zeit mit ihren geschmückten Pferden auf der Rennbahn zusammen, wo dann einer nach dem andern so schnell als möglich, oft fast mit der Geschwindigkeit eines Vogels, die Bahn durchläuft. Nachher begeben sich zwei Renner auf einen freien Platz, langsam galoppirend, und lassen ihre Pferde nach dem Takt der Trommeln herumtanzen, was

der Zuschauermenge großes Vergnügen bereitet. In dem Wettkampf, bei welchem ich zugegen war, hat Keiner den Andern besiegt, weder auf der Rennbahn, noch beim Tanz.

Die Stadt besteht aus lauter runden, kegelförmigen Hütten, von welchen je nach der Größe der Familie oder des Besitztums, eine kleinere oder größere Anzahl, 10—20 Hütten, zusammengebaut und durch eine Mauer oder Umzäunung von den andern geschieden sind. Diese Höfe sind abgeschlossen. Als Eingang dient gewöhnlich eine größere, ganz leere Hütte mit zwei Oeffnungen, deren eine in den Hof und die andere auf die Straße den Zugang vermittelt. Die Anordnung der Hütten im Hofe ist oft eine zufällige, ohne viel Rücksicht auf Regelmäßigkeit oder Schönheit. Die äußeren werden von den Sklaven, die inneren von der Familie selbst bewohnt. Die Eingänge sind überall so niedrig, daß man sich tief hinunterbeugen muß, wenn man hinein will. Anstatt der Thüre haben sie Grasgeflechte oder Matten; Fensteröffnungen giebt's nicht. Das zuckerhutförmige Dach ist mit Gras gedeckt und läßt die stechende Sonne und die gewaltigen Regen oft durch. In den Hütten findet man weder Tisch noch Stuhl noch sonst etwas zur Bequemlichkeit. Der ganze Hausrat besteht in irdenen Töpfen, Matten und Fellen; je und je findet man auch ein Kistchen, das sich von der Küste dahin verirrt hat, und einen niedrigen Negerstuhl, der gewöhnlich der Hausfrau gehört. — Wie in Bezug auf die Hütten, die zu einem und demselben Familienhof gehören, so herrscht auch in Hinsicht auf die Anordnung sämmtlicher Gehöfte der Stadt kein Plan. Die Wege, welche sich zwischen denselben hindurchziehen, sind keineswegs gerade; bald recht enge, bald wieder breit, mit Misthaufen und Auskehricht daneben. Es herrscht in und um die Stadt her eine Unordnung, die jedem ordentlichen Menschen das Leben verbittern muß; der Unrat von Menschen und Tieren muß in der Regenzeit pestartig wirken. Es ist deßhalb wohl verständlich und begreiflich, daß jährlich bei Eintritt der Regenzeit die Pocken ausbrechen und daß die Bewohner oft Mund und Nase zubinden.

3. März. — Heute hatte ich eine interessante Unterredung mit einem Haufen Muhammedaner, die sich um mich schaarten und mir zuhörten, weil sie von meinem Hausherrn erfuhren, daß ich ein Prediger des Evangeliums sei. Auf ihre Bitte erzählte ich ihnen die Schöpfungsgeschichte und die der ersten Eltern, welche sie Adama

und Awa nennen; ferner von Ibrahim, Ismael, Dauda, Suliman und insbesondere von Muhammed (Mahama) und seiner falschen Lehre und der Art und Weise ihrer Verbreitung u. s. w. Den Schluß machte ich mit der Predigt von Jesu Christo (Isa), unserem Herrn. Sie waren sehr erstaunt darüber und fragten recht angelegentlich: Kannst du den Koran (Adukoran, Alkoran) lesen? Meine Antwort war: Nein, ich habe bis daher weder einen Koran gesehen, noch könnte ich darin lesen, da ich die arabische Sprache nicht verstehe. Ihr Erstaunen wuchs und sie fragten: „Gibt es denn außer uns Muhammedanern noch andere Leute in der Welt, die ohne im Koran zu lesen, sagen können, was darinnen steht?“ Ja, sie glaubten mir nicht, daß ich den Koran nie gesehen und nie darin gelesen habe, bis ich ihnen endlich das Geheimniß aufschloß, indem ich erklärte: „Über Muhammed, den falschen Propheten, ist vieles in der englischen Sprache niedergeschrieben, und diese verstehe ich. Und in Bezug auf die Geschichte der Erzväter, des Mose (Musa) u. s. w. muß ich sagen, das Alles ist in Tschi, meiner Muttersprache, übersetzt worden.“ Ehe die Versammlung auseinandergieng, teilte ich ihnen mit, daß ich am folgenden Tage, einem Sonntag, wieder zu predigen gedenke und ich wünsche nur, daß sie alle wieder kommen und noch viele andere mitbringen möchten.

4. März. — Heute hielt ich meine erste Predigt vor vielen Muhammedanern; ich redete über den Einen Gott und den einzigen Mittler Jesus Christus, legte den Grund durch Erzählung der geschichtlichen Thatsachen und zeigte dann, daß der Glaube an diesen Mittler der alleinige Weg zur Seligkeit sei. Ich zeigte ihnen, daß Christus und das Christentum weit über Muhammed und den Islam erhaben sei, indem ich beifügte, daß eine Religion, welche Vielweiberei, Raub, Dieberei und viele andere Thatsünden erlaube, keine gute sein könne; das Herz könne keinen Frieden finden in einer Religion, welche durchs Schwert und Gewaltthat verbreitet werde, und die man gegen seinen eigenen Willen annehmen müsse; darum könne der Urheber des Islam kein vertrauenswürdiger Mensch sein; er müsse vielmehr ein falscher Prophet und seine Lehre Täuschung sein. Die Folge war, daß einige im Aerger wegliefen, während andere bis zum Schluß aufmerksam zuhörten und dann äußerten: „Wir geben zu, Jesus war ein heiliger Mann; aber zu behaupten, er sei Gottes Sohn, ist albern und thöricht; denn Gott hat keinen Sohn, weil

er auch kein Weib hat. Zu behaupten, er sei der Retter der Welt, ist unrichtig, denn das ist Muhammed; Jesus selber bedurfte der Erlösung und muß durch die Verdienste Muhammeds gerettet werden." Ferner: „Muhammed hat einem Mann vier Weiber erlaubt; aber Thatsünden wie Raub, Vergiftung u. s. w. das sind wirkliche Sünden gegen Gott; sie werden aber im Alter, vor dem Tod, in Folge der fleißigen Beobachtung der Gebetsregeln und äußeren Bräuche, sowie auf die Fürbitte Muhammeds hin erlassen werden." Auf ihre Frage, ob die Christen nicht auch mehrere Weiber heiraten? erwiderte ich: „Nein, Christen heiraten nur Ein Weib." Das war ihnen unbegreiflich. „Aber natürlich, ihr habt Nebenweiber?" „Gewiß nicht!" erwiderte ich. „Aber wie haltet ihr es auf Reisen, oder wenn das Eine Weib krank wird, oder im Fall eines Wochenbetts oder eines Ehezwists?" „Da haben wir nichts zu thun, als uns zu enthalten und im Fall eines Streites uns miteinander zu versöhnen." „Wenn aber das Weib stirbt?" „Nun, dann bleibt der Mann entweder ein Witwer oder er heiratet wieder; es steht ganz in seiner Hand; im letzteren Fall wird seine Ehe wieder eingesegnet, wie die frühere auch." — „Dann müßt ihr ein Heilmittel gegen Unkeuschheit besitzen; sonst wäre es niemand möglich, solche Enthaltsamkeit zu beobachten; wollt ihr uns dieses Mittel nicht geben?" — Hierauf erwiderte ich: „Hätte Muhammed, ohne zwei oder drei Weiber geheiratet zu haben, nicht leben können?" „Nein, nein! Durchaus nicht," war die allgemeine Entgegnung. — „Also es ist die natürliche Verdorbenheit des menschlichen Herzens, das durch kein anderes Heilmittel als durchs Gebet kurirt werden kann; und der Glaube an Jesus, den Sohn Gottes, dessen Gottheit ihr bestreitet, ist die einzige belebende Kraft, welche uns hilft, das Fleisch zu kreuzigen und ein heiliges Leben zu führen, wie es der wahren Religion gemäß ist. Wenn nun der Islam diese Kraft nicht besitzt, obwohl ihr sie wünschet und darnach verlanget, so weiß ich wirklich nicht, wozu er gut ist." Einige äußerten hierauf: „Dann muß eure Religion eine wirkliche Kraft besitzen." Sie waren ganz erstaunt über meine Behauptung, daß wahre Christen nur Ein Weib haben, und glaubten es erst, als Katechist Kwabi, der zwei Wochen später kam, es bestätigte.

11. März. — Da ich mich heute unwohl fühlte, mußte ich mich darauf beschränken, mit meinem Hausherrn und einigen Freunden

Hausgottesdienst zu halten. Mein Hauswirt ist ein aufmerksamer, offener Mann; er kommt oft und bittet mich, ihm eine biblische Geschichte zu erzählen oder etwas vorzulesen, was ich immer mit Freuden thue. Er erinnerte mich an Nikodemus, der zu Jesu kam bei der Nacht. Einige Tage später sagte er: „Wir erkennen die Wahrheit in eurer Religion an. Denn aller Sünden, welche du genannt hast, finden wir uns schuldig, und daß die Thäter derselben von Gott bestraft werden, das wissen wir und geben es zu; aber wir sind nicht im Stande, sie zu lassen. Wenn deßhalb eure Religion die Kraft verleiht, von ihnen los zu werden, so ist sie allerdings besser als die unsrige. Aber die Muhammedaner sind so bösartig, daß sie irgend einen, der von ihrer Religion abfiele und diese annähme, vergiften würden." Dieses einfache Bekenntniß zeigte mir, daß das Wort Gottes nicht vergeblich gepredigt worden. Es ist wie der Same, der in die Erde fällt und erstirbt; zu seiner Zeit sproßt es auf und trägt Frucht. Am 18. März predigte ich mit Katechist Kwabi vor- und nachmittags auf der Straße in zwei verschiedenen Stadtteilen. Der Gesang, mit dem wir den Gottesdienst eröffneten, zog viele Leute an, denn es war ihnen etwas ganz neues.

14. März. — Bei einem Gang auf den Markt am Morgen vertheilte ich etwas Kauris an Blinde und Arme, die bettelnd an der Straße saßen. Sie drückten ihren Dank aus mit den Worten: „Möge Muhammed dir viele Reichtümer, Sklaven und eine Menge Kolanüsse dafür geben" ꝛc. Diese blinden Leute wurden von andern Ländern und Orten hieher gebracht, damit sie hier von Almosen ihr Leben fristen. Der Artikel, welche man auf den Märkten zum Verkauf antrifft, sind es vielerlei. An Lebensmitteln: Jams, Reis, Gerste, Mais, Brot, Hirse, Fleisch und anderes mehr in Menge, insbesondere Salz, das von der Küste aus auf dem Wolta heraufgebracht und zuletzt noch 25 Stunden weit auf dem Kopf transportirt wird. An Kleidungsstoffen trifft man viele europäische Waaren und afrikanische Zeuge, in Streifen gewoben, die 8 bis 12 cm. breit sind. Fertige Muhammedaner-Anzüge und gewöhnliche Negerumwürfe, Leder und Lederwaaren; ferner Schmuckkorallen aller Art, Elfenbein, Straußenfedern, Baumbutter, Kolanüsse, blau, weiß und rotes Garn, Papier ꝛc. Die Markthütten sind in schlechtem Zustande, von Tischen ist keine Rede. Die Waaren hängen entweder herum

oder liegen auf Fellen am Boden. Als gangbare Münze dienen die Kauris, die hier den doppelten Wert im Vergleich mit der Küste haben. Auch Silbergeld kursirt, aber nur unter dem wahren Wert. Unter den zahllosen Handelsartikeln spielt leider die menschliche Waare je und je die Hauptrolle. Am 4. März z. B. langte eine von Mosi- und Hausa-Händlern geführte Karawane mit etwa 400 Sklaven, sowie mit Pferden, Eseln, Ochsen, Kühen und vielem andern an. Der Markt war mit einer Menge Volkes angefüllt und die Hitze unausstehlich. Am 19. März sah ich einen andern Trupp Hausa- und Mosi-Leute, welche mit vielen Sklaven, Vieh und Baumbutter auf den Markt kamen. Die Sklaven, 350 bis 400 an der Zahl, waren meistens junge Leute, Knaben und Mädchen, und Personen mittleren Alters. Sie alle wurden in wenig Tagen verkauft; nur einige ältere Weiber blieben bis zuletzt übrig, fanden aber schließlich doch auch Käufer. Diese Sklaven werden gewöhnlich von Hausa-Händlern wieder aufgekauft und als Lastträger auf dem Heimweg verwendet. Andere werden gekauft von Salaga-Leuten, welche sie wieder verhandeln oder als Haussklaven oder Arbeiter auf ihren Pflanzungen verwenden. Die Mosi-Leute, welche beim Sklavenhandel und Sklavenfang die Hauptrolle spielen, sind immer mit schweren Knütteln bewaffnet, um unterwegs etwaige Gewaltsstreiche auszuführen, z. B. Leute zu berauben, oder sich, wenn angegriffen, zu verteidigen. Der Preis für die Sklaven ist verschieden, aber stets sehr niedrig: 60—80 Mark ist das höchste, auch 20—30 Mark kommt vor. Ich sah einen um 27, und einen andern um 40 Mark verkaufen. Ein dritter wurde für einen arabischen Mantel umgetauscht.

Diese beklagenswerten Menschen sind gewöhnlich in Gruppen von 10 bis 15 Personen am Nacken zusammengekettet und den ganzen Tag, vom Morgen bis Abend, der stechenden Sonne ausgesetzt, hungrig und durstig, nackt und elend, oft krank und todesmatt dastehend, bis einer nach dem andern verkauft ist. Und wie der Hunger sie plagt! Ein Schöpflöffel voll Grütze ist ihre ganze Nahrung, morgens und abends. Wenn du vor ihnen stehst und sie dich erblicken, werden sie flehentlich dich anschauen und dir zuwinken mit dem sehnlichen Wunsche, daß du sie kaufest. Verschiedene Zeichen ihres herzbeweglichen Bittens kannst du beobachten; der eine legt den Rücken seiner rechten in die linke, flache Hand, und zeigt durch die Bewegungen in derselben dir seine Not. Andere deuten mit

der Hand auf ihren Mund und Bauch, um ihren Hunger zu erkennen zu geben. Mütter weisen auf ihre leeren Brüste und auf ihre kleinen hungrigen Kindlein. Und wie glücklich fühlen sie sich, wenn sie sammt ihren Kindern von einem und demselben Meister aufgekauft und nicht getrennt werden! Denn häufig kommt es vor, daß die jungen Kinder den Müttern entrissen werden und verschiedenen Käufern in die Hände fallen. Die Alten, Schwachen und Kränklichen haben am meisten zu leiden; ihr heftiges Verlangen, gekauft oder in Freiheit gesetzt zu werden, kann man auf ihren Gesichtern lesen. Armer, unglücklicher Mensch! Du mußt von der Hand des einen grausamen Herrn in die eines andern übergehen, und das soll heißen „in Freiheit gesetzt werden!“ Dein abgezehrter Körper, dein durch die brennende Sonne und anhaltende Mittagshitze oder grausame Behandlung eingebüßtes Auge, die durch fortgesetzte heftige Backenstreiche verlorenen Zähne sind schuld, daß dich niemand kauft! Du sehnst dich nach einem andern Herrn, und weißt doch nicht, ob du nicht in noch grausamere Hände fällst, ob du nicht wieder und wieder verkauft wirst, bis du endlich dem Menschenschlächter in die Hände fällst, der dich in die andere Welt schickt, damit du dort einem unbekannten Herrn Dienste thuest! Doch er macht sich keine Sorgen über sein zukünftiges Schicksal; das gegenwärtige Elend und die Tyrannei dieser Händler drückt ihn zu schwer. Er sehnt sich nach Erlösung, und was immer es auch für eine sein mag, er zieht sie der Tyrannei der Hausa- und Mosi-Händler vor. Und manchmal erfüllen sich seine Wünsche und er kommt in bessere Hände; manchmal aber auch nicht, und das Elend und der Jammer wird größer, weil der Käufer noch schlimmer ist als diese Verkäufer.

Ehe sie dem Verkauf ausgesetzt werden, werden die übel aussehenden und schlimm zugerichteten mit Medizinen gewaschen, um sie anziehender zu machen. Solche, die nicht leicht abgesetzt werden, erhalten oft Peitschenhiebe, weil ihre Unverkäuflichkeit ihnen selbst zur Last gelegt wird, und mancher unterliegt unter dieser grausamen Behandlung. Daß sie zu enge zusammengekettet, zu anhaltend der Sonne ausgesetzt und zu dürftig ernährt und sonst vernachlässigt werden, hat oft Erkrankung, besonders Pocken und andere Ausschlagskrankheiten, zur Folge. Der Kranke wird dann von seinen Genossen losgekettet, unbarmherzig beiseite geworfen und sich selbst überlassen, bis er sich wieder erholt oder stirbt.

Ich kann nicht ohne tiefe Betrübniß die Lage dieser unglücklichen Mitmenschen beschreiben; die unbarmherzige, grausame Behandlung geht über alle Beschreibung! Und gewiß gibt es keinen Christen, der nicht eine große, besondere Teilnahme an dem Los dieser armen, unglücklichen Geschöpfe, die auch unsere Mitgeschöpfe und Miterlösten sind, bezeugen würde. Wer nie einen Sklavenmarkt gesehen hat, kann sich kaum vorstellen, was Sklaverei ist. Aber zartfühlende Christen gesitteter Länder, welche so vielfach bevorzugt sind, werden, wie ich hoffe, es nicht nur als eine der größten Wohlthaten Gottes ansehen, daß sie nicht als Sklaven geboren sind und auch nicht leben in einem Lande, wo die Sklaverei noch besteht, sondern sich auch dankbar erzeigen dafür, daß das Evangelium sie sogar von der Möglichkeit, je einmal in die Sklaverei zu gerathen, befreit hat, — und sie werden die traurige Thatsache, daß in dem Innern dieses großen Landes noch Tausende, ja Millionen ihrer Mitmenschen unter einer doppelten Knechtschaft, deren eine so grausam und schlimm ist, wie die andere, schmachten, sich zu Herzen gehen lassen und mit inniger Teilnahme fortfahren, für sie einzutreten vor dem Thron der Gnade, damit das Evangelium, welches von leiblicher und geistlicher Sklaverei frei macht, auch ihnen gebracht werde und sie aus diesen Banden heraus zu der Freiheit der Kinder Gottes gelangen. —

Ehe ich von Salaga scheide, möchte ich noch die Eindrücke, die ich von dem Volke im allgemeinen bekam, aussprechen. Obwohl im allgemeinen eine fanatische, rohe und grausame Nation, in deren Herzen der Islam tiefe Wurzeln geschlagen hat, müssen sie nichts desto weniger als ein fleißiges, an strenge Arbeit gewöhntes, energisches und kräftiges Volk geschätzt werden. Auch ihre geistigen Fähigkeiten sind vortrefflich. Sie erweisen sich als Leute, die eine unabhängige Stellung einzunehmen im Stande sind, indem sie von ihrem eigenen Erwerb (Handarbeit und Gewerbe) leben. Fast möchte man sagen: es fehlt ihnen nur der Segen des Christenthums, um sie zu einem vorzüglichen und reichen Volke zu machen.

21. März. — Während ich heute nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Salaga mich zur Abreise rüstete, hatte ich einen sehr starken Fieberanfall, welcher die ganze kommende Nacht anhielt und am folgenden Tage noch stärker wurde.

23. März. — Trotz des Fiebers und der darauf folgenden Schwäche entschloß ich mich abzureisen. Auf dem Wege nach Krupi sah ich,

daß ich von den Pocken befallen war. Ich schwebte in Todesgefahr; aber wenn mir auch meine Verwandten und Freunde nicht mehr zu sehen gestattet worden wäre, hätte ich es doch nicht bereut, daß ich diese ferne Gegend besucht habe, denn ich halte es für eine besondere Gnade, daß ich das Evangelium von dem Heiland der Welt an einem Orte predigen durfte, wo es zuvor nie gehört worden ist. Nur der Gedanke an meine armen Waisen, welche mich in dieser Welt vielleicht nie mehr sehen würden, stimmte mich etwas traurig. Es kam jedoch nicht so weit, denn er, dessen Wege nicht unsere Wege und dessen Gedanken nicht unsere Gedanken sind, stellte mich wunderbar wieder her. Ich nahm einige Pillen, die ich bei mir hatte, und diese thaten mir unter Gottes Segen sehr gut; nach wenig Tagen waren die Blattern verschwunden!

In Krakje, wo ich meiner großen Schwäche wegen einige Tage bleiben mußte, traf ich einen meiner Begleiter, der mich aus Ungeduld verlassen hatte, aber dann hier ebenfalls von den Pocken befallen worden war; auch er wurde bald wieder hergestellt. Am Ostersonntag (1. April) fühlte ich mich bedeutend besser und predigte in Dadease über die Auferstehung Jesu Christi vor einigen Reisenden von Okwawu, die aus Salaga kamen.

---

7. In Tuntumkrom.

2. April. — Heute machen wir uns auf den Weg, Boem zu. Wir kamen durch die zwei Krakje-Dörfer Makokwae und Makogja. Im ersten redete ich zu einigen wenigen Leuten, die anwesend waren. Nachdem wir das zweite Dorf hinter uns hatten, kamen wir an den Oti-Fluß, an eine Stelle, wo wir ihn durchwaten konnten. Weiter unten ist er sehr tief, so daß man in Boten übersetzen muß. Auf dem Hinweg wollte der Fährmann mit mir Streit anfangen, weil ich mit dem Hut auf dem Kopfe darüber fuhr und ungeachtet seiner Weisung ihn nicht abnahm. Auch Flußpferde sollen sich dort aufhalten.

Um 4 Uhr Abends kamen wir in das letzte Krakje-Dörflein, Tuntumkrom genannt. Nachdem wir uns Speise verschafft, gekocht und gegessen hatten, verkündigte ich den Bewohnern das Evangelium, was ein ganz neues, aber auch recht willig aufgenommenes Wort für sie war. Sie blickten mich unverwandt mit Erstaunen

an, und als ich endlich schloß, that es ihnen leid, so daß etliche sagten: ja, will er denn jetzt aufhören? — Was mir an diesen Leuten so wohl gefiel und Freude machte, war die richtige und genaue Auffassung und ihr Eifer, das Gehörte sich zu wiederholen und einzuprägen. Als ich mich zur Ruhe gelegt hatte, repetirten sie hinter meiner Hütte bis nach Mitternacht, was sie zum erstenmal in ihrem Leben von Christus gehört hatten, gerade wie Schüler thun, welche eine bestimmte Aufgabe wörtlich hersagen müssen und dieselbe sich einprägen. Und am folgenden Morgen, als sie sich von ihrem Lager erhoben und noch nicht einmal das Angesicht gewaschen hatten, spannen sie daran weiter fort. Wenn der eine zu reden begann, fiel ihm bald der andere ins Wort, um ihn zu berichtigen: „Nämlich so ist's: Jesus Christus ist in die Welt gekommen und gestorben, um uns selig zu machen; er wird diejenigen, welche den Fetischdienst aufgeben und an sein Wort glauben, freisprechen; aber die Sünder und Götzendiener verdammen und ihnen nach dem Tode vergelten, wie ihre Werke sind." — Diese Leute legen sich vielfach auf die Jagd, wozu sie eine Anzahl Hunde halten. Bei unserer Ankunft konnten wir ein schönes Stück Wildpret um 15 Pfg. Muschelgeld von ihnen kaufen.

---

8. In Boem.

Am 3. April machten wir uns mit Tagesanbruch wieder auf den Weg. Zwischen dem Oti- und dem Asuoko-Fluß liegt eine 8 Stunden breite, unbewohnte Steppe, die wir an diesem Tage zu durchwandern hatten. Müde und matt, hungrig und ausgetrocknet wie ein Scherben, kamen wir Nachmittags 3 Uhr am Asuoko an. Von Morgens 6 Uhr bis jetzt kam nichts als einige kleine Stückchen Zwieback, die ich noch bei mir hatte, über unsere Lippen. Hier ruhten wir etwa dreiviertel Stunden aus. Zum Uebersetzen benützt man gewöhnlich Boote; aber zu unserem Glück trafen wir einen so niederen Wasserstand, daß wir zu Fuß durchwaten konnten; das Wasser gieng uns nicht viel über die Lenden. Jenseits des Flusses trafen wir einige Landleute, die von ihren Pflanzungen hiehergekommen waren, und von welchen wir etwas gerösteten Jams haben konnten; ich gab ihnen dafür etwas Salz und Zündhölzchen, worüber sie sehr erfreut waren. Der Jams wird in Boem sehr groß; von einem ganzen Jamsknollen (den wir gleich darauf um 200 Kauris, = 10—15 Pfennig, kauften und mit-

nahmen) schnitten wir ein so großes Stück ab, daß wir unser sieben Mann es nicht ganz aufessen konnten.

Zu denen, die wir bei unserer Ankunft hier trafen, gesellten sich bald einige Weiber, welchen es sofort auffiel, daß ich auf ihrem Fetischaltar saß, d. h. auf einem Stein, auf welchem dem Flusse Opfer dargebracht werden. Alle älteren Leute mußten doch wissen, daß man damit nicht in Berührung kommen darf! Voll Furcht und Entsetzen riefen sie: „O weh! steh auf! steh auf! steh auf! es ist ja der Fetischaltar! Da darf man nicht sitzen!“ Ich entgegnete: „Wenn es auch ein Fetischaltar ist, was machts denn?“ Sie erwiderten: „Ha, weil du sterben wirst, sagen wir's.“ Das gab mir nun Anlaß, mit ihnen über die Thorheit des Fetischdienstes und die Nichtigkeit der Fetische selbst zu reden. Ich fragte sie: „Seid ihr, als ihr hier übersetztet, mit euren Füßen nicht in den Fluß hinein getreten?“ „Ja,“ antworteten sie, „wir giengen hindurch.“ — „Als ihr ankamet, schöpftet ihr nicht Wasser, um euren Durst zu löschen?“ „Ja, wir haben daraus getrunken.“ — Dann fuhr ich fort: „Ich, der ich mit dem leeren Altar in Berührung kam, ich soll sterben! Ihr aber, die ihr mit euren schmutzigen Füßen mitten hineintratet, daraus schöpftet und tranket, darin badetet und eure Kleider wuschet, solltet ihr, wenn er im Stande ist, Leute zu tödten, noch am Leben sein?“ Sie sahen mich nun voll Furcht und Verwunderung unverwandt an und flüsterten: „Was ist aber das für ein Mann, der in so herausfordernder Weise vom Fetisch spricht und sich gar nicht fürchtet?“ Hierauf erfaßte sie eine geheime Angst und eine von ihnen gab den andern einen Wink mit der Bemerkung: „Wir wollen nichts mehr sagen und wieder gehen; wer weiß, er ist am Ende selbst kein eigentlicher Mensch, weil er so rücksichtslos von den Fetischen redet.“ „Ja,“ sagten die andern, „so wird es wohl sein.“

Um halb 5 Uhr kamen wir in das erste Boem-Dorf, Akaneem. Nachdem wir gegessen hatten, ließ der Stadthäuptling auf meine Bitte hin die Einwohner zusammen rufen. Ich gab ihnen Auskunft über den Zweck meiner Reise, erzählte von meiner Heimat, insonderheit aber, daß die Weißen uns das Wort Gottes gebracht haben und diejenigen, welche es angenommen haben, leiblich und geistlich emporgekommen und zu besserer Einsicht gelangt seien.

Hieran anschließend erzählte ich ihnen von der Schöpfung, vom Sündenfall und vom Heil in Christo Jesu kurz und bündig, wie

sie es fassen konnten. Alles war ihnen eine unerhörte Neuigkeit, und ihre Aufmerksamkeit ließ nichts zu wünschen übrig. Wenn sie einmal einen Blick von mir weg auf einander richteten, war es nur, um wieder desto gespannter mich anzusehen. Die ganze Rede wurde vom Sprecher des Dorfes mit Beifallsrufen begleitet, und als ich endigte, gab die ganze Versammlung durch das langgedehnte, nasale »e« ihre Zustimmung zu erkennen, und der Sprecher noch besonders durch »mo!« („Glück zur Rede!") Hierauf begann der Ortshäuptling: „Mein Großvater Opoku, ich bitte dich sehr, übernachte doch morgen noch einmal bei uns, damit ich die Aeltesten der umliegenden Orte auch rufen lassen kann. Ein so süßes und wahres Wort möchten wir nicht für uns behalten, sondern sie sollen es auch hören." Während seiner Rede fielen ihm einige seiner Leute ins Wort und bestätigten es: „Ja, wir wünschen, daß er bei uns bleibe, damit wir ihn auch kennen lernen können! heute kam er, als es anfieng dunkel zu werden; wir haben ihn noch nicht einmal recht gesehen." Inzwischen war es nämlich Nacht geworden, so daß man Lichter anzünden mußte, ehe ich fertig war. Es that mir sehr wehe, daß ich auf ihre Bitte nicht eingehen konnte. Der Grund hiefür war der lange Weg, welchen wir noch vor uns hatten, und der Umstand, daß meine Reisemittel sehr auf die Neige giengen. Wäre letzteres nicht der Fall gewesen, so wäre ich gerne geblieben.

Wegen meiner knappen Reisemittel und eines Streites, der zwischen den Leuten in den östlich gelegenen Dörfern Gjeasekan und Apaso ausgebrochen war, mußte ich auch mein Vorhaben, die in jener Gegend befindlichen Eisenschmelzen zu besuchen, aufgeben, und mich in südlicher Richtung auf den Weg machen. Wir kamen über drei Dörfer, Abease, Dekjeku und Kofarem, in welchen ich kurz predigte, ehe es nach Tapa hinaufgieng, wo wir um halb 11 Uhr anlangten.

Die Pisang- und Bananenstauden und Palmenwälder, welche wir am Fuße des Gebirges zum ersten Mal wieder erblickten, erinnerten uns an Akuapem. (In der Steppe nördlich von Boem gibts weder Palmen noch Bananen.) Der Ort Tapa gehört einem jungen Fetischpriester. Dort mußten wir übernachten. Am Abend ließ ich die Bewohner zusammenrufen, welche samt dem Fetischpriester denn auch willig lauschten. Auffallend war, daß der Fetischpriester selber gespannt zuhörte und oft, bis zum Schluß der Rede, Beifall nickte. Nachdem ich geschlossen hatte, erwiderte einer von ihnen: „Das ist

eine ganz neue Sache für uns, wir haben noch nie davon gehört. Was sollen wir aber thun, damit wir jemand bekommen, der uns, wie du soeben, in dieser Wahrheit unterrichtet? Würden wir einen bekommen, so wollten wir den Fetischdienst aufgeben und uns dem Dienste des lebendigen Gottes, von dem du uns erzählt hast, zuwenden. Denn er ist in der That groß und gewiß mächtiger, als alle Fetischgeister." Kaum hatte er geredet, so fügte ein zweiter hinzu: „Ja, wenn du selber bei uns bleiben und uns lehren wolltest, würden wir ohne weiteres einen Gottesbaum in unserm Ort pflanzen und uns mit weißen Hühnern davor einfinden und zu dem Gottessohne Jesus Christus allein und zu keinem Fetischgeist mehr beten." Ich entgegnete: „Gott dient man nicht in dieser Weise! Eben diesen Jesus hat uns Gott gegeben, damit er durch seinen Opfertod uns mit Gott versöhne, und deshalb will Gott jetzt keine weißen Hühner u. dgl. mehr von uns haben; aber das will er, daß wir Jesum von Herzen lieben und zu ihm beten, und dann erhört er uns." „Gut," sagte er, „das haben wir verstanden!" Hierauf ergriff ein dritter das Wort und bestätigte, was ich in meiner Rede auch erwähnt hatte, nämlich das: andere Völker hätten das Wort Gottes erhalten und seien dadurch erleuchtet worden; über ihnen aber und ihrem Lande liege noch tiefe Finsterniß, und sie seien wie Leute, die im Dunkeln tappen. „Du hast recht," sagte er, „wenn du sagst, daß dicke Finsterniß auf uns liegt. Ich erinnere mich dabei an etwas, das uns unsere Voreltern erzählt haben. Als Gott die Menschen schuf, machte er den Anfang damit weit hinten im Lande, jenseits Salaga. Er trug alle Menschen in einem großen Netze, das er zugeschnürt um sich hängen hatte. Die obere Oeffnung war zusammengezogen, aber unten war ein kleines Loch. In jedem Lande nun, durch welches er kam, traten die Menschen einzeln nacheinander durch das Loch hervor, wohl ausgebildet, so daß nichts an ihnen auszusetzen war. Dann kam er auch über Salaga in unsere Gegenden nach Krakje, Boem und Nkonja. Die für diese Gegenden bestimmten Menschen waren aber noch nicht völlig ausgebildet, ihr Verstand hatte noch nicht die gehörige Reife erlangt, und doch wollten sie vorschnell dem Netz entschlüpfen und einer dem andern zuvorkommen; darüber zerschlitzte das Netz und sie fielen mehrere zugleich, unvollkommen ausgebildet, wie sie waren, heraus. Das ist die Ursache, daß dieser Leute Art und Weise so sonderbar ist, daß sie im Vergleich mit andern Menschen

thöricht erscheinen und nichts Besseres verstehen, als das Land zu bebauen und zu essen. Als der Schöpfer dann in die westlicheren Gegenden jenseits des Volta kam, sah er, daß das Netz unten aufgegangen und etliche herausgefallen waren; deshalb hielt er inne, nähte den Riß zu, hängte sich das Netz wieder um und nahm nur die fertig ausgebildeten, an welchen nichts auszusetzen war, daraus hervor. Deshalb sind die dortigen Leute aufgeweckter, reinlicher und verständiger." Als ich dann fragte, wie er doch zu einer so sonderbaren Behauptung komme, da antwortete er: „Nun, du kommst jetzt aus Salaga, und deine Heimat ist an der Küste. Als du in Salaga warst, sahst du Dinge, die nicht wie von Menschenhänden gemacht, sondern wie vom Himmel gekommen sind; hast du hier bei uns auch dergleichen gesehen? Und wieder, betrachte einmal deine Kleider, wo hast du hier derartiges gesehen?" „Nun," sagte ich, „derlei habe ich hier nicht gesehen; aber ihr machet die euren nach eurer Art." Gerade während des Gespräches lehnte ich mit dem Rücken an dem Webstuhl eines Mannes, der auch zuhörte. „Nun," fuhr er fort, „wende dich um und sieh das Gewebe dieses Freundes dir etwas an. Ist es nicht so, als würde er anstatt eines Kleides ein Sieb weben?" Ueber dieser Rede konnten wir uns des Lachens nicht enthalten, denn es war wirklich eher ein Sieb, als ein Stück Tuch: stand man dahinter, so erschienen Löcher, daß man mit der Faust hätte durchfahren können. Meine Kleider dagegen waren Hosen von ganz grober ungebleichter Leinwand und ein Rock von baumwollenem, geköpertem Stoffe, beides aber von den Dornen der Steppe übel zugerichtet, so daß die bloßen Kniee heraussahen und ich mich bei mir selber schämte und fast in Verlegenheit geriet; ihnen aber kamen sie so schön und merkwürdig vor, daß sie sich fast die Augen daran herausguckten. Von Zeit zu Zeit kam einer heran, faßte meine Hosen und prüfte sie mit Hand und Auge; ein anderer machte es ebenso mit dem Rock; ein dritter nahm mir den Hut vom Kopf, betrachtete ihn, schüttelte den Kopf und gieng wieder weg. Jetzt fuhr jener Freund fort und sagte: „Wenn wir unsere Gewänder mit deinem Kleide, das ja nicht dein bestes, sondern nur dein Reisekleid ist, vergleichen, so müssen wir sagen: Da, wo du her bist, hat Gott die Leute gut erschaffen; wir aber, wir sind nur so zufällig herausgefallen. Widersprich mir nicht, denn es ist nun einmal, wie ich sage." Hierauf protestirte ich: es sei ein großer Irrtum zu glauben, Gott

habe die einen gut und die andern schlecht erschaffen; sein Wort sage uns deutlich, daß von Einem Blut alle Menschen abstammen, aber vermittelst der Sünde habe der Teufel die Menschen verblendet und die Welt ins Verderben gestürzt. Dann sei das Wort Gottes durch Jesum Christum in die Welt gekommen, und wer sich fest daran halte, erlange dadurch Licht, Frieden und Leben. Es bestehe allerdings der große Unterschied, daß die Einen dieses gute Wort bälder bekommen und seine Süßigkeit eher schmecken als andere; aber daß ich auf meiner Wanderung jetzt auch zu ihnen gekommen sei, das sei ein Beweis, daß Gott auch an sie denke, und, wenn Seine Stunde gekommen, auch ihnen sein Wort geben werde.

Die Freude, welche die Bewohner dieses Dorfes am Worte Gottes hatten, war so groß, daß wir bis nach Mitternacht beisammen saßen, und am folgenden Morgen, als ich mich von ihnen verabschiedete, sie mich durchaus nicht fortlassen wollten. „Wenn du nun doch gehst," meinten sie schließlich, „so gib dir wenigstens alle Mühe, wieder zu kommen, um uns das Wort Gottes zu verkündigen." „Gut," sagte ich, „ich will mir's merken, aber versprechen kann ich's nicht. Denn 1) habe ich zu Hause auch viele Arbeit und 2) ist der Weg sehr weit und der Geldaufwand groß, so daß ich nicht im Voraus weiß, ob ich es je wieder ausführen kann, und 3) bin ich von meinen Vorgesetzten abhängig, und weiß nicht, ob sie es gestatten werden." Endlich erwiderten sie: „Gib dir eben Mühe und lege es darauf an, wieder zu kommen." „Nun ja," schloß ich, „es ist alles in Gottes Hand; wenn Er den Weg bahnt, so werde ich schon wiederkommen."

5. April. — Heute kamen wir durch das Dörflein Biribiriwase. Am Ende desselben dahinschreitend, hörte ich, wie einer unserer Leute mir nachrief. Ich kehrte zurück und traf einen Mann und sein Weib, die mein Hauswirt in Salaga mit mir an die Küste gehen ließ, um ihm Waren von dort zurückzubringen, mit verblüfften Gesichtern bei ihren abgestellten Lasten vor einem Fetischpriester stehen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß der Fetischpriester sie hinhalte. „Warum denn läßt du sie nicht weiterziehen?" „Es ist gerade nichts schlimmes," lautete die Antwort; „aber deine Leute sind fremd und mit den hiesigen Sitten unbekannt; sie giengen mit etwas, das der Fetisch verboten hat, durch unsern Ort, und deshalb hielt ich sie an; wenn sie mir eine Kleinigkeit verabreichen, werde ich den Fetisch anrufen und sie sühnen, so daß ihnen kein Unglück zu-

stößt auf dem Wege. Dieses Weib da soll das baumwollene Netz von ihrer Last abstreifen, denn der hiesige Fetisch kann das nicht leiden. Am Ende des Dorfes kann sie es wieder über die Last herziehen." Während dieser Auseinandersetzung blickte ich ihn von Kopf bis Fuß ruhig an und fragte: „Von was ist denn das Gewand, das du da um dich hast?" „Von was anders als von Baumwolle!" „Von roher?" „Nein, von gesponnener." Dann fuhr ich fort: „Ei, siehst du nicht ein, daß du die Leute betrügst? Denn aus eben derselben gesponnenen Baumwolle, von welcher man die Zeuge zu weben pflegt, macht man auch die Netze. Wenn es sich hier um eine Uebertretung handelt, so hast du zuerst gefehlt und dich muß man zuerst zur Verantwortung ziehen. Du, der du vorgibst, daß dein Fetischgeist etwas von Baumwolle Gemachtes verabscheue, du trägst ein baumwollenes Gewand und wohnst in seinem Dorfe, Tag und Nacht, gehest damit vor ihn so oft du ihm etwas darbringst! Von einem Vorbeireisenden aber, der nicht weiß, wo dein Fetischgeist sitzt, und ihm auch keinen Morgengruß bringt, und der nur mit einem baumwollenen Netze, in das seine Last gehüllt ist, vorüberzieht, hast du nichts zu fordern und bekommst auch nichts! Du würdest doch nur einen Teil dem Fetisch geben und das Uebrige selber essen. Wenn diese sich an ihm vergangen haben, soll er, wenn er kann, sich an ihnen unterwegs rächen." Während ich so sprach, stand er schweigend da, und sah mich an. Endlich sagte er: „Nun, wenn sie nichts geben wollen, so mögen sie gehen!" Schon hatte ich sie ihre Lasten aufnehmen und vorausgehen heißen. Als wir dann weiter zogen, sahe er uns lange schweigend nach und rief endlich: „Du, der du dahinziehst, ich weiß deinen Namen nicht! Du wirst nicht in deine Heimat kommen, denn ein scharfer Fetischgeist wird dich auf dem Wege noch töten!" Ich erwiderte: „Schon recht, sterbe ich unterwegs, so geht es dich nichts an!"

Das nächste Dorf war Anjinawase, das einer Wahrsagerin gehört. Gleich bei unserer Ankunft erbot ich mich, den Bewohnern das Evangelium zu predigen, wenn sie sich schnell versammeln wollten. Sie versammelten sich, und ich sprach: „Alle Menschen sind Gottes Eigentum, er hat sie gut erschaffen; sie aber sind durch des Teufels List und Trug zum Sündigen verleitet worden und deßhalb unter den Fluch und in's Verderben geraten. Es ist aber ein Heiland, Gottes eigener Sohn, gekommen, um alle diejenigen, die sich zu ihm

kehren, zu erlösen; wer aber in der Sünde verharrt, verfällt dem Zorngerichte Gottes u. s. f." Welch eine Verwunderung, Furcht und teilweise auch Wohlgefallen diese Predigt bei ihnen hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben! Sie waren ganz hingerissen; mit offenem Mund und weit aufgesperrten Augen saßen sie da. Kaum hatte ich geschlossen, so erhob sich die ganze Zuhörerschaft von ihren Sitzen, die Wahrsagerin an der Spitze, und zerstreute sich in ihre Hütten. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten habe; aber es dauerte nicht lang, so kamen sie wieder zurück. Die Wahrsagerin brachte Erdnüsse und legte sie vor mir nieder, und die andern alle, alte und junge, Männer und Weiber (sogar Krüppel waren darunter), kamen mit großen und kleinen Bündeln Pisangfrüchten, Erdnüssen, mit Palmwein und andern Geschenken. Ich schaute ihnen erst ruhig zu; dann fragte ich: was das bedeuten solle, und die Wahrsagerin antwortete: „Wir verehren es dir!" Da es mich ganz in Erstaunen setzte, so fragte ich weiter: „Aber für was haltet ihr mich denn? Etwa für einen Fetisch oder einen abgeschiedenen Geist?" Sie waren in Verlegenheit und wußten nicht, ob sie mit Ja oder mit Nein antworten sollten. Ihre Handlungsweise erinnerte mich an Apstlgesch. 14, 11 ff. Ich wollte die Geschenke abweisen; sie baten aber so lange, bis ich einwilligte und wenigstens einen Teil davon annahm.

Als ich mich verabschieden wollte, richteten sie noch eine Frage in Betreff des Kommens Christi an mich: „Du hast gesagt, Gottes Sohn werde auf die Erde kommen und zwar, um seinen Freunden wohl zu thun und seine Feinde zu bestrafen. Wir bitten dich nun, sage uns, wie er aussieht, damit, im Fall er zu uns kommt, wir ihm richtig begegnen und seines Segens teilhaftig werden; denn wir fürchten, wir möchten durch irgend ein Versehen uns sein Mißfallen zuziehen." Ich erwiderte: „Es ist nicht nötig zu wissen, wie Christus einst erscheinen oder aussehen wird; dagegen hat er, ehe er gen Himmel fuhr, uns die Weisung gegeben: wer seiner geringen Brüder einen, d. h. besonders diejenigen, die herumreisen und das Evangelium verkündigen, aufnehme, den sehe er an, als hätte er ihn selber aufgenommen. Also wenn jemand mit diesem Buche, dem Gotteswort, zu euch kommt und euch vom Herrn Christus sagt, so wie ich es jetzt gethan habe, dann behandelt ihn wie es recht ist und machet ihm keine unnötige Mühe, wie der Fetischpriester in Biribiriwase mir thun wollte; glaubet und gehorchet ihm vielmehr;

dann sieht Jesus es an, als hättet ihr ihm geglaubt, gehorcht und Gutes gethan. „Ganz recht," erwiderten sie, „nun haben wirs verstanden. Wenn du dann zu ihm kommst, so berichte ihm Gutes von uns und sage ihm, wir hätten, als du bei uns warst, dir nichts Böses gethan; und wenn jemand von den Seinen zu uns kommt, werden wir ihn auch nicht übel behandeln."

Auf dem Weg ins letzte Boem-Dorf kamen wir noch durch zwei Dörflein, Domabenase und Furukoso. Hier ist eine Wegscheide Akoroso zu. In Tewobabi, nach seinem Besitzer auch Kosi Kjekje genannt, übernachteten wir. Dies ist der Rastplatz für die Reisenden, die von Boem und Nkonja herkommen; denn zwischen hier und dem ersten Nkonja-Ort liegt eine unbewohnte Steppe, welche zu durchziehen man einen ganzen Tag braucht.

Hier schalte ich einiges ein über das Land und Volk von Boem, soweit ich es gesehen habe. Derjenige Teil des Boem-Landes, durch welchen ich kam, ist teils Waldland, teils Grassteppe, hin und wieder mit Baumgruppen und Buschwerk darin, teils eben, teils bergig. Die Bewohner sprechen eine eigene Sprache, aber auch Tschi, mit altertümlichen Formen. Ihrer Beschäftigung nach sind sie Bauern. Sie pflanzen Jams, Reis, Erdnüsse 2c. Ihre Hauptspeisen sind Fufu und gesottener Reis. Es gibt auch Pisang, Bananen und Palmen. Daneben treiben sie auch Jagd und erlegen oft große Tiere als da sind: Elefanten, Büffel, Antilopen 2c. Sie verstehen sich auch ein wenig aufs Weben; aber Gewänder von Zeug sind nicht häufig. (Infolge der Erschließung der Wege durch die Europäer wird das jetzt anders.) Sie benützen das Bastgewebe der Rinde des Bofu-Baumes zu Ober- und Untergewändern, Kissen, auch Kopfpolstern zum Lasttragen; der betreffende Baum wird seiner Nützlichkeit wegen sorgsam gepflanzt und gepflegt. Es ist ein armes Volk, das kaum seine Blöße zu decken vermag. Ja das junge Volk und das weibliche Geschlecht ist nur ganz notdürftig gekleidet; die Jugend läuft ganz nackt herum und muß sich bei kühler Witterung oder an einem kalten Morgen unter die Fittige der Alten oder an den Feuerplatz flüchten. Ihre Wohnungen sind nicht mehr kegelförmig, wie die der Nta- und Krakje-Leute, sondern länglich viereckig, aber sehr klein, so daß man beim Hinein- oder Herausgehen sich tief hinunterbeugen muß; der innere Raum erlaubt der Breite nach eine knappe Lagerstatt; ein großer Mensch stößt aber an beiden Seiten an.

Ein kräftiger Irrtum

oder

Der Theosophismus in Ostindien.

Von Missionar L. J. Frohnmeyer.

(Schluß)

Die Stellung des Theosophismus zum Christentum machte Wandlungen durch, doch stellte sie sich mehr und mehr als eine feindliche heraus. Wo man die Theosophisten der Intoleranz bezichtigte, da halfen sie sich mit der Unwahrheit, daß ihre Angriffe nicht dem richtig verstandenen Christentum, sondern nur dem der Missionare gelten. Doch konnte man im „Theosophist" bald Stellen lesen, wie die: „Eine Religion, die die Dreieinigkeit lehrt, mag an die Stelle von Religionen treten, die niedriger stehen, wie z. B. Teufelsdienst und Fetischismus; nie aber kann sie eine rein monotheistische Religion ersetzen, denn sie ist beschwert nicht nur mit dem plumpen Dogma von einem Vater, einem Sohn und einer dritten Person, die alle ein und derselbe Gott sein sollen, sondern auch mit der Lehre von einer Menschwerdung Gottes." So kam es allmählich dahin, daß die Entstellungen, Lügen und Beleidigungen in Betreff des Christentums eine Hauptrolle in den Schriften des Theosophismus spielten. Der Grund hievon liegt auf der Hand. Mit dem Hinduismus hat man leichtes Spiel, denn ihm läßt sich ja irgend etwas Neues leicht beimischen und im Lauf der Zeit hat er ja thatsächlich buddhistische, muhammedanische und vielleicht sogar christliche Elemente in sich aufgenommen. Anders das Christentum, und zwar „das Christentum der Missionare", in welch letzteren Olcott und seine Genossen gar bald ihre gefährlichsten Gegner erkennen mußten. So suchte man denn ihre Arbeit zu hintertreiben und ihre Lehre an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen. Besser konnte man sich auch den Hindus gar nicht empfehlen, denen nichts willkommener ist, als wenn Europäer und solche, die als Christen aufgewachsen sind, sich Ausfälle gegen die Bibel, die Kirche und die Mission erlauben. Und wenn nun die Theosophisten gar im Namen der Wissenschaft das Christentum angriffen, den Hinduismus dagegen bis zum Himmel

erhoben, so war ja deutlich bewiesen, daß man ein gebildeter Mann sein könne und sich des Brahmanismus doch nicht zu schämen brauche. Am schlechtesten kamen dabei die eingebornen Christen weg, welche der Oberst konsequent nicht als „Bekehrte“, sondern als „Verkehrte“ bezeichnete. Die Missionare erscheinen als nichtsnutzige, unwissende, faule Bäuche, die von der Leichtgläubigkeit der frommen Christen in Europa leben. Einmal wird der echte Missionar sogar mit einer „sanften Brillenschlange“ verglichen.

Einmal hielt Oberst Olcott den jungen Hindu-Studenten in Madras eine Ansprache folgenden Inhalts: „Ihr schämt euch wohl je und je der unwissenschaftlichen Absurditäten, die man im Hinduismus gefunden haben will. Ihr untersucht nicht selbst, sondern nehmet auf Treu und Glauben an, was Leute, die in der Sache interessirt sind, euch sagen, und errötet darob. Aber genau dieselben haarsträubenden Absurditäten finden sich auch im Christentum, und die Wissenschaft hat sie längst aufgedeckt. Und doch verhindert das nicht Leute aus den höchsten Familien, nachdem sie die Universität durchlaufen, in den Kirchendienst zu treten, und wenn sie dann endlich sammt anderen Gebildeten doch dem Skeptizismus verfallen, so geschieht das nur, nachdem sie das Christentum durch und durch studirt und herausgefunden haben, auf wie morscher Basis es steht.“ Damit sollen die gebildeten Hindus glauben gemacht werden, daß denkende Leute in Europa und sogar Geistliche sich vom Christentum abwenden müssen und es nur noch hier außen in Indien durch ein paar denkfaule und eigennützige Padris vertreten sei. Begierig haben sich gebildete christenfeindliche Hindus von dem Amerikaner und der Russin die Waffen darreichen lassen, um statt den haltlosen Hinduismus noch länger zu verteidigen, lieber den Feind auf eigenem Grund und Boden anzugreifen. Im Zusammenhang mit dem Theosophismus kam da auch eine Sintflut von ungläubiger Literatur nach Madras und der kritiklose Hindu triumphirte über diese imponirende Gegenmission.

Ein andrer Kunstgriff des Oberst war der, daß er für alle Schandthaten, die in christlichen Ländern vorgekommen, die christliche Religion verantwortlich machte. Da wurden denn kurzweg Inquisition und Hexenprozesse als Ausflüsse des Evangeliums bezeichnet und frech erklärt: „Was das Christentum in Wirklichkeit ist, das zeigen die Krupp'schen Kanonen, die Schnapsbrennereien, die Opiumschiffe u. dgl. mehr. Sein Lauf durch die Welt ist eine Kette von Selbstsucht,

Brutalität, Ungerechtigkeit und Betrug. Die Dogmen dieser Religion haben weder historische noch logische Beweise als Untergrund; was etwa Wahres daran ist, das stammt aus den philosophischen Systemen des Altertums. Indem das Christentum den Glauben an die Stelle des Verdienstes setzt, zerstört es alle Moralität und macht allem höheren Streben ein Ende. Es erzeugt Heuchelei, schmeichelt der Sinnlichkeit und beschönigt das Verbrechen." „Ein sterbender Aberglaube" — so lautet das Endurteil über das Christentum.

Nun, es ist kein Wunder, wenn in Deutschland und England der Sache nicht viel Bedeutung zugemessen wurde und es sogar Missionsliteraten als „Papierverschwendung" erscheinen will, wenn mehr als die allerdürftigsten Mitteilungen über die Sache gegeben werden. In Amerika war der Oberst schon längst unmöglich geworden, und köstlich ist es zu lesen, welchen Eindruck der in Indien so gefeierte Redner auf einen englischen Redakteur, den Herausgeber des »Truth«, gemacht hat. „Dieser Oberst," schreibt Herr Labouchere, „sieht gutmütig und einfältig drein, wie eine Person, die die Hälfte von dem was sie sagt glaubt, und von der andern Hälfte hofft, daß sie es glaube. Dagegen konnte man nach Anhörung der ersten paar Sätze seiner Rede keinen sonderlichen Respekt haben vor der Urteilskraft und dem Wissen des Mannes. Die abgedroschensten Gemeinplätze trug er vor als die neuesten Enthüllungen und die windigsten Phrasen präsentirte er als inspirirte Offenbarung. Als ich ihm zuhörte, erinnerte er mich an einen Schulknaben, der seine Preisaufgabe verliest, und ich mußte mich fragen, ob die Leistung außerhalb Asiens irgend welche Beachtung würde gefunden haben." „Ich ging zu dem Vortrag", schreibt er, „mit dem Gefühl, daß doch manches von der alten Form des Christentums und von der gewöhnlichen Kanzelberedsamkeit abgetragen sei; aber als ich nach Hause ging, mußte ich mir gestehen: so, dieses konfuse Geschwätz ist also der esoterische Buddhismus von Blavatsky & Cie. Da, muß ich sagen, ist mir doch das neue Testament lieber, und weil ich in der letzten Zeit nicht zur Kirche gegangen bin, denke ich nächsten Sonntag zu Farrar oder Spurgeon zu gehen. Die wissen doch wenigstens, was sie glauben." Nun, das war nicht der Eindruck, den die Redekünste des Obersten in Indien hervorriefen, und die Theosophisten wußten wohl, warum sie gerade Indien als ihr Arbeitsfeld gewählt. Wie erwünscht kam doch dieser Theosophismus den gebildeten Hindus der großen Städte. So wäre

also der Hinduismus doch nicht so dumm, wie ihn die Missionare hinzustellen pflegen. Da könnte man mit Selbstbewußtsein ein Hindu sein und erst noch mit Stolz und wissenschaftlicher Verachtung herabsehen auf das Christentum, das den Anspruch erhebt, die absolute Wahrheit zu sein. Die neue Religion nahm sich aus wie ein restaurirter Hinduismus, mit dem man sich vor jedermann sehen lassen konnte, kein fremdländisches Gewächs, sondern der wiederentdeckte, alte, richtigverstandene Brahmanismus! Welch ein erhebendes Gefühl! Nachdem Jahrzehnte lang Europäer und Amerikaner das Evangelium gepredigt, den Hinduismus lächerlich gemacht und in Mißkredit gebracht, nun Fremde mit der höchsten Bewunderung von Brahmanismus, von Buddhismus, von indischer Geheimweisheit reden zu hören! Es schien in der That nicht unmöglich, daß der Tag noch kommen werde, da die Missionare aus dem Feld geschlagen und selbst Vertreter der zivilisirten und regierenden Nationen mit Ehrfurcht das Fußwasser der Brahmanen trinken würden. Natürlich die untern Schichten der Bevölkerung verstanden den unklaren Mischmasch nicht, dazu sprachen und schrieben die Theosophisten auch nur englisch; dagegen darf man wohl sagen, daß in Madras und einigen andern großen Städten durch ganz Süd-Indien und Ceylon die gebildeten Hindus in geradezu überraschender Weise der neuen Lehre zufielen. Es ist bekannt, daß sogar Engländer und zwar hohe Beamte sich in das Netz ziehen ließen, und zu denen, die bis auf diese Stunde „durch dick und dünn" die Geschichte verteidigen, gehört ein General Morgan, wohnhaft in Utakamand. Theosophisten schossen auf wie Pilze und um ihrem Namen ein F. T. S. (Fellow of the Theosophical Society) beifügen zu dürfen, ließen sich's die betrogenen Leute nicht verdrießen, ihre Mk. 20 Eintrittsgeld zu bezahlen. An die Armen wandte sich die neue Gesellschaft nicht. Sonst aber legten die Häupter eine fabelhafte Elastizität an den Tag: mit Hindus ein Hindu, mit Buddhisten ein Buddhist, mit Muhammedanern ein Muhammedaner, mit den Anhängern des Zoroaster ein Zoroasterianer! — so lautete die Loosung. Drei mächtige Hebel waren es somit, welche die Theosophisten in Bewegung setzten: 1) Schmeichelei gegen die Hindus, 2) Bundesgenossenschaft mit allen Feinden des Evangeliums und 3) Beförderung des Aberglaubens und der Wundersucht in Verbindung mit einem Gerede von Wissenschaftlichkeit und Bildung. Wie sollte das nicht wirken?!

Wenn nun durch den Theosophismus dem Christentum auch nicht direkt Abbruch gethan wurde, so daß etwa eingeborne Christen in nennenswerter Anzahl sich ihm angeschlossen hätten, so ist es dem Theosophismus in den Tagen seiner Blüte doch gelungen, bei vielen das Evangelium in Mißkredit zu bringen, viele unentschiedene Seelen und sogar solche, die dem Christentum innerlich geneigt waren, demselben zu entfremden, dem Haß und der Verachtung dem Worte vom Kreuz gegenüber neue Nahrung zu geben. Wie feste Wurzeln dieses Lügengewächs schon geschlagen, das zeigte sich so recht bei seinem Zusammensturz. Als vorsichtigere Leute schon längst angefangen hatten, sich in die Büsche zu schleichen, als ob sie nie mit den Theosophisten zu thun gehabt hätten, nahm noch immer das erste Blatt der Madraspräsidentschaft (die »Madras Mail«) ganz unumwunden Partei für die Schwindler und sogar Schüler der großen Lehranstalt der schottischen Freikirche versicherten die bereits Entlarvten ihrer fortwährenden Ergebenheit und Verehrung. Da erschienen im »Madras Christian College Magazine«, einem von den Lehrern eben dieses Missionsinstituts herausgegebenen Monatsblatt, wie ein Schlag aus heiterm Himmel unter der Ueberschrift: „Der Zusammensturz des Kut Humi (The collapse of Koot Hoomi)" eine Anzahl von Briefen der Frau Blavatsky an ihre frühere Freundin Frau Coulomb (in französischem Original und in englischer Uebersetzung), aus denen in unwiderlegbarer Weise hervorging, daß all die in unserm ersten Artikel erwähnten Offenbarungen jener Mahatmas nichts anderes waren, als Taschenspielerkünste der Frau Blavatsky, wobei Frau Coulomb Handlangerdienste zu leisten hatte. Wenn man bedenkt, daß Herr Sinnett, eine wissenschaftliche Größe in unglaubigen Kreisen, bereits auf die Orakel des Kut Humi in einem größern Werk eine Kosmogonie aufgebaut hatte, so kann man sich vorstellen, wie die Sache wirkte! Frau Blavatsky war damals in Europa und konnte nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Begreiflicherweise hieß es zunächst, die Briefe seien gefälscht und das Ganze sei ein Akt gemeiner Rache von Seiten der Coulomb, die allerdings in Abwesenheit der Frau Blavatsky von den Theosophisten ausgewiesen worden war und nun nachträglich die Korrespondenz fabrizirt haben sollte. Der Herausgeber des Christian College Magazine zeigte in einem weitern Artikel (Oktober 1884), daß nach innern und äußern Gründen die Echtheit der Briefe nicht bezweifelt werden könne, und wies das näher nach an einer dritten

Sammlung von Briefen. Unterdessen nahm das Publikum mit großer Lebhaftigkeit für und wider die Angeklagten Partei. Da machte sich ein pensionirter englischer Richter, namens Gribble, daran, die Dokumente einer juristischen Untersuchung zu unterziehen; und das Resultat lautete: „Die Briefe sind echt, Frau Blavatsky ist schuldig." Nun begannen die Theosophisten mit Klagen auf Ehrbeleidigung zu drohen, kamen aber damit schlecht an, da ihre Ankläger ganz kühl entgegneten, das sei allerdings das einzig Richtige, die Sache möge nur bald vor Gericht gebracht werden! Die Artikel wurden Frau Blavatsky nach Europa nachgesandt und im Dezember 1884 erschien dann in allen indischen Blättern eine geharnischte Epistel, in der sie schwache Versuche macht, sich zu retten. Sie ist zu gescheid, um die Briefe durchweg für Fabrikation zu erklären; so behauptet sie, die bedenklichen Stellen seien eingeschoben worden, im Uebrigen droht sie mit Entlarvung ihrer Gegner, sobald sie nach Indien werde zurückgekehrt sein. Frau Coulomb war es aber vor der Entlarvung so wenig Angst, daß sie zur Ankunft der alten Freundin eine Broschüre veröffentlichte, in der an der Hand von Erlebnissen, Unterredungen und weiteren Briefen der ganze Schwindel nun erst recht klar dargelegt wurde. Um dieselbe Zeit trat Frau Coulomb auch öffentlich in Madras auf und machte dem erstaunten Publikum all die angeblichen Wunder selbst vor. Nun wurde denn doch manchem Theosophisten schwül ums Herz und die letzte Hoffnung blieb die Ankunft der Frau Blavatsky, die mit künstlichem Enthusiasmus endlich empfangen werden konnte. Unterdessen war man auf allen Seiten darüber einig geworden, daß nichts als eine gerichtliche Untersuchung den guten Ruf der Dame retten könne. Die Briefe von London waren stark gewesen, die Gegenwart des Leibes in Madras aber war erbärmlich schwach und die Enttäuschung eine allgemeine, als Oberst Olcott im Namen der Gesellschaft erklärte, daß sie nicht vor Gericht gehen werden, 1) weil sie, die Theosophisten, von der Unschuld der Frau Blavatsky überzeugt seien, 2) die Möglichkeit von spiritistischen Erscheinungen sich nicht in einem Gerichtshof nachweisen lasse, auch religiöse Angelegenheiten nicht dorthin gehören, und 3) im Gerichtshof sie genötigt werden könnten, sich über Dinge auszusprechen, die Geheimnisse bleiben müssen. Ein Federkrieg zog sich noch eine Zeit lang durch verschiedene Zeitungen hin, Frau Blavatsky aber wurde krank und kehrte schließlich nach Europa zurück; auch Oberst

Olcott räumte das Feld; die ehrlichen Theosophisten zogen sich beschämt zurück; nur einige wenige behaupten verzweifelnd, der Theosophismus sei doch eine gute Sache, die mit der Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit der Gründerin noch nicht stehe oder falle. Noch viele interessante Einzelheiten gäbe es da mitzuteilen, besonders allerlei Briefe, die einen interessanten Einblick in die Denkweise des Hindu und in seine religiösen Bedürfnisse gewähren, der besonders lehrreich für die Missionare ist, welche es versuchen, den Gebildeten näher zu kommen.

Das Evangelium unseres Heilandes aber, das durch den Theosophismus in unerhörter Weise in den Koth war gezogen worden, ist als die Religion der Wahrheit und des Lichts auch aus diesem kleinen Kampfe so siegreich hervorgegangen, als man nur wünschen konnte. Den blasirten und stolzen Geistern in Indien wie in Europa wird es jederzeit ein Aergerniß und eine Thorheit bleiben; aber hüben wie drüben wird auch immer offenbarer werden, daß ein Gladstone Recht hat, wenn er in seiner Weise schreibt: „Das Christentum wird bleiben, was es von Anfang gewesen ist: die große Arznei für die Krankheiten der menschlichen Natur, der große Trost für ihre Schmerzen, der große Halt in ihrer Schwachheit, der wahre und einzig zuverlässige Geleitsmann durch die Wüste dieses Lebens.“

Ein amerikanisches Blatt über Bischof Taylor.

Bei Gelegenheit der Taylor'schen Missionsexpedition nach Afrika haben wir uns wieder einmal wundern müssen über die Unnüchternheit so vieler amerikanischen und englischen Missionsblätter, wie überhaupt des englisch redenden Missionspublikums. Nur ganz vereinzelt haben sich etliche Stimmen der Warnung dagegen erhoben, so z. B. im Missionsblatt der südstaatlichen Presbyterianer „The Missionary“, aus welchem wir die betreffenden Stellen der Hauptsache nach hier wiedergeben wollen.

1. Hinter der Begeisterung für Taylor's sich selbst erhaltende Mission steckt der Geiz der Missionsgemeinde.

„Kann und darf die Heimatgemeinde bloß die Hände in den Schoß legen und zuschauen, wie von andern die Heiden bekehrt werden? Vor kurzem ist ein Methodistenbischof mit 40 Genossen nach Westafrika hinausgezogen, um dort im dunkeln Weltteil ein großartiges Evangelisationswerk in Angriff zu nehmen, und zwar so, daß der Heimatgemeinde gar keine neuen Opfer finanzieller Art dadurch auferlegt werden; höchstens dürfte sie zum Bau von Kapellen beisteuern. In den Augen Taylor's sind alle jetzt arbeitenden und alle nach treuer Arbeit in früheren Jahren schon verstorbenen Missionare einfach Säuglinge der Kirche gewesen, die nicht im Stande waren, sich selbst zu ernähren und von denen daher natürlich auch keine rechte Arbeit erwartet werden konnte. Seine Missionare nun sollen ein ganz andrer Schlag von Leuten sein; ohne die Mitsorge und Mithilfe der Freunde daheim werden sie dem unwirtlichen Klima trotzen und mit den wilden Eingebornen fertig werden. Dieser Plan ist von manchen Seiten mit Jauchzen begrüßt worden.

„Nun, auch wir bewundern den Heldenmut des Bischofs, sowie die Glaubensfreudigkeit und Selbstverleugnung seiner Genossen. Was aber die Weisheit des unternehmungslustigen Prälaten betrifft, so hört unsre Bewunderung auf. Er ist viel in Indien und Süd-amerika, wohl auch in Süd-Afrika gereist; aber West- und Central-Afrika kennt er noch gar nicht, und wir fürchten, ohne es zu wollen, wird er seine Genossen noch in Leiden und Schwierigkeiten hineinführen, von denen weder er selbst, noch sie eine Vorstellung haben. Wir glauben, daß das ganze Unternehmen keinen Erfolg haben wird, es sei denn, daß der liebe Gott in geradezu wunderbarer Weise eingreift oder aber der Bischof selbst bei besserer Einsicht in die Verhältnisse seinen Operationsplan ändert, was wohl das Wahrscheinlichste sein dürfte. Geschieht das nicht, so wird das Ende der ganzen Expedition kein anderes sein, als ein schweres Unglück oder wenigstens bittre Enttäuschung.

„Doch wir kommen zurück auf die Begeisterung, mit der an so vielen Orten die Kinder Gottes dieses aufopfernde Unternehmen begrüßt haben. Was ist wohl der tiefste, geheimste Grund dieser Begeisterung? Nicht am Ende das, daß Taylor eine ganz neue, *billige*, die Heimatgemeinde *nichts* kostende Missionsmethode in Aussicht stellt? Steckt nicht etwa das Gelüste dahinter, die *ganze* Last des Missionswerks in Zukunft ausschließlich nur den Missionaren aufzuhalsen, so daß sie nicht bloß das Evangelium zu verkündigen und dabei allerlei Schweres zu erdulden, sondern überdies auch noch — und zwar unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen — für ihren eigenen Lebensunterhalt zu sorgen haben. Was muß da der Heiland

denken von unsrer Bereitwilligkeit, die Missionspflicht, die Er nicht nur den Aposteln, sondern allen Gläubigen auferlegt hat, auch unserntheils auf uns zu nehmen? Wie können wir, d. h. die einzelnen Gläubigen sowohl als die gesammte Kirche auf ein gedeihliches Wachstum rechnen, wenn wir das von Gott selbst dazu verordnete Mittel — die Erfüllung der Missionspflicht — verabsäumen?! Eine Kirche, die das Werk der Heidenbekehrung, statt es selbst zu treiben, andern überläßt und selbst nur ruhig zuschaut, geht mit sicheren Schritten dem Tode entgegen.

„Als der Herr befahl, daß allen Völkern das Evangelium solle gepredigt werden, da wußte Er ja wohl, mit welchen Opfern die Ausführung dieses Befehls für die Seinen werde verbunden sein. Wie leicht hätte Er ohne alle menschliche Beihilfe die Heiden bekehren und Sein Reich ausbreiten können. Aber das hat Er nicht gewollt, sondern die Kirche hat Er zu Seinem Werkzeug, ja zu Seiner Mitarbeiterin berufen. Verschmäht sie diese Ehre, so hat sie auch ihr Existenzrecht verwirkt und ihr Untergang ist nur noch eine Frage der Zeit."

---

2. Gesunder Menschenverstand oder Schwärmerei?

„Ein Haupterforderniß der Missionsarbeit daheim und draußen ist — gesunder Menschenverstand. Wem Christus Seinen Geist giebt, dem giebt Er auch gesunden Menschenverstand. Was wir so nennen, besteht ja nicht in der Befolgung gewisser menschlicher Grundsätze, die nun einmal in der Welt gelten, sondern vielmehr in dem demütigen Eingeständniß, daß unsre natürliche Weisheit in Dingen des Reiches Gottes nicht ausreicht, daß wir der Leitung von Oben bedürfen, daß wir die in der hl. Schrift niedergelegten Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln treu studieren und dann auch gehorsam befolgen.

„Es ist schon viel gesagt und geschrieben worden über Bischof Taylor, der mit einer Schaar von Missionaren nach Innerafrika ausgezogen ist in der Erwartung, von den dortigen Heiden unterstützt zu werden und der Beihilfe aus Amerika und Europa nicht zu bedürfen. In Baltimore haben wir selbst eine Rede von ihm gehört, worin er sich auf die Stelle berief: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben; auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zwei Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken, denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert." Bei den Aposteln, meinte er, habe es keine Rechnungen, keine Verwilligungstabellen und keine Komites gegeben. Die Leute, denen jene ersten Missionare predigten, versorgten sie, und bei ihrer Heimkehr hatten sie von nichts als von geistlichen Triumphen ihrer Arbeit zu berichten. So wollten nun auch er und seine Reisegenossen es machen!

„Es scheint kaum glaublich, daß ein Mann, der das ganze Neue Testament in der Hand hält, sich auf diesen Standpunkt stellen kann. Es hätte ihm z. B. doch einfallen sollen, daß der Apostel Johannes — lange nach Christi Himmelfahrt — von den Missionaren seiner Zeit schreibt: „um Seines Namens willen sind sie ausgezogen und haben von den Heiden nichts genommen.“ (3 Joh. 7.) Weiter hätte ihm einfallen können, daß sich der Apostel Paulus von den Philippern unterstützen ließ, während er in Thessalonich predigte. (Phil. 4, 15. 16.) Aber das Seltsamste ist doch, daß der Bischof trotz seines jahrelangen Bibelstudiums gar nicht zu wissen scheint, daß Christus selbst jenen ersten Aussendungsbefehl förmlich zurückgenommen hat: Lukas 22, 35—37 lesen wir, wie Jesus jene ersten Missionare an ihre erste Aussendung erinnert und dann statt der damals erteilten Instruktion ihnen nun eine andre giebt: „So oft ich euch gesendet habe ohne Beutel, ohne Tasche und ohne Schuhe, habt ihr auch je Mangel gehabt? Aber nun, wer einen Beutel hat, der nehme ihn, desselben gleichen auch die Tasche. Wer aber nicht hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert.“ Anfangs waren sie nur zu den Juden gesandt, und von diesem Volk Gottes, ihren eignen Landsleuten, konnten sie allerdings Unterstützung erwarten. Jetzt aber sollten sie zu den Heiden gehen und hiezu sich ausrüsten, wie jeder vernünftige Mensch es auch getan haben würde. Von diesem wichtigen Unterschied weiß Taylor nichts und fordert getrost allerlei Männer und Frauen auf, zu den Heiden hinauszuziehen unter Bedingungen, die Christus selbst widerrufen hat!

„Nicht ohne Besorgniß folgen wir den Bewegungen Taylor's. Wir fürchten, das Unternehmen werde kein gutes Ende nehmen. Schon das ist ja eine Demütigung, daß der Bischof selbst für nötig gefunden, sich für seine Person vom methodistischen Verlags-Komite einen festen Gehalt zu erbitten. Das Verlags-Komite hat diese Bitte abgeschlagen und ihn an's Missions-Komite gewiesen, das sich ja bereit erklärt habe, ihm in gleicher Weise wie andern Missionaren auch einen Jahresgehalt zu bewilligen.

„Christus hat seinen Jüngern anempfohlen, nicht bloß den Beutel, sondern auch ein Schwert mitzunehmen. Sie sollten nicht nur für ihren Unterhalt, sondern — wie wir's verstehn — auch für ihre Verteidigung sorgen, eine Instruktion voll gesunden Menschenverstandes, die aber leider von manchen Missionaren, zu ihrem eigenen Schaden, ist verachtet worden. In China haben, wie andre Reisende, auch die Missionare nicht selten von Räubern zu leiden, namentlich bei ihren Bootfahrten auf den großen chinesischen Flüssen und Kanälen. Zwei Missionare aber hielten es für unrecht, Pistolen zu tragen. Sie wollten ganz nur unter Gottes direktem Schutz stehen. Was war die Folge? Einer derselben, von den Räubern angegriffen, konnte durch einen Sprung ins Wasser noch mit genauer Not sein Leben retten, und einige Jahre später wurde auch der andre von

Räubern überfallen und all seiner Habe, ja sogar seiner Kleider beraubt, während die Missionare, welche Waffen mitzunehmen pflegen, fast nie von den Räubern auch nur belästigt werden, weil diese allemal im Voraus ganz gut wissen, wer im Stande ist, sich zu verteidigen, und wer nicht. Unsres Erachtens hätte der liebe Bruder, dem jene chinesischen Unholde die Kleider vom Leibe stahlen, besser gethan, wenn er zu rechter Zeit selbst einen seiner Röcke verkauft und sich dafür ein Schwert gekauft hätte."

Soweit das amerikanische Blatt. Mit den weiteren Nutzanwendungen desselben inbetreff der ganzen finanziellen und irdischen Seite des Missionswesens wollen wir unsre Leser verschonen, obgleich auch bei uns oft oberflächlich genug der „Glaube" gegen den „gesunden Menschenverstand" und das „Apostolische" gegen das „Moderne" geltend gemacht wird. Da gilt es, „das Edle vom Schlechten ausziehen" und durch tägliche Erneuerung des Sinnes tüchtig werden zu erkennen, was da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille.

*

Missions-Zeitung.

Afrika.

Missionar Douglin in Domingia am Rio Pongo ist, während er schwerkrank darniederlag, von Räubern ausgeplündert worden. Sein Verlust ist groß. Auch seine Manuskripte, darunter Uebersetzungen in der Susu-Sprache, ein Wörterbuch &c. sind verschwunden. Doch schreibt er getrost: „Ueber verschüttete Milch pflege ich nicht zu jammern. Ich habe mich auf's Neue an die Arbeit gemacht. Ich sehne mich darnach, das Susu seinen Platz einnehmen zu sehen unter den geschriebenen Sprachen der Welt."

— Der französische Gouverneur am Gabun besteht darauf, daß in den Schulen der amerikanischen Mission weder Englisch noch die Landessprache, sondern nur Französisch gelehrt werde. Da die Missionare diese Sprache nicht verstehen, ist die Existenz der Schulen in Frage gestellt. Der Gouverneur sagt, eigentlich müsse er auch das Predigen in der Landessprache verbieten, doch wolle er das noch gewähren lassen! Man versucht in Paris Schritte gegen diese unsinnige Maßregel zu thun, bis jetzt erfolglos. In Benito und Corisco ist die Mission von diesem Druck frei und dort sind letztes Jahr 140 Heiden den Gemeinden hinzugefügt worden, so daß sie

jetzt 536 Glieder zählen. Die beiden Stationen am Ogowe: Kangwe und Talaguga, sind von Anfang an als Vorposten für die Inangriffnahme des Inneren angesehen worden, und die amerikanischen Presbyterianer haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, auf diesem von de Brazza geöffneten Wege an den Kongo vorzudringen; unter den gegenwärtigen Umständen aber mögen sie dort nichts Kostspieliges unternehmen, da die französische Eifersucht leicht alles vereiteln könnte. Man denkt daran, einige französische Missionare für diese Gegend zu gewinnen. Es könnte dann gehen wie in Tahiti, d. h. sehr gut.

— Ueber Bischof Taylor's Aufenthalt in Kap Palmas erfahren wir nachträglich inbetreff der dort Erweckten und Bekehrten: „Sie alle machten es nach der alten Art — gewaltiges Heulen und Schreien um Gnade und, wenn begnadigt, lautes Freudengeschrei im ganzen Haus und durch die Straßen auf dem Heimweg." Sehr erfreut war der Bischof, als das Schiff mit seinen Getreuen aus England ankam. Zwei derselben, Bruder Davenport und Frl. Dr. Myers, hatten sich, scheint's, unterwegs verlobt. Der Bischof vollzog nun die Trauung unter Assistenz des Archidiakonus Hamilton. Das ist ja keine Schande; aber eines Lächelns kann man sich dabei doch nicht erwehren.

Wir haben früher erwähnt, daß unter den 40 Freiwilligen, die mit Bischof Taylor Afrika für den Herrn erobern wollen, auch der junge Roß Taylor, ein Sohn des Bischofs, sich befindet. Derselbe ist begleitet von seiner Frau und zwei kleinen Kindern. Auf der Reise von NeuYork nach Liverpool erkrankte eins dieser Kinder an Gehirnentzündung. Die Eltern wollten aber von ärztlicher Behandlung nichts wissen, sondern trauten ganz nur der Macht des Gebets. Der Schiffsdoktor erklärte, das Kind müsse sterben und er werde in Liverpool den Vater wegen fahrlässiger Tötung vor Gericht bringen, wenn er dabei beharre, daß das Kind keine Medizin nehmen dürfe! Aber das Kind genas schon auf das erste Gebet der Eltern hin und der erstaunte Schiffsarzt ließ das Klagen bleiben.

Der junge Vater schreibt: „Diese Erfahrung hat für mich die Frage für immer entschieden. Wie können wir selbst Arznei nehmen, wenn wir sie einem totkranken Kinde versagt haben!? Gott erhört nicht immer im Augenblick; aber Er läßt einen nie im Stich. Ich weiß, Er wird uns dem Leibe wie der Seele nach in jedem Klima erhalten, so lange er Arbeit für uns hat. Sollten unsere Freunde einmal hören, daß wir heimgegangen sind in die Herrlichkeit, so mögen sie wissen, daß es so unseres Gottes Wille gewesen."

— Am letzten Ostersonntag hat in der Kathedrale von Algier Kardinal Lavigerie 40 neue Missionare für Ost- und Innerafrika eingesegnet, teils Priester, teils „Brüder". Geführt von Livinhac, Bischof von Viktoria Njanza, und Charbonnier, Bischof der Tanganjika-Mission, sollen sie nach Afrika hineinziehen und bis an die Kongo-Mündung vordringen. Sie tragen eine eigene, halborientalische

Kleidung mit roter Kappe. Nach der Einsegnung standen sie alle in langer Reihe auf der obersten Stufe des Altars, und der Kardinal, die anwesenden Bischöfe, Priester, Seminaristen ꝛc. küßten ihnen die Füße im Blick auf das Prophetenwort: „Wie lieblich sind die Füße der Boten ꝛc." So ehrt die römische Kirche ihre Missionare.

— Die römischen Missionare, welche am 3. Nov. 1883 Rubaga verließen, weil Kardinal Lavigerie infolge der Ermordung dreier Missionare in der Sahara all seinen Untergebenen in Afrika befohlen hatte, „ihr Leben nach Möglichkeit zu schonen," sind noch nicht nach Uganda zurückgekehrt, sondern bleiben bis auf weiteres am Südende des See's. Eigentümlich klingt folgende Stelle in einem ihrer Briefe: „Die Sklaverei besteht bei den Bakumbi nicht; deßhalb können wir also auch keine Sklavenkinder loskaufen, wie das anfangs in unserem Plane lag. Die Vermittlung der Araber indeß bietet uns Gelegenheit, junge Gefangene aus Uganda und von der großen Insel Ukerewe zu erhalten." (!)

China.

In Lutschaufu ist Missionar Burnett in einem Gasthaus, wo er Tags zuvor abgestiegen war, überfallen, auf die Straße gezerrt und mit Bambusstöcken blutig geschlagen worden. Als es ihm bei der Dunkelheit der Nacht gelungen war, zu entfliehen und sein Hotel wieder aufzufinden, waren hier alle seine Sachen teils gestohlen, teils zerrissen und zerbrochen. Seinen zwei Gehilfen hatte man die Kleider vom Leibe gerissen. Tags darauf beschwerte er sich beim Mandarin, der ihm eine bedeutende Geldentschädigung anbot, falls er von der Sache schweigen wolle. Er nahm aber nur Schadenersatz für seinen Verlust an und ließ sich unter polizeilichem Schutz sicher nach Wuhu geleiten, wo er dem britischen Konsul die Sache vortragen wollte. Herr Burnett ist von der schottischen Bibelgesellschaft angestellt.

— Dr. Christie in Mukden hat die Bekanntschaft eines Mandarinen gemacht, der mehrere Monate in Paris gewesen ist, und auch England und Amerika besucht hat. Ein Sohn vom ihm erkrankte, und Dr. Christie wurde gerufen. Später bedurfte auch Se. Excellenz selbst seines ärztlichen Rates. Sie wurden gute Freunde, und jetzt hat der hohe Herr samt allen männlichen Gliedern seines Haushalts den Götzendienst aufgegeben. Möchte das der erste Schritt sein zur Anbetung des wahren Gottes!

— Nach Berichten Msgr. Raimondi's, apost. Vikars von Hongkong, zählt die römisch-katholische Kirche in China z. B. 35 Bischöfe: 17 französische, 12 spanische, 3 belgische, 1 holländischen. Diese haben in 33 apost. Vikariaten 565 ausländische und 542 chinesische Priester unter sich. Die Zahl der Bekehrten soll eine halbe Million betragen. Im Gegensatz hiezu werden die Resultate der evangelischen

Mission meist als ganz unbedeutend dargestellt. Aber man bedenke, daß die römische Kirche seit Jahrhunderten, die evangelische erst seit einigen Jahrzehnten in China missionirt. In der Provinz Kanton z.B. arbeitet die römische Kirche seit 302, die evangelische seit 40 Jahren. Das Resultat hievon aber sind 20,000 Katholiken und 7000 Protestanten!

Japan.

Am 8. März wurde in Kijoto ein 50jähriger Mann getauft, der, ganz als Buddhist aufgewachsen, doch nie an den Buddhismus hatte glauben können. Namentlich der Götzendienst war ihm zuwider, da er überall in der Natur das Dasein Eines großen Gottes zu erkennen glaubte. Ihn suchte er lange vergebens. Vor 8—10 Jahren ging er nach Tokijo, um in der Ackerbauschule Vorlesungen zu hören. Die größere Bekanntschaft mit der Natur, namentlich mit der Entwicklungsgeschichte der Pflanzen, die er hier gewann, bestätigte nur seinen Glauben an den Schöpfer. Vom Christentum aber vernahm er kein Wort. Nach Hause zurückgekehrt, erhielt er ein Exemplar von Dr. Martin's Beweis des christlichen Glaubens, das 20 Jahre vorher einem seither gestorbenen Heiden war gegeben worden. Er las dies Buch und wurde dadurch zu Thränen gerührt. Nun verschaffte er sich auch ein chinesisches N. T., verstand zwar wenig davon, spürte aber, daß eine Kraft darin sei. Dann studirte er eine Erklärung des Evang. Matthäi, ebenfalls chinesisch, dann die „natürliche Theologie" Dr. von Davis, so viel wir wissen, in japanischer Sprache. Das Kapitel über das Wesen Gottes machte solchen Eindruck auf ihn, daß er lange fortweinen mußte. Vor drei Jahren hörte er dann einen Predigerseminaristen, der während der Vakanz auf dem Lande predigte, ließ sich „den Weg" noch deutlicher zeigen, und bereitet sich jetzt selbst im Predigerseminar auf den Missionsdienst vor.

— In Wakajama hat ein buddhistischer Priester seine zwei kleinen Söhne zu Frl. Orr gebracht, damit sie von ihr in der „reineren Moral" unterrichtet werden, welche das Christentum vor allen anderen Religionen voraus habe. Er ist ein angesehener Gelehrter, predigt aber gegen das Christentum. Im Grunde sind ihm alle Religionen gleich, nur will er für seine Person Buddhist bleiben, während er wünscht, daß seine Söhne auf der Seite sein möchten, welche in ein paar Jahren doch den Sieg davontragen werde! Der bedeutendste Christ am Ort ist ein Polizeibeamter, und sein Beispiel zieht andere nach. Der Eingang und Anfang in Wakajama war sehr schwer, der Fortgang aber ist lieblich und leicht.

— Eingeladen vom berühmten Führer der liberalen Partei Itagaki, haben die Missionare Verbeck, Knox, Thompson und Miller einen Besuch in Kotschi, in der Provinz Tore, gemacht. Das größte Theater der Stadt war ihnen zur Verfügung gestellt

und ihre Vorträge wurden von zahlreichen Zuhörern mit dem größten Interesse aufgenommen. Mehrere wünschten, sofort sich als kleine Christengemeinde zu konstituiren. Statt dessen wurde eine Gesellschaft zum Studium der Bibel und der christlichen Apologetik gegründet. Dieselbe besteht aus 15 der angesehensten Bürger der Stadt.

— Missionar Atkinson berichtet von einigen Taufen in und um Kobe und fügt hinzu: „An stetigem Wachstum fehlt es hier nirgends, wo nur recht gearbeitet wird. Aber eine außerordentliche Bewegung ist nicht vorhanden: es sieht durchaus nicht so aus, als wollte Japan in Eile das Christenthum annehmen, um darnach zu leben. Vielmehr hat es allen Anschein, als sollte der Kampf sich in die Länge ziehen. Viele hören, aber wenige sind Thäter. Ich fürchte, man macht sich eine falsche Vorstellung daheim, wenn man z. B. von den Tausenden liest, die zu den Theaterversammlungen kommen. Was hierüber berichtet worden, ist pure Wahrheit; nur darf man keine falschen Schlüsse daraus ziehen."

— Erstaunlich ist die Freiheit, welche die Bibel in Japan genießt. Selbst in abgelegenen Orten auf dem Lande findet man N. Testamente. Meist kommen dieselben aus Tokijo. Aber auch Kolporteure durchziehen das Land. Da hat z. B. ein Landedelmann einen Streit mit einem Buddhisten-Priester, und da er irgendwo gehört hat, daß das Christentum der bessere Weg sei, läßt er sich ein N. Testament kommen. Oft schickt ein Freund dem andern das kostbare Buch.

Indien.

Herr Pfarrer Stern in Aarau, früher Missionar in Bengalen, schreibt uns über den unabhängigen Missionar Hägert in Bethel, Santhalistan: „Als ich in den sechziger Jahren zu Bardwan in Bengalen stationirt war, kam eines Tags ein anständig aussehender junger Deutscher in unser Missionshaus und bat um Unterstützung. Auf Befragen, zu welchem Zweck er im Lande herumreise, sagte er, er komme von Kalkutta, wo er seinem Schiffskapitän, der ihn ungerecht behandelt habe, entlaufen sei; er wolle nun im nördlichen Indien Arbeit suchen. Es war dies der Bruder des oben erwähnten Missionars Hägert. Ich riet dem jungen Abenteurer, nach Kalkutta zurückzukehren und gab ihm Empfehlungen an einen christlichen Kaufmann, Hrn. Schröder, und an Missionar Bomwetsch mit. Ersterer sorgte dafür, daß Hägert eine Anstellung fand. Miss. Bomwetsch beherbergte ihn einige Zeit in seinem Hause, und unter seinem Einfluß wurde er erweckt und kam zur Erkenntniß der Wahrheit.

„Das neue Licht, das ihm durch Gottes Gnade aufgegangen war, war ihm so wichtig und der Einfluß des geistesmächtigen Freundes Bomwetsch wirkte auf ihn so belebend, daß er seinem in Paris weilenden Bruder Mitteilung machte von dem, was er erfahren

hatte, ja ihn mit dringendem Ernst ermahnte, seine Stelle in Paris aufzugeben und auch nach Kalkutta zu kommen. Dieser hatte damals eine gute Stelle als Oberkellner eines Hotels in Paris. Aber er folgte seinem Bruder, gab seine Stelle auf und schiffte sich mit Frau und einer ledigen Schwester nach Kalkutta ein. Während der mehrmonatlichen Seefahrt mußten diese Leute schwere Unbill von Seiten des Kapitäns erleiden. Er verführte jene Schwester, und das junge Mädchen, in Schwermut versunken, stürzte sich in's Meer, um ihrem Leben ein Ende zu machen. Aus Furcht, in Kalkutta verklagt zu werden, trachtete nun der Kapitän dem Bruder der Ertrunkenen nach dem Leben. Beim Schießen nach Seevögeln zielte er mehreremal nach ihm, so daß dieser während der weitern Fahrt seines Lebens nicht sicher war. Auch vernahm Hägert, daß der Kapitän mit dem Gedanken umging, ihm im Kaffee Gift beizubringen. Doch Gott bewahrte ihn; er kam mit seiner Frau wohlbehalten in Kalkutta an. Der Kapitän aber wurde vor Gericht gezogen und erhielt Zuchthausstrafe.

„Aber was sollte nun der Kellner Hägert anfangen? Ich erinnere mich, wie man sich darüber aufgehalten hat, daß ein solcher Mann samt seiner Frau auf's Geratewohl nach Indien gekommen war und wie man dem erweckten Bruder Vorwürfe machte: ob es denn keine Gläubigen in Europa gebe, daß er müsse seinen Bruder ins Heidenland kommen lassen, um ihn hier zu einem Christen zu machen! Die Brüder Hägert, wenn ich nicht irre, aus Sachsen gebürtig, waren aber in der Heimat mit lebendigem Christentum eben wirklich nie bekannt geworden.

„Der Kellner Hägert mußte nun auch einige Zeit in Kalkutta mit seiner Frau ohne Anstellung ein kümmerliches Dasein führen. Aber nach einiger Zeit bekam er Anstellung bei einem deutschen Hotelbesitzer, der in ihm einen so zuverläßigen und tüchtigen Gehilfen fand, daß er ihm die Errichtung und gänzliche Leitung eines Eisenbahn-Hotels zu Allahabad anvertraute. Als ich 1872 durch Allahabad reiste und im dortigen Hotel übernachtete, fand ich einen jungen Mann an der Tafel, der die anwesenden Gäste zum Gottesdienst in der nahen Baptistenkapelle einlud. Es war unser Hägert, der ehemalige Kellner von Paris. Aber bald gab er diese Stelle zum Leidwesen seines Prinzipals auf, um sie mit einer Anstellung bei der Regierung als Straßen-Inspektor zu vertauschen. Aber bald eröffnete er mir, daß er auch diese Stelle niederlegen werde, indem er den Trieb fühle, unter dem Bergvolk der Santhalen eine unabhängige Mission zu errichten. Seine Frau war ihm früher schon gestorben. Mir schien ein solches Unternehmen sehr gewagt; jedenfalls hätte ich nicht den Mut gehabt, in einsamer, abgelegener Berglandschaft unter heidnischen Santhalen eine Missionsarbeit zu beginnen, ohne eine Missionsgesellschaft im Rücken zu haben. Hägert vertraute dem

HErrn und hoffte auf die Hilfe einiger Freunde, mit denen er bekannt geworden war. Und der HErr hat Gedeihen zu seinem Werk gegeben. Er besuchte mich später einmal in Kalkutta, wo er mir viel Erfreuliches von seiner Arbeit und seinen Erfolgen erzählen konnte. Mit Freuden sehe ich aus den kurzen Notizen im Missionsmagazin (S. 41), wie sehr dies Werk sich schon ausgedehnt hat.

„Daß Hägert mit Börresen und Skrefsrud total zerfallen ist und daß diese seine Thätigkeit für „ganz unsolid" erklären, wundert mich nicht. Ein aufrichtiger, treuer Streiter Jesu Christi, wie Hägert, mußte mit diesen zerfallen; und diese können natürlich nicht anders, als sein Werk für „unsolid" erklären. Ueber diese beiden Missionare könnte ich auch manches Zuverläßige, aber leider nicht Günstige berichten. Als sie der ihnen so nötig gewesenen Zucht der Goßner'schen Mission in Purulia entlaufen waren, kamen sie mit Sack und Pack, mit Weib und Kind zu mir nach Bardwan und herbergten einige Tage bei mir, bis sie nach Kalkutta zogen, wo sie eine Zeitlang von den reichen Geldspenden einiger wohlhabenden Hinduchristen, der durch Missionar Bomwetsch getauften Gebrüder Datt, lebten. Weiteres will ich von ihnen nicht berichten. In Kalkutta hat man in wohlunterrichteten Kreisen wenig Zutrauen zu ihnen. Daß Skrefsrud bei seiner letzten Anwesenheit in der Heimat in den Orden der Freimaurer sich aufnehmen ließ, ist auch charakteristisch für ihn."

— Der Führer der indischen Heilsarmee hat neulich in die Welt hinausposaunt: „Ein Jahr Fakirtum hat schon mehr für Indien geleistet, als fünfzig Jahre Sahibtum." Der ehrwürdige Herausgeber des Bombay Guardian bemerkt dazu: auch er habe keine sonderlich hohe Meinung vom Sahibtum als einer Missionsmethode, wenn darunter eine Lebensweise verstanden sein soll, die weit über das hinausgeht, was die Mittelklassen in Indien sich erlauben können; er sei kaum ein Jahr lang in Indien gewesen, so habe er schon an all seine Kollegen ein Rundschreiben hierüber erlassen und zugleich seine Besoldung, seine Wohnung im Missionshaus, überhaupt das ganze Sahibtum aufgegeben. Wenn nun aber behauptet werde, daß alle Missionare, die es nicht so machen, sondern in bequemen Häusern wohnen, sich gut kleiden, gut essen 2c., dabei aber in aller Treue das Evangelium predigen, gar keinen Erfolg haben, so müsse er entschieden protestiren. Es möge ja manches an ihrer Lebensweise auszusetzen sein, aber zu vielen von ihnen habe der Herr sich durch den reichen Segen bekannt, den er auf ihre Arbeit gelegt, während die Heilsarmee noch gar keine Früchte aufzuweisen habe, die sich irgendwie mit denen der älteren Missionen vergleichen ließen. Gerade in Indien sei es wichtig, die Leute darüber aufzuklären, daß man beim Fakirtum ein eben so fleischlicher Mensch sein könne, als beim ärgsten Luxusleben. Sich selbst kasteien oder als Bettler leben sei

keineswegs ein Kennzeichen wahrer Frömmigkeit; Major Tucker sage: „Wenn ein Sahib mehr Seelen gewinnen kann als ein Fakir, so wäre Jesus als ein Sahib in die Welt gekommen und hätte zu seinen Jüngern Sahibs (Herren) gewählt;" aber das heiße das Evangelium verdrehen, um die Heilsarmee zu verherrlichen rc.! Ein solches Zeugnis vom alten Asketen G. Bowen fällt schwer in die Wagschale gegen die Heilsarmee.

— Auf S. 256 erwähnten wir die plötzliche Bekehrung und Taufe von 248 Heiden in Ajodhja. Vom Erstling dieser Schar, Rudragir, hören wir nun, daß sein Aussatz im Abnehmen sei und daß andere Aussätzige nach dem „Zaubermittel" verlangen, durch welches er geheilt worden. Er sei noch frisch und fröhlich in der ersten Liebe. Auch von mehreren anderen hört man, daß sie ihrem Bekenntnis treu bleiben und jede Gelegenheit benutzen, mit anderen Christen zusammenzukommen. Wenn sie nur auch systematisch aufgesucht, unterrichtet und einer Gemeinde einverleibt werden! Uebrigens sind in Ajodhja und Umgegend im Mai wieder eine Anzahl Heiden getauft worden.

— Frl. Dr. Swain, bekannt durch ihre ärztliche Missionsthätigkeit in Bareilly, ist einem Ruf des Radscha von Khetri in Radschputana gefolgt, um auf seine Kosten ein Spital zu errichten und mehrere Mädchenschulen zu beaufsichtigen.

— Ein bekehrter Brahmane predigte irgendwo auf dem Markt und wurde vor den eingebornen Fürsten geführt, der das Predigen verboten hatte. „Warum bist du meinem Befehl ungehorsam gewesen?" fragte der Fürst, und der Christ antwortete: „Ich trug so großes Verlangen, Ew. Majestät zu sehen, daß ich, da es mir an Geld fehlte, durch Bestechung der Hofbeamten eine Audienz zu erlangen, jenes Verbot übertrat; und nun freue ich mich, daß mein Wunsch in Erfüllung gegangen ist." Der Fürst hörte hierauf den Prediger, der ihm das Evangelium sagte, geduldig und aufmerksam an.

Oceanien.

Die christlichen Chinesen in Hawaii haben Ende v. J. 1600 Fr. an Missionar Lechler nach Hongkong geschickt zur Unterstützung derjenigen eingebornen Christen in Süd-China, welche infolge des Krieges Not leiden. Auch die Knaben einer chinesischen Schule in Honolulu haben 40 Fr. für die armen Kinder in China zusammengelegt!

— Auf der zur Gilbert-Gruppe gehörigen Insel Butaritari hat der hawaiische Evangelist Maka seit 1882 nicht weniger als 350 Bekehrte in die Gemeinde aufgenommen, darunter einige Insulaner, die vorher auf Hawaii in Arbeit gewesen waren. Einige Rückfälle ausgenommen, halten die Neubekehrten sich gut. Im Juli v. J. kam ein englisches Kriegsschiff nach Butaritari, wo ein unter britischem

Schutz stehender Chinese ermordet worden war; der Kapitän untersuchte die Sache und ließ im Einverständniß mit dem König zwei der Thäter auf fünf und auf zwei Jahre nach der Insel Makin in die Verbannung bringen; ja auf Befehl des Königs mußten alle Schießwaffen dem Kapitän ausgeliefert werden und dieser ließ sie in's Meer werfen. Er besuchte auch die Sonntagsschule und zeigte sich überhaupt der Mission gewogen.

— Aus Mille, einer der Marshall-Inseln, schreibt der Evangelist Jeremiah seinem alten Lehrer Missionar Whitney von 36 Neubekehrten und 12 Ausgeschlossenen, die wieder in die Gemeinde aufgenommen werden konnten. Bei dieser Gelegenheit erzählt Miss. Whitney die Bekehrungsgeschichte des Jeremiah. Als junger Mann hatte er mit einigen anderen die kranke Frau des Missionar Pierson über das Korallenriff und durchs Wasser in das Boot zu tragen, welches sie auf's Schiff bringen sollte. Noch während dieses Vorgangs fing er an, darüber nachzudenken, was wohl diese Frau bewogen haben könne, ihre Heimat zu verlassen und auf diese Inseln zu kommen, wo sie ihre Gesundheit eingebüßt; denn als sie ankam, war sie blühend und frisch, jetzt aber sah sie einer Sterbenden gleich! „Hat sie sich's so viel kosten lassen, uns das Evangelium von Christo zu sagen, sollten wir uns nicht wenigstens soviel darum kümmern, daß wir Seine Liebe zu gewinnen suchen? Ich will von jetzt an doch einmal darüber nachdenken, was an der Sache ist!“ So hieß es damals in seinem Innern, und von da an wurde er ein Christ, aus dem mit der Zeit sogar ein treuer Arbeiter geworden ist.

— Auf Tapiteuea haben die jungen Leute für den neuen „Morgenstern“ 200 Fr. werth Kobra (getrocknete Kokosnüsse) beigesteuert.

— Auf der Insel Nukapu hat im vorigen Jahr Bischof Selwyn ein großes Kreuz zur Erinnerung an seinen dort ermordeten Vorgänger Patteson mit Hilfe eben der Eingebornen errichten können, die an jener Unthat teilgenommen!

Amerika.

Am 1. und 2. Juni haben die amerikanischen Baptisten in Saratoga ihr Jahresfest gefeiert, und zwar unter dem Vorsitz eines Sohnes ihres berühmten ersten Missionars Dr. Judson. Die Einnahmen betrugen 395,699 Dollar, die Ausgaben 50,615 mehr. In Barma und Assam, im Teluguland, in China, Japan, am Kongo — „und in Europa“ arbeiten zusammen 208 Missionare und 25 Laienbrüder mit 1720 eingebornen Predigern. Die 1160 Gemeinden zählen zusammen 117,491 Glieder, darunter 10,514 im Jahr 1884 Neugetaufte.

— Der Kongreß der Ver. Staaten hat eine Kommission ernannt, welche die Zustände der **Indianer** genau erforschen soll. Ueber das Indianer-Territorium schreibt ein Mitglied dieser Kommission, der Senator Ingalls aus Kansas: „Die hiesigen Indianer sind wohlhabend, ordentlich und glücklich. Bettler giebt es nicht unter ihnen, wohl aber wirklich reiche Leute. Ich glaube, wenn man sie nur in Ruhe läßt, werden sie ihre Zukunft selbst auf's beste gestalten. Sie würden gern einen eigenen Indianerstaat bilden, der dann mit gleichen Rechten und Pflichten in die Union eingegliedert werden müßte, und sind bereit, in diesen Staat auch Indianer aus anderen Teilen des Landes aufzunehmen und ihnen nach Kräften voranzuhelfen.“ Das ist ein neuer und einleuchtender Gedanke. Irgendetwas derart **muß** geschehen, wenn die Indianer nicht untergehen und wenn das ihnen zugefügte Unrecht einigermaßen gutgemacht werden soll. Aber natürlich könnte so ein Indianerstaat etwaigen weißen Einwanderern nicht verschlossen werden. Wie sie, die Indianer, als Bürger der Ver. Staaten Freiheit hätten, irgendwo nach Belieben sich niederzulassen, so hätten auch alle anderen Amerikaner Freiheit, sich im „Indianerstaat“ so gut als in Michigan oder Jowa anzukaufen oder niederzulassen. Als besonderes **Volk** würden also die Indianer auch durch dieses Experiment auf die Dauer nicht fortbestehen können; dagegen würde ihre, von allen Einsichtigen gewünschte Verschmelzung mit den Weißen dadurch wohl eher noch befördert als aufgehalten werden.

— In Neuyork und Chicago sind die ersten Schritte gethan worden zur Gründung einer amerikanischen **ärztlichen Missionsgesellschaft**.

— In Reading, Mass., Nord-Amerika, ist eine Biographie von Bischof Taylor erschienen, welche nicht nur für ihren Helden, sondern auch für den Verfasser, Rev. E. Davies, eine göttliche Inspiration in Anspruch nimmt!!

— **Eine Probe amerikanischer Reklame.** In einem amerikanischen Missionsblatt fand sich neulich folgendes „**Rezept für Langlebigkeit**“: „Mit Vergnügen teilen wir unsern Lesern folgendes Brieflein mit, das uns vor Kurzem zugekommen ist: ‚Geehrter Herr! Vater ..... lebt immer noch und liest, obgleich 98 Jahr alt, immer noch den American Missionary mit ebenso großem Interesse wie früher. Bitte, senden Sie ihm das Blatt auch ferner.‘ ..... Ein regelmäßiger Leser des American Missionary zu sein, ein lebhaftes Interesse haben für die Hebung der Niedrigsten und Geringsten, und dazu ein gutes Gewissen, das giebt eine sichere Anwartschaft auf ein langes Leben. Es würde uns sehr freuen, wenn die Zahl unserer Abonnenten sich mehren würde.“ (!)

England.

Das 91. Jahresfest der Londoner Missions-Gesellschaft wurde am 11. Mai durch eine Gebetsversammlung eröffnet, in welcher der vorsitzende Prediger, Dr. H. R. Reynolds u. A. die folgenden bedeutsamen Worte gesprochen hat: „Ich darf nicht schweigen von dem Druck, welchen die in unserer Literatur und selbst in einigen unserer Gemeinden herrschende Atmosphäre des geheimen Zweifels auf unseren Missionssinn ausübt. Von vielen Seiten wird uns laut zugerufen: das Christentum ist ja nur Eine von den vielen Religionen, welche alle dazu helfen, die Menschheit an's Ziel zu bringen, Wissenschaft und Zivilisation sind vor allem nötig u. s. f. Da sagt man uns bald in den Ausdrücken des Pantheismus, bald in denen des Positivismus, daß der Wert und die Dauer des Individuums nicht über dies Leben hinausgehen, daß unsterbliches Leben ein Traum und daß Gott nur ein Gefühl oder ein Gedanke sei. Ohne diesen traurigen Stimmen aus dem Abgrund des Zweifels Recht zu geben, werden manche unserer Arbeiter doch davon angesteckt und gelähmt, sowohl im eigenen Herzen als auch in ihrer Wirksamkeit. Nur in der Luft unmittelbarer Gemeinschaft mit Christus, in der Luft der Arbeit und des Gebets wird das Nachtgespenst dieses Pessimismus weichen. Gegen eine Atmosphäre, die uns umgiebt, können wir ja nicht zu Felde ziehen; aber wir können uns über sie erheben. Ein gut Stück des modernen Skeptizismus in der Mission ist nichts als die Verdrehung einer großen Wahrheit, der Wahrheit nämlich, daß Gott auch in der Heidenwelt wirkt, daß der ewige Logos ein Licht ist, das auch in der heidnischen Finsterniß noch leuchtet, daß Gottes Geist sich überall bezeugt in der Natur, im Gewissen, in den Ahnungen und in der Sehnsucht aller Menschen. Aber beten müssen wir, gläubig beten, daß wir in Harmonie bleiben mit diesen weltumfassenden Gnadenabsichten Gottes, beten für die Missionare nicht allein und für ihre Bekehrten, wie für die ganze Heidenwelt, sondern beten auch für die Kirche daheim und beten vor allem für uns selbst. Was bei Menschen unmöglich ist, ist möglich bei Gott. An uns selbst verzweifelnd, aber auf Seine Macht vertrauend, können wir nicht zweifeln am Kommen seines Tages und am Sieg der Wahrheit. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt."

In einer der späteren Versammlungen wurde mit Bezug auf das bedeutende Defizit der Gesellschaft (11,500 £) folgender weise Ausspruch gethan: „Ich glaube," sagte der Redner, „die besten Zeiten zum Geben sind die finanziell gedrückten Zeiten, wie wir jetzt eine haben. Warum? Erstlich, weil man in solchen Zeiten sparsam wird, und es sind immer die Sparsamen, nicht die Verschwender, welche geben; nicht was wir ausgeben, sondern was wir sparen, setzt uns in den Stand, die christlichen Liebeswerke zu unterstützen. Und dazu kommt zweitens, daß in solchen gedrückten Zeiten das Gewissen

weicher ist. Im Glück ist es schwer, auf das Gewissen einen Eindruck zu machen. Ich habe noch nie vor einer Gemeinde von lauter Bankrotten gepredigt; aber ich denke mir, einer solchen wäre gut predigen. Im Unglück fragt man nach Gott, denkt an die eigenen Schulden und Versäumnisse und versucht gut zu machen, was sich gut machen läßt. Also fürchten wir uns nur nicht vor den schlechten Zeiten, in welchen das Geld rar ist; das sind gewiß die besten Zeiten, um der Mission neue Beiträge zu verschaffen. Aber wir brauchen auch mehr Gebet und mehr persönliche Fühlung mit dem Missionswerk 2c."

— Die ärztliche Missionsgesellschaft in Edinburg erhält öfters Bittschriften von eingebornen Christen aus Indien, Syrien und andern Ländern um Aufnahme in ihr Institut zur Ausbildung von Missionsärzten, hat aber neuerdings die bestimmte Erklärung abgegeben, daß sie solche Gesuche nur dann berücksichtigen könne, wenn dieselben von einer Missionsgesellschaft unterstützt werden und zwar in der Weise, daß die betreffende Gesellschaft sich verpflichtet, den Petenten nach Vollendung seiner Studien in ihren Dienst zu nehmen. Die Gründe gegen die anderweitige Aufnahme von Eingebornen sind folgende: 1) In Aintab, Beirut, Lovedale, Agra 2c. bestehen längst missionsärztliche Bildungsanstalten, so daß die Eingebornen der betreffenden Länder Gelegenheit genug haben, Medizin zu studiren. 2) Es wäre eine unbillige Konkurrenz, die man diesen Anstalten machen würde, wollte man eine gewisse Klasse von eingebornen Christen in ihrer Ansicht bestärken, als seien dieselben eigentlich nicht viel wert und als könne man nur in Europa etwas Rechtes lernen. 3) Im gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung bedarf die Mission nichts so sehr als tüchtiger eingeborner Gehilfen, die im Lande selbst gebildet und nicht durch einen jahrelangen Aufenthalt in der Fremde europäisirt oder amerikanisirt und durch unweise Missionsfreunde verhätschelt sind. Nur zu oft werden solche in Europa gebildete Leute, aufgeblasen und hochmütig wie sie meist sind, dem Missionar geradezu ein Pfahl im Fleisch. „Nur wer selbst schon mit solchen Gehilfen hat arbeiten müssen, kann sich einen Begriff machen von den Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten, die daraus entstehn." 4) Eingeborne, die in Europa studirt haben, beanspruchen, wenn sie von einer Missionsgesellschaft angestellt werden sollen, die gleiche Stellung und Besoldung, wie ein europäischer Missionar sie hat; hierauf mögen aber meist die Gesellschaften mit Recht nicht eingehen, weil dadurch die finanzielle Selbständigmachung der eingebornen Gemeinden aufgehalten und erschwert wird. Eingeborne können ganz gut leben und auskommen, wenn sie auch nur den zehnten Teil von einer Missionarsbesoldung erhalten; und bloß bei einer so bescheidenen, aber den Landesverhältnissen durchaus angemessenen Besoldung der eingebornen Prediger, Evangelisten, Mis-

sionsärzte 2c., kann man es dahin bringen, daß diese alle nicht am Missionsbeutel hängen, sondern von ihren eigenen Landsleuten erhalten werden.

Wir freuen uns von Herzen über die gesunden missions-politischen Ansichten, die hier ausgesprochen sind, und wünschen nur, daß alle Missionsgesellschaften nüchtern genug sein möchten, dieselben auch zu den ihrigen zu machen.

Deutschland.

Drollig ist es, wie gewisse deutsche Kolonialpolitiker jetzt die Missionare benutzen möchten, ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. So läßt sich in der „Kolonial-politischen Korrespondenz" Nr. 2 eine Stimme „L." vernehmen:

„Wo immer der deutsche Kolonialbesitz seine Thätigkeit entfalten möge, sei es in West-Afrika, in Ost-Afrika, Neu-Guinea und den umliegenden Inseln, oder wo sonst noch der deutsche Unternehmungsgeist, von dem Reichsbanner gestützt, sich hinwenden möge, immer wird sein Hauptbestreben dahin gerichtet sein müssen, die eingeborene Bevölkerung sich willig, geneigt und dienstbar zu machen. Diesen Naturmenschen imponirt der Weiße an und für sich durch überlegenes Wissen und Kunstfertigkeit, und dieser Eindruck läßt sich durch hundert Kleinigkeiten verstärken, deren Kenntnis wünschenswert ist, um sie in solchen Lagen zur Verwendung zu bringen, wo die rohe Naturkraft der Massen sich ihrer physischen Ueberlegenheit dem Einzelnen oder der Minderheit gegenüber bewußt wird und zu explodiren droht. In vielen Dingen einfältig und lenkbar wie Kinder, sind diese Wilden dennoch, wenn gereizt, listig, verschlagen und grausam. Es gehört daher zu den besonderen Aufgaben aller derer, die dazu beitragen wollen, jene Gegenden der Kultur und ihre Urbewohner der Civilisation zuzuführen, den Charakter der ursprünglichen Bevölkerung sorgfältig zu studieren und die Behandlungsweise dementsprechend einzurichten. Gegenüber den religiösen Gebräuchen beobachte man vor allem große Zurückhaltung. Im allgemeinen wird man durch leutselige Behandlung am weitesten kommen, während andererseits rücksichtslose Strenge da angezeigt erscheint, wo es gilt, den natürlichen Instinkten der Spitzbüberei oder des Ungehorsams entgegenzutreten, denn nur die offenbarte Ueberlegenheit, nur der Erfolg zwingt die durch ihre Zahl so überlegene Bevölkerung zum Gehorsam und zur unbedigten Unterwerfung.

„Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe ist nicht Jedermanns Sache, und zumal der von Kraftfülle strotzende und deshalb auf sie trotzende junge, vielleicht sogar bemittelte Eingewanderte, sei er Kaufmann oder Kolonist mehr in der eigentlichen Bedeutung, ist wenig geeignet, diese Aufgabe mit größerem

durchzuführen, weil derartige Persönlichkeiten zu sehr gewohnt sind, herrisch aufzutreten, die ihnen Bediensteten als inferiore Species zu betrachten und demgemäß zu behandeln. In erster Reihe zur Erfüllung dieser Aufgabe bestimmt, geeignet und berufen ist der **Missionar**. Dieser, welcher aus religiöser Ueberzeugung die Heimat und alles, was ihm daselbst lieb und wert ist, verläßt, um im fernen unbekannten Lande sein ganzes Sein der Bethätigung der allgemeinen christlichen Menschenliebe zu widmen und, wenn es sein sollte, selbst das Leben der Pflicht zum Opfer zu bringen, dieser ist zunächst der richtige Mann, um sich die Sympathien der eingeborenen Bevölkerung zu gewinnen, diese Sympathie auf die Kolonisten als seine weißen Brüder hinüberzuleiten und dadurch die Eingeborenen soweit vorzubereiten, um willig thätig zu sein im Dienste der fortschreitenden Kultur. (!)

„Deshalb (NB!) sei an alle Missionsgesellschaften unseres Vaterlandes, sowie an alle diejenigen unserer Landsleute, welche den Beruf in sich fühlen, als Missionare hinauszuziehen in die Fremde, um die Heiden zu bekehren und einer höheren Kulturstufe zuzuführen, die Mahnung gerichtet, ihre Thätigkeit und ihre Schritte nach denjenigen Stätten zu lenken, wo nunmehr die deutsche Flagge am Strande weht, wo deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz im Verein thätig sein wollen, um unter dem schützenden Banner des Reichs den Wohlstand der Nation zu erhöhen."

Allerlei.

Anfang Oktober soll im Pariser Missionshaus der Unterricht wieder beginnen, der seit Direktor Bögners afrikanischer Visitationsreise unterbrochen war. Dem Direktor wird als Professor der aus Südafrika und neuestens aus Algier zurückgekehrte Lic. theol. H. Krüger zur Seite stehen.

— König Khama in Schoschong hat sein Land unter das Protektorat Englands gestellt und dadurch dem drohenden Einfall der Matebelen vorgebeugt. Er heißt weiße Ansiedler willkommen, bittet aber dringend, daß die bestehenden Gesetze gegen den Schnapshandel erhalten bleiben.

— Die amerikanischen Baptisten, Dr. E. Judson und Missionar Loughridge, der unter den Telugus gewirkt hat, sind nach Afrika gereist, um die Stationen am Kongo zu visitiren.

— Die Missionare in Persien sind sehr dankbar für die von Abraham Amirchanjanz in Tiflis ausgeführte Uebersetzung der hl. Schrift in's Ararat-Armenische, einen Dialekt, „der für 600,000 Armenier im Kaukasus und in Persien den süßen Klang der Muttersprache hat."

Todesfälle.

Am 8. April starb in Rampore Bauleah der eingeborne Reiseprediger Haripada Banerdschi, der, unabhängig von allen Missionsgesellschaften und ohne Besoldung oder sonstige Einkünfte, das Evangelium zu predigen pflegte und buchstäblich aus der Hand in den Mund lebte, d. h. für Essen, Trinken, Kleidung und Obdach lediglich auf den guten Willen und die Gastfreundschaft derer angewiesen war, unter welchen er wirkte. Eben hatte er noch in einem Missionsspital die Kranken auf den Heiland hingewiesen und bezeugt, daß er als Jünger Christi von aller Todesfurcht befreit sei, als die Cholera ihn ergriff und trotz der besten ärztlichen Pflege, die Missionar Morison ihm angedeihen ließ, seinem Leben ein Ende machte. Seine letzten Worte waren: „Lieber Herr Jesus! herrlicher Herr Jesus!"

— Am 9. April ist in Mabulela, Basuto-Land, Joh. Daniel Keck, einer der ältesten Pariser Missionare, gestorben. Er war geboren am 9. Aug. 1814 in Straßburg, wurde anfangs der 30er Jahre samt seinem Vater und anderen Verwandten durch Härter erweckt, trat mit Schrumpf, Mäder und Hagenbach, die alle später auch Missionare wurden, in den von Major gegründeten Jünglingsverein und 1841 in's Pariser Missionshaus ein, nachdem er schon am 15. Febr. 1829 in einer von Gobat und Kugler gehaltenen Missionsstunde die erste Anregung hiezu empfangen. Jahre lang hatte er der inneren Stimme widerstanden, bis das abschreckende Beispiel des Propheten Jona solchen Eindruck auf ihn machte, daß er sich dem Herrn ganz zur Verfügung stellte. Am 13. Nov. 1844 wurde er ordinirt, am 29. Juni 1845 kam er auf seiner Station Berseba an. Später siedelte er nach Mekuatling und endlich nach Mabulela über, wo er in großem Segen gewirkt hat. Seine erste Frau war eine Reich aus Herisau, die zweite eine Piton. Sein einziger überlebender Sohn ist ebenfalls Missionar im Basuto-Land geworden.

— Am gleichen Tage (9. April) starb in Stuttgart unser alter Bruder Karl Cäsar Menge, gebürtig aus Hanau, gebildet im Basler Missionshaus, 1836 von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nach Indien gesandt, 1880 zurückgekehrt, seither thätig als englischer Kaplan an verschiedenen Orten, zuletzt in Thusis.

— Am 11. Mai starb in Kalkutta der 1831 von Dr. Duff getaufte, dann zur englischen Kirche übergetretene Professor Krischna Mohan Banerdschi, ein christlicher Gelehrter und Apologet ersten Ranges.

Bücherschau.

Missionsgedanken aus den altkirchlichen evangelischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Von F. Begrich. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1885. Preis Mk. 1.80.

Ein Hauptschaden der Mission liegt darin, daß sie von der großen Masse nicht nur der Gemeindeglieder, sondern auch der Prediger als ein Neben- und Beiwerk, nicht als ein integrirendes Stück des gesamten kirchlichen Thuns behandelt und daher in der sonntäglichen Predigt fast nie erwähnt wird. Wenn das anders werden soll, müssen die Prediger zuerst einsehen, daß die ganze hl. Schrift ein Missionsbuch ist und daß z. B. auch die sonntäglichen Perikopen eine Fülle von Missionsgedanken in sich bergen. Diese letzteren aufzuzeigen und für ihre Verwendung in der Predigt Winke zu geben, hat der Verfasser sich mit Erfolg bemüht. Der Empfehlung, welche Dr. Warneck in seiner Vorrede dem Büchlein (115 S.) mit auf den Weg gegeben hat, können wir von ganzem Herzen auch die unsrige beifügen.

Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung, herausgegeben von Prof Dr. O. Zöckler. III. Band: Systematische Theologie. Nördlingen. C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1885. Zweite Auflage. Preis Mk. 8.

Dieser Band enthält eine Einleitung in die systematische Theologie vom Herausgeber (42 S.), eine dogmatische Prinzipienlehre von Prof. Cremer und ein System der Glaubenslehre vom Herausgeber (zus. 144 S.), ferner eine Apologetik von Prof. R. Kübel (106 S.) und eine Ethik von Prof. Chr. E. Luthardt (189 S.). Wir haben nicht Zeit gehabt, alles zu lesen, haben aber den Eindruck, daß dieser III. Band den zwei vorhergegangenen mindestens nicht nachsteht. Ganz besonders hat uns die Luthardtsche Darstellung der christlichen Ethik angezogen, gefesselt und befriedigt. Kübel teilt seine Apologetik in drei Abschnitte: 1) Nachweis der christlichen Anschauung von Gott, als allein dem Lebensbedürfniß des Menschen entsprechend; 2) Nachweis der christlichen Anschauung von Jesu Christo, als allein dem Heilsbedürfniß des Sünders entsprechend; 3) Nachweis der christlichen Anschauung von dem der Kirche anvertrauten Worte Gottes in der hl. Schrift, als allein dem Wahrheitsbedürfniß des Menschen entsprechend. Hier kann der Missionar viel lernen.

West African Hygiene. By Dr. *Ch. S. Grant.* Second Edition. Published by Edw. Stanford, 55, Charing Cross, London, S.W. 1884.

Dies Büchlein (51 S.) ist im Auftrag der englischen Regierung der Goldküste gedruckt worden und wird auch von unserem Dr Mähly empfohlen. Es enthält nicht nur allgemeine Gesundheitsregeln, wie sie für alle tropischen Länder passen, sondern handelt auch speziell von den afrikanischen Fiebern, Leber-, Unterleibs- und Hautkrankheiten, belehrt über den Gebrauch des Thermometers, des kalten Bades in Fieberfällen, über die Ausrüstung &c. Branntwein soll nur auf ärztliche Vorschrift genommen, Wein und Bier nur sehr mäßig getrunken werden. Wer daheim ein Temperenzler war, soll es auch in Afrika bleiben.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Eine Missionarin imindischen „Dandi“.

Eines Neger-Pastors Predigtreise
durch die Länder am Volta-Strom.

9. Reise durch Nkonja.

Am 6. April durchzogen wir die Steppe, die zwischen Boem und Nkonja liegt. In der Nähe des Dorfes, wo wir aufbrachen, mußten wir über den Konsu-Fluß und nach einem neunstündigen Marsche erreichten wir den ersten und größten Nkonja-Ort, Wurupong. Als wir ankamen, trafen wir die Bewohner in großer Aufregung: denn man rüstete sich auf eine großartige Leichen- oder Totenfeier, welche für die in einem vor acht Jahren geführten Kriege gefallenen Helden veranstaltet werden sollte. Das Getränk für die Feier, der Palmwein, war schon reichlich vorhanden; man ließ keinen Fremden durch die Stadt ziehen, ohne ihm einzuschenken. Am folgenden Morgen predigte ich vor einer Menge Volkes, das aufmerksam zuhörte. Nachher begrüßte ich den Stadthäuptling und Hauptfetischpriester. Als sie erfuhren, daß ich von Late komme, hatten sie eine große Freude, und betrachteten mich als ihren Landsmann, weil sie auch von Late abstammen. Hier wird der große Fetisch Sia verehrt, welchem von Zeit zu Zeit Menschen geopfert werden (ähnlich wie in Akuapem dem Fetisch Tutu, und heute noch in Krobo dem Kotokro und Nadu). Auch am folgenden Tage, einem Sonntage, predigte ich morgens und gegen Abend vor einer großen Zuhörerschaft wieder auf der Straße, und sie nahmen das Wort mit Freuden auf.

Am 9. April setzten wir unsere Reise fort bis Tepo, nicht weit von Wurupong. Hier mußte ich einiges Gepäck, das ich von Krakje den Wolta herunterschickte, am Fluß etwa vier Stunden weit, holen lassen. Inzwischen predigte ich vor den wenigen Leuten, die zu Hause waren. Wir wurden aber gestört durch einige Männer, welche mit einem Leichnam auf dem Kopf aus dem Busch kamen, wohin sie sich vorher begeben hatten, um den Toten wegen Vergiftung zu befragen.

Sie rannten nun mit dem Leichnam wie verrückt durch die Straßen und brachten die Bewohner in große Aufregung; endlich nach langem Hin- und Herrennen und Zerren, stießen sie mit dem Leichnam auf das Haus eines Tete, der aber nicht zugegen war. (Hier lassen sie den Leichnam mit den Füßen, an andern Orten mit dem Kopf anstoßen.) Der Mann, dessen Haus gestoßen wurde, soll lange Zeit vorher, ehe der Gestorbene krank wurde, den Ort verlassen haben. Sowohl der Gestorbene, wie der Gestoßene, beide heißen Tete. Sie beide waren Fetischdiener und hatten dem Fetisch Kompi Palmwein darzubringen. Der ältere (jetzt abwesende) Tete hatte dies Amt lange Zeit verwaltet, und der jüngere, soeben verstorbene Tete, war jenem als Gehilfe und Lehrling übergeben worden. Es gilt nun bei diesem Dienst folgendes Gesetz: Wer den Palmwein einschenkt oder darzubringen hat, darf, ehe er etwas ausgegossen und dem Fetisch dargebracht hat, nichts davon an den Mund bringen. Wenn das Gefäß auch übervoll und etwas davon verschüttet wird, so hat das nichts zu sagen. Da kam es nun vor, daß der verstorbene Tete eines Tages wieder einzuschenken hatte, und als die Kalebasse überfloß, einen Schluck nahm, noch ehe er es dem Fetisch dargebracht. Der ältere Tete, der die Regel wohl wußte, saß dabei, sagte aber nichts. Wegen dieser Mißachtung wurde der Fetisch Kompi aufgebracht und schlug den jüngeren Tete, daß er krank wurde und starb. Als er gestorben war, befragten sie die Leiche in der oben bezeichneten Weise. Das Ergebnis war, daß der ältere Tete gestoßen, d. h. als Ursächer des Todes dieses Verstorbenen bezeichnet wurde. Hierauf fragte ich: „Ach, da hat er also nicht selber mit eigener Hand ihn vergiftet?" „Nein," sagten sie, „der Fetischgeist hat ihn getötet, aber die Schuld davon dem älteren Tete zugeschoben; denn weil er eine solche Verfehlung nicht leiden kann, wurde der jüngere jenem übergeben, daß er ihn unterrichte und genau anleite. Hätte er es ihm recht gezeigt, dann hätte der Fetischgeist ihn nicht getötet." — „Wenn er ihn also," fragte ich, „doch nicht eigenhändig vergiftet hat, werdet ihr ihn töten, wenn er kommt?" Sie antworteten: „Er ist ja noch nicht da. Wäre er da, so würden wir ihn verbrennen oder um den Wert von sieben Sklaven strafen!" Was nach meiner Abreise mit dem Aermsten geschehen, weiß ich nicht.

Wie sehr diese Leute sich von unsichtbaren Mächten beeinflußt halten, zeigte mir ein anderes Begegnis. Sobald sie jemand nach

Art der Muhammedaner oder Europäer gekleidet daherkommen sehen, und besonders wenn der Betreffende auch noch zu schreiben versteht, so wird er, da die Leute hier von Europäern und Schriftlichem nur mangelhafte Kunde haben, als Muselmann angesehen. Auch ich wurde daher für einen solchen gehalten. Das gieng also zu. Abends, bevor ich mich niederlegte, las ich noch bei Licht im Neuen Testament und verrichtete dann mein Gebet. Es war eine offene Hütte, die man mir zum Schlafen angewiesen hatte; und so konnte ich von den Hausbewohnern leicht beobachtet werden. Meine Hausfrau, die mich beten sah, gieng noch am gleichen Abend zu ihrer Freundin und teilte es ihr mit. Diese Freundin begegnete mir am nächsten Morgen und sagte: „Ich möchte dich gerne besuchen und wegen einer Sache um Rat fragen; laß uns deshalb in deine Wohnung zurückgehen.“ Dort angekommen begann sie: „Von meiner Schwester, die dich gestern Abend dein Gebet verrichten (murmeln) sah, erfuhr ich, daß du ein Murmelmann (d. h. Muhammedaner) bist. Ich bin nun zu dir gekommen, um mir Rats zu erholen, und möchte dich fragen, mit was (d. h. was für einem Geschenk) man vor dich zu kommen hat, damit du etwas für einen thust. Ich werde dann sofort das Geld entlehnen und dir bringen.“ Ich mußte lächeln, sagte ihr aber nicht gleich, daß ich kein Muselmann sei, sondern fragte sie: „Was ist dir denn?“ Alsbald erzählte sie denn alle ihre häuslichen Verhältnisse: sie habe so und so viele Kinder geboren, aber alle wieder verloren; habe mehrmals geheiratet und ihre Männer gepflegt und bedient in der besten Weise; aber trotzdem sei sie von dem einen nach kurzer Zeit, von dem andern schon nach wenigen Tagen aufgegeben worden; ein dritter, mit dem sie längere Zeit in Frieden und Eintracht gelebt, sei plötzlich gestorben. Ebenso unglücklich gehe es ihr im Handel und Verkehr: sie löse, wenn sie etwas verkaufe, nur die Hälfte von dem was es wert sei u. s. w. Und doch sei sie keine eigenliebige, ehrgeizige Person; im Gegenteil, sie liebe jedermann, werde aber nur gehaßt und nicht wieder geliebt; die Leute haben eine Freude, wenn es ihr recht schlimm gehe. Die Zauberer oder Hexen haben sie aller ihrer Kinder und Enkel beraubt, so daß sie nun mutterseelen-allein dastehe &c.; „deswegen,“ schloß sie, „fordere was du willst, und schaffe mir Abhilfe.“ Während ihrer Auseinandersetzung mußte ich sie immer nur ansehen und mich wundern, daß sie diese ihre speziellsten Anliegen von selber so offen darlegte, und mir sagen: wahrlich, die

Wahrsager haben es hier nicht schwer mit ihrem Urteil oder Wahrsagerspruch. Kaum hatte ich die Frage: „Wo wohnst du denn?“ über meine Lippen gebracht, so sprang sie schon auf und hieß mich ihr folgen; denn sie glaubte, ich wolle das Unheil in ihrer Wohnung bannen, den Fluch heben. Unterwegs setzte sie mir vollends alle ihre Geheimnisse auseinander. In ihrem Gehöfte angekommen, musterte ich alle Gegenstände im Hofe ringsum, und sofort erblickte ich einen kleinen Hausgötzen mit einem Streifen Zeug umwunden, wie alle Boem- und Nkonja-Leute einen solchen in ihrer Wohnung stehen haben, dem sie von allem, was sie essen, etwas abgeben. Auf diesen Hausgötzen deutend, sagte ich: „Das ist's, was all das Unheil und den Jammer über dich bringt!“ Verwundert und bestürzt rief sie nun aus: „Aber was sagst du! das ist ja meines Hauses und meiner Kinder und Enkel Schutz und Schirm!“ — „Wie kannst du,“ entgegnete ich, „jetzt wieder von Kindern und Enkeln sprechen, welche der Götze zu schützen habe, wenn doch, wie du mir sagtest, trotz seines Schutzes, dein ganzes Haus ausgestorben ist?“ Hierauf bekam ich keine Antwort. Nun zeigte ich ihr, daß Fetisch und Götzendienst vor Gott ein Greuel sei, verkündigte ihr aber auch von unserm Herrn und Heiland Jesus Christus, der als das Lamm Gottes die Sünden der Welt getragen und Fluch und Unheil auf sich zu nehmen und von uns abzuwenden gekommen sei; an ihn solle sie sich wenden, und nicht an die Muhammedaner, welche durch Hinterlist und Gaukelspiel nur den Leuten das Geld für nichts und wider nichts abnehmen. Diese Auskunft entsprach aber ihrer Erwartung ganz und gar nicht. Sie wollte nur, daß ich ihr sage, was ich für meinen Wahrsagerspruch verlange; und selbst wenn es ein Schaf wäre, wollte sie es herbeischaffen. Nun sagte ich ihr, ich sei kein Muselmann, sondern ein Knecht Gottes, der das Wort Gottes verkündige; sie solle umkehren und ihr Herz Gott geben. Aber auch das fand kein offenes Ohr. Nun verließ ich sie und gieng.

Kaum war ich ein wenig vom Gehöfte entfernt, so kam sie mir nachgelaufen mit einem Brief in der Hand, welcher im Jahr 1869 in Anum geschrieben worden war; sie bat, ich möchte ihn lesen und ihr den Inhalt sagen. Nachdem ich ihn gelesen hatte, sagte ich ihr, wo und wann, von wem und an wen er geschrieben und was darin enthalten sei. Das setzte sie so sehr in Erstaunen, daß sie vor Verwunderung kein Wort herausbrachte, aber endlich ausrief: „Aber

heute habe ich etwas erlebt! So laß mich denn nun Recht haben und gestehe, daß du ein Murmelmann (Muselmann) bist! Ist denn das nicht ein Beweis von meiner schwarzen, unheilvollen Seele,*) von der ich dir sagte? Wenn ein Mensch, der eine gute und wohlmeinende Seele hat, einem großen Muselmann, der solche Einsicht hat, wie ich sie bei dir gefunden habe, begegnet, sollte dieser nicht ihm zu sagen wissen, was ihn verfolgt, d. h. unglücklich macht, und etwas für ihn thun, damit es ihm wieder gut geht? Ich aber, von wegen meiner bösen Seele, die mich verfolgt und die ich bei meiner Verabschiedung aus fernem Himmelsraum mitbrachte, — ich bin da einem Menschen begegnet wie du, der Verstand und Einsicht hat, von welchem ich auch weiß, daß er diese meine Sachen versteht, und mir darüber Aufschluß geben und etwas für mich thun könnte, damit dieses Unheil von mir wiche, und ich habe lange gebeten und angehalten, wie ich nur konnte, — finde aber keine Hilfe; denn du sagst, du werdest nichts für mich thun! Ich habe mich sogar erboten, mich selber zu verkaufen, um dir eine entsprechende Belohnung zu verschaffen; aber du weisest es ab! Und nur weil du nichts für mich thun willst, behauptest du, du seiest kein Muselmann! Wenn du keiner wärest, hättest du nicht herausfinden können, was in diesem Briefe enthalten ist. Denn welcher gewöhnliche Mensch wäre im Stande, Namen anzugeben von Leuten, die er nicht kennt, und Sachen zu sagen von Orten, an denen er nie gewesen ist, wie du es gekonnt hast? Ja, nicht einmal alle Muselmänner können das, sondern nur die Großen unter ihnen."

Während dieser Auseinandersetzung hatten sich viele Leute um uns geschart, und, zu diesen gewandt, sagte sie: „Ich habe ihn den Brief lesen lassen und er hat mir das, was vor langer Zeit zwischen

*) Der Neger versteht unter schwarzer, böser Seele oder guter, wohlbeschaffener Seele etwas anderes als wir. Nach seiner Anschauung ist es das personifizirte Los oder Schicksal, das dem im Himmel präexistirenden Menschen bei seiner Verabschiedung behufs des Wiedereintritts in ein irdisches Dasein mitgegeben wird. Dieses Geschick folgt dem Menschen nach, wie der Schatten dem Körper, und wird das eine Mal als die Seele selbst, das andere Mal als ein sie unzertrennlich begleitender Schutzgeist aufgefaßt. Daneben steht jeder Neger noch in einem Verhältniß der Angehörigkeit an das Geistwesen, welches dem Wochentag seiner Geburt vorsteht, sowie unter dem Schutzgeist der Familie oder sonst einem Fetischgeist, dem etwa das Kind schon vor seiner Geburt von den Eltern geweiht wurde.

mir und einem Freund vorfiel, so gesagt, wie wenn er dabei gestanden wäre, als sich die Sache zutrug; und ich habe ihn wiederholt und dringend gebeten, etwas für mich zu thun, aber er will nicht." — Der Brief, um deswillen ich ihr auf einmal unwidersprechlich als ein Muselmann galt, war von einem Akra-Mann, der sich einst bei ihr, hier in Nkonja, aufhielt, dann aber nach Anum zog und von dort aus den Brief schrieb, welchen sie acht Jahre lang aufbewahrte, weil sie niemand fand, der ihn zu lesen im stande war. Ich gab mir nun alle erdenkliche Mühe, zu erklären, was es für eine Bewandtnis mit schriftlichen Sachen habe; aber sie konnten es nicht begreifen, und das Weib behauptete immer wieder, ich behandle sie grausam und sei hartherzig gegen sie. Endlich, da all ihr Reden nichts half, sagte sie, in dem Gedanken, ich hasse sie: „Nun ja, Haß hat keine Arznei" (d. h. gegen den Haß kann man mit nichts aufkommen). Wenn du durchaus nichts für mich thust, so machts nichts (d. h. ich muß es mir eben gefallen lassen); es kommt eben auch von meiner schwarzen Seele her, die ich aus fernem Himmelsraum mitgebracht habe. Als sie das sagte, standen ihr die Augen voll Wasser und in tiefem Kummer gieng sie davon.

Hier in Tepo wurde ich zwei ganze Tage hingehalten durch eine ärgerliche Geschichte. Für meine Lasten nämlich mußte ich Träger suchen, und als ich sie gefunden, gab ich ihnen Zettel in die Hand, auf die ich nichts als den Namen des Betreffenden geschrieben hatte. Als aber der Vater des einen von ihnen heimkam und das Stückchen Papier in seines Sohnes Hand sah, schrie er laut auf und fragte seinen Sohn, gerade als ob er ein bissiges Tier oder Gift, das man nicht anrühren darf, in der Hand hätte: „Woher hast du das? woher hast du das?" Er sagte: „Der Buroni (Europäer), welcher hier ist, hat uns gedungen, mit ihm nach Batoo zu gehen, und der gab uns die Dinger." Da herrschte er ihn an: „Heilloser Kerl, mach mir schnell, daß es fortkommt! Weißt du denn nicht, daß es heißt, mit Papier verkaufen die Europäer Menschen? und ihr habt sein Papier angenommen und gehet mit ihm, daß er euch verkaufe! Wisset ihr nicht, daß neulich Nkromma Srani einige auf diese Weise betrogen und mit sich genommen hat und sie auch verkauft hätte? nur weil die Kinder der Nkonja-Leute tüchtige Burschen sind, entflohen sie und kamen hieher zurück." Diese Reden verbreiteten sich nun im Nu unter den Bewohnern, und zwar mit der Auslegung,

ich habe Papier mit hieher gebracht und wolle ihre Kinder beschwatzen, um sie zu verkaufen. Ich hatte noch nichts davon gehört, da kam einer der Gemieteten nach dem andern, blieb in einiger Entfernung stehen, warf mir das Papierchen zu, und entfernte sich. Ich fragte sie: „Was soll das heißen? wollt ihr denn nicht mehr gehen, daß ihr die Zettel hinwerfet und weggehet?“ Sie antworteten: „Ja, unsere Väter sagen, sie lassen uns nicht gehen. Nur einer gab nähere Auskunft und erzählte die Geschichte mit dem Nkromma Srani. (Der Mann, der diesen Namen führte, hatte als Soldat in Cape Coast gedient, war von dort entwichen und hielt sich nun Handel treibend in diesen Gegenden auf.) Nun gieng ich zu dem Vater des einen von ihnen und sagte ihm: ich sei kein solcher Mensch; wenn ich Sklavenhandel triebe, so hätte ich Sklaven von Salaga mitgebracht u. s. w. Ich mochte aber sagen, was ich wollte, er blieb bei seinem Nein! und erklärte nur immer von neuem: „Es ist nicht wahr; keiner weiß, was in des andern Kopf ist; ihr Kleidertragende seid alle eins.“ Wohin ich mich auch wandte, überall war es dasselbe, alle sagten immer wieder: mit den Zetteln wolle ich ihre Söhne überlisten, um sie zu verkaufen. Und als ich noch mehr in sie drang, mir ihre Söhne zu geben, zogen sie sich zurück, giengen in den Busch, und ich hatte das Nachsehen. Am folgenden Tag gegen Abend entschlossen sich meine alten Träger, die Lasten noch bis ins nächste Dorf, Ntomba, zu tragen, und wir hofften, dort neue Träger mieten zu können. Aber auch hier war die Geschichte von dem Nkromma Srani bekannt und deshalb hatte ich abermals die größte Mühe, bis ich Träger fand. Nach langem Suchen willigten zwei Jünglinge ein, stellten aber die Bedingung, daß ich sie im voraus bezahle. Ich wollte mich nicht darauf einlassen, weil ich kein Geld hatte und mein Kleiderstoff, von dem ich abschneiden konnte, für meine tagtäglichen Bedürfnisse bestimmt war. Ich sagte ihnen deshalb: man bezahlt (laut Sprichwort) nicht beim Aufnehmen, sondern beim Abstellen der Last. In Batoo werde ich sie bezahlen. Bald aber gieng die Verhandlung wegen des Vorauszahlens wieder los, und ich mußte mich endlich dazu verstehen, ihnen den Kleiderstoff im voraus zu geben. Am folgenden Morgen, den 12. April, brachen wir auf und berührten auf der Durchreise die drei Nkonja-Orte Kagjabi, Ntschumuru und Prapramusi, wo ich auch noch predigte.

---

10. Schluß der Reise.

Ich kam nun in das Gebiet der Ewhe-Leute, deren Sprache ich nicht verstehe. Der Weg führte über Agbenohoe und Fesi nach Kpando; letzterer Ort ist von Bedeutung in jener Gegend, aber ich fand keine passende Gelegenheit zum Predigen und übernachtete in Okjerefo. Hier fand ich einen Ewheer, der, weil er früher in Aburi sich aufhielt und bei den Missionaren arbeitete, Tschi verstand. Diesen nahm ich mir zum Dolmetscher und predigte am Morgen vor unserem Aufbruch den zusammengeströmten Leuten, weil es mir zu wehe gethan hätte, wenn ich, ohne gepredigt zu haben, hätte weiterziehen müssen. Am 13. passirten wir die Anvoe- und Tuntunja-Dörfer und übernachteten in Ahafe. Am 14. führte uns der Weg durch Njeduase nach Kpewhe, wo wir unser Nachtlager nahmen. Wie ich am folgenden Tage, einem Sonntag, morgens mich von meinem Lager erhob, erfuhr ich, daß meine Nkonja-Träger davongelaufen seien, weil sie fürchteten, ich wolle sie verkaufen. Sie hatten mich überdies noch bestohlen und einige meiner unentbehrlichsten Sachen mitgenommen. Am meisten vermißte ich den Theetopf, den ich wegen des kalten Fiebers, das mich häufig befällt, auf Reisen immer mitnehme; Messer, Löffel und meine Sandalen, die ich beim Gehen durchs Steppengras nötig hatte, waren auch fort. Als sich das morgens herausstellte, war es mir über's Reden hinaus! „Wenn diese jetzt fort sind, was fange ich an, um andere Träger zu bekommen?" Da es Sonntag war, so blieben wir den ganzen Tag an dem Ort, und weil die Leute die Tschi-Sprache nicht verstunden, konnte ich nicht predigen, sondern nur einigen wenigen, worunter auch der Ortshäuptling war, einiges aus dem Neuen Testament erklären. Die übrige Zeit streifte ich durch den Ort, um Träger zu bekommen; aber überall wurde ich abgewiesen. Endlich stellte sich große Traurigkeit bei mir ein; ich konnte nicht essen und wußte auch nicht, was machen. Aber beten konnte ich. Und unter anderem sagte ich: „Du, o Gott, hast mich auf dem weiten Weg bis hieher gebracht, und jetzt bleibe ich unterwegs sitzen, und habe doch auch kein Geld, um hier zu verweilen und etwas abzuwarten. Wenn du willst, daß ich so im Hunger hier bleiben soll, so laß es mich wissen; ist das aber nicht dein Wille, so bitte ich, sei gnädig und sende mir Träger, mit denen ich weiter kann." Eben hatten sich meine Lippen geschlossen und kaum war ich aufgestanden und in's Freie getreten, da

sah ich Wanderer vorbeiziehen. Schnell sprang ich ihnen entgegen und fragte, wohin sie gehen? Sie sagten: „Wir wollen Jams nach Batoo tragen und dort verkaufen.“ Ich stellte ihnen den Antrag, anstatt des Jams meine Lasten nach Batoo zu tragen und hernach den Jams zu holen; dann hätten sie doppelten Verdienst. Sie willigten ein und giengen alsbald mit meinen Lasten voraus. Diese Erhörung meines Gebets war mir außerordentlich merkwürdig und mein Herz war so gerührt, daß ich nicht fand, wie ich meinem Gott genug danken konnte! „Ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören.“

Am 16. April zogen wir weiter und kamen über Bami, Akurofufu und Asuogja nach Sokodei, wo die Bremer Missionare einen Lehrer stationirt haben. Ich traf ihn in der Schule und freute mich sehr über die Lieder, welche die Kinder mir sangen, und auch über ihr Lesen und Schreiben, ihre Reinlichkeit am Leibe und an der Kleidung, sowie über ihr anständiges Benehmen. Es war mir wie einem, der in Nacht und Finsternis dahingeht und nicht weiß, wo er ist und wie er mit der Zeit daran ist; auf einmal läßt sich nun der Rufvogel hören und der Hahn antwortet ihm: da braucht ihm niemand mehr zu sagen, daß es nun Tag wird und daß ein Dorf in der Nähe ist. Bei dem Lehrer fand ich eine recht freundliche und liebevolle Aufnahme. Hier traf ich auch jenen Nkromma Srani, der ja den Pfeffer gepflückt hatte, den mir dann die Nkonja-Leute in die Augen gerieben. (Eine barbarische Strafe bei den Negern, einem Pfeffer in die Augen zu reiben.) Ich erzählte ihm, welche räuberische Absicht ihm die Nkonja-Leute zuschreiben und was ich, infolge davon, in Nkonja und hier in Ewhe zu leiden gehabt, und stellte ihn deshalb zur Rede. Er sagte hierauf: „Was sie sagen, ist nicht wahr; es kommt nur von ihrer Furcht und Thorheit her.*)

Den 17. April setzten wir unsere Reise fort und übernachteten in Okole. Hier wurden wir sehr unfreundlich aufgenommen. Baten wir in irgend einem Gehöfte abstellen zu dürfen, so hieß es: „Es kann nicht sein.“ Bis zu Abend saßen wir auf der Straße, und doch konnten wir nicht weiterziehen, sonst hätten wir in der Grassteppe übernachten müssen. Endlich mußte ich Kühnheit ge-

*) Wir sagen: verbrannte Kinder fürchten das Feuer; und es ist kein Wunder, daß der Schrecken des Sklavenhandels den dortigen Leuten noch in den Gliedern steckt; sie wurden früher auch darnach behandelt.

brauchen und meinen Lagerplatz in einer leeren Hütte, die sonst als Küche benützt wird, nehmen. Ich fragte die Eigentümerin um Erlaubnis, auch meine Lasten dorthin bringen zu dürfen. Sie erwiderte: „Wenn du dein Gepäck dahin bringst, wohin soll ich dann, wenn es regnet, mein Brennholz thun?" Ich that, als ob ich's nicht hörte, schleppte meine Sachen herbei und legte mich, während sie noch fortbruttelte, zur Ruhe nieder. Hartherzig ist einmal dieser Leute Art, und sie ist zum Sprichwort geworden. Dieselbe Härte kommt auch ihren eigenen Leuten gegenüber zum Vorschein. Alle die Völker, zu denen ich kam, nehmen die Fremden auf, geben ihnen ein Nachtlager in ihren Dörfern und behandeln sie freundlich; nur diese Ewheer nicht. Nicht nur Speise, Wasser und Schlafstätte verweigern sie; sondern sie sind auch nicht frei von Mordgedanken. Abends zwischen 8 und 9 Uhr, als ich schon eingeschlafen war, wurde ich durch einen Lärm aufgeschreckt; eine Grashütte stand in Flammen. Ich stand auf und rief meinen Begleitern. Sie halfen löschen. Kaum aber war das Feuer gelöscht, so kamen schon einige mit Knitteln herbei und sagten: „Jetzt leget Hand an die Fremden, die dahergekommen sind, um das Dorf zu verbrennen." Meine Leute suchten sich zu rechtfertigen, aber es half nichts. Endlich sagte ich: „Wenn man jemand durchprügelt oder gar umbringt, so gibt man ihm doch auch eine Ursache an." So wurde nun fortgelärmt, ohne daß der größte Teil von ihnen gewußt hätte, wie das Häuschen in Brand geraten war, nämlich also: Ein Mädchen hatte ein Licht in der Hand und stand neben einer Hütte, während meine Leute ein Stück Rindvieh, das los geworden war, einfingen. Auf einmal stand die Hütte in Flammen, weil sich das Mädchen an dem Vieh vergafft hatte und mit dem Licht dem Grasdach zu nahe gekommen war. Daß eine Person aus ihrem Ort den Brand veranlaßt habe, wollten sie aber durchaus nicht gelten lassen, sondern blieben dabei: „Man sagte euch, ihr solltet nicht in diesem Ort übernachten, und ihr setztet es durch; und wenn ihr die Rinder nicht hieher gebracht hättet, so hätte das Mädchen nicht darnach geschaut und das Häuschen in Brand gesetzt; deswegen möget ihr machen was ihr wollt, wir schlagen euch doch in den Block (d. h. setzen euch gefangen, durch Befestigen der Hand an einem Holzblock)." Als ich sah, daß sie in ihrem Zorne das wirklich ausführen wollten, ermahnte ich meine Leute: „Bleibet nur ruhig und lasset sie fortwüten, bis sie von selber aufhören. Wenn

sie euch in den Block schlagen wollen, so rühret euch nicht, denn sobald ihr in etwas zu weit gehet, sind wir tote Leute." Sie gehorchten mir und blieben ruhig; jene aber tobten fort, bis sie genug hatten; dann sagten sie: „Es ist jetzt Nacht, wir gehen, und morgen wird's Tag werden für uns und für euch." Wir blieben also; aber bei Tagesanbruch waren wir schon unterwegs.

18. April. — In einem Dorf der Tong-Leute verschafften wir uns etwas zu essen, und in Amadeka mußten wir übernachten. Jetzt aber wollte sich's nicht länger thun; ich war ausgetrocknet (mittellos) wie eine Scherbe. Aber der Gott, der auch für die Sperlinge sorgt, ließ es nicht zu, daß wir hungrig zu Bett gingen. Schon war uns ein Wohlthäter in der Person des Ada-Christen Noa Tei hieher vorausgeschickt. Dieser kannte mich von früher und bald hatte er ein Huhn gekauft und ein Essen zugerichtet, an dem ich mich mit ihm erlabte, und auch meine Begleiter konnten sich satt essen. Tags darauf lieh er mir noch einen Shilling wert Kauris, womit wir bis nach Batoo kommen konnten. Es war mir, als hätte mir Gott seinen Engel begegnen lassen.

Am 19. übernachteten wir in Dewhe und am 20. kamen wir an den Volta in ein Dörflein, wo ich wieder Bekannte von Abiriw traf. Ein junger Mann, namens Theophil Ofori, der mit seinem Weibe hier Baumwolle ankaufte für ein englisches Haus, nahm uns gastfreundlich auf, und sie thaten an uns, was man nur aneinander thun kann. Auch sie erschienen uns wie Engel Gottes, die beauftragt waren, für uns zu sorgen. Er war mir behilflich und lieh mir an Geld, was ich zum Uebersetzen über den Fluß nötig hatte. Glücklich in Batoo angekommen, war es uns, als seien wir schon daheim. Bis nach Date aber brauchten wir noch vier Tage. Am 28. April endlich zogen wir dort ein.

An diesem Tage des Wiedereintreffens in der irdischen Heimat bekam ich ein Bild und einen Vorschmack von der Freude und dem Wonnegefühl, das einem nach allem Leid und Drangsal in der himmlischen Heimat angelangten Erdenpilger widerfahren wird. War das ein Jubel und eine Freude! Meine Gemeindeglieder, die ich vor drei Monaten verlassen hatte, drängten sich heran, umarmten mich und haschten nach meinen Händen, um sie zu schütteln und mich zu begrüßen. Vor Freude vergaß ich Essen und Trinken! Auch alle die Beschwerden und Mühsale der langen Reise durch Hitze und Kälte, Müdigkeit und Erschöpfung, Hunger und Durst, Rastlosigkeit

und Krankheit und vieles andere verursacht, drängten sich in den Hintergrund; es war mir, als sei ich im Himmel angelangt. Vor lauter Freude und Aufregung konnte ich vier Tage lang nicht schlafen. Wenn ich da so auf meinem Bette lag, wußte ich Gott nicht genug zu danken für seine große Gnade und mannigfaltige Fürsorge, die er mich auf diesem ganzen Wege hin und her hatte erfahren lassen. Was mich am meisten freute, ist aber, daß ich an Orten, wo man zuvor nie von Jesus etwas vernommen hatte, Zeugniß ablegen durfte von seinem großen Namen. Auf der ganzen Reise aber bewegte mich der Gedanke, welcher in unserem Tschi-Lied „Ein Fremdling, nicht ein Bürger, bin ich in dieser Welt", ausgesprochen ist." *)

1. Ein Fremdling, nicht ein Bürger, bin ich in dieser Welt;
Hier find ich keine Heimat, kein Land, das mir gefällt.
Voll Plagen, Mühen, Kummer ist unser Pilgerlauf,
Doch Ruhe kommt im Himmel, wo Gott mich einst nimmt auf.

2. Traf mich nicht seit der Jugend gar manches Ungemach,
In Krankheit, Angst und Nöten, in Kampf und Streit und Schmach?
Ich fand nicht, was ich wünschte, fand volle Freude nie;
Drum freu ich mich der Reise und bleib nicht lang allhie.

3. Auf diesem Weg der Leiden gieng mancher mir voran;
Die Männer Gottes alle, die zogen solche Bahn.
Doch mit Geduld und Glauben gieng's gut bei aller Not,
Und ich auch folge ihnen im Leben wie im Tod.

4. Gedenk an Abrams Reisen! Doch Segen war der Preis.
Als Fremdling hier und Pilger mach's nach ihm gleicherweis'.
Besieg die argen Feinde, erdulde still das Leid!
Ein tapfrer, treuer Streiter bleibt Sieger allezeit.

5. So will ich mich denn mühen bis an des Weges Ziel.
Wenn ich wo Herberg finde, so freut mich's in der Still;
Doch meine wahre Heimat ist Gottes Friedensstadt;
Jerusalem da droben, das Licht und Liebe hat.

6. Dorthin richt ich mein Auge, dort wünsche ich zu sein.
O Herr, du selbst geleite und bringe mich hinein.
In aller Not und Plage mir deine Hilfe send!
Mach meinem Wanderleben und Mühsal bald ein End!

7. Dort werd ich ewig bleiben und nicht mehr Fremdling sein,
Mit deinen selgen Kindern mich steter Ruh erfreun.
Dort werd ich schnell vergessen der Mühsal meiner Reis';
Das Leid ist ganz verschwunden, nichts bleibt als Dank und Preis.

*) Da Opoku selbst der Verfasser dieses Gesangbuchliedes ist, setzen wir dasselbe in Uebersetzung hier an den Schluß seiner Reisebeschreibung.

Das Missionshaus in Radschamandri.

Von Missionar H. C. Schmidt.

Missionshäuser in der Heidenwelt sind Denkmäler, und könnten die Wände reden, so würden sie eine Geschichte erzählen, die jetzt kaum jemand kennt, als der Herr allein. Zwischen diesen Wänden wird mancher Kampf gekämpft, da es dann oft genug heißt:

Harre, meine Seele,
Harre des Herrn!

Und wenn man dann endlich ein wenig gelernt hat zu warten und zu schweigen und hernach auch zu reden, so daß es verschlägt, ja dann gilt's wieder zu kämpfen, und wie froh ist man, wenn aus diesen Kämpfen die eine oder die andere Heidenseele hervorgeht mit dem offenen und mutigen Bekenntnis: „Auch ich glaube nun an Jesum; ich kann nicht anders; Gott helfe mir!" Doch in gar vielen Fällen war der Glaube zu klein und manchen Erweckten entsank der Mut vor der großen Uebermacht des Heidentums und all die schönen Hoffnungen endeten in bitterer Enttäuschung. Das gab dann Trauerstunden, die das Haus mit dunklen Erinnerungen füllten. Doch dann folgen auch wieder Oster- und Pfingsttage, da das Herz jubelt, und schenkt der Herr gar viele solcher Tage, so steht das Missionshaus im schönsten Glanze und wird ein Ebenezer, wo man gerne weilt. Da wird es eine Stätte, wo man anbetend der Freudenstunden gedenkt, die man gemein hat mit den Engeln Gottes im Himmel, die sich freuen über jeden Sünder und nicht zum wenigsten über jeden Heiden, der Buße thut.

Eigentümlich ist es übrigens, daß so viele Missionare, die so gern in ihrer Arbeit blieben, dennoch abgerufen werden. Man steht da stille und fragt: „Herr! warum?" Und der Herr antwortet: „Das weißt du jetzt nicht, aber du wirst es hernach erfahren." Der Herr fragt nicht seine Diener um Rat, was er thun soll. Er weiß, was er thut, und verrechnet sich nie. Bei diesem steten Wechsel der Missionare nun werden die Missionshäuser ein Ebenezer für viele. Auch das Missionshaus in Radschamandri ist so ein Ebenezer, und davon möchte ich etwas erzählen.

Im Laufe des Sommers 1843 reiste Missionar Philip Ludwig Mens Valett von Hamburg nach Indien. Er war Kandidat der Theologie und wurde von der Norddeutschen Missionsgesellschaft ausgesandt, um eine Station in Radschamandri im Telugulande, nördlich von Madras, zu gründen. Er reiste erst nach Gantur, wo der amerikanische Missionar C. F. Heyer im Jahre 1842 seine Arbeit begonnen hatte. Dort blieb er eine Weile und begab sich dann nach Radschamandri, wo er 1844 ein Missionshaus baute, das 25 Jahre stehen blieb, dann aber einfiel. Den 12. Dezember 1845 reisten die Missionare C. W. Grönning und A. Heise von Hamburg ab und kamen am 22. Juli 1846 in Radschamandri an. In Narsapur arbeiteten damals die Plymouthbrüder Bowden und Beer, und Valett verlobte sich mit Bowdens Schwester. Dadurch wurde er veranlaßt, noch ein Missionshaus zu bauen, weil das erste für drei Missionare ungenügend war. Dieses neue Haus wurde Ende 1847 vollendet, war einstöckig und hatte ein flaches Dach und nur halb so viele Räume als jetzt. — Valett's Frau starb schon im Oktober 1848. Das sahen die Eingebornen als ein ungünstiges Omen an, und jahrelang ging das Gerücht, daß es im Missionshaus spucke. Bald nachher starb dort auch eine andre Frau aus der Familie des englischen Hauptmann's Taylor, der durch Hebich zum Glauben gekommen und ein ständiger Hausfreund der Missionare war, auch den Anstoß gab zur Anlegung einer Missionsstation in Ellore, ungefähr in der Mitte von Radschamandri und Gantur. Dorthin siedelte Grönning im Mai 1849 über und blieb beinahe zwei Jahre. Jetzt noch ist ein eingeborner Prediger namens Krischnaja in Ellore, der damals ein Schüler Grönnings war und die ersten christlichen Eindrücke durch ihn erhalten hat.

Um jene Zeit sah sich die Norddeutsche Missionsgesellschaft genötigt, wegen Geldmangel ihre ostindische Mission aufzuheben, schrieb aber im Laufe des Sommers 1850 an die Missions-Kommittee der Generalsynode der amerikanisch-lutherischen Kirche und bot derselben ihre Mission an, welche dieselbe denn auch mit Freuden annahm.

Am 8. Oktober 1850 verheiratete sich Grönning mit Henrikke Krug, einer Freundin von Amalie Sieveking in Hamburg und einer Schwägerin des Kaufmanns Nagel, der später bei dem Bau und der Ausrüstung der „Kandaze“ der Hermannsburger Mission große Dienste geleistet hat und noch jetzt einer ihrer treusten Freunde ist.

Der damalige Missionar in Gantur, Gunn, war sehr leidend, und das veranlaßte Miss. Grönning's Versetzung dahin, sowie (1851) die Aufhebung der Mission in Ellore, welche jedoch 1853 von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft wieder aufgenommen wurde und jetzt eine blühende Gemeinde hat. Valett kehrte bald nach der Uebergabe der Mission an die Amerikaner nach Deutschland zurück, trat 1852 in den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft und wirkte bis zum Jahre 1859 in Tschikakol, um dann für immer heimzukehren und Superintendent in der Nähe von Bremen zu werden.*)

Heise wohnte unterdessen ununterbrochen im Missionshaus in Radschamandri bis zum Jahre 1855, da er zur Erholung nach der Heimat reiste. Miss. Cutter und seine Frau waren 1852 nach Radschamandri gekommen; da sie aber das Klima nicht vertragen konnten, mußten sie ungefähr zur selben Zeit wie Heise Indien verlassen, so daß also Grönning allein die Leitung der Mission in Gantur, Palnad und Radschamandri übernehmen mußte, bis er 1858 zur Erholung nach Europa ging.

Heise verheiratete sich in Kiel, reiste dann nach Amerika und zog 1857 wieder in's Missionshaus in Radschamandri ein. Im selben Jahr kamen auch die Missionare Long, Unangst und Snyder mit ihren Frauen aus Amerika. Im Jahr 1859 legte Long die Station Samulkotta an, von wo aus er auch Kokonada als Nebenstation bediente. Heise war nun mit seiner Frau wieder allein im Missionshaus in Radschamandri. Hier ging es nur langsam voran, während die Gemeinde in Gantur zusehends wuchs. In der Missionsschule in Radschamandri waren 1853 zwar ungefähr 200 Schüler aus den höheren Kasten, aber bekehrt wurden keine. Und aus den niedern Kasten wurden auch nur einzelne getauft. Das waren schwere Wartezeiten, denen Heise denn auch erlegen zu sein scheint, als er im Jahre 1862 Indien für immer verließ. Jetzt zog Grönning, der 1861 von Europa zurückgekehrt war, wieder in's Missionshaus in Radschamandri ein. Es war im März 1882.

---

*) Valett und Heyer waren die ersten, die von Gantur aus eine Missionsreise nach dem Palnad-Distrikt machten, wo Heyer sich in Gurgal (1849) niederließ und bis 1853 blieb, um von Grönning abgelöst zu werden, der nun mit seiner Familie 16 Monate lang dort im Urwald fern von allen Europäern wohnte. Später hat nie wieder ein Missionar dort gewohnt; die Arbeit ist von Eingebornen fortgeführt worden — und jetzt sind Tausende von Christen dort.

Das Missionshaus war stark gebaut, aber schlecht ventilirt und glich mit seinen wenigen kleinen Fenstern beinahe einem Gefängnis. Der erfrischende Wind von der Seeseite konnte durchaus nicht eindringen. Die mittleren Räume waren heiß wie ein Backofen. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, baute Grönning ein kleines Schlafgemach auf's flache Dach; aber es war zu klein und das Haus selbst blieb heiß wie zuvor. Es dauerte denn auch nicht lang, so war Frau Grönnings Gesundheit völlig gebrochen. Er selbst aber unternahm mehrere Predigtreisen, die mit Erfolg gekrönt wurden. In Muramunda und Kalairu entstanden kleine Gemeinden. Die Neubekehrten kamen öfters in's Missionshaus und brachten neues Leben und neue Freude dahin. Bald ertönten auch im Missionshof die Lobgesänge von mehreren christlichen Familien, die sich dort niederließen. Die Bekehrung eines eingebornen Telegraphisten, Gabriel, und eines gut begabten Paria Nathanael, machte Aufsehen, weil beide nicht schweigen konnten von der erfahrenen Gnade. Beide traten übrigens später nach Grönnings Heimkehr zu den Baptisten über. Nathanael wurde der vornehmste Nationalhelfer in der Narsapur-Mission und Gabriel wurde von den kanadischen Baptisten nach seinem Tode als ein Apostel der Telugus gefeiert. Nach seiner Trennung von der lutherischen Kirche gründete er eine Gerberei in Kokonada und sammelte daneben eine eigene Gemeinde, der er als Pastor vorstand, nachdem ein eingeborner Baptistenprediger ihn ordinirt hatte. Er kleidete sich nach europäischer Weise, ließ sich im Palankin tragen, geriet dabei aber tief in Schulden, so daß er genötigt war, mit den kanadischen Missionaren zu verhandeln wegen Uebernahme seiner Mission gegen Deckung seiner Schulden. Letzteres wurde denn auch glücklich in's Werk gesetzt durch Miss. McLaurin, der die Mission (im März 1874) übernommen hatte, kurz ehe Gabriel (am 1. Januar 1875) starb.

Mehrere englische Beamten unterstützten die Mission in Radschamandri und nahmen herzlich Teil am neuerwachten Leben. Zu der Zeit erkrankte ein ungläubiger englischer Offizier. Grönning nahm ihn auf in's Missionshaus, sprach mit ihm über sein Seelenheil, betete mit ihm und hatte die Freude zu sehen, wie derselbe zum Glauben an Jesus gelangte, um dann treu bei ihm auszuhalten und auch andre zum Glauben zu bringen.

Das waren Freudenzeiten im Missionshaus. Aber auch das Kreuz blieb nicht aus. Frau Grönning's Kräfte schwanden immer

mehr und es war schon beschlossen, daß sie mit ihrem Sohn Charley nach Europa reisen sollte, als dieser plötzlich an der Cholera starb. Infolge dessen mußte Grönning nun im September 1865 mit seiner Frau nach Europa reisen. Long zog jetzt nach Radschamandri, starb aber an den Blattern den 5. März 1866, zugleich mit zwei seiner Kinder, und in den nächsten 4 Jahren stand das Missionshaus leer!

Bei dem Mangel an Missionaren während der erfreulichen Zunahme an Arbeit hatte Grönning geraume Zeit vor seiner Abreise sich nach Hermannsburg gewandt, um Missionare von dort zu erhalten. Pastor Harms sandte denn auch 1865 den Missionar Mylius nach Radschamandri. Aber da dieser nicht in den Dienst der lutherischen Kirche in Amerika treten und diese ihre Mission nicht an eine europäische Gesellschaft abtreten wollte, so wandte sich Mylius nach dem Süden und gründete die Hermannsburger Telugu-Mission zwischen Nellore und Madras.

Sobald Grönning nach Hause kam, suchte er Missionare für sein Arbeitsfeld zu gewinnen und seine Gesellschaft ermunterte ihn auch dazu. Aber kirchliche Streitigkeiten schwächten das Missionsinteresse in Amerika.

Die Mission gehörte der Generalsynode der lutherischen Kirche in Amerika. Aber mehrere der zu dieser Körperschaft gehörenden Synoden und Gemeinden konnten sich nicht in die Abweichungen von der lutherischen Lehre finden, die sich hier eingeschlichen hatten, und diese bildeten im Jahre 1867 eine neue Vereinigung von Synoden und Gemeinden, die sie das „General-Konzil“ nannten. Dazu gehörte auch die älteste lutherische Synode, die im Jahr 1747 gegründete evangelisch-lutherische Synode Pennsylvaniens, die bisher die Mittel zum Unterhalt Grönnings aufgebracht hatte. Das General-Konzil besteht mithin aus solchen lutherischen Synoden und Gemeinden, die in der Lehre und Praxis den alten lutherischen Landeskirchen ziemlich gleich sind, während die Synoden, die bei der Generalsynode verblieben, in Lehre und Praxis mehr zur Union neigen. Die Generalsynode nahm auch keinen Anstand, ihre Missionsstationen Radschamandri und Samulkotta der englisch-kirchlichen Mission zu übergeben, obgleich sie wußte, daß Grönning Missionare für dies Arbeitsfeld vorbereitete und sie selbst ihre Freude darüber ausgesprochen hatten. So übernahm denn am 1. Mai 1869 der englisch-kirchliche Missionar F. N. Alexander aus Ellore die Aufsicht über die Gemeinde

in Radschamandri in der Erwartung, daß die förmliche Uebertragung derselben an seine Gesellschaft bald erfolgen werde, da Missionar Unangst genug in Gautur zu thun hatte. Inzwischen war Dr. Heyer mit mir zu einer Sitzung der Synode von Pennsylvanien nach Reading in Amerika gekommen (Mai 1869), und diese Synode, die, wie gesagt, Grönning unterhalten hatte, protestierte gegen die Uebergabe der Mission an Nicht-Lutheraner und erbot sich, Radschamandri und Samulkotta als eigenes Arbeitsfeld zu übernehmen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und als die Einzelverhandlungen sich in die Länge zogen, da erbot sich der greise Dr. Heyer, zur Ordnung der Verhältnisse noch einmal nach Indien zu gehen. Am 1. Dez. 1869 kam er in Radschamandri an und wohnte nun ganz allein im leeren und damals sehr verfallenen Missionshaus, bis am 1. Februar 1870 mein Freund und Landsmann C. F. Becher, der auf dem dänischen Kriegsschiff, das bei der Eröffnung des Suezkanals mit durchfuhr, freie Reise gehabt hatte, zu ihm stieß.

Mehrere Gemeindeglieder waren freilich im Laufe der letzten vier Jahre Baptisten geworden. Doch eine bessere Zeit sollte nun anbrechen. Der mittlere Raum des Missionshauses wurde als Schule und Versammlungslokal hergerichtet und die Christen waren froh, wieder Missionare bei sich zu haben. Bald wurde indeß die Freude wieder getrübt. Bruder Becher starb infolge der Hitze schon am 8. Mai, eine schwere Glaubensprüfung für den alten Dr. Heyer. Es kam ihm nun doppelt einsam vor in dem leeren Haus, bis ich am 4. August 1870 bei ihm eintraf, nachdem ich schon im Mai 1869 als Missionar war angenommen worden. Da wurde der Alte wieder froh, und am Neujahrsabend schrieb er: „Wenn wir nun rückwärts schauen und den gegenwärtigen Stand unsrer Mission mit dem vergleichen, was sie vor 12 Monaten war, so finden wir reichlich Ursache zu sagen: Der Herr hat Großes an uns gethan!“ Als im Januar 1871 Miss. D. K. Poulsen aus Jütland sich zu uns gesellt und er selbst noch gegen hundert Personen hatte taufen dürfen, kehrte Vater Heyer nach Amerika zurück, wo er am 7. Nov. 1873 in seinem 82. Lebensjahre zur Ruhe Gottes einging.

Poulsen war nur sechs Monate in Indien gewesen, als er gefährlich erkrankte. Der Herr aber erhörte unser Gebet und richtete ihn wieder auf. Der Arzt gab die Anordnung, daß alles Gebüsch, welches in den letzten Jahren in der Nähe des Hauses angewachsen

war, ausgerottet werden sollte, weil das Haus dadurch ungesund würde. Die englisch-kirchliche Mission hatte schon beschlossen, falls das Missionshaus zu Radschamandri in ihren Besitz gelangen würde, es niederzureißen und ein ganz neues zu bauen. Dazu fehlte es uns aber an Mitteln. Ich fing indeß bald den nötigen Umbau an, in der Weise, daß das Alte beinahe ganz stehen blieb und nur überall mit Ventilation versehen und um eine Etage erhöht wurde.

Am 17. Januar 1873 kam Miss. Poulsen's Frau und am 17. Januar 1874 die meine. Mehr und mehr Christen sammelten sich um das Missionshaus, so daß es ein Zentrum ausgedehnter Missionswirksamkeit wurde. Am Weihnachtstag 1878 wurde die Missionskirche eingeweiht und zwei eingeborne Prediger in derselben ordiniert. Dieselbe steht in unmittelbarer Nähe des Missionshauses, und das Kreuz auf der Turmspitze ist der höchste Punkt in Radschamandri, der in meilenweiter Ferne noch sichtbar ist.

Am 23. Januar 1879 kam der schwedische Miss. A. U. Carlson mit seiner Frau von Amerika; aber er starb schon am 28. März 1881 in Madras, kurz nachdem Poulsen von einer Reise nach Dänemark und Amerika zurückgekehrt war.

Kurz vorher, am 18. Nov. 1880, war Miss. H. G. B. Artman mit seiner Frau angekommen. Mit ihnen wohnte während des Krieges der Engländer mit den Bergvölkern in Rampa (1879—80) eine englische Offiziersfamilie im Missionshaus, und von dieser erhielt dasselbe den Namen »Bliss Lodge« d. h. Wohnung des Segens.

Aber schon vier Jahre darnach war auch Artman, erst 27 Jahre alt, gestorben. Er hatte namentlich an den Schulen gearbeitet und der Verlust schien unersetzlich.

Am 2. Januar 1883 kam Miss. F. S. Dietrich an und am 27. März verließen wir Radschamandri, um unsre Gesundheit in der Heimat wieder zu stärken.

In den letzten Jahren kamen viele gebildete junge Leute höherer Kasten in's Missionshaus, um über das Heil in Christo zu reden. Ein Brahmane riß auch seine Schnur entzwei vor den Augen eines Kastengenossen und beide erklärten, daß sie in die Familie Gottes aufgenommen zu werden wünschten. Auch die Sache der Brahmanen-Witwen-Heiraten wurde dort vielfach besprochen mit den Führern dieser Bewegung.

Aus obigen Notizen geht deutlich genug hervor, daß das Missionshaus in Radschamandri als ein Ebenezer dasteht, das uns alle laut aufruft zu rüstigem, zuversichtlichem Weitermachen, damit die Botschaft des Heils von da aus noch zu vielen Heiden gelangen möge.

Das Neueste ist, daß Missionar Schmidt Ende Juni die Rückreise auf sein altes Arbeitsfeld neugestärkt angetreten hat und daß als Ersatz für Bruder Artman der bisherige Missionsinspektor Grönning aus Breklum ebenfalls nach Radschamandri überzusiedeln im Begriff ist. Er ist ein Sohn des oben genannten Missionar Grönning, der jetzt noch in der Heimat lebt. Möge beiden eine lange, gesegnete Arbeitszeit beschieden sein!

H. Stanley's Stellung zur Mission.

Wie in Deutschland, so sind auch in England der Mission in letzter Zeit zahlreiche Ehrenzeugnisse zu teil geworden. Als neulich der bekannte baptistische Missionar Comber der königlichen geographischen Gesellschaft zu London einen Aufsatz vortrug über die erste Fahrt des Missionsschiffes „Peace“ (Friede) auf dem Kongo, benutzte der Präsident Sir Henry Rawlinson diese Gelegenheit, öffentlich zu erklären, man könne seines Erachtens in Wahrheit sagen, daß durch die baptistischen Missionare in Innerafrika geradezu eine Umwälzung zum Heile des Landes bewirkt werde. In noch stärkeren Ausdrücken hat vor kurzem der berühmte Professor Vambery in Edinburg und Glasgow das Lob der Mission gesungen, und — was wohl noch höher anzuschlagen ist — am 28. Mai hat der Gründer des Kongostaates, H. Stanley, bei Gelegenheit eines Festmahles, das die baptistische Missionsgesellschaft ihm zu Ehren veranstaltete, ein eigentümliches Geständnis abgelegt, durch welches manche seiner eigenen früheren Aeußerungen zu Ungunsten der Mission, sowie die abfälligen Urteile des ganzen Trosses von Reisenden und Zeitungskorrespondenten entkräftet werden. Doch hören wir ihn selber:

„Der König der Belgier“, so ungefähr waren seine Worte, „hat mich nach Innerafrika gesandt, um zu sehen, was sich dort machen läßt. Es war ein ungeheures Gebiet, das da vor mir lag, voll von wilden Menschen und Thieren. Das Beste, was ich thun konnte,

war Lehrer in's Land zu rufen; aber sie kamen von selbst, ohne auf meine Einladung zu warten, und bald wird wohl der Kongo-Freistaat so viele Missionare haben, als irgend ein Land der Erde. Ich bekenne hier, meine Damen und Herren, daß ich wieder und wieder die Missionare schief angesehen und schief beurteilt habe, und außerhalb dieses Saales (Exeter Hall) dürften wohl noch sehr viele sein, die in demselben Spital krank liegen. Ehe ich Livingstone kennen lernte, hatte ich nämlich eine Art legendenhafter Vorstellung von einem Missionar; erst Livingstone hat mir die Augen dafür geöffnet, was für ein Prachtexemplar edler Männlichkeit nach Geist und Leib ein ächter Missionar sein kann; seine Freundlichkeit und sein tiefer Ernst haben solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich von da an immer hoch von der Mission gehalten habe, und es liegt mir daran, meine so korrigierte Vorstellung von dem, was ein Missionar ist, unter den Massen Englands nach Kräften zu verbreiten. Die Arbeit eines Missionars ist eine schwere und geduldübende. Zuerst muß er selbst wieder ein Schüler werden und mit dem ABC der fremden Sprache anfangen. Die Wilden, selbst die Kinder, blicken mit Verachtung auf den fremden Mann. Erst wenn er nach langer Geduldsarbeit ihre Sprache gelernt und ihr Vertrauen gewonnen hat, kann er hoffen, sie zu bekehren. Und dann hört er vielleicht von einem empfänglicheren Volksstamm weiter im Inneren; er zieht dorthin und muß wieder von vorne anfangen, und so auf jedem weiteren Schritte, den er in's Land hinein thut. Wollte er englisch mit ihnen reden, so würden die Eingebornen glauben, daß er an sie hin fluche. Und was wird ihm für all diese Mühe? Ein paar gesottene Bananen, ein paar Pfund Reis und, wenn es fürstlich hergeht, ein wenig Weizenmehl; kein Champagner, kein Wein, kein Schnaps: Kongowasser, wohl auch Thee, Kaffee oder Kakao, das ist alles. Und dabei wird erwartet, daß er denen noch dankbar ist, die ihn ausgesandt haben! Dazu kommt das Fieber; doch das kann mit etwas Vorsicht leicht vermieden werden. Afrika ist allerdings, wie manche Leute sich's vorstellen, ein großes Treibhaus voller Palmen und Bananen, schönen Blumen u. s. f.; aber an Stelle des Glasdaches breitet sich da ein glühender Himmel aus, und die tropische Sonne brennt herunter, daß es heiß wird wie in einem Backofen. In dies Treibhaus also werden die Missionare geschickt. Was giebt man ihnen da für Ratschläge mit? Man läßt sie von einem Doktor untersuchen, man verschafft sich Gewißheit über ihren moralischen Charakter und ihre intellektuelle Befähigung; aber fragt man auch, ob sie gesunden Menschenverstand, ob sie ein praktisches Urteil, ob sie Takt besitzen? Ich glaube, das unterbleibt in den meisten Fällen. Aber die Missionsgesellschaften nehmen eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, wenn sie junge Männer nach Afrika senden, die nicht vorher die Kunst des praktischen Lebens gelernt haben. Man sollte sie ermahnen und

mit ihnen reden wie mit Kindern, denen man ein recht langes Leben wünscht; denn was ist ein toter Missionar mehr wert als irgend ein andrer Toter? Was ist selbst ein toter Gordon nutz? Jede Missionsgesellschaft sollte daher ihren Missionaren die äußerste Vorsicht zur Pflicht machen und ihnen ganz detaillierte Verhaltungsmaßregeln für das tägliche Leben mitgeben, wie das auch vom Kongokomite in Brüssel unsern Leuten gegenüber geschieht. Für Leute, die es vorsichtig und praktisch angreifen, ist das afrikanische Klima nicht halb so gefährlich, als das mancher Gegenden in den amerikanischen Südstaaten. Ich danke nochmals für die ehrenvolle Adresse, die mir heute überreicht worden ist. Ich werde dieselbe nicht immer bei mir tragen können; nie aber werde ich die freundlichen Gesinnungen vergessen, die darin ausgedrückt sind. Alles was ich für die baptistischen Missionare gethan habe, habe ich herzlich gern gethan; um aber die Wahrheit zu sagen, muß ich bekennen, daß es nicht nur mein eigener guter Wille war, sondern auch ein ganz bestimmter Auftrag Sr. Majestät des Königs der Belgier, wodurch meine Handlungsweise bestimmt wurde. Komme ich je wieder in die Lage, der baptistischen oder irgend einer andern Missionsgesellschaft dienen zu können, so werde ich es wiederum von Herzen gern thun. Alle die Missionare in Afrika, die dort mehr ausgestanden und gearbeitet haben als ich selber, können sich auf meine Bereitwilligkeit ihnen zu helfen verlassen."

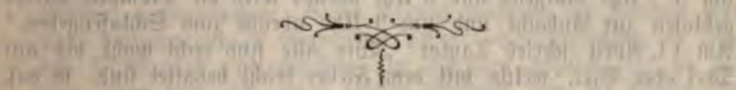
Soweit Stanley. Wir unserenteils erlauben uns, nur einige wenige Bemerkungen hinzuzufügen. 1) Es hat uns herzlich gefreut, daß der vielgefeierte Mann sich nicht geschämt hat, ein so offenes Bekenntnis abzulegen. Hoffentlich wirkt dasselbe luftreinigend bei vielen von denjenigen, die noch immer jene „legendenhafte" Vorstellung von einem Missionar haben, nach welcher derselbe mit einer Bibel in der Hand in beredter Sprache, wie etwa ein Spurgeon, Tausende von Heiden auf Einmal anpredigt und durch eben diese Predigt dann auch bekehrt oder doch bekehren sollte. „Wie viele Heiden haben Sie bekehrt?" fragte einmal ein „Vertreter der Presse" einen aus Indien zurückgekehrten Missionar. „Ich bin nicht nach Indien gegangen, um die Leute zu bekehren," lautete die ruhige Antwort. „Zu was denn?" „Einfach um das Evangelium zu predigen." Diese Antwort verstand natürlich der Zeitungskorrespondent nicht und kein Weltkind kann dieselbe verstehen. Wir aber wissen, daß wir nur zu säen und zu pflanzen und zu begießen haben, Gott allein aber das Gedeihen geben muß. Wie merkwürdig, fast wie eine Ironie des Schicksals, nimmt es sich aus, daß gerade die wenigen Missionare, welche von aller Welt bewundert werden, Männer wie Henry Martyn, Livingstone, Patteson, eben solche sind, durch die niemals Scharen von Heiden bekehrt wurden, die also nach dem Urteil der Welt als ganz untüchtige und erfolglose Missionare müßten bezeichnet werden.

2) Was Stanley über das Klima, das Fieber und die den Missionaren einzuschärfende Vorsicht sagt, hat uns nicht gefallen. Auch in seinem neuesten Buch redet er so, wie wenn das „mörderische Klima von Afrika" eine Einbildung oder Verleumdung wäre, während er selbst doch ganz gut weiß, wie viele auch von seinen eigenen Leuten trotz aller Vorsicht demselben erlegen sind. Und würde nicht gerade Stanley der Erste sein, der die Missionare als faule Bäuche und bequeme Herren verspottete, wenn sie Ernst machen wollten mit der Befolgung seiner Ratschläge?

3) Wirklich peinlich berührt hat es uns, daß Stanley so gar kein Verständnis für das Geheimnis des Lebens zu haben scheint, das aus dem Tode hervorgeht. Wer hat mehr Frucht gebracht für die Mission und für ganz Afrika: der tote oder der lebendige Livingstone? Und auch was General Gordon betrifft, so haben wir die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß sein trauriges Ende der Anfang einer bessern Zeit für die Millionen von Sudanesen werden wird, denen er bei Lebzeiten so hingebungsvoll gedient.

4) Wenn Stanley die Missionare von nichts als von Bananen, Reis und etwas Weizenmehl leben läßt, so macht er sich einer bewußten Uebertreibung schuldig. Und wenn er gleichzeitig andeutet, die Gesellschaften sollten eigentlich besser für ihre Missionare sorgen, so erlaubt er sich eine Kritik, die an und für sich unbegründet ist und in diesem Fall noch besonders schlecht angebracht war.

5) Alles in allem sind wir ja gewiß dem „Felsenbrecher", wie Stanley von den Eingebornen genannt wird, aufrichtig dankbar für sein Wohlwollen und seine Dienstfertigkeit; aber im gegenwärtigen Augenblick muß die Mission mehr als je auf der Hut sein gerade vor ihren Lobrednern und Protektoren. Es giebt Leute, die ihr als Freunde noch gefährlicher werden können, denn als Feinde; und in keinem Fall darf die evangelische Mission sich herabwürdigen lassen zur Schleppenträgerin irgendwelcher bloß nationalen, kolonialen oder humanitären Interessen. „So spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßet und hält Fleisch für seinen Arm und mit seinem Herzen vom Herrn weicht. Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßet und deß der Herr seine Zuversicht ist. Der ist wie ein Baum am Wasser gepflanzet und am Bach gewurzelt. Er fürchtet sich nicht, ob auch die Hitze kommt, sondern seine Blätter bleiben grün und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, sondern bringet ohne Aufhören Früchte" (Jerem. 17, 5. 7. 8).



Missions-Zeitung.

Afrika.

Folgende Nachrichten über Bischof Taylor entnehmen wir dem „Christlichen Apologeten“: Am 22. Februar traf Taylor, nachdem er in Liberia die „Konferenz“ gehalten, in Kap Palmas mit seinen Missionaren zusammen. Dann fuhren sie der Küste entlang weiter, ankerten eine Zeitlang an der Mündung des Kongo und erreichten St. Paul de Loando am 18. März. Da dieser Ort verhältnismäßig gesund und die Hauptstadt der Provinz Angola ist, so wurde sie als Basis für die geplanten Missionsoperationen gewählt. Dr. Summers und der Schweizer Chatelain waren schon am 26. Februar dort angekommen und vom Gouverneur mit großer Güte empfangen worden. Ein großes Haus mit 20 Zimmern, gesund gelegen, mit umfangreichem Grundeigentum wurde um 200 Mk. per Monat gemietet. Dann machte Dr. Summers eine Untersuchungsreise landeinwärts, auf welcher er in einem Monat 800 englische Meilen zurücklegte und 7 Stationen gründete (!?). Er beschreibt das Land als ein fruchtbares und schönes, die Bewohner als gastfreundlich. Für seine Nahrung verausgabte er auf dieser Reise nur 80 Pfg., legte täglich 30—40, einmal sogar 43 englische Meilen zurück, schlief oft unter freiem Himmel, ohne Feuer, und blieb gesund und unversehrt. Am 7. April traf er wieder in Loando ein und schrieb, er habe genug gesehen und erfahren, um ein Buch zu füllen. Inzwischen hatte Taylor in Loando „die erste bischöfliche Methodistenkirche in Angola organisiert“ am 22. März. Dieselbe besteht natürlich nur aus dem gesamten Missionspersonal, d. h. (mit Einschluß von Bischof Taylor) aus 30 Erwachsenen und 17 Kindern, von welch letzteren „vier thätige Arbeiter im Werke des Herrn sind“. Taylor berichtet, „daß der hl. Geist auf sie ausgegossen wurde, und nachdem sie sich dem Herrn von neuem geweiht hatten, wurde die Versammlung damit beschlossen, daß sie alle einander die Hände reichten zum neuen Bund im Herrn. Nachmittags um vier Uhr wurde die erste Predigerversammlung gehalten, welcher auch Oberst Pairer mit Gattin und Sohn, Kapitän Parr von einem britischen Kriegsschiff, sowie die Herren Newton, Bannister und Nightingale von der Firma Newton, Carnegie u. Cie. beiwohnten. Viele Eingeborene haben bereits ein Verlangen ausgedrückt, die Gottesdienste zu besuchen. Der Text der ersten Predigt war Röm. 5, 8. Die folgende Ordnung wurde eingeführt: um 5 Uhr wird eine Reveille mit der Trompete geblasen, um 5½ Uhr morgens und 6 Uhr abends wird die Trompete wieder geblasen zur Andacht und um 9 Uhr abends zum Schlafengehen.“ Am 14. April schrieb Taylor: „Wir alle sind recht wohl bis auf Drei oder Vier, welche mit dem Fieber leicht behaftet sind, so daß sie das Bett hüten müssen. Wir haben fünf bis sechs Missionsposten

ausgewählt, welche sich auf eine Entfernung von mehr als 300 engl. Meilen landeinwärts bis nach Malange erstrecken. Wir warten nur, bis der Gouverneur aus Massamedes zurückkehrt und uns die verheißenen Landschenkungen zur Errichtung von industriellen und landwirtschaftlichen Schulen übermacht. Daß wir hier in einem geräumigen Hause in dem gesundesten Teile der Stadt aufgehalten werden, kann ich nur als eine unerwartete Fügung der Vorsehung ansehen, wodurch unsere Gesellschaft, die aus so verschiedenartigen Personen zusammengesetzt ist, erst recht akklimatisiert werden soll und sich mit der Sprache und Lebensweise der Eingebornen ein wenig vertraut machen kann."

Das Allerneueste über diese Mission kommt von Dr. Lowry in NewYork: „Kurz vor Taylor's Abreise nach Afrika kam ein lieber Freund, der seinen Namen nicht genannt haben will, zu ihm und gab ihm 4000 Mk. mit den Worten: ‚Wenn du in Loando angekommen bist, so kaufe mit diesem Geld Grundeigentum für die Mission, falls du das für gut hältst; wenn aber nicht, so benutze es sonstwie zum Wohl deiner Gefährten.' Diesem Freund zeigte Dr. Lowry Bischof Taylors letzten Brief, in welchem er mitteilt, daß jenes Haus in Loando sammt Grundeigentum 60,000 Mk. gekostet habe, jetzt aber um 32,000 zu haben sei. Der Freund ging in's Kämmerlein, kam dann wieder zu Dr. Lowry und sagte: ‚Es ist vom Herrn. Hier sind 32,000 Mk., die du dem Bischof schicken kannst zum Ankauf des Hauses in Loando'. Schon ist das Geld auf dem Wege nach Afrika. Schon stehen auch 25 neue Namen auf der Liste derer, die sich zum Missionsdienst unter Bischof Taylor gemeldet haben."

Eine Zweigstation von Loando ist Majumba, wo das Ehepaar Willis mit einem Kind und Bruder Steckelmann sich niedergelassen haben. Zur Expedition gehören auch zwei Quäker: Rev. Levi D. Johnson, Dr. der Medizin, und Frl. Delia Rees. Neuerlichst verlautet, die Kinder seien alle nach Amerika zurückgeschickt worden (?).

— Aus Mühlenberg, Liberia, schreibt der amerikanisch-lutherische Missionar Day: „In aller Stille geht hier ein Werk der Gnade vor sich, das immer tiefer Wurzel schlägt und immer fühlbarer die Heiden um uns her beeinflußt. Vor kurzem kam ein eingeborner Häuptling etwa vier Stunden weit her, um den „Gottes-Mann" zu sehen und wegen seines Seelenheils zu befragen. „Ich kommen hören über Gott, mein Herz gewesen brennen. Was soll ich thun?" So ungefähr lauten seine eigenen Worte. Er blieb mehrere Tage hier, erhielt Unterricht und versprach alle seine Frauen bis auf Eine zu entlassen, seine Fetische wegzuwerfen und seinen Untertanen mit gutem Beispiel voranzugehen. Eines Abends während der Andacht trat er vor, beantwortete in Gegenwart unsrer 70 Schulkinder die Fragen des Missionars und empfing, in Thränen gebadet, die hl. Taufe. Nie zuvor hatte ich einen solchen Eindruck von der Macht Gottes

erhalten, die im Evangelium liegt, als jetzt, da ich diesen, wohl 80jährigen Wilden, in ein demütiges Kind verwandelt, Zeugnis ablegen hörte von der ihm widerfahrnen Gnade."

Die eingeborne Gemeinde in Mühlenberg wird seit 1. Mai 1885 von einem eingebornen Geistlichen, David Davidson, bedient. Die schwarzen Gemeindeglieder bezahlen seinen Gehalt aus eigner Tasche; nur die Katechesen werden noch vom Missionar gehalten. Die betreffenden Beschlüsse des eingebornen Kirchenrats vom 6. April lauten: „Da Gott unsre Gemeinde sowohl durch Zuwachs an Seelen, als auch mit irdischen Gütern reichlich gesegnet hat, halten wir es jetzt für unsre Christenpflicht, einen Teil der Missionsarbeit selbst zu übernehmen, indem wir einen eigenen Pastor berufen und besolden. Wir möchten so dem Missionar eine schwere Last abnehmen und ihn in den Stand setzen, daß er den andern, von allen Seiten auf ihn einstürmenden Anforderungen besser nachkommen kann. Wir glauben dies thun zu sollen, so lange unser Missionar noch kräftig und gesund genug ist, um das Evangelium noch weiter als bisher unter unsern heidnischen Landsleuten zu verbreiten. Uns mangelt Weisheit, und ohne Zweifel werden wir in Kirchenangelegenheiten manche Fehler machen; aber so lange Herr Day unter uns weilt, können wir unbesorgt sein, da wir ja seiner wärmsten Teilnahme und Unterstützung gewiß sind. So beschließen wir denn 1) uns einen eigenen Pastor zu wählen und für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, 2) Unser möglichstes zu thun zur Unterstützung des Missionars bei seiner Arbeit unter den Heiden, 3) Dem Missions-Komite unsern Dank zu sagen für alles was es an uns gethan, indem wir zugleich Gott bitten, noch viele Männer und Frauen zu erwecken zur Predigt der frohen Botschaft unter den Millionen Ungeretteter in unsrem Lande u. s. w." Dies Aktenstück ist unterzeichnet von vier eingebornen Gemeindeältesten.

— Die Kirche von Sierra Leone, welche fünfzehn Pfarreien mit je einem Pfarrer, einem Pfarrhaus, einer Kapelle und einer Schule zählt, auch zwei schwarze Missionare im Bullum- und Quaia-Lande unterhält, fühlt sich finanziell und moralisch doch nicht stark genug, allein gegen das sie umgebende Heidentum und die immer wachsende Macht des Islam aufzukommen; ja sie scheint in Gefahr, ihr eigenes Leben wieder zu verlieren, wenn nicht Hilfe von außen kommt. So hat sie denn einen ihrer Geistlichen und einen ihrer Missionare, Williams und Boston, nach England geschickt, um die Teilnahme der dortigen Christen für ihre Tochterkirche in Sierra Leone zu erwecken. Der Bischof hat ihnen einen warmen Empfehlungsbrief mitgegeben. Offenbar ist diese Kirche zu früh von der englisch-kirchlichen Mission abgelöst und auf eigene Füße gestellt worden, bezw. zu lange durch englisches Geld verwöhnt und durch englische Missionare am Gängelband gehalten worden, um dann zu spät und doch auch wieder zu früh selbständig gemacht zu werden!

China.

Am 3. Juni wurde in Schanghai das »Margaret Williamson Memorial Hospital«, das erste Frauenspital in China, eingeweiht. Bischof Boone und Dr. Jamieson hielten Ansprachen. Vorsteherin ist Dr. Elisabeth Reifsnyder, Oberin der Krankenwärterinnen Frl. McKechnie. Alle Einrichtungen sind vortrefflich. Sogar für die Aufnahme von eingebornen Studentinnen der Medizin ist gesorgt. Ein geräumiger Betsaal fehlt auch nicht. Das Ganze steht unter der amerikanischen »Woman's Union Mission«.

— Missionar Ernst Faber in Hongkong, früher im Dienst der Rheinischen-Missionsgesellschaft, der schon 17 Jahre lang in China — namentlich literarisch — gearbeitet hat, ist jetzt in den Dienst des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" getreten. Es freut uns, daß der einsam stehende Mann eine Versorgung und die neue Gesellschaft einen tüchtigen Arbeiter gewonnen hat. Jer. 15, 19.

Japan.

Vom 7.—10. Mai waren in Kijoto 70 Abgeordnete von etwa 50 evangelischen Gemeinden Japans zur vierten »Dai Shimbokukai« oder Allianzversammlung beisammen. Die Verhandlungen, denen als Gäste noch etwa 400 eingeborne Christen beiwohnten, zeichneten sich nicht nur durch strenge Ordnung und geschäftsmäßige Pünktlichkeit, sondern auch durch große Innigkeit des Gefühls und wiederholt ausgesprochene Sehnsucht nach der Geistestaufe von oben aus. Am 11. und 12. Mai fanden dann noch in einem großen Theater je von 2 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Abends Predigtversammlungen für die Heiden statt. 5000 Eintrittskarten waren ausgegeben worden; Ruhestörungen fanden nicht statt.

— Ein Hindu, der seine Frau nach Philadelphia hat gehen lassen, damit sie dort Medizin studiere, macht gegenwärtig eine Art Reise um die Welt. Neulich war er in Japan. Hier machten die Scharen eingeborner Christen, welche er zu den Gottesdiensten herbeieilen und so aufmerksam der Predigt lauschen sah, gewaltigen Eindruck auf ihn. Er war überrascht zu finden, daß hier das Evangelium zu allen Klassen der Bevölkerung einen Zugang gefunden. Missionar Loomis hat ihm mehrere christliche Bücher geliehen und hofft, daß er zur Erkenntnis der Wahrheit kommen werde.

— Herr Tamura, ein gegenwärtig in Amerika weilender Japaner, hat ein Schriftchen herausgegeben: „Was Japan Amerika zu verdanken hat" und zählt darin fünf Stücke auf: 1) Amerika hat Japan der Welt geöffnet, 2) Amerika hat neues politisches Leben in Japan geweckt, 3) hat das Muster geliefert für's japanische Schulwesen, 4) hat geholfen, Japan eine ebenbürtige Stellung unter den zivilisierten Nationen zu verschaffen und 5) „Amerika hat das Christentum in Japan eingeführt und hiefür schulden wir ihm den

größten Dank. Wurzel und Stamm des japanischen Reiches waren von Aberglauben und Unsittlichkeit zerfressen; die Früchte waren Grausamkeit, Blutvergießen und Verfall. Das wahre Licht der Welt hatte uns noch nie geleuchtet, der Thau des Evangeliums uns noch nie erquickt. Selbst die Hoffnung war gestorben. Da kam im Jahr 1859 der Säemann mit dem Samen der Wahrheit, des Lichts und der Hoffnung. Die Sonne der Gerechtigkeit fing an zu scheinen, und neues, wunderbares Leben erwachte. Die dunkeln Schatten des Schintoismus, Konfuzianismus und Buddhismus, welche nur zu lang als ein niederhaltender Druck auf den 36 Millionen Einwohnern des Landes gelastet hatten, begannen zu fliehen. Wie kräftig schlägt jetzt das Evangelium Wurzel auf heidnischem Boden! In den letzten zehn Jahren sind mehr als 100 Christengemeinden gegründet, mehr als 8000 Seelen gerettet worden. Der Sauerteig christlichen Glaubenseifers durchwirkt das ganze Land von einem Ende bis zum andern. Das Christentum ist gekommen und das Christentum bleibt. Schon hat die Wiedergeburt und Erneuerung des Volkes angefangen und die Christianisierung ganz Japans steht bevor u. s. w."

Korea.

Der chinesische Gesandte in der Hauptstadt von Korea ist ein Christ, der in San Francisco zur Missionsgemeinde des eifrigen Dr. Loomis gehörte und ein fleißiger Kirchenbesucher war. Möchte er sein Licht auch im dem noch sehr finsteren Seoul leuchten lassen!

Indien.

Aus Sikandra schreibt unsere Freundin Frl. K. Wahl unter'm 25. Dezember: „In den letzten Wochen hatte die aus Missionaren und Eingeborenen verschiedener Bekenntnisse zusammengesetzte Kommission für eine neue Hindi-Bibelübersetzung wieder ihre jährliche Konferenz in Benares. Bei dieser Gelegenheit hatten wir die Freude, einen lieben Gast, Hern Ullmann, bei uns willkommen zu heißen. Es ist eine Freude, einen schon mehr als vierzig Jahre in Indien arbeitenden Missionar so jugendlich frisch zu sehen, es erinnert an Jer. 17, 7—8. Herr Ullmann ist zur Zeit des Aufstandes 1857 Monate lang in der Festung Agra eingeschlossen gewesen. Von den interessanten Erlebnissen, von denen er uns erzählte, mag die Bekehrungsgeschichte eines Muhammedaners hier mitgeteilt werden. Herr Ullmann war Vorsteher der Regierungsschule in Farukhabad. Da viele junge Muhammedaner die Schule besuchten, hielt Herr Ullmann Vorträge über Muhammedanismus und Christentum. Eines Abends war ein junger Mann namens Babarkhan verschwunden, man fand ihn an einem einsamen Ort betend. Bald kam er zu Herrn Ullmann, gestand demselben, daß er das Christentum wohl für Wahrheit hielte, aber nicht den Mut habe, es vor

den Menschen zu bekennen, weil er dann mit Frau und Kindern verstoßen werden würde. Nach längerer Zeit bat der junge Mann Herrn Ullmann, ihn heimlich zu taufen. Auf die Frage: „Weiß denn deine Frau von Jesu?" sagte er „ja" und willigte endlich auch ein, daß Herr Ullmann mit ihm in sein Haus ging. Es ergab sich, daß die Frau nicht nur gläubig war, sondern auch öffentlich getauft zu werden begehrte. „Ich wünsche zu scheinen, was ich bin und zu sein, was ich scheine, und jedermann soll es wissen." So wurde denn die Taufe in der überfüllten Kirche vollzogen. Auch der Bruder des jungen Mannes war zugegen, aber konnte es nicht ertragen, bis zum Schluß der Feier zu bleiben; voller Zorn lief er hinaus auf das Feld und betete: „Heiliger Geist, wenn du bist, und wenn das Wahrheit ist, so überzeuge mich davon; widrigenfalls werde ich dich einst am jüngsten Gericht anklagen." Der Herr erhörte dies eigentümliche Gebet, und nach einigen Monaten konnte auch er getauft werden. Die Taufe Babarkhan's hatte großen Aufruhr unter den Muhammedanern hervorgebracht. Auf dem Wege zur Schule wurde er angefallen, an der Kehle gepackt und von einer wütenden Menge umringt. Einer seiner Schüler, ein kühner Jüngling, befreite ihn und sagte zu ihm: „Komm, dies ist kein Ort für dich." Die Menge verlief sich. Im Jahre 1857, als der Aufstand schon gährte, starb Babarkhan. Da in seinem Dorf sonst keine Christen wohnten, fürchtete der Katechist, daß die Muhammedaner die Leiche wegnehmen und behaupten würden, Babarkhan sei vom Christentum abgefallen. Nachdem der Katechist die Christen des andern Dorfes vergeblich gebeten hatte, mit ihm zu kommen, machte er sich allein mit einem kleinen Wagen auf, hieb sich mit seinem guten Schwerte durch und holte den Toten, um ihm ein christliches Begräbnis zu Teil werden zu lassen."

— Im nördlichen Pandschab wird in den Zenanas ein gedruckter Brief, mit Halbmond und Stern geschmückt, verbreitet, worin Muhammedaner ihre Glaubensgenossen in dringender Weise auffordern, doch eigene Mädchenschulen zu errichten, wo das weibliche Geschlecht „lernen kann, was dem Koran gemäß gut ist für ein Weib zu wissen", damit die christliche Mission nicht ihren Einfluß auch auf muhammedanische Frauen und Mädchen ausdehne. Das ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß die Wirkungen der Frauenmission in Indien doch immer spürbarer werden. In Agra und in Kalkutta sind neulich einige Heidinnen getauft worden, welche ihre Bekehrung derselben verdanken. Leider ist eine der tüchtigsten dieser Missionarinnen, Frl. Emma Fuller, am 14. Nov. 1884 nach 16jähriger, treuer Arbeit im Pandschab gestorben. Eine andere, die Baptistin Frl. Johnston, ist auf unserem Bilde zu sehen, wie sie von zwei uniformierten Trägern im „Dandi" auf eine Gesundheitsstation im Himalaja hinaufgetragen wird.

— Die indische Heilsarmee wird immer indischer. In ihrem Blatt »The War Cry« war neulich Folgendes zu lesen: „Dem Christus der Christenheit ist es nicht gelungen, das indische Volk zu gewinnen. Leider wollen aber die meisten Missionare aus verschiedenen Gründen diese Thatsache nicht gelten lassen." Statt des abendländischen müsse den Hindus ein morgenländischer Christus gebracht werden; die Missionare müssen sich orientalisch kleiden, müssen wie Bettler leben u. s. f. — dann werde Indien sich bekehren! Man meint, Babu Kesab Tschander Sen oder seinen Jünger Masumdar reden zu hören, wenn man dergleichen liest! 1 Tim. 6, 3ff.

Ozeanien.

Am 25. April ist in Honolulu an einem Schlaganfall Königin Emma, Witwe des Königs Kamehameha IV., gestorben. „Ihr Tod ist ein großer Verlust für die Sache des Christentums in Honolulu."

Deutschland.

Auf der Missionskonferenz in Wetzlar, 24. Juni, hat Prof. Dr. Sachse aus Herborn folgende Thesen verteidigt: „Die mehrfach geforderte Eingliederung der freien Missionsgesellschaften in den kirchlichen Organismus wäre berechtigt, wenn es einen einheitlichen deutsch-evangelischen Kirchenorganismus gäbe. Die Eingliederung in eine der bestehenden Territorialkirchen wird keinen der vorhandenen Schäden beseitigen; dadurch wird die Mission nicht großartiger, der Mangel an Theologen wird nicht beseitigt, die Verwaltung wird nicht besser, der rechte Geist wird nicht verbürgt. Ebenso wenig wird dadurch die Missionsthätigkeit einen ungeahnten Aufschwung nehmen und die Leitung einheitlicher werden. Bei dem guten Verhältnis, welches zwischen den Kirchenkörpern und den Gesellschaften besteht, ist eine Aenderung des jetzigen Zustands kein Bedürfnis. Dieselbe würde sogar schädlich sein, indem die bestehenden Missionsgesellschaften geschwächt und eine Anzahl neuer kleiner Gesellschaften ins Leben treten und ein Band der Gemeinschaft zerrissen würde, welches evangelische Christen verschiedener Landeskirchen verbindet."

In der Diskussion wurde übrigens von mehreren Rednern auch die Idee einer milden, mit Weisheit und Vorsicht ins Werk gesetzten Verkirchlichung der Mission vertreten.

— Am zweiten Tage des Hermannsburger Missionsfestes langte dort die obrigkeitliche Bestätigung der Wahl des neuen Direktors E. Harms an. Auch teilte derselbe mit Thränen folgende Erfahrung von der Kanzel mit: Als er sich angeschickt habe, zur Kirche zu gehen, nachdem er noch einmal seinen Text „Sorget nicht" vor sich genommen, sei der Briefträger gekommen und habe ihm einen eingeschriebenen Brief gebracht. Er habe seinen Augen nicht getraut, als er darin die Anzeige gelesen, daß ein Bauer in der Gegend von

Verden der Hermannsburger Mission testamentarisch sein ganzes Vermögen von 45—50,000 Mk. hinterlassen habe. Vierzehn Tage vorher war der Direktor von einer Missionsfreundin aufgefordert worden, etwas Missionsgeld bei ihr selbst abzuholen, und als er erschien, hatte sie ihm 6000 Mk. in die Hand gelegt. Luk. 12, 48.

Todesfälle.

Am 12. Mai ist in Christianenburg, Natal, der alte Berliner Missionar W. Posselt gestorben, dessen merkwürdige Lebensgeschichte im evangel. Missionskalender für 1886 zu lesen ist. Am 29. April hatte er noch den Visitator, Dr. Wangemann, auf seiner Station begrüßen dürfen. Es heißt darüber in den „Berliner Missionsberichten“: „Auf dem Platz vor dem Hause war die Familie des alten Bruder Posselt versammelt, um welche herum der vorausgegangene Festzug sich bereits im Kreise gruppiert hatte. In der Mitte saß auf einem Lehnstuhl der alte Bruder Posselt. Aber welch ein Anblick! Der liebe Bruder, welcher in Bethanien noch die körperliche und geistige Elastizität eines Jünglings gehabt hatte, war jetzt wie ein geknicktes Rohr. Er hatte sich auf der Rückreise von Bethanien erkältet und infolge dessen ein Magenleiden zugezogen, das allen Bemühungen der Aerzte spottete. Schon seit Wochen war er von den Aerzten aufgegeben. Als der Direktor herantrat, stand er von seinem Sessel auf und hing lange, lange an dessen Halse. Beider Thränen flossen ineinander. Sprechen konnte er nichts als nur die Worte: ‚Mein Baba, mein guter Baba!‘ Dann sank er in seinen Sessel zurück, erhob sich aber bald darauf und rief mit zitternder, aber kräftiger Stimme: Nun singet: Allein Gott in der Höh sei Ehr. Nachdem er dann auf dem Ruhebett auf der Veranda sich ein wenig erholt hatte, wurde sein Geist wieder lebendig, ja selbst sein alter Humor blitzte hie und da auf.“ — Am 3. Mai feierte er mit seiner ganzen Familie und der gerade in Christianenburg versammelten Synode das hl. Abendmahl. Kurz darauf trat eine Art Todeskampf ein, während dessen er einmal rief: „Ich bin in Jesu, Er ist in mir, nun habe ich überwunden.“ Einen Trostspruch aus den Psalmen betete er in hebräischer Sprache; dann ging es wieder besser mit ihm. Am 5. Mai fand an seinem Bette die Ordination seines Sohnes Johannes statt. Nach Vollzug derselben richtete der alte Vater mit fester, klarer Stimme einige ernste, herzliche Worte an den Sohn, dann sank er erschöpft in sein Kissen zurück. Bald darauf nahm Direktor Wangemann unter gemeinsamen Gebeten Abschied von dem Totkranken.

— Am 8. Juli entschlief in Lustnau bei Tübingen, 66 Jahre alt, Johann Fr. Metz, Basler Missionar in Indien von 1843—1874, bekannt durch seine aufopfernde Wirksamkeit unter den Volksstämmen der Nilagiris.

— Am 24. Juli starb nach langem Leiden in Hagelloch Pfarrer Th. Breitenbach, geb. 1844, als Basler Missionar nach Afrika ausgesandt 1868, krank zurückgekehrt 1870.

Allerlei.

— Die Berliner-Mission in Südafrika zählt jetzt auf 45 Hauptstationen, 57 Außenstationen und 100 Predigtplätzen 56 Missionare, 49 besoldete und 231 unbesoldete Nationalgehilfen. Letztes Jahr wurden 652 erwachsene Heiden, 187 Heidenkinder und 847 Christenkinder getauft, so daß die Zahl der Christen auf 14,600 gestiegen ist, 1253 Katechumenen nicht gerechnet. Die 216,250 Heiden, welche im Bereich der Stationen leben, kommen immer mehr unter den Einfluß des Evangeliums.

— Direktor Wangemann ist Mitte Juli wohlbehalten wieder in Berlin eingetroffen. Mit ihm und der ganzen Missionsgemeinde danken auch wir dem Herrn für alles, was er dem Visitator hat gelingen lassen, sowie für die mehrfachen Lebensrettungen und Bewahrungen, die er hat erfahren dürfen.

— Im Innern von Madagaskar haben die norwegischen Lutheraner im Jahr 1884 getauft 1521 Personen, in ihre Gemeinde aufgenommen 21 Katholiken und 62 Independenten und Quäker, so daß die Gesamtzahl der Gemeindeglieder auf 6446 gestiegen ist. Im Taufunterricht stehen 1678 Personen; die Gottesdienste werden von durchschnittlich 35,000 Zuhörern besucht, die Zahl der Schulkinder ist 30,000, die der eingebornen Prediger, Lehrer rc. 636, worunter 5 ordinierte. Dazu kommen auf die Westküste 50 Getaufte und 6—800 Kirchenbesucher mit 3 eingebornen Lehrern.

— Im Zululand und Natal haben die Norweger 350 Gemeindeglieder, 7—800 Kirchenbesucher und 4 eingeborne Lehrer. Im Jahr 1884 wurden 32 Personen getauft.

— Aus Madagaskar berichtet Missionar Matthews von Greuelthaten, welche die mit den Franzosen verbündeten Sakalawa und Tonkarana nicht nur an den Soldaten, sondern auch an den Frauen und Kindern der Howas verüben, aber auch von der völligen Unfruchtbarkeit und Nutzlosigkeit aller bisherigen Erfolge der Franzosen. Die Madagassen könne man wohl mit Güte zu etwas führen, niemals aber mit Gewalt zu etwas zwingen.

———*———



Ein chinesischer Missionar mit seiner Familie.

Mit Jesu im Schifflein.

Ansprache gehalten beim Missionsfest in Karlsruhe, den 19. August 1885,
von Pfarrer **Römer** aus Basel über: Matth. 8, 23–27.

Liebe Missionsfreunde! Die Geschichte von dem Sturm auf dem Galiläischen Meere gehört ja längst der Vergangenheit an; aber sie gehört auch uns zu, weil der, der das Ungestüm stillte, noch lebt, und weil der, von dem sie da fragen: „Was ist das für ein Mann?" von sich selbst antwortet und bezeugt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Und darum erleben Christenleute diese Geschichte immer neu sowohl in den Stürmen, die ihr Herz, ihr Haus und ihr Berufsleben bewegen, als auch bei den Stürmen, welche die Wogen des Völkermeeres erregen. Es sind heuer 50 Jahre, daß auf Madagaskar Missionar Griffith in seiner Kapelle über unsern Text und besonders über die Worte predigte: „Herr hilf uns, wir verderben!" Nach der Predigt trat ein Beamter der Königin ein und verlas das Edikt, das alle christliche Predigt auf der Insel verbot; lange ertönte kein Evangelium mehr auf Madagaskar, aber nach 25 Jahren wurde die Mission wieder freigegeben und dann folgte jene merkwürdige Zeit, da Tausende und Zehntausende sich zur evangelischen Kirche herzudrängten; — und abermal nach 25 Jahren, in unsern Tagen, liegt eine französische Kriegsflotte vor der Insel und in der evangelischen Christenheit fürchtet man, das bedeute den Kampf des Katholizismus gegen die protestantische Mission auf Madagaskar. Wenn es also wechselt und drunter und drüber geht: wie wollen wir Mission treiben nicht als die in die Luft streichen, sondern als die ein gewisses Ziel erringen? „Jesus trat in das Schiff und seine Jünger folgten ihm," und also wollen wir Mission treiben auch in unserem kleinen Teile:

Mit Jesu ins Schifflein!
Mit Jesu durch die Wogen!
Mit Jesu ans Land!

I.

Mit Jesu ins Schifflein! — Die Strömung ist für die Mission gerade in der Gegenwart besonders günstig; aber damit sie uns nicht fortreiße, ist's gerade gegenwärtig besonders nötig, daß man sich klar sei: nicht um Kolonisation zu fördern, nicht um Kultur zu verbreiten, nicht um unsere schwarzen oder braunen Mitmenschen mit irgend welchen schönen Menschengedanken zu beglücken, treiben wir Mission, sondern weil Jesus, wie wir in der Schrift lesen, gesagt hat: „Gehet hin und lehret alle Völker.“ Alles andere mag Begeisterung wecken, aber im Missionskampf mit seinen Enttäuschungen und Geduldsproben ist's nicht die Begeisterung, welche aushält, sondern lediglich das Bewußtsein der Pflicht: „Der Herr hat's geboten!“ und auch das würde uns nicht aufrecht halten, wenn nicht das Wort nachfolgte: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage.“ Wie könnten Sünder aus der Christenheit sich unterfangen, über's Meer zu ziehen, um Sünder aus der Heidenwelt zur Gotteskindschaft einzuladen, wo sie nicht wüßten, daß der mit ihnen ist, um dessen willen Gott uns zu Gnaden annimmt, daß er gut machen kann und will, was wir — auch in der Missionsarbeit — falsch und verkehrt machen, und daß er auch in Sünde erstorbene Bäume wieder Früchte bringen läßt, die da bleiben ins ewige Leben. — „Ich bin bei euch“; das schafft den rechten Mut in Gefahren und Nöten; denn so Er, unser Erlöser und Versöhner, mit uns ist, so wissen wir, daß um seinetwillen uns nichts schaden darf, vielmehr alles zu unserem Besten dienen soll, ja auch unsere Leiden noch andern zum Segen werden dürfen.

Drum soll jeder, der als Missionar übers Meer zu den Heiden zieht, Jesum als seinen Begleiter mitnehmen, und Jesus allein soll's auch im letzten Grunde sein, den er den Heiden bringen will. Gewiß, wir wollen sie von den vielen falschen Göttern zu dem Einen wahren Gott führen, dem Schöpfer und Erhalter der Welt; aber eben doch nur zu dem Gott, dessen Gnade und Wahrheit in Christi Person offenbar geworden ist und der durch Christi Sterben und Auferstehen uns den Zugang zu seinem Thron eröffnet hat: und so kommt es schließlich doch wieder darauf hinaus, daß wir nichts den Heiden zu bringen wissen, „ohne allein Jesum Christum, und ihn als Gekreuzigten“ (1 Kor. 2, 2). Mit dieser Perle des

Evangeliums tragen aber die Missionare auch das schwerste Stück des Missionskreuzes mit sich hinaus. In China und Indien zumal nähme mancher Heide den ersten Glaubensartikel gar gerne an: „Ich glaube an Einen Gott, Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden"; aber vom zweiten Artikel an: „ich glaube an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, unsern Herrn" — von da an gehen viele hinter sich; es ist ihnen eine harte Rede; und wollten sie's auch noch in den Kauf nehmen, weil es die Missionare nun einmal lehren und weil's in der heiligen Schrift der Christen steht: sie können Jesum nicht nur so nebenher mitnehmen, sie müssen sich zu ihm klar und offen bekennen in der heiligen Taufe. Das kostet ein Sterben; da handelt es sich nicht bloß um ein Weggeben der ganzen heidnischen Denkart, sondern buchstäblich gilt es für diese Leute (Luk. 14, 26. 32): „Wer nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, und wer nicht absaget allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein." — In Südmahratta lebt ein Mann, Tschanawirappa mit Namen, der seit Jahrzehnten die Schrift kennt und liest, gern und viel und mit Verständnis über die evangelische Heilslehre mit den Missionaren redet, seine Gaben nicht mehr den Götzen bringt, sondern in den Opferstock unserer Kapelle legt, der auf den Knieen mit den Missionaren unsern Gott anruft, wenn er in Not kommt, der auch Erhörung des Gebetes schon erfahren hat; aber nach 30 Jahren ist er noch nicht getauft; er kann die Kaste nicht verleugnen und die Schmach und Verfolgung als Ausgestoßener nicht auf sich nehmen! — In Merkara hatte unsere Mission einen altbewährten, treuen Freund, Subaja, der um seines edlen Charakters willen allgemein bei Christen und Heiden, bei Europäern wie bei seinen Volksgenossen beliebt war und fast 4 Jahrzehnte hindurch die höchsten Aemter im Kurgland bekleidete. Er hat sich viel Mühe gegeben und viele und große Geldopfer gebracht, um die Jugend seines Volks unter den erzieherischen Einfluß unserer Mission zu bringen, er hat seit mehr als 10 Jahren allwöchentlich den Missionar zu einer Bibelstunde in sein Haus gebeten und da selbst auch dann und wann das Wort ergriffen, um seinen Landsleuten die Thorheit des Heidentums und die Herrlichkeit der christlichen Lehre vor Augen zu malen; aber vor dem Sturm schreckte er zurück, der unter seinen Kurgs losgebrochen wäre, wenn er, der hochgestellte Mann, die Taufe

begehrt hätte. Eben stand er im Begriff, sich pensionieren zu lassen; allgemein redete man davon, jetzt werde er übertreten; da, mitten in einer Gerichtssitzung, traf ihn ein Herzschlag; man mußte ihm die Feder aus den erkalteten Fingern nehmen, und die letzten Worte, die er geschrieben hatte, hießen: „Und die Thüre war geschlossen!“ Wir schauen nicht hinein in die Entscheidungen des barmherzigen Vaters und gerechten Richters; aber so viel sehen wir doch: Der Weg, auf dem man nach Gottes Ordnung eingehen soll in das Reich Gottes, so lang man noch auf Erden ist, der war ihm verschlossen; er wagte nicht den letzten Schritt; er trat nicht mit Jesu ins Schifflein! Und doch kann es den Heiden nicht erspart bleiben, sie müssen hinein, und sie müssen

II.

mit Jesu durch die Wogen! — Und das nicht bloß, weil es so geschrieben steht, sondern weil auch die Erfahrung der Schrift Recht giebt: sie kommen nicht zur Ruhe ohne die heilige Taufe. Es ist ja bekannt, wie in Indien die Partei des Kesab Tschander Sen, der sog. Brahma-Samadsch, es unternahm, einige offenbare Thorheiten und Aergernisse des Hinduismus abzuthun und doch auch die Thorheit und das Aergernis des Kreuzes zu umgehen; aber mehr als eine Erfahrung zeigt, daß es in dieser Mittelstellung keine Ruhe giebt, daß es rückwärts geht hinein in den Geist, wenn auch nicht in die Formen des Heidentums, oder aber vorwärts durch die Taufe hinein in die christliche Gemeinde. Auch in unserem Missionsgebiet, so weit dasselbe von Kalkutta und dem Hauptquartier des Brahma-Samadsch entfernt ist, hat diese Sekte unter den gebildeten Hindus ihre Anhänger gefunden, und in unserer Gemeinde Mangalur lebt ein Mann, Venkata Rao mit Namen, der schon in jungen Jahren mit der neuen Religion bekannt geworden, in eifrigem Suchen nach der Wahrheit die Heimat verließ und nach dem fernen Kalkutta zog, wo er nun mehrere Jahre im Hause Kesab Tschander Sen's selbst verbrachte. Nach Mangalur zurückgekehrt belebte er durch seine Predigten die Versammlungen des Brahma-Samadsch und schon hoffte man ihn dort zum Prediger der neuen Gemeinde zu gewinnen. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt; um sich in religiösen Dingen noch weiter auszubilden, hatte er angefangen, die Bibelstunden unserer

Missionare zu besuchen, und es dauerte nicht lang, so sah er sich durch die Bibel, mit der er hier bekannt wurde, vor die Entscheidung gestellt: es war ein langer und schwerer Kampf für den stolzen Brahmanen, den aufgeklärten Schüler Tschander Sens, der mit so manchen edlen Leuten vom Brahma-Samadsch verbunden und von ihnen geliebt und geehrt war; aber endlich vermochte er es, das Zeichen seiner edlen Geburt, den Brahmanenzopf dranzugeben, und, als ein Sünder gleich andern, auf dem gottgeordneten Weg der Taufe den Adel der Gotteskindschaft zu suchen. — „Ich muß hindurch durch die Wogen, wenn ich zur Ruhe kommen will!“ das war auch bei einem Manne aus der Kaste des malabarischen Landadels, der „Najer“, das Resultat eines jahrelangen Kampfes. Vor 10 Jahren war er nach Talatscheri gekommen, hatte dort vom Christentum gehört, war in den Taufunterricht eingetreten und hatte 3 Monate lang trotz allen Lockens und Drohens der Seinigen treu ausgehalten. Schon war der Tauftag bestimmt; da war Karunagaran, der Täufling, verschwunden; er hatte sich in letzter Stunde entschlossen, im Herzen Christ zu sein, ohne die Kaste zu brechen und ohne die Taufe zu empfangen. Aber seine Ruhe war weg! Ohne Plan und Ziel durchwanderte er halb Indien, nach seinem eigenen späteren Geständnis, „wie von einem bösen Geist getrieben, täglich angefochten über sein schlechtes, ruchloses Leben, das hinter ihm lag.“ Nach Hause zurückgekehrt, ließ er sich seine Bibel aus Talatscheri kommen, die er bei seiner Flucht dort zurückgelassen hatte, und Schritt um Schritt kam er dem Christentum wieder näher. Die Kastengebote hielt er nicht mehr, sein Weib verließ ihn darob, und nun gab er auch seinen Besitz, der ihn an die Interessen und die Sitten seiner Familie gefesselt hatte, auf, behielt nur so viel, als er zum Leben durchaus nötig hatte, und stellte sich endlich am letzten Tage des vorigen Jahres, schon 65 Jahre alt, im Missionshaus zu Tschombala ein mit der dringenden Bitte, ihn zu taufen, damit nicht der Tod ihn ereile, noch ehe er in den Gnadenbund seines Gottes sich gerettet. Im Januar dieses Jahres wurde er getauft, und nun steht dieser Mann allein da mitten unter seinen heidnischen Landsleuten, 6—8 Stunden von der Missionsstation entfernt; Schmach und Verfolgung umgeben ihn von außen, aber in seinem Innern hat er Ruhe, denn er hat nun den Grund gefunden, der auch seinen Anker ewig hält. Ja, es geht durch tiefe Wasserwogen für die Heiden, die es wagen, zu Jesu ins Schifflein zu

treten; aber Gott sei Dank, es geht doch hindurch, mit Jesu hindurch durch die Wogen. — Mit Jesu kommt man durch die Wogen; davon zeugt so vieles, was unsere Basler Mission in der letzten Zeit erfahren hat. In beschämend herrlicher Weise hat Gott um Christi willen die Besorgnisse zu Schanden gemacht, die wir seit Ende 1883 um unsere chinesische Mission hatten. Um der Unruhen willen, die der Krieg Frankreichs gegen Tonkin und dann der französisch-chinesische Krieg in den angrenzenden chinesischen Provinzen zur Folge hatte, fürchteten wir eine Zeit lang für das Leben unserer Missionare, mehr noch für das Leben unserer eingeborenen Christen, und vor allem besorgten wir, unsere Christen möchten unter den Verfolgungen nicht standhalten, sondern abfallen. Und was ist nun geschehen? Ein Missionshaus wurde bei einem Volksauflauf beschädigt, aber seinen Insaßen geschah nichts; einigen Missionaren wurde aufgelauert, aber sie erfuhren's erst, als die Gefahr vorüber war; an einer oder an zwei Kapellen wurde das Dach durch Feuer oder durch Steinwürfe zerstört, Christen und Taufbewerber wurden verjagt, manchen wurden die Häuser ausgeraubt, die Felder verwüstet, sie selbst gebunden und geschlagen, aber ans Leben ging's keinem, und vor allem ist kein Christ, ja auch kein Taufbewerber in den Verfolgungen zurückgegangen, und es geht unserer Mission wie andern, die zum Teil mehr gelitten haben als wir und die doch jetzt freudig bekennen dürfen: Der Krieg hat uns mehr genützt als geschadet; die Gemeinden haben unter Leiden ihre Kraft erprobt und ihre Zahl hat sich gemehrt.

Und blicken wir hinüber auf unser Missionsgebiet in Afrika, so ist es gewiß wahr, dort auf der Goldküste hat unsere Mission ihre schwersten Stürme erlebt und wie oft schon ist wohl dort die Bitte ertönt: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ Vor 57 Jahren zogen unsere ersten Sendboten dahin, nach 13 Jahren lagen acht Brüder draußen begraben und der einzige Ueberlebende mußte krank das Feld räumen, und was hatte man erreicht? Keine Schule, keine Kapelle war gebaut, keine Seele war getauft, nicht einmal ein Taufbewerber war da und nun schien alles aus zu sein. Aber die Mission wurde wieder begonnen, und welche Freude war es, als nach 19 Jahren am Pfingstfest 1847 die 2 Erstlinge auf der Goldküste getauft wurden. Heute sind es mehr als 6000 Getaufte, und das Land steht uns offen weit hinein ins Innere: Herr, hilf uns, daß

wir's können einnehmen! Gerade hier in Afrika, wo die Mission so oft und so lange Zeit durch die Stürme des Todes und der Krankheiten bedroht und fast zu Grunde gerichtet schien, hier sehen wir's besonders deutlich:

III.

Es geht durch Sturm und Wellen mit Jesu ans Land! Gewiß, wir kommen hier auf Erden ja nie ans Ufer der Heimat, sondern wir warten, so lange wir Mission treiben, der Zeit, da es heißen wird: „Die erste Erde ist vergangen und das Meer ist nicht mehr," und wenn das erfüllt ist, dann wird's tönen: „Land, Land! Wir sehen einen neuen Himmel und eine neue Erde!" (Offb. 21, 1). Wir können uns auch nicht schmeicheln, große und weite Länderstrecken dem Evangelium unterworfen und Christo zu Füßen gelegt zu haben; aber kleine Inseln sind doch unsere Gemeinden in Afrika, Indien und China, wenn sie auch zusammen erst 17,000 Glieder zählen, Teile sind sie der Kirche Christi, die über den ganzen Erdkreis hin zerstreut ist und sich erbaut aus Gottes Wort und Sakrament; sie sind mit uns verbunden durch eine Taufe und essen und trinken mit uns von einem Tische des Herrn; sie hören und lesen mit uns dieselbe heilige Schrift in der Kirche und in ihren Häusern; sie bekennen mit uns denselben Glauben; sie beten für uns, wie wir für sie. Und das thun sie nicht bloß, weil sie von den Missionaren dazu angeleitet werden, sondern es giebt auch unter ihnen Männer, die selbst wieder andere zu leiten, ja einer ganzen Gemeinde vorzustehen tüchtig sind; auch thun sie das nicht bloß, weil und soweit man für sie Opfer bringt; sie bringen selbst auch ihre Opfer. Und wie wir in der Heimat unsere Missionsfeste feiern, so kommen sie auch draußen alljährlich zu solchen Festen zusammen. Als sie in Aburi auf der Goldküste das letztemal ihr Missionsfest feierten, da haben sie um des engen Raumes der Kirche willen den Hof der Mädchenanstalt zum Festsaal hergerichtet; es wurden Pfosten eingeschlagen, Seile aufgespannt und zum Schutz gegen die Sonnenstralen ein Dach aus Palmzweigen darüber gelegt; Chorgesänge und Gemeindegesänge, Ansprachen von Missionaren und von Eingeborenen wechselten ab, und die Gäste von auswärts, wie die Aburi-Gemeinde, deren Glieder die Gäste bewirteten und beherbergten, freuten sich des Tags;



Ein chinesischer Missionar mit seiner Familie.

Mit Jesu im Schifflein.

Ansprache gehalten beim Missionsfest in Karlsruhe, den 19. August 1885, von Pfarrer **Römer** aus Basel über: Matth. 8, 23—27.

Liebe Missionsfreunde! Die Geschichte von dem Sturm auf dem Galiläischen Meere gehört ja längst der Vergangenheit an; aber sie gehört auch uns zu, weil der, der das Ungestüm stillte, noch lebt, und weil der, von dem sie da fragen: „Was ist das für ein Mann?" von sich selbst antwortet und bezeugt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Und darum erleben Christenleute diese Geschichte immer neu sowohl in den Stürmen, die ihr Herz, ihr Haus und ihr Berufsleben bewegen, als auch bei den Stürmen, welche die Wogen des Völkermeeres erregen. Es sind heuer 50 Jahre, daß auf Madagaskar Missionar Griffith in seiner Kapelle über unsern Text und besonders über die Worte predigte: „Herr hilf uns, wir verderben!" Nach der Predigt trat ein Beamter der Königin ein und verlas das Edikt, das alle christliche Predigt auf der Insel verbot; lange ertönte kein Evangelium mehr auf Madagaskar, aber nach 25 Jahren wurde die Mission wieder freigegeben und dann folgte jene merkwürdige Zeit, da Tausende und Zehntausende sich zur evangelischen Kirche herzudrängten; — und abermal nach 25 Jahren, in unsern Tagen, liegt eine französische Kriegsflotte vor der Insel und in der evangelischen Christenheit fürchtet man, das bedeute den Kampf des Katholizismus gegen die protestantische Mission auf Madagaskar. Wenn es also wechselt und drunter und drüber geht: wie wollen wir Mission treiben nicht als die in die Luft streichen, sondern als die ein gewisses Ziel erringen? „Jesus trat in das Schiff und seine Jünger folgten ihm," und also wollen wir Mission treiben auch in unserem kleinen Teile:

Mit Jesu ins Schifflein!
Mit Jesu durch die Wogen!
Mit Jesu ans Land!

I.

Mit Jesu ins Schifflein! — Die Strömung ist für die Mission gerade in der Gegenwart besonders günstig; aber damit sie uns nicht fortreiße, ist's gerade gegenwärtig besonders nötig, daß man sich klar sei: nicht um Kolonisation zu fördern, nicht um Kultur zu verbreiten, nicht um unsere schwarzen oder braunen Mitmenschen mit irgend welchen schönen Menschengedanken zu beglücken, treiben wir Mission, sondern weil Jesus, wie wir in der Schrift lesen, gesagt hat: „Gehet hin und lehret alle Völker." Alles andere mag Begeisterung wecken, aber im Missionskampf mit seinen Enttäuschungen und Geduldsproben ist's nicht die Begeisterung, welche aushält, sondern lediglich das Bewußtsein der Pflicht: „Der Herr hat's geboten!" und auch das würde uns nicht aufrecht halten, wenn nicht das Wort nachfolgte: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage." Wie könnten Sünder aus der Christenheit sich unterfangen, über's Meer zu ziehen, um Sünder aus der Heidenwelt zur Gotteskindschaft einzuladen, wo sie nicht wüßten, daß der mit ihnen ist, um dessen willen Gott uns zu Gnaden annimmt, daß er gut machen kann und will, was wir — auch in der Missionsarbeit — falsch und verkehrt machen, und daß er auch in Sünde erstorbene Bäume wieder Früchte bringen läßt, die da bleiben ins ewige Leben. — „Ich bin bei euch"; das schafft den rechten Mut in Gefahren und Nöten; denn so Er, unser Erlöser und Versöhner, mit uns ist, so wissen wir, daß um seinetwillen uns nichts schaden darf, vielmehr alles zu unserem Besten dienen soll, ja auch unsere Leiden noch andern zum Segen werden dürfen.

Drum soll jeder, der als Missionar übers Meer zu den Heiden zieht, Jesum als seinen Begleiter mitnehmen, und Jesus allein soll's auch im letzten Grunde sein, den er den Heiden bringen will. Gewiß, wir wollen sie von den vielen falschen Göttern zu dem Einen wahren Gott führen, dem Schöpfer und Erhalter der Welt; aber eben doch nur zu dem Gott, dessen Gnade und Wahrheit in Christi Person offenbar geworden ist und der durch Christi Sterben und Auferstehen uns den Zugang zu seinem Thron eröffnet hat; und so kommt es schließlich doch wieder darauf hinaus, daß wir nichts den Heiden zu bringen wissen, „ohne allein Jesum Christum, und ihn als Gekreuzigten" (1 Kor. 2, 2). Mit dieser Perle des

Evangeliums tragen aber die Missionare auch das schwerste Stück des Missionskreuzes mit sich hinaus. In China und Indien zumal nähme mancher Heide den ersten Glaubensartikel gar gerne an: „Ich glaube an Einen Gott, Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden"; aber vom zweiten Artikel an: „ich glaube an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, unsern Herrn" — von da an gehen viele hinter sich; es ist ihnen eine harte Rede; und wollten sie's auch noch in den Kauf nehmen, weil es die Missionare nun einmal lehren und weil's in der heiligen Schrift der Christen steht: sie können Jesum nicht nur so nebenher mitnehmen, sie müssen sich zu ihm klar und offen bekennen in der heiligen Taufe. Das kostet ein Sterben; da handelt es sich nicht bloß um ein Weggeben der ganzen heidnischen Denkart, sondern buchstäblich gilt es für diese Leute (Luk. 14, 26. 32): „Wer nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, und wer nicht absaget allem, was er hat, der kann nicht mein Jünger sein." — In Südmahratta lebt ein Mann, Tschanawirappa mit Namen, der seit Jahrzehnten die Schrift kennt und liest, gern und viel und mit Verständnis über die evangelische Heilslehre mit den Missionaren redet, seine Gaben nicht mehr den Götzen bringt, sondern in den Opferstock unserer Kapelle legt, der auf den Knieen mit den Missionaren unsern Gott anruft, wenn er in Not kommt, der auch Erhörung des Gebetes schon erfahren hat; aber nach 30 Jahren ist er noch nicht getauft; er kann die Kaste nicht verleugnen und die Schmach und Verfolgung als Ausgestoßener nicht auf sich nehmen! — In Merkara hatte unsere Mission einen altbewährten, treuen Freund, Subaja, der um seines edlen Charakters willen allgemein bei Christen und Heiden, bei Europäern wie bei seinen Volksgenossen beliebt war und fast 4 Jahrzehnte hindurch die höchsten Aemter im Kurgland bekleidete. Er hat sich viel Mühe gegeben und viele und große Geldopfer gebracht, um die Jugend seines Volks unter den erzieherischen Einfluß unserer Mission zu bringen, er hat seit mehr als 10 Jahren allwöchentlich den Missionar zu einer Bibelstunde in sein Haus gebeten und da selbst auch dann und wann das Wort ergriffen, um seinen Landsleuten die Thorheit des Heidentums und die Herrlichkeit der christlichen Lehre vor Augen zu malen; aber vor dem Sturm schreckte er zurück, der unter seinen Kurgs losgebrochen wäre, wenn er, der hochgestellte Mann, die Taufe

begehrt hätte. Eben stand er im Begriff, sich pensionieren zu lassen; allgemein redete man davon, jetzt werde er übertreten; da, mitten in einer Gerichtssitzung, traf ihn ein Herzschlag; man mußte ihm die Feder aus den erkalteten Fingern nehmen, und die letzten Worte, die er geschrieben hatte, hießen: „Und die Thüre war geschlossen!“ Wir schauen nicht hinein in die Entscheidungen des barmherzigen Vaters und gerechten Richters; aber so viel sehen wir doch: Der Weg, auf dem man nach Gottes Ordnung eingehen soll in das Reich Gottes, so lang man noch auf Erden ist, der war ihm verschlossen; er wagte nicht den letzten Schritt; er trat nicht mit Jesu ins Schifflein! Und doch kann es den Heiden nicht erspart bleiben, sie müssen hinein, und sie müssen

II.

mit Jesu durch die Wogen! — Und das nicht bloß, weil es so geschrieben steht, sondern weil auch die Erfahrung der Schrift Recht giebt: sie kommen nicht zur Ruhe ohne die heilige Taufe. Es ist ja bekannt, wie in Indien die Partei des Kesab Tschander Sen, der sog. Brahma-Samadsch, es unternahm, einige offenbare Thorheiten und Aergernisse des Hinduismus abzuthun und doch auch die Thorheit und das Aergernis des Kreuzes zu umgehen; aber mehr als eine Erfahrung zeigt, daß es in dieser Mittelstellung keine Ruhe giebt, daß es rückwärts geht hinein in den Geist, wenn auch nicht in die Formen des Heidentums, oder aber vorwärts durch die Taufe hinein in die christliche Gemeinde. Auch in unserem Missionsgebiet, so weit dasselbe von Kalkutta und dem Hauptquartier des Brahma-Samadsch entfernt ist, hat diese Sekte unter den gebildeten Hindus ihre Anhänger gefunden, und in unserer Gemeinde Mangalur lebt ein Mann, Venkata Rao mit Namen, der schon in jungen Jahren mit der neuen Religion bekannt geworden, in eifrigem Suchen nach der Wahrheit die Heimat verließ und nach dem fernen Kalkutta zog, wo er nun mehrere Jahre im Hause Kesab Tschander Sen's selbst verbrachte. Nach Mangalur zurückgekehrt belebte er durch seine Predigten die Versammlungen des Brahma-Samadsch und schon hoffte man ihn dort zum Prediger der neuen Gemeinde zu gewinnen. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt; um sich in religiösen Dingen noch weiter auszubilden, hatte er angefangen, die Bibelstunden unserer

Missionare zu besuchen, und es dauerte nicht lang, so sah er sich durch die Bibel, mit der er hier bekannt wurde, vor die Entscheidung gestellt: es war ein langer und schwerer Kampf für den stolzen Brahmanen, den aufgeklärten Schüler Tschander Sens, der mit so manchen edlen Leuten vom Brahma-Samadsch verbunden und von ihnen geliebt und geehrt war; aber endlich vermochte er es, das Zeichen seiner edlen Geburt, den Brahmanenzopf dranzugeben, und, als ein Sünder gleich andern, auf dem gottgeordneten Weg der Taufe den Adel der Gotteskindschaft zu suchen. — „Ich muß hindurch durch die Wogen, wenn ich zur Ruhe kommen will!“ das war auch bei einem Manne aus der Kaste des malabarischen Landadels, der „Najer“, das Resultat eines jahrelangen Kampfes. Vor 10 Jahren war er nach Talatscheri gekommen, hatte dort vom Christentum gehört, war in den Taufunterricht eingetreten und hatte 3 Monate lang trotz allen Lockens und Drohens der Seinigen treu ausgehalten. Schon war der Tauftag bestimmt; da war Karunagaran, der Täufling, verschwunden; er hatte sich in letzter Stunde entschlossen, im Herzen Christ zu sein, ohne die Kaste zu brechen und ohne die Taufe zu empfangen. Aber seine Ruhe war weg! Ohne Plan und Ziel durchwanderte er halb Indien, nach seinem eigenen späteren Geständnis, „wie von einem bösen Geist getrieben, täglich angefochten über sein schlechtes, ruchloses Leben, das hinter ihm lag.“ Nach Hause zurückgekehrt, ließ er sich seine Bibel aus Talatscheri kommen, die er bei seiner Flucht dort zurückgelassen hatte, und Schritt um Schritt kam er dem Christentum wieder näher. Die Kastengebote hielt er nicht mehr, sein Weib verließ ihn darob, und nun gab er auch seinen Besitz, der ihn an die Interessen und die Sitten seiner Familie gefesselt hatte, auf, behielt nur so viel, als er zum Leben durchaus nötig hatte, und stellte sich endlich am letzten Tage des vorigen Jahres, schon 65 Jahre alt, im Missionshaus zu Tschombala ein mit der dringenden Bitte, ihn zu taufen, damit nicht der Tod ihn ereile, noch ehe er in den Gnadenbund seines Gottes sich gerettet. Im Januar dieses Jahres wurde er getauft, und nun steht dieser Mann allein da mitten unter seinen heidnischen Landsleuten, 6—8 Stunden von der Missionsstation entfernt; Schmach und Verfolgung umgeben ihn von außen, aber in seinem Innern hat er Ruhe, denn er hat nun den Grund gefunden, der auch seinen Anker ewig hält. Ja, es geht durch tiefe Wasserwogen für die Heiden, die es wagen, zu Jesu ins Schifflein zu

treten; aber Gott sei Dank, es geht doch hindurch, mit Jesu hindurch durch die Wogen. — Mit Jesu kommt man durch die Wogen; davon zeugt so vieles, was unsere Basler Mission in der letzten Zeit erfahren hat. In beschämend herrlicher Weise hat Gott um Christi willen die Besorgnisse zu Schanden gemacht, die wir seit Ende 1883 um unsere chinesische Mission hatten. Um der Unruhen willen, die der Krieg Frankreichs gegen Tonkin und dann der französisch-chinesische Krieg in den angrenzenden chinesischen Provinzen zur Folge hatte, fürchteten wir eine Zeit lang für das Leben unserer Missionare, mehr noch für das Leben unserer eingeborenen Christen, und vor allem besorgten wir, unsere Christen möchten unter den Verfolgungen nicht standhalten, sondern abfallen. Und was ist nun geschehen? Ein Missionshaus wurde bei einem Volksauflauf beschädigt, aber seinen Insaßen geschah nichts; einigen Missionaren wurde aufgelauert, aber sie erfuhren's erst, als die Gefahr vorüber war; an einer oder an zwei Kapellen wurde das Dach durch Feuer oder durch Steinwürfe zerstört, Christen und Taufbewerber wurden verjagt, manchen wurden die Häuser ausgeraubt, die Felder verwüstet, sie selbst gebunden und geschlagen, aber ans Leben ging's keinem, und vor allem ist kein Christ, ja auch kein Taufbewerber in den Verfolgungen zurückgegangen, und es geht unserer Mission wie andern, die zum Teil mehr gelitten haben als wir und die doch jetzt freudig bekennen dürfen: Der Krieg hat uns mehr genützt als geschadet; die Gemeinden haben unter Leiden ihre Kraft erprobt und ihre Zahl hat sich gemehrt.

Und blicken wir hinüber auf unser Missionsgebiet in Afrika, so ist es gewiß wahr, dort auf der Goldküste hat unsere Mission ihre schwersten Stürme erlebt und wie oft schon ist wohl dort die Bitte ertönt: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ Vor 57 Jahren zogen unsere ersten Sendboten dahin, nach 13 Jahren lagen acht Brüder draußen begraben und der einzige Ueberlebende mußte krank das Feld räumen, und was hatte man erreicht? Keine Schule, keine Kapelle war gebaut, keine Seele war getauft, nicht einmal ein Taufbewerber war da und nun schien alles aus zu sein. Aber die Mission wurde wieder begonnen, und welche Freude war es, als nach 19 Jahren am Pfingstfest 1847 die 2 Erstlinge auf der Goldküste getauft wurden. Heute sind es mehr als 6000 Getaufte, und das Land steht uns offen weit hinein ins Innere: Herr, hilf uns, daß

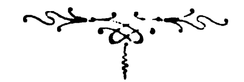
wir's können einnehmen! Gerade hier in Afrika, wo die Mission so oft und so lange Zeit durch die Stürme des Todes und der Krankheiten bedroht und fast zu Grunde gerichtet schien, hier sehen wir's besonders deutlich:

III.

Es geht durch Sturm und Wellen mit Jesu ans Land! Gewiß, wir kommen hier auf Erden ja nie ans Ufer der Heimat, sondern wir warten, so lange wir Mission treiben, der Zeit, da es heißen wird: „Die erste Erde ist vergangen und das Meer ist nicht mehr," und wenn das erfüllt ist, dann wird's tönen: „Land, Land! Wir sehen einen neuen Himmel und eine neue Erde!" (Offb. 21, 1). Wir können uns auch nicht schmeicheln, große und weite Länderstrecken dem Evangelium unterworfen und Christo zu Füßen gelegt zu haben; aber kleine Inseln sind doch unsere Gemeinden in Afrika, Indien und China, wenn sie auch zusammen erst 17,000 Glieder zählen, Teile sind sie der Kirche Christi, die über den ganzen Erdkreis hin zerstreut ist und sich erbaut aus Gottes Wort und Sakrament; sie sind mit uns verbunden durch eine Taufe und essen und trinken mit uns von einem Tische des Herrn; sie hören und lesen mit uns dieselbe heilige Schrift in der Kirche und in ihren Häusern; sie bekennen mit uns denselben Glauben; sie beten für uns, wie wir für sie. Und das thun sie nicht bloß, weil sie von den Missionaren dazu angeleitet werden, sondern es giebt auch unter ihnen Männer, die selbst wieder andere zu leiten, ja einer ganzen Gemeinde vorzustehen tüchtig sind; auch thun sie das nicht bloß, weil und soweit man für sie Opfer bringt; sie bringen selbst auch ihre Opfer. Und wie wir in der Heimat unsere Missionsfeste feiern, so kommen sie auch draußen alljährlich zu solchen Festen zusammen. Als sie in Aburi auf der Goldküste das letztemal ihr Missionsfest feierten, da haben sie um des engen Raumes der Kirche willen den Hof der Mädchenanstalt zum Festsaal hergerichtet; es wurden Pfosten eingeschlagen, Seile aufgespannt und zum Schutz gegen die Sonnenstralen ein Dach aus Palmzweigen darüber gelegt; Chorgesänge und Gemeindegesänge, Ansprachen von Missionaren und von Eingeborenen wechselten ab, und die Gäste von auswärts, wie die Aburi-Gemeinde, deren Glieder die Gäste bewirteten und beherbergten, freuten sich des Tags;

ja, auch die Heiden kommen an solchen Tagen und wundern sich, daß die Christen so schöne Feste haben. Es sind ja das kleine Freuden, aber es sind wirkliche Freuden für die, die fröhlich sind in Hoffnung.

In Hoffnung treiben wir Mission und zu gläubigem Hoffen und zu gehorsamer Nachfolge Christi, der unsere Hoffnung ist, möge auch unser heutiges festliches Zusammensein uns alle ermuntern. Mit Jesu ins Schifflein; ihm sollen wir immer treuer und demütiger und gläubiger nachgehen, ein jedes in seinem Stand und Beruf; mit ihm wollen wir auch den Blick hinausrichten in die Weiten seines Reichs und gerne nach Vermögen mit Hand anlegen auf seinem großen Arbeitsfeld in der Christenheit und in der Völkerwelt. Mit Jesu wollen wir es auch wagen, durch die Wogen zu dringen; nicht im Vertrauen auf Menschen, seien es Missionsgesellschaften oder Missionare, kann man an der Mission mithelfen, sondern im Vertrauen auf Jesum, der auch mit schwachen Jüngern, die er schelten und zurechtweisen mußte, doch hinausfuhr und ihnen durchhalf; ihm vertrauen wir, daß er auch uns zurechthelfe und durchhelfe, bis wir einst kommen mit Jesu ans Land! Den Lohn wünschen und erbitten wir den lieben Brüdern und Schwestern, die an unserem Werke mithelfen durch ihre Liebe, ihre Arbeit, ihre Gaben und ihre Fürbitte, daß sie durch Jesu Gnadenleitung nach allen Stürmen und Ungewittern des Lebens einst kommen in das Land, das uns verheißen ist, und daß wir nicht draußen stehen müssen, wenn sie kommen von Morgen und von Abend, von Mittag und von Mitternacht, eine große Schar, die niemand zählen kann — und darunter auch die Geretteten aus Indien, China und Afrika, die uns befohlen sind; nein, daß auch unsere Stimme erschallen dürfe im Lobgesang der großen Schar (Offb. 19, 6. 7): „Halleluja, denn der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen; lasset uns freuen und fröhlich sein und ihm die Ehre geben!“ Amen.



Der Basler Missionar Zimmermann
und die deutschen Kolonien.

Von **E. Wth.** in Ahrensbök.

Mit vollem Recht denken heute die Freunde der deutschen Kolonialbewegung dankbar an Männer zurück, welche schon vor Jahren eine solche gewünscht und befürwortet haben. So hat Dr. Fabri in seinem Büchlein: „Bedarf Deutschland der Kolonien?" jene Frage praktisch geistreich mit edler Vaterlandsliebe und christlicher Wärme befürwortet. — Der Erfüllung geht entgegen, was unser berühmter Landsmann E. Robert Flegel am 20. April 1883 in Lagos an der Westküste Afrikas mitten in seinen Entdeckungsarbeiten ausrief: „Wenn die deutsche Regierung nicht bald damit beginnt, die Entdeckungen deutscher Forscher praktisch in irgend einer Weise auszunützen, wenn die deutsche Kaufmannschaft nicht mehr Teilnahme der deutschen Forschung zuzuwenden sich entschließt, wenn endlich die deutsche Forschung selbst in Zukunft nicht mehr Interesse zeigt, praktische Erfolge zu erzielen, so werden wir auch noch fortfahren, Opfer an Kapital und wertvollen Menschenleben zum Besten anderer Nationen zu bringen......" — Oder wenn der amerikanische Brigadegeneral Heine in Mittel-Deutschland über „Die Gründung deutscher Kolonien, besonders Strafkolonien in Patagonien und Feuerland" 1881 öffentlich sprach, oder Dr. Hübbe-Schleiden über „Deutsch-Aethiopien, ein Indien in Afrika" am 20. April 1882 einen anregenden Vortrag hielt, so sei dies nicht vergessen. An den deutschen Missionsgeographen und Pastoren Dr. theol. R. Grundemann und sein Verdienst um die Kongo-Frage ist erst kürzlich (Seite 286 dieses Jahrgangs) warm erinnert worden.*) Recht so! Da bleibe aber auch ein Basler Missionar nicht unerwähnt, welcher am Rande des Grabes voll tiefer christlicher Begeisterung an sein geliebtes deutsches Vaterland noch ein letztes Wort gerichtet hat. Es ist das der opferfreudige Missionar Zimmer-

*) Das kleine Schriftchen R. Grundemanns: Die Erschließung Innerafrikas durch Stanleys Entdeckung des Livingstone, mit einer Karte (Gütersloh, Bertelsmann 1878. Preis 30 Pf.) ist noch immer sehr zu empfehlen.

mann,*) dessen kleine Schrift unser Magazin im Juniheft des 21. Jahrgangs 1877, S. 225—245 teilweise veröffentlicht hat. Es ist wohl zeitgemäß und nur schuldige Anerkennung, hierauf hinzuweisen. Wer jenen Jahrgang besitzt, kann ja alles selbst nachlesen; für die neueren Leser des Magazins aber sei folgendes hervorgehoben:

Seite 227: „Deutschland gab seine überströmenden Menschenmassen und seine Millionen an Kapital preis; sie mußten ihre Eigentümlichkeit, Vaterland, Sprache, Sitte, Kirchen- und Volkstum verleugnen, um unter den stolzen Romanen oder Angelsachsen zu verschwinden." — 228: „Gott hat dem deutschen Volke die Gaben gegeben, das Missionsvolk der Erde zu sein, wie keinem zweiten." 231...: „Nun sind ja aber die Zeiten der Zerrissenheit und Thatenlosigkeit für Deutschland vorüber. Ein Neues ist angefangen." — 232...: „Neben den Männern der Wissenschaft und des Handels dürfte auch der deutsche Missionar nicht übersehen werden; denn ohne das Evangelium und seine Völker-wiedergebärende Kraft bleiben alle andern Bestrebungen doch fruchtlos, ja richten oft genug nur Schaden an." — 234: „Also christliche Kolonien Deutschlands im Gefolge der Mission verlangen wir als Heilmittel für die Heidenvölker, wie für Deutschlands soziale Krankheit." — 235: „Das Heidentum in all seinen Formen hat längst Bankrott gemacht und ist von der Geschichte gerichtet. Das Christentum hat sich thatsächlich als Weltreligion erwiesen." — 236: „Die Küsten Afrikas sind uns auf 8—30 Tagereisen nahe gerückt; überall haben Europäer, darunter auch Deutsche, Missions- und Handelsniederlassungen gegründet; überall hat es aber auch an feindlichen Zusammenstößen zwischen den Europäern und den Eingeborenen, namentlich an Betrügerei, Gewaltthat und Verräterei auf seiten der letzteren nicht gefehlt. Da sollte 1) hie und da ein Kriegsschiff einen kurzen Besuch an diesen Küsten abstatten und den Eingeborenen zeigen, daß die unter ihnen wohnenden Weißen nicht schutz- und heimatlose Abenteurer sind, die man ungestraft ausbeuten oder gar mißhandeln dürfte, 2) sobald die Niederlassung wichtig genug ist, ein Konsul

*) Geboren den 2. März 1825 zu Gerlingen in Württemberg, ausgesandt 1849, gestorben in seiner Heimat 13. Dez. 1876, nachdem er erst kurz vorher, im September, aus Afrika zurückgekehrt war. Er schrieb auch sonst noch über Afrika (vgl. Miss.-Mag. 1859, S. 43 ff. und 1866, S. 83 ff.).

für dieselbe ernannt werden, 3) ihr das Recht verliehen werden, eine ihrer Größe und Bedeutung entsprechende und von ihrer Heimatregierung bis auf einen gewissen Grad garantierte Gerichtsbarkeit und Schutzpolizei innerhalb ihrer Besitzungen auszuüben." — 237: „Auf diese Weise würde ein für das ganze Land segensreiches selbständiges Gemeinwesen oder, falls kriegerische Zusammenstöße mit der Landesobrigkeit nicht zu vermeiden wären, ein Protektorat oder eine eigentliche Kolonialbesitzung entstehen. So sind Englands Kolonien entstanden; so sollte auch Deutschland seine Mission ..... vollziehen ....."

239: „Je näher wir aber der praktischen Ausführung unserer Gedanken rücken, desto heftiger wird der Widerspruch. Soll nämlich Ernst gemacht werden mit einer deutschen Kolonie z. B. in Afrika, so erhebt sich von allen Seiten das Geschrei: „Aber die Tropen sind ungesund!" **Es mag lächerlich erscheinen, diesen Satz umstoßen oder entkräften zu wollen, und doch wage ich dies gerade mit Bezug auf den verrufensten Teil von Afrika, die Westküste, und zwar nach einem 25jährigen fast ununterbrochenen Aufenthalt in diesem sogenannten „Todeslande, dem Grabe des Weißen, wo man nichts schneller thun kann als sterben"** u. s. w." — 240: „Dem mit den näheren Verhältnissen Unbekannten muß vor allem gesagt werden, daß wenigstens hier in Westafrika die Hitze niemals die höchste Sommerwärme Europas übersteigt. Freilich geht das Thermometer auf der Sandebene selten unter 16, auf den Bergen oder im feuchten Urwald unter 14 Grad R. hinunter. Die Durchschnittshitze der verschiedenen Plätze ist etwa 18—22 Grad, d. h. also, wir haben auf der Goldküste einen ewigen Sommer, obschon es allerdings auch an einem Wechsel der Jahreszeiten nicht fehlt u. s. w."

Sodann wird auf die Basler Mission an der Goldküste*) und ihre unter so schweren Hindernissen errungenen Siege hingewiesen. — 243: „Der vernachlässigte afrikanische Kontinent, der ja auch noch Länder mit gemäßigtem Klima enthält, ist der einzige Raum der Erde, der einem großen Volk, wie das deutsche, noch Gelegenheit

*) Die verehrten Leser dieses Magazins möchte ich auf die vortreffliche neue Karte dieser Gegenden von den Missionaren Steiner, Ramseyer und Mohr aufmerksam machen. Was ist ein Missionsstudium ohne gute Karten?

zur Kolonisation und zugleich ein würdiges Objekt für seine Völkermission darböte." — 244: „Erfüllt aber Deutschland seine Ausbreitungs- und Segensmission nach Gottes und Christi Befehl, dann lösen sich an den geöffneten Welt- und Völkerthoren mit der sozialen noch so viele andere Fragen und Nöten...... Und diese Mission womöglich noch ohne Zwang und göttlichen Wurf frei und willig anzufangen und dadurch selbst frei und heil zu werden, das ist jetzt — Deutschlands wichtigste Aufgabe." — So schließt Zimmermann seinen Aufruf ans deutsche Vaterland. Dies bemerkenswerte Aktenstück wurde seiner Zeit, „um es vom Untergange zu retten," im Missions-Magazin niedergelegt. Der Herausgeber und die Leser dieser Zeitschrift wollen es einem norddeutschen Pastoren zu gute halten, wenn er auf dasselbe jetzt wieder aufmerksam macht und so das Andenken an jenen deutschen Missionar Zimmermann zu erneuern gesucht hat. Was derselbe gewünscht und ersehnt hat, das fängt jetzt an in Erfüllung zu gehen. Sein Ruf ist also doch nicht ohne Widerhall geblieben. Dem Herrn sei Dank!

Die Gesundheitsverhältnisse der Goldküste.

1. Die medizinische Expertise.

Längst hatte man in der Basler Mission gefühlt, daß der Mangel an Aerzten auf den meisten Stationen durch den medizinischen Unterricht, welcher den Missionszöglingen in ihren letzten zwei Studienjahren durch Basler Aerzte erteilt wird, nur ganz notdürftig ersetzt werden kann. Besonders das mörderische Afrika mit seinen vielfach noch so rätselhaften Fiebern hatte dem Komite in Basel schon wiederholt den Gedanken an Aussendung eines Missionsarztes nahe gelegt. Namentlich in den Jahren 1872, 1875 und wieder 1879 war diese Frage ernstlich in Erwägung gezogen worden, jedoch stets ohne praktischen Erfolg. Erst im Jahre 1880, nachdem ein hochherziger Freund der Mission eine bedeutende Summe für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hatte, wurden die ersten Schritte

zur Errichtung einer ärztlichen Mission zunächst für Afrika gethan. Eine Frucht davon ist die 1884 erfolgte Aussendung des in Basel gebildeten Dr. Fisch nach der Goldküste. Inzwischen aber hatten sich hier die Todesfälle so gehäuft, daß ein anderer Freund sich bewogen fühlte, 10,000 Franken zum Zweck einer „medizinischen Expertise", d. h. einer fachmännischen Inspektion der afrikanischen Stationen und Erforschung der wichtigsten Klimakrankheiten zu stiften. Die erste Notiz hierüber findet sich im Protokoll der Komite-Sitzung vom 6. Juli 1881. Es war die gleiche Sitzung, in welcher einem der Mitglieder, dem Herrn Pfarrer Preiswerk, die innige Teilnahme des Komite an dem soeben bekannt gewordenen Tode seiner zwei Kinder, Ernst und Luise, in Afrika ausgesprochen wurde. Wahrscheinlich hatte eben diese erschütternde Todesnachricht in dem ungenannten, aber gleichfalls in der Missionsleitung sitzenden Stifter einen lang gehegten Plan zur Reife gebracht. Sein Gedanke war der, daß ein tüchtiger Mediziner gesucht werden sollte, der bereit wäre, zuerst die einschlägigen Akten im Archiv des Missionshauses, sowie die vorhandene deutsche und englische Literatur über afrikanische Krankheiten zu studieren, dann nach Afrika zu reisen, sämtliche Basler Missionsstationen zu besuchen und überall die Bodenbeschaffenheit, die Häuser, die Aborte, die Zisternen genau zu untersuchen, die Lebensweise der Missionare einer hygienischen Prüfung zu unterziehen, ihre Krankheiten zu studieren und schließlich über die gesamten Gesundheitsverhältnisse der Goldküste, sowie über etwa einzuführende Verbesserungen oder neu anzuwendende Heilmittel ein Gutachten abzugeben. Das Komite nahm diesen Gedanken mit Freuden auf, ohne übrigens zu erwarten, daß durch menschliche Kunst oder Wissenschaft etwas Wesentliches zum Schutze des Lebens und der Gesundheit ihrer Missionare in Westafrika würde geschehen können. Daß aber das Menschenmögliche in dieser Richtung wenigstens versucht werden müsse, wenn man auch fernerhin noch mit gutem Gewissen Leute nach Afrika schicken wolle, — darüber war man einig.

So wurde denn der passende Mann gesucht und vom Herrn erbeten. Schon schien er gefunden; aber immer wieder zerschlugen sich die Verhandlungen, bis man in mehreren Blättern, namentlich im Korrespondenzblatt für schweizerische Aerzte, einen förmlichen Aufruf erließ. Jetzt meldeten sich im Laufe einiger Wochen nicht weniger als 46 Mediziner, darunter manche von hervorragender Tüchtigkeit;

sogar Männer in vorgeschrittenem Lebensalter. Das Komite aber wählte einen der jüngsten, der sich in der eilften Stunde noch für den schweren Gang nach Afrika mit mehr als gewöhnlicher Begeisterung — und zwar persönlich, nicht bloß schriftlich — angeboten hatte. Es war der junge Basler Arzt Dr. Ernst Mähly, der sich nun sofort mit dem größten Eifer an die Vorarbeiten für seine so vielumfassende Aufgabe machte, noch eine Zeitlang in München bei Pettenkofer studierte, auch Professor Jäger in Stuttgart aufsuchte, in London alle möglichen Erkundigungen einzog, wichtige Anschaffungen machte und endlich mit Inspektor Prätorius und dem vielgereisten Herrn W. Preiswerk sich nach Afrika einschiffte.

Sein Aufenthalt auf der Goldküste (vom 17. Nov. 1882 bis 7. Juli 1884) hat nahezu zwanzig Monate gedauert, und von dieser Zeit hat er nicht weniger als 192 Tage in Aburi, 108 Tage in Akropong, 101 Tage in Akra, 31 in Abokobi, 29 Tage in Abetifi, 13 in Begoro, 10 in Ada, 8 in Kjebi, 7 in Odumase, 5 in Akuse und 102 auf der Reise (in 39 verschiedenen Touren) zugebracht. Es traf sich so, daß in jener Zeit nicht weniger als 10 Erkrankungen am Gallenfieber, diesem schlimmsten Feinde der Europäer in Westafrika, vorkamen und 4 Personen daran starben, daß außerdem zahlreiche andere Erkrankungen, zum Teil außergewöhnlicher Art, sich ereigneten und zu allem hin der junge Inspektor Prätorius zuerst an Dysenterie, dann an Fieber und endlich an einem Leberabszeß so schwer erkrankte, daß der Doktor durch seine Pflege allein über zwei Monate lang in Anspruch genommen war. An Gelegenheit zu den eingehendsten Beobachtungen war also kein Mangel. Auch auf den Reisen wurden wichtige Erfahrungen gesammelt. Schließlich hatte ein geradezu ungeheures Material von Aufzeichnungen und wissenschaftlichen Erhebungen der verschiedensten Art sich angesammelt. Das alles zu verarbeiten ist seit seiner Rückkehr aus Afrika Dr. Mähly's Hauptbeschäftigung gewesen.

Seine meteorologischen Beobachtungen hat Dr. A. Riggenbach mit großer Sorgfalt zusammengestellt und die Resultate veröffentlicht in den „Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel“ VII. Teil, 3. Heft: „Zum Klima der Goldküste.“ Ueber „das sogen. Gallenfieber an der Goldküste“ hat Dr. Mähly selbst einen im „Korrespondenzblatt für schweizerische Aerzte“, Jahrg. XV,

abgedruckten Vortrag gehalten, und seine Beiträge „Zur Geographie und Ethnographie der Goldküste“ sind samt einer schönen Karte ebenfalls gedruckt worden in den „Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel“, VII. Teil, 3. Heft. Alles, was sich speziell auf die Mission bezieht, liegt bis jetzt nur in ungedruckten Berichten und Gutachten vor, welche Dr. Mähly für seine Auftraggeber ausgearbeitet hat. Aus diesen letzteren ist größtenteils das Folgende entnommen.

2. Statistisches.

Die Kenntnis der gesundheitlichen Vorgänge bei unseren afrikanischen Missionaren ist leider, besonders für die ältere Zeit, eine sehr lückenhafte und die Deutung, mangels fachmännischer Beurteilung, in manchen Stücken bisher eine irrige gewesen. Dr. Mähly hat daher alles vorhandene Material zusammengesucht, die Thatsachen nach Möglichkeit festgestellt, gesichtet und geordnet und dann seine Schlüsse daraus gezogen. In einer Reihe mit äußerster Sorgfalt gearbeiteter Tabellen und graphischer Darstellungen, die wir leider hier nicht wiedergeben können, sind diese Ergebnisse übersichtlich zusammengestellt. Wir erhalten da Aufschluß über das Schicksal sämtlicher von Anfang der afrikanischen Mission, 1828, bis Mitte des Jahres 1884 ausgesandten 229 Personen: 148 Männer und 81 Frauen. Es kommen dabei in Betracht die Todesfälle, sowie die endgültigen und die nur zeitweiligen Heimkehrfälle. Dabei mußte aber stets auch die Länge der vorausgegangenen Arbeits-, bzw. Aufenthaltsdauer in Afrika berücksichtigt werden. Ein Tod nach 20 oder mehr Jahren wiegt nicht so schwer, wie ein frühzeitiger, und eine Heimkehr nach 25 oder gar 30jährigem Dienst bedeutet nicht nur keinen Verlust, sondern muß, da es ja doch nicht auf dauernde Ansiedlung abgesehen ist, als erwünschter Abschluß, als das höchste erreichbare Ziel betrachtet werden.*) Ferner müssen berücksichtigt

*) Teils aus letzterem Grunde, teils weil auch die frühzeitigen gänzlichen Heimkehren (sowie manche Nichtwiederaussendungen) nicht durch Krankheit, sondern durch Austritt oder Entlassung herbeigeführt wurden, liefern übrigens diese Heimkehrfälle keinen so sicheren Anhaltspunkt wie die Sterbefälle, welche fast ausnahmslos durch rein afrikanische Ursachen herbeigeführt wurden

werden die Verheiratungen und der etwaige Einfluß der Ehe auf die Gesundheit, es müssen aufgezählt und gruppiert werden die verschiedenen Krankheiten und Todesursachen u. s. w. Von alle dem soll hier nur das Wichtigste mitgeteilt werden.

1) Gestorben sind bis Mitte 1884 von den 229 bis dahin Ausgesandten: 55 Männer und 24 Frauen, zusammen 79 Personen (oder 34,5 Prozent), und zwar:

a) während ihres ersten Aufenthalts in Afrika 49 Männer (33,1 Prozent) und 18 Frauen (22,2 Proz.), zusammen 67 Personen (29,3 Proz.);

b) während ihres zweiten Aufenthalts in Afrika starben von 36 Männern 5 (13,9 Proz.), von 26 Frauen 6 (23,1 Proz.), zusammen 11 Personen (17,8 Proz.);

c) während eines dritten Aufenthalts in Afrika von 8 Männern 1 (12,5 Proz.), von 5 Frauen keine, zusammen von 13 Personen also nur 1 (7,7 Proz.).

Es geht hieraus hervor, daß wer nach einem Erholungsaufenthalt in Europa zum zweiten- oder drittenmal nach Afrika hinauszieht, durchschnittlich mehr Aussicht auf Leben und Gesundheit hat, als bei seiner erstmaligen Aussendung.

Noch wichtiger ist folgendes Ergebnis: es sind gestorben:

a) schon im ersten Jahr ihres Aufenthalts in Afrika 13 Männer und 7 Frauen, zus. 20 Personen (8,7 Proz.);

b) mit 1 Jahr und darüber 11 Männer und 4 Frauen, zus. 15 Personen (6,5 Proz.);

c) mit 2 Jahren und darüber 12 Männer und 4 Frauen, zus. 16 Personen (7 Proz.);

d) mit 3 Jahren und darüber 4 Männer und keine Frau (1,7 Proz.);

e) mit 4 Jahren und darüber 8 Männer und 2 Frauen, zus. 10 Personen (4,4 Proz.);

f) mit 5 Jahren nur 1 Frau;

g) mit 6—8 Jahren niemand;

h) mit 9 Jahren 1 Mann;

i) mit 10—12 Jahren (erstmaligen ununterbrochenen Aufenthalts in Afrika) niemand.

Es fällt also in die Augen, daß die Sterblichkeit binnen der 3 ersten Jahre eine ganz enorme ist: 22½ Prozent aller Ausgesandten oder 25½ Prozent, d. h. gerade ¼ aller jeweilen Vorhandenen sterben in ihrem ersten Triennium, noch ehe sie also etwas Tüchtiges in der Arbeit haben leisten können. Dem gegenüber ist das vierte Jahr ein sehr günstiges, das fünfte dagegen wieder ein ziemlich schlimmes.

2) Zurückgekehrt und nicht wieder ausgesandt sind 62 Männer und 36 Frauen, zusammen 98 Personen (42,8 Proz.), und zwar

a) nach nur einmaligem Aufenthalt in Afrika 45 Männer und 26 Frauen, zus. 71 Personen,

b) nach zweimaligem Aufenthalt in Afrika 15 Männer und 8 Frauen, zus. 23 Personen,

c) nach dreimaligem Aufenthalt in Afrika 2 Männer und 2 Frauen, zus. 4 Personen.

3) Bloß zur Erholung kehrten zurück:

a) nach einmaligem Aufenthalt in Afrika 41 Männer und 34 Frauen, zus. 75 Personen,

b) nach zweimaligem Aufenthalt 12 Männer und 6 Frauen, zus. 18 Personen,

c) nach dreimaligem Aufenthalt 1 Mann.

Von diesen Zurückgekehrten wurden nach einer Erholungszeit von durchschnittlich 2 Jahren wieder nach Afrika ausgesandt:

a) zum zweitenmal: 36 Männer und 26 Frauen, zusammen 62 Personen,

b) zum drittenmal 8 Männer und 5 Frauen, zus. 13 Personen.

c) zum viertenmal 1 Mann.*)

4) Fragen wir nun, ob während der ganzen Zeit von 1828—1884 die Sterblichkeit auf der Goldküste immer die gleiche gewesen ist oder ob sich gewisse Jahre vor anderen darin ausgezeichnet haben, so erhalten wir die Antwort, daß allerdings bedeutende Schwank-

*) Als Kuriosum sei hier noch erwähnt, daß die Reise nach der Goldküste bis Mitte 1884 im ganzen 305mal ist unternommen worden, nämlich von 167 Personen 1mal, von 49 je 2mal, von 12 je 3, von einem 4mal; die Heimreise dagegen 192mal, nämlich von 105 Personen 1mal, von 36 je 2, von 5 je 3mal.

ungen stattgefunden haben, im großen Ganzen aber die Sterblichkeit in der zweiten Hälfte dieser 56 Jahre eine noch größere als in der ersten gewesen ist. Es lassen sich nämlich folgende 7 Zeiträume von einander deutlich unterscheiden:

1) Die Zeit von 1828—1845: äußerst ungünstig; von 15 Personen starben 9 vor Vollendung des dritten Jahres, 6 davon sogar schon im ersten. Nur 3 — darunter die einzige Frau — überschreiten das fünfte Jahr. Einer (Widmann) bringt es allerdings auf mehr als 31 Jahre, bis er vielleicht, nicht einmal an einer eigentümlich afrikanischen Krankheit (Typhus?) stirbt.

2) 1847—1854: äußerst günstig; auf 18 Personen kommen nur 3 Todesfälle, wovon einer an Gesichtsrose; 11 überschreiten das 15., davon nicht weniger als 7 sogar das 25. Jahr, und der Nestor, Dieterle, erreicht mit 33 die bis jetzt höchste Ziffer. In dieser Gruppe treffen wir auch den ältesten jetzt noch in der Arbeit stehenden (Rottmann), mit 30 Dienstjahren.

3) 1855—1863: ungünstig; von 44 Personen starben 11, also gerade 1/4, in den 3 ersten Jahren; 12 überschreiten das 10., nur 6 das 15., nur 2 das 20. Jahr (Frl. Maurer mit 27 und Eisenschmid mit 23 Jahren).

4) 1864—1866: recht günstig; von 27 sterben nur 3 vor dem dritten Jahr; die 6 ältesten, jetzt noch in Thätigkeit, haben das 20. Dienstjahr entweder schon hinter sich oder stehen ihm nah.

5) 1867—1871: ungünstig in Betreff der Arbeitsdauer; von 30 Personen starben zwar nur 3 unter 3 Jahren, dafür aber 4 im 4.—7. Jahr; jedoch überschreiten nur 5 das 10. und nur 2 mit ca. 15 Jahren sind jetzt noch in der Arbeit.

6) 1871—1878: sehr ungünstig: von 57 Personen starben 16, also mehr als 1/4 vor dem dritten, weitere 9 vor dem 9. Jahr; 17 stehen noch draußen, aber nur 6 längere Zeit, d. h. bis höchstens 12 Jahr.

7) 1879—1884: jedenfalls nicht günstig; auf 38 Personen kommen 8 Todesfälle, und nur 23 stehen noch in der Arbeit, und von diesen haben erst 8 das so kritische dritte Jahr hinter sich.

Die Vergleichung dieser Gruppen untereinander zeigt, daß so ungünstige Verhältnisse wie in der ersten Periode später nie wieder eingetreten sind, daß aber anderseits keine der späteren Gruppen so günstig wie die zweite ausfallen kann, weil bis auf die neueste Zeit

die Todesfälle im Verhältnis zu den Fällen von Langlebigkeit viel zu häufig sind. Ein ganz ähnliches Ergebnis, daß nämlich seit Mitte der 60er Jahre die Gesundheitsverhältnisse immer ungünstiger geworden sind, liefert auch die folgende Zusammenstellung der ersten und der zweiten Arbeitszeiten oder Aufenthalte in Afrika. Teilen wir nämlich die Zahl der abgeschlossenen ersten Aufenthalte, 213, in zwei Hälften, so fällt die Trennungslinie in die Mitte des Jahres 1867 und es läßt sich folgende Tabelle aufstellen:

a) In der ersten Hälfte sind von 107 Personen:

1) während der ersten 3 Jahre ihres Aufenthalts in Afrika gestorben 26, für immer zurückgekehrt 9, zeitweilig zurückgekehrt 2;

2) im zweiten Triennium ihres Aufenthalts von den 70 Uebriggebliebenen gestorben 5, ganz zurückgekehrt 14, zeitweilig zurückgekehrt 11;

3) im dritten Triennium von 40 Uebriggebliebenen gestorben keiner, ganz zurückgekehrt 12, zeitweilig zurückgekehrt 13.

b) In der zweiten Hälfte (also seit 1867) dagegen sind von 106

1) im ersten Triennium gestorben 25, für immer zurückgekehrt 15, vorübergehend zurückgekehrt 7;

2) im zweiten Triennium von 59 Uebriggebliebenen 10 gestorben, 14 für immer, 22 vorübergehend zurückgekehrt;

3) im dritten Triennium von 13 Uebriggebliebenen gestorben keiner, für immer zurückgekehrt 4, zeitweilig 9.

Im ersten Triennium sehen wir also die Todesfälle in beiden Zeithälften gleich, die Heimkehrfälle beider Art aber in der zweiten Hälfte viel häufiger als in der ersten. Im zweiten Triennium sind nicht nur die Heimkehr-, sondern auch die Todesfälle der zweiten Hälfte verhältnismäßig viel häufiger als die der ersten. Im dritten Triennium giebt es einen Todesfall überhaupt nicht, die Fälle zeitweiliger Rückkehr in die Heimat dagegen sind in der zweiten Hälfte abermals zahlreicher als in der ersten. Ja, aus der zweiten Hälfte bleibt schließlich kein einziger übrig, während aus der ersten Hälfte 15 Personen noch weiter ausharren. Es ergiebt sich hieraus, daß bei den seit 1867 Ausgesandten die Zahl sowohl der Todes- als besonders auch der Heimkehrfälle beider Arten merklich zugenommen hat. Hieraus auf eine geringere Widerstandsfähigkeit des Personals der zweiten Periode zu schließen, ist man nicht berechtigt, da hiefür

jeder Anhaltspunkt fehlt. Stellt man dagegen die Todesursachen zusammen, so springt sofort in die Augen, daß gerade etwa seit Ende der 60er Jahre die schlimmste aller Klimakrankheiten, das sogen. Gallenfieber, ungemein viel häufiger aufgetreten ist als je zuvor. Dasselbe wird auch bestätigt durch eine Tabelle über die zweiten Aufenthalte, nur daß diese — wie oben angedeutet — an und für sich natürlich ein viel günstigeres Resultat liefert, als die über die ersten Aufenthalte.

5) Eine weitere Tafel bringt die Statistik der Ehen zur Anschauung. Teilen wir die Anzahl der zur Ehe schreitenten (72) ledigen Männer — also mit Ausschluß der Witwer — in zwei Hälften, so fällt die Trennungslinie zwischen die Jahre 1864 und 1865, und wir finden: a) bis 1864 heirateten schon im ersten Triennium 10, erst im dritten Triennium 6 Männer; b) seit 1865 im ersten Triennium 18, erst im dritten nur 3 Männer. — In der zweiten Periode fanden also die Verheiratungen durchschnittlich viel früher statt als in der ersten. — Ferner: a) von den 28 im ersten Triennium verheirateten Männern starben bald darauf 6, b) von den 44 später verheirateten bald darauf 5. Diese Zahlen sprechen scheinbar für einen gesundheitsschädlichen Einfluß des frühen Heiratens, in Wirklichkeit aber findet dies ungünstige Verhältnis seine völlig ausreichende Erklärung in der Thatsache, daß ja in den drei ersten Jahren des Aufenthalts die Sterblichkeit überhaupt eine viel größere ist, als in allen späteren. Eine Vergleichung zwischen Ledigen und Ehemännern von gleichem Dienstalter läßt sich leider nicht anstellen, da die Zahl der ersteren schon im zweiten, noch mehr aber im dritten Jahr rasch abnimmt und schließlich alle Ueberlebenden sich verheiraten. Ueber den Einfluß der Ehe auf die Frauen ist es vollends unmöglich etwas zu sagen, da es an jedem Material zur Vergleichung zwischen Verheirateten und Unverheirateten fehlt. Bis jetzt sind nur 4 ein volles Jahr lang, und nur 3 darüber hinaus ehelos geblieben; eine von diesen letzteren ist dann schon im zweiten Jahr gestorben. Von den übrigen 77 starben binnen 1 Jahr nach der Ankunft (und Hochzeit) 7, im 2. Jahr 23, ein Verhältnis, das durchaus nicht ungünstiger ist, als das der fast ausnahmslos noch ledigen Männer derselben Aufenthaltszeit, und entschieden günstiger als das der verheirateten Männer in der entsprechenden Periode der Ehe. Merkwürdig ist auch, daß die größere Sterblichkeit namentlich seit 1875

nur um $17\frac{1}{2}°$ vom Zenith; nach Süden dagegen weicht sie (am 21. Dezember) $29\frac{1}{2}°$ von demselben ab und steigt also an diesem kürzesten Tag um 5° weniger hoch am Himmel hinauf, als bei uns am längsten. Zwischen den beiden genannten Extremen scheint sich das Tagesgestirn in einer enggestellten Schraubenlinie jährlich hin und her zu bewegen, wobei es also zweimal, nämlich anfangs April und anfangs September, über uns hinwegzieht. Die Tageslänge ist jahraus, jahrein nahezu dieselbe, d. h. der längste Tag unterscheidet sich vom kürzesten noch nicht um eine Stunde. Da also sowohl die Richtung der Sonnenstralen, als auch die Dauer ihrer Einwirkung nur geringe jährliche Verschiedenheiten aufweist, so wird zugleich mit dieser Ursache auch ihre Wirkung, d. h. der Wechsel der Jahreszeiten, wenigstens was den Hauptfaktor, die Temperatur, betrifft, ein viel geringfügiger als in höheren Breiten.

Der kühlste Monat ist der August. Von da an steigt die Temperatur bis Ende Dezember, sinkt dann wieder ein wenig im Januar, steigt aber bald aufs neue und erreicht endlich im April ihren höchsten Stand. Natürlich weisen die niedrig gelegenen Küstenorte höhere Temperaturen auf, als das höher gelegene Innere. Der Unterschied z. B. zwischen Akropong und Elmina beträgt im Mittel bereits 3,2° C. Im allgemeinen aber schwankt die Temperatur nur zwischen mäßigen Grenzen, meist nur zwischen 20° und 30° C. Die größte bis jetzt beobachtete Hitze (35,4°) erreicht die Blutwärme noch nicht, der tiefste Thermometerstand (10,8°) wurde auf der Reise nach Salaga tief im Innern beobachtet.

Ist die Temperatur anfangs April mit dem Zenithdurchgang der Sonne nahe bei ihrem höchsten Stand angelangt, so beginnt die dreimonatliche Regenzeit, in welcher etwa die Hälfte der ganzen Regenmenge des Jahres fällt. Juli und August sind wieder ziemlich trocken, während anfangs September, mit dem zweiten Zenithdurchgang der Sonne, abermals eine dreimonatliche Regenzeit eintritt, die zwar an den Küstenstationen kürzer und weniger regenreich ausfällt, als im höheren Innern, wo sie z. B. in Abetifi 30 Prozent der jährlichen Regenmenge liefert. Die trockensten Monate sind z. B. für Aburi der Januar, in welchem gar kein Regen fällt, der Februar mit 2, der Juli ebenfalls mit 2, der Dezember mit 5 Regentagen. Am meisten Regen fällt dort im Mai. Die Zahl der Regentage des ganzen Jahres betrug 75 und die Summe der Regenmenge 1084,5 mm.

Was den Feuchtigkeitsgehalt der Luft betrifft, so ist derselbe ziemlich groß, aber infolge des Harmattan außerordentlich starken und plötzlichen Schwankungen unterworfen. Dieser unserem Föhn entsprechende Wind, der in den Gegenden südlich der Sahara (Senegambien) während unserer drei Wintermonate ziemlich regelmäßig, an der Goldküste aber viel unregelmäßiger weht, zeichnet sich durch eine große Trockenheit aus, die man füglich als „Durst der Luft" bezeichnen kann. Bei seinem Wehen welken die Blätter und werden brüchig, alle zarten Pflanzen werden zerstört, das Gras wird zu Heu, der Boden bekommt Sprünge, das Holzwerk reißt, Bücherdecken werfen sich, ja sogar die Haut des Menschen wird spröde und muß durch Einreiben von Oel gegen das Austrocknen geschützt werden. Ueberdies führt der Harmattan eine große Menge mineralischen Staub mit sich und erfüllt damit die Luft wie mit einem Nebel. Indessen überschreitet die auftrocknende Kraft des Harmattan durchaus nicht das Maß dessen, was in unserem Föhngebiet wahrgenommen wird; nur ist beim Harmattan die Wirkung viel merkbarer als beim Föhn, weil an der afrikanischen Westküste die Luft in der Regel mit Feuchtigkeit in viel höherem Grade gesättigt ist als bei uns, der Gegensatz zwischen der gewöhnlichen Feuchtigkeit der Luft und der Trockenheit des Harmattan also viel schroffer hervorsticht als bei uns.

Ein merkwürdiger und für die Entstehung der „Klimakrankheiten" wahrscheinlich sehr wichtiger Umstand ist ferner der, daß wie die Küste von Guiana in Südamerika, so auch die Goldküste in Westafrika, die ja beide wegen ihres mörderischen Klimas verrufen sind, das wärmste Wasser vorgelagert haben. Namentlich während unserer Herbstmonate ist das Meer dort einen Grad wärmer als die Luft, so daß beständig eine Art Destillationsprozeß vom Meer her auf das kühlere Land stattfindet und alle von der Sonne nicht beschienenen Gegenstände sich mit einer Feuchtigkeitsschicht bedecken müssen, womit eben die günstigen Bedingungen für ein üppiges Wuchern solcher parasitischen Pflanzenkeime, wie die, aus welchen die Fieber entstehen, gegeben sind. Daß infolge des gleichen Umstands auch die meisten dem Europäer unentbehrlichen Gegenstände rasch durch Schimmel und Rost verderbt werden, ist eine lästige Zugabe.

Die Gestaltung der Boden-Oberfläche läßt sich aus der Karte leicht ersehen. Gehen wir aus von unserem südlichsten Hauptort, Akra, so finden wir nördlich und östlich von dieser Stadt

zwischen der Küste und dem unteren Wolta die nur sanft gewellte Ga-Adangme-Ebene ausgedehnt, aus welcher einzelne ansehnliche Berge wie Nojo (über 1400′) Krobo (ca. 1000′) und Shai (ca. 960′) unvermittelt auftauchen. Ihre westliche Begrenzung wird gebildet von dem durchschnittlich 1500′ hohen, fast gradlinig verlaufenden Akwapem-Gebirge; jenseits des letztern kommen andere, zuerst ihm parallele, später aber in anderer Richtung angeordnete Züge, welche gegen die See niedriger, gegen Norden höher werden und in Okwawu die bedeutendsten bekannten Erhebungen (2200′) aufweisen. Dort fällt das Gebirge dann auf der ganzen Linie jählings ab zu der großen Ebene, welche ohne jede Unterbrechung nicht nur bis zum Wolta, sondern noch über ihn hinaus bis zu den Bergen reicht, die als direkte Fortsetzung derer von Akwapem, von Akwamu an — wo der Durchbruch des Stromes in einem schmalen Felsenthor stattfindet — in gerader Linie nach Norden ziehen. David Asante, der dieselben am weitesten nördlich gesehen und bestiegen hat, giebt an, daß ihnen gegenüber die Okwawuberge gar nicht in Betracht kommen, daß sie sich noch weit nach Nordosten erstrecken und dort am höchsten sein sollen; jenseits aber gebe es kein Gebirge mehr bis in's Haußaland. „Die Ebene steigt zu beiden Seiten des Wolta offenbar nur wenig an; der Pegel des letzteren ergab sich am obersten Punkt, wo ich ihn sah, nämlich bei Krakje, 67 Stunden vor der Mündung, als nur 153′ über der See gelegen, was ein Gefäll von nur 2¼′ per Stunde ergiebt. Jenseits des genannten Ortes Krakje steigt die Ebene etwas merklicher an; demgemäß muß das Stromgefälle in diesem oberen Abschnitt bedeutender sein. Aber der nördlichste von uns erreichte Ort, Salaga, 7 Stunden vom linken Ufer entfernt, zeigt erst eine Höhe von 550′, und so weit wir nordwärts sahen, konnten wir keine weiteren Erhebungen, keine Spur von Bergen erblicken. Was in dieser Gegend auf den Karten figuriert, beruht bis jetzt fast ausschließlich auf den Erkundigungen, die Barth auf seinen Wanderungen eingezogen hat. Steht also hier für die geographische Wissenschaft noch lohnende Arbeit in Aussicht, so gilt nach meiner Ansicht nicht dasselbe für die Mission. Ich bin zum guten Teil durch eigene Anschauung zur Ueberzeugung gelangt, daß ein Vordringen in der bezeichneten Richtung vorläufig überaus unzweckmäßig wäre. Denn nicht nur eignet sich die flache, heiße, schattenlose Ebene selbst keineswegs zur Niederlassung, sondern sie bildet, wenn sie der Europäer auch nur durchreisen muß,

eine Gefahr. — Gesetzt aber, er erreicht zuletzt jenes noch unbekannte vielleicht gesunde Hochland, so wird er dort nicht nur ohne jede Operationsbasis isoliert und hilflos in der Luft stehen, sondern sich außerdem einer kriegerischen, fremdsprachigen, mohammedanischen Bevölkerung gegenüber sehen. — Der naturgemäße Weg für die Ausdehnung der Mission nach Norden führt, wie mir scheint, nicht über Salaga, sondern entlang jenem Gebirge, das schon Aburi, Akropong und Anum auf seinem Rücken trägt und das die successiv planmäßige Errichtung weiterer Stationen (Nkonja, Boem) ermöglicht, bis zum nördlichsten Punkt, den D. Asante betreten hat, und vielleicht noch weiter, d. h. so weit das Tschi verstanden wird und der Islam noch nicht zu fest sitzt. Auch diese Grenze zu überschreiten erscheint nicht ratsam, wenigstens nicht bevor das auch im Westen des bisherigen Arbeitfelds befindliche, uns in jeder Beziehung näher liegende Gebiet in Angriff genommen ist."

Beschränken wir unsere fernere Betrachtung nun auf das jetzige Missionsgebiet, so finden wir, daß die beiden so scharf getrennten Abteilungen — Küstenebene und Bergland — auch in ihrem meteorologischen, geologischen und Vegetations-Charakter wesentliche Verschiedenheiten zeigen. Die Ebene besteht vorwiegend aus sogenanntem Laterit, einer aus thonigen und sandigen Elementen gemischten, stellenweise fast reinthonigen Formation, welche offenbar nach und nach vom verwitternden Gebirge heruntergeschwemmt, daher von weicher, bröcklicher Beschaffenheit und von gelber oder roter Farbe ist. Der Laterit schließt kleine Quarzgerölle, aber von größeren Steinen nur löcherige, unbrauchbare Brauneisensteinklumpen und Blöcke in sich, so daß man z. B. bei Abokobi auf weitem Umkreis nicht Einen verwendbaren Baustein findet und solche entweder von weit her transportieren muß, oder sich auf den Thon, bezw. an der Sonne getrocknete Backsteine angewiesen sieht. An der Küste dagegen steht vielfach festes Gestein an, doch ist dasselbe meistens zu hart zur Bearbeitung. Verwendbare Hausteine sind unseres Wissens nur bei Akra zu gewinnen und kommen bereits in Christiansborg ziemlich teuer. Die Bodenbeschaffenheit bringt es mit sich, daß überall auf der Ebene schon durch die ersten Regen die Oberfläche plastisch, d. h. lehmig und undurchdringlich wird, so daß alles fernerhin fallende Wasser stehen bleibt, also zahlreiche Sümpfe entstehen; dieser Wasserüberfluß, so lästig er dem Reisenden werden kann, ist aber doch nur

zwischen der Küste und dem unteren Wolta die nur sanft gewellte Ga-Adangme-Ebene ausgedehnt, aus welcher einzelne ansehnliche Berge wie Nojo (über 1400′) Krobo (ca. 1000′) und Shai (ca. 960′) unvermittelt auftauchen. Ihre westliche Begrenzung wird gebildet von dem durchschnittlich 1500′ hohen, fast gradlinig verlaufenden Akwapem-Gebirge; jenseits des letztern kommen andere, zuerst ihm parallele, später aber in anderer Richtung angeordnete Züge, welche gegen die See niedriger, gegen Norden höher werden und in Okwawu die bedeutendsten bekannten Erhebungen (2200′) aufweisen. Dort fällt das Gebirge dann auf der ganzen Linie jählings ab zu der großen Ebene, welche ohne jede Unterbrechung nicht nur bis zum Wolta, sondern noch über ihn hinaus bis zu den Bergen reicht, die als direkte Fortsetzung derer von Akwapem, von Akwamu an — wo der Durchbruch des Stromes in einem schmalen Felsenthor stattfindet — in gerader Linie nach Norden ziehen. David Asante, der dieselben am weitesten nördlich gesehen und bestiegen hat, giebt an, daß ihnen gegenüber die Okwawuberge gar nicht in Betracht kommen, daß sie sich noch weit nach Nordosten erstrecken und dort am höchsten sein sollen; jenseits aber gebe es kein Gebirge mehr bis in's Haußaland. „Die Ebene steigt zu beiden Seiten des Wolta offenbar nur wenig an; der Pegel des letzteren ergab sich am obersten Punkt, wo ich ihn sah, nämlich bei Krakje, 67 Stunden vor der Mündung, als nur 153′ über der See gelegen, was ein Gefäll von nur 2¼′ per Stunde ergiebt. Jenseits des genannten Ortes Krakje steigt die Ebene etwas merklicher an; demgemäß muß das Stromgefälle in diesem oberen Abschnitt bedeutender sein. Aber der nördlichste von uns erreichte Ort, Salaga, 7 Stunden vom linken Ufer entfernt, zeigt erst eine Höhe von 550′, und so weit wir nordwärts sahen, konnten wir keine weiteren Erhebungen, keine Spur von Bergen erblicken. Was in dieser Gegend auf den Karten figuriert, beruht bis jetzt fast ausschließlich auf den Erkundigungen, die Barth auf seinen Wanderungen eingezogen hat. Steht also hier für die geographische Wissenschaft noch lohnende Arbeit in Aussicht, so gilt nach meiner Ansicht nicht dasselbe für die Mission. Ich bin zum guten Teil durch eigene Anschauung zur Ueberzeugung gelangt, daß ein Vordringen in der bezeichneten Richtung vorläufig überaus unzweckmäßig wäre. Denn nicht nur eignet sich die flache, heiße, schattenlose Ebene selbst keineswegs zur Niederlassung, sondern sie bildet, wenn sie der Europäer auch nur durchreisen muß,

nie entstehen, werden aber um so ausgedehnter in den wenn auch absolut ziemlich hochgelegenen Thälern, vor allem in der großen, auf drei Seiten von Gebirge umgebenen Mulde von Akem und in der andern zwischen Akem und Okwawu. Im Harmattan werden immerhin auch hier die Wege völlig trocken.

Als Gestein des Gebirges findet man kaum etwas anderes als Quarzit und Quarzsandstein, allerdings von recht verschiedener Lagerung, Konsistenz und Farbe. Die schieferig geordneten Lagen geben vorzügliche Bausteine (Aburi, Begoro). Wo die deckende Humusschicht des Waldbodens fehlt, so besonders an den vom Akwapemgrat beiderseits hinunterführenden steilen Wegen, liegen die gewaltigen Felsblöcke für den Wanderer nur allzudeutlich am Tage. In den Thälern findet sich dann wieder mehr der weiche Laterit, das Zersetzungsprodukt des Gebirges.

In welchem Zusammenhang stehen nun die im bisherigen skizzierten Verhältnisse mit den berüchtigten „Klimakrankheiten", insbesondere den Malariafiebern? Werden letztere etwa durch eine gewisse Temperatur, Lage, Bodenbeschaffenheit, Feuchtigkeit, Vegetation hervorgebracht? — Antwort: Das wäre zwar nicht undenkbar; die Erfahrung aber zeigt, daß die Fieber, bei Weißen wie bei Schwarzen, überall im ganzen uns bekannte Gebiet bei den verschiedensten Kombinationen jener Umstände auftreten können. Wir dürfen also von letzteren weder einen einzelnen, noch eine Summe mehrerer als Ursache beschuldigen, und müssen den Fieberstoff oder Keim als ein Ding für sich, und zwar ein mehr oder weniger allgegenwärtiges, anerkennen, das durch die genannten Momente zwar begünstigt oder beeinträchtigt, aber weder erzeugt noch — wahrscheinlicher- und leidigerweise — vernichtet werden kann. Wir haben uns diese Fieberkeime vorzustellen als organisierte, lebende Wesen von niedrigster Art und außerordentlicher Kleinheit, dafür aber ungeheurer Zahl und enormer Vermehrungsfähigkeit. Ihre Entwicklung und Fortpflanzung geschieht im Erdboden, und zwar, — da sie außer mäßiger Feuchtigkeit hauptsächlich auch Luft und organisches Nährmaterial bedürfen — in nicht allzu tiefen Schichten. Aus diesen gelangt ein Teil der Keime, schon durch leichte Luftströmungen losgelöst, in die Atmosphäre und ist nun bereit, durch die Atmung in den menschlichen Körper aufgenommen zu werden und hier, in's Blut übergehend, Fieber zu erzeugen. Es liegt im Wesen und Begriff der durch organisierte Keime

hervorgerufenen Infektion (im Gegensatz zu der durch unorganisierte Gifte bewirkten Intoxikation), daß die Heftigkeit der Wirkung auf den angegriffenen Körper nicht einfach der Menge der aufgenommenen Schädlichkeit entspricht. Allerdings, je größer die Zahl der aufgenommenen Pilze, desto größer auch die Gefahr; aber selbst wenige, vielleicht einzelne, können sich im Körper ganz gewaltig schnell vermehren und dadurch ebenso gefährlich werden.

Dieser Ansteckungsstoff nun ist der eine Faktor in der Rechnung, den andern bildet natürlich der angegriffene Körper selbst. Offenbar ist derselbe dem auf und in ihn eindringenden Gift durchaus nicht schutzlos preisgegeben, sonst wäre in jenen Gegenden wohl längst niemand mehr am Leben. Diese Widerstandsfähigkeit ist aber augenscheinlich bei verschiedenen Menschen und selbst bei ein und derselben Person zu verschiedenen Zeiten, nicht dieselbe. Ein versteckter Kriegszustand zwischen dem Organismus und jenen Fieberkeimen besteht wahrscheinlich fortwährend und bei allen; aber erst, wenn die Widerstandskraft des Körpers auf ein gewisses Niveau gesunken oder aber die Fieberkeime an Zahl, möglicherweise auch an Bösartigkeit eine gewisse Grenze überschritten haben, entbrennt der Kampf heftiger, wird auch äußerlich wahrnehmbar und geht gar oft auf Leben oder Tod. Es ist draußen wohl bekannt, wie geringfügige Ursachen oft genügen, um das Gleichgewicht zu stören und dem angreifenden Feind zum Sieg zu verhelfen. Von körperlichen Anstrengungen will ich gar nicht reden; aber selbst einer ungewohnten geistigen Arbeit und noch mehr einer, wenn auch noch so geringfügigen Gemütsbewegung folgt gar oft schon nach wenig Stunden ein Fieberanfall! Das läßt sich doch gewiß nicht so erklären, daß dem Betreffenden gerade zu dieser Zeit eine Anzahl Fieberkeime in's Zimmer und in die Lunge geflogen seien, während sich solche für gewöhnlich nicht in der Luft befänden. Im Gegenteil sprechen gerade diese Erfahrungen lebhaft für die örtliche und zeitliche Allgegenwart der Pilze, welche, vom gesunden Körper in Schach gehalten, die leiseste Schwächung desselben sofort benützen, um ihn zu überrumpeln und einen Fieberanfall herbeizuführen. Man weiß von keinem Missionar, welcher der Krankheit dauernden vollkommenen Widerstand geleistet hätte, und die bisherigen Erfahrungen zeigen, daß keiner je vor schwerer, ja tötlicher Erkrankung sicher ist. Wen man also dieser Gefahr nicht aussetzen will, den darf man einfach nicht nach der Goldküste schicken.

Vom rein hygienischen Standpunkt aus müßte daher die schleunigste Aufhebung der dortigen Mission empfohlen werden. Aber dieser Standpunkt ist ein einseitiger, theoretischer. Praktisch lautet die Frage gerade wie bei jedem irdischen Geschäft: „Ist der Gewinn den Einsatz wert?" Am allernächsten liegt der Vergleich mit dem Krieg, welcher ebenfalls schwere Opfer an Gesundheit und Leben verlangt und doch noch nicht abgeschafft ist. Die Antwort auf diese Frage muß sich ein jeder selbst geben. Lautet sie nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse — „Ja", so hat der Betreffende, sei er nun Missionsfreund, Komitemitglied, Visitator oder Missionar, damit den ersten und schwersten, wohl auch den verantwortungsvollsten Schritt gethan und ist nun der Folge gewärtig. Er wird sich also zwar freuen, wenn längere Zeit keine Verluste vorkommen, er wird aber auch, wenn einmal solche sich häufen, nicht den Kopf und den Mut verlieren, nicht anderswo ein Versäumnis oder eine Schuld aufstöbern, sondern ruhig erklären: „Ich habe ja so etwas erwarten können, erwarten müssen." Aber mit dieser Ergebung ist doch nicht alles gethan. Es wäre gewiß unrecht zu sagen: „Wenn es denn nun einmal so gefährlich ist, so läßt sich daran nichts ändern und die Leute draußen müssen ihrem Schicksal überlassen werden." Im Gegenteil wird man thun, was man nur irgend kann, um der Krankheit und dem Tode das eine oder andere Opfer abzujagen. In dieser Aussicht können wir — da an die einzige Radikalkur, die Assanierung (Entseuchung) des durchseuchten Bodens einstweilen nicht zu denken ist — nur bei den Nebenumständen, den Hilfsursachen, angreifen, und zwar in der Weise, daß wir einerseits die Widerstandsfähigkeit des Organismus zu erhöhen, bezw. zu erhalten, anderseits die gefährlichsten Orte, d. h. die Herde besonders intensiver Keimentwickelung wenigstens zu umgehen suchen. Der erste dieser Gesichtspunkte ist mehr subjektiver, persönlicher Natur, und seine Erörterung gehört nicht eigentlich hieher; der zweite dagegen soll seinen hauptsächlichsten Ausdruck finden in richtiger Platzwahl, Anlage und Ausführung der Missionsstationen.

Bezüglich der Auswahl eines Ortes müssen wir uns vor allem gegenwärtig halten, daß die absolute Höhe nicht denjenigen Einfluß auf den Gesundheitszustand ausübt, den manche Laien ihm zuzuschreiben geneigt sind. Wollen wir solche Höhen aufsuchen, auf denen die Malaria wirklich nicht mehr gedeihen kann, so müssen wir

der Goldküste einfach den Rücken kehren. Anderseits werden die Nachteile einer sehr niedrigen Lage an der Küstenlinie durch die unmittelbare Nähe des Meeres — der einzigen sicher seuchenfreien Fläche — reichlich aufgewogen. Im Binnenland aber ist eine frei (d. h. nicht wie in Kjebi rings von noch bedeutenderen Erhebungen eingeengte) Höhenlage immerhin vorteilhaft, und zwar infolge niedrigerer Temperatur, ergiebigerer Lüftung und rascheren Wasserablaufs. Das Fieber ist nämlich zwar keineswegs an das Vorhandensein von Oberflächenfeuchtigkeit gebunden, der Name Sumpffieber daher ganz falsch; aber die Entwickelung der Keime geht doch ohne Zweifel an den Rändern solcher Sümpfe mit besonderer Lebhaftigkeit vor sich, weßhalb wir die Nähe derselben zu meiden haben. Wo sich die günstigen Bedingungen in der Weise vereinigt finden wie in Aburi, da darf man getrost eine Station bauen. Aber erstens giebt es nicht viele Punkte dieser Art, zweitens sind solche vielleicht aus anderen, missionspolitischen Gründen, welche doch den Ausschlag geben müssen — zu Stationen gar nicht oder nur wenig (Begoro) geeignet, während an andern freilich weniger günstig gelegenen Orten die Anwesenheit eines weißen Missionars von großer Wichtigkeit und bester Wirkung ist (Kjebi). Will man solche Stationen trotzdem aufgeben? Das ist wiederum eine Gewissensfrage, wie jene frühere, und wer sie mit Nein beantwortet, thut den zweiten bedeutungsvollen Schritt; derselbe scheint uns aber doch kaum so schwer wie der erste, denn der sanitarische Unterschied zwischen Europa und beispielsweise Christiansborg oder Abokobi, ist doch noch viel größer, als der zwischen diesen Stationen und Kjebi. Stehen wir bis hieher unabänderlichen, natürlichen Verhältnissen gegenüber, so haben wir das Weitere, nämlich Anlage, Ausführung und Einrichtung der Gebäude, in unserer Hand, und um zweckmäßig gut und angenehm zu bauen, braucht es weiter nichts als einiges Geschick, einige Erfahrung und ziemlich viel Geld. Es hat sich nun im Lauf der Zeit für das Wohnhaus ein praktischer Normaltypus ausgebildet, an dem man mit Recht im allgemeinen festhält: Der nur 1 Zimmer tiefe, aber 4 bis 8 Zimmer lange Körper steht, rings von einer Verandah (die zu gleicher Zeit als Korridor wie als Sonnen-, bezw. Regenschutz dient) umgeben, mit seiner Längsaxe von Ost nach West, damit die Sonne zu der Zeit, wo sie unter der Veranda durchscheint, d. h. also eine Stunde nach dem Auf- und vor dem Untergang, nur die

beiden Schmalseiten bestralt, während sie in der übrigen Zeit die Mauer überhaupt nie erreichen kann. Durch diese Abhaltung der direkten Wärmestralen von den Wänden und Fenstern bleiben die Zimmer bedeutend kühler als im entgegengesetzten Fall. Sodann sucht man die Wohnräume dem Einfluß der intensivsten Miasmenentwicklung dadurch zu entziehen, daß man sie möglichst hoch über den Erdboden verlegt. Da ja die Keime aus dem Boden stammen und nur durch eine Luftströmung von demselben emporgehoben werden, so leuchtet ein, daß sie bei ruhiger Luft, also besonders nachts, sich wieder in den untern Schichten sammeln. Schon lange vor Ausbildung der Theorie hat die Erfahrung gezeigt, daß man unter sonst gleichen Umständen um so eher und sicherer an Malaria erkrankt, je näher dem Boden man schläft. Wir bauen also nicht mehr bloß ein Erdgeschoß, sondern placieren wenigstens die Schlafzimmer über einen Sockel oder noch besser über einen eigentlichen Unterstock. Natürlich kommt es dabei auch auf die Oertlichkeit an: in Aburi ist auch das Erdgeschoß durchaus nicht ungesund. Wenn anderseit in Kjebi das nachträgliche Aufsetzen eines zweiten Stocks anscheinend nicht den Erfolg erzielt hat, den man erwartete, so ist wieder zu bedenken, daß der Missionar doch gar viele Tage und Nächte außerhalb dieser seiner Burg zubringen muß, daß auch die Missionsfrau — noch ganz abgesehen von den durch Aufzug, Versetzung oder Erholung herbeigeführten Reisen — durch die häuslichen Geschäfte täglich in den Hof, wo Küche und Kammern stehen, hinuntergeführt wird. Gerade für die Frauen, und rückwirkend auch für die Ehemänner, ist ein oberes Stockwerk überaus wertvoll, nicht nur wegen des direkten sanitarischen Vorzugs, sondern auch im Blick auf Ordnung und Annehmlichkeit. Bei einem Junggesellen hat es wenig zu sagen, wenn in seine Wohnung alltäglich Hühner und Ziegen eindringen und herumhüpfen; sie können kein großes Durcheinander anrichten, denn höchst wahrscheinlich war das Zimmer schon vorher eben nicht musterhaft aufgeräumt. Aber eine Hausfrau will und soll Ordnung halten und daran weder durch das genannte Kleinvieh, noch durch neugierige und zudringliche Eingeborne verhindert werden. Dieses Ziel läßt sich nur da erreichen, wo eine Treppe vorhanden ist, d. h. eben in einem Oberstock; nur ein solcher kann in Afrika zu einem wirklich traulichen Heim gemacht werden, das durch den wohlthuenden Einfluß auf das Gemüt der Insaßen Heimweh, Verzagtheit und Sorgen wo nicht verhindert, so

doch mindert, also auch die Widerstandskraft erhöht, die Gesundheit erhält.

Ein afrikanisches Missionsgebäude ist ein teurer Artikel. Man sollte daher, ehe man ein solches zu bauen beginnt, recht genau untersucht haben, ob, wo und wie man es anzufangen hat. Ist ein Ort einmal für eine Station in Aussicht genommen, so wird es gut sein, ehe man einen dauernden Bau hinstellt, einen unverheirateten Missionar erst probeweise dort wohnen zu lassen, bis man weiß, ob die Lokalität gesund ist. Später aber sollte dann nicht gespart werden.

(Schluß folgt.)

Die religiösen Anschauungen der Sakalava.

Nach den Angaben des Missionars A. Walen im „Antananarivo Annual“.
Von Pastor **H. Kurze.**

So wild und verrufen die auf der Westküste der Insel Madagaskar wohnenden Sakalava sind, so haben sie doch noch den Glauben an ein göttliches Wesen, welches sie in ihrer Sprache Andriananahary nennen. Nach ihrer Anschauung wohnt dieses höchste Wesen in unbekannten fernen Regionen und besitzt eine solch furchtbare Macht, daß niemand ohne einen Mittler es wagen darf, mit irgend einem Anliegen ihm zu nahen. Der Sakalava glaubt nun an eine vierfache Mittlerschaft: 1. die der Raza oder Ahnen; 2. die der Omasy oder Zauberdoktoren; 3. die der Anakia oder Propheten; 4. die der Ampisikily oder Wahrsager.

1. Die Raza. — In Bezug auf diese nehmen die Sakalava an, daß sie der obersten Gottheit nicht vollständig unterthan sind, sondern bisweilen aus eigener Machtvollkommenheit das Schicksal der Menschen in günstiger oder schädlicher Weise beeinflussen können; ja man traut ihnen sogar Macht über Leben und Tod zu. Die Ahnen pflegen ihre Gegenwart in Traumerscheinungen kund zu geben. Träumt ein Sakalava von einem seiner verstorbenen Angehörigen, so ist sein Schrecken groß, und er geht sofort zum Ampisikily oder Wahrsager, um denselben auszuforschen, ob der Raza ihm zürnt oder welch anderer Grund denselben zum Erscheinen bewogen hat. Die gewöhnliche Antwort des Wahrsagers läuft darauf hinaus, daß der Raza in zorniger Stimmung sei und ein Opfer heische, welches meist in Branntwein, Bohnen und sonstigen Dingen, die der Raza durch den Mund des Wahrsagers bezeichnet, zu bestehen hat.

Einmal im Jahre bringt der Sakalava seinen Vorfahren ein Opfer an Rum dar, welchen er über ihre Gräber ausgießt. Bei einer solchen Gelegenheit sind alle Hinterbliebenen um das Grab versammelt und trinken der Reihe nach von dem Rum, welchen sie mitgebracht haben, während sie dann den Ueberrest auf die Grabstätte schütten. Zugleich bringen sie ihren Ahnen Lobgesänge und Gebetsworte dar.

Tritt eine Landplage ein, so gilt dem Sakalava für ausgemacht, daß entweder der König selbst oder sonst ein Glied der Herrscherfamilie die Gesetze seiner Vorfahren übertreten habe. Vielleicht hat er sein Haus zu groß gebaut oder etwas Verbotenes gegessen und getrunken. Fragt man einen Sakalava, wie es möglich sei, daß die abgeschiedenen Raza das Land mit einer Plage heimsuchen können, so antwortet er wohl: „Wir wissen es nicht; vielleicht läßt Gott ihnen freien Lauf.“ Trotzdem in diesem Ahnenkultus die Anfänge des Glaubens an eine Fortdauer nach dem Tode schlummern, so hegen doch die Sakalava großen Zweifel an der Möglichkeit eines ewigen Lebens, und weist man sie auf die Notwendigkeit hin, daß ihre Raza, wenn sie auf das menschliche Leben Einfluß ausüben sollen, doch in der Geisterwelt existieren müssen, so reden sie sich mit den Worten heraus: „Ihre Leiber sind tot; aber ihre Geister sind noch lebendig und offenbaren sich ihren Nachkommen.“ Die Geister — eve genannt — vergleichen die Sakalava ihrer Unfaßbarkeit wegen mit dem Winde.

2. Die Omasy. — Nächst den Raza gelten die Omasy als Mittler zwischen Gott und den Menschen. Sie sind Zauberdoktoren und ihre Arbeit besteht darin, Arzneimittel und Amulette herzustellen und denselben die nötige Kraft und Wirkung zu verleihen. Die gewöhnlichen Arzneimittel werden aus verschiedenen Pflanzen zusammengebraut und üben ohne Zweifel öfters eine gute Heilwirkung aus; aber der Sakalava glaubt nicht, daß die Arzneien an und für sich wirken, sondern für ihn werden dieselben erst durch die Zaubersprüche kräftig, die der Omasy damit verknüpft. Die Zauberdoktoren treiben auch einen sehr lebhaften und gewinnbringenden Handel mit Schutzmitteln und Amuletten. Letztere werden an verschiedenen Körperteilen getragen und sollen zumeist als Sicherung gegen all die Lebensgefahren dienen, welchen der Sakalava nur allzu häufig ausgesetzt ist. Da giebt es zunächst ein Amulett — olin defo, — welches seinen Träger vor den feindlichen Speeren sichert; ferner ein anderes — olim pingaratsa, — welches nicht nur die Kugel des Gegners ablenkt, sondern auch zugleich dem glücklichen Besitzer zu einem sichern Ziele verhilft; auch fehlt es nicht an Schutzmitteln gegen Giftmischer, sowie an Amuletten, welche dem Träger Frauengunst, Reichtum und überhaupt Erfolg bei den verschiedensten Unternehmungen bringen. Ja, es werden sogar Mittel feilgeboten, welche die Vazaha (Europäer) geneigt machen sollen, den Träger mit Waren und Geld zu beschenken.

ein Mädchen sein wird. Da die Prophezeiungen nur in wenigen Fällen zutreffen, so hat der Ampisikily ein wesentliches Interesse daran, möglichst schnell vom Schauplatze zu verschwinden, wenn er irgendwo zu Rate gezogen worden ist und dafür die nötige Bezahlung erhalten hat; gewöhnlich wird der eilige Abgang damit beschönigt, daß er an einem andern Platze notwendig gebraucht werde. Die Sakalava lassen den Wahrsagern ihre vielen Lügen und Betrügereien ungerügt dahin gehen; trifft dann aber je einmal eine Prophezeiung ein, so wird der Ampisikily fast vergöttert und seines Lobes ist kein Ende.

Der Herr segne die Arbeit der norwegischen Missionare unter den Sakalava, damit die Wahrheit des Evangeliums über heidnischen Lug und Trug triumphiere! Bis jetzt haben sie erst 50 Seelen aus diesem rohen Volke taufen können.

*

Missions-Zeitung.

Afrika.

In der „Straßburger Post“ finden wir folgendes Urteil des deutschen Afrika-Reisenden Zöller über die Basler Mission auf der Goldküste: „Sie hat in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, so außerordentlich Tüchtiges geleistet, daß sie mit Fug und Recht als Muster und Vorbild für die in Togo und Kamerun zu entwickelnde Missionsthätigkeit hingestellt werden darf. In 10 Hauptstationen, von denen die entfernteste in fünf Tagereisen von der Küste erreicht werden kann, erzieht man die Eingebornen nicht bloß, wie dies seitens der englischen Baptisten so vielfach geschieht (?), zu den äußeren Formen der Religion, sondern auch zur Demut und vor allem zur Arbeit. Aus den Handwerkerschulen der Basler Mission sind fast alle jene Schmiede, Schreiner, Küfer u. s. w. hervorgegangen, die man heutigen Tages an der westafrikanischen Küste vorfindet. Außer ihrer seelsorgerischen und erzieherischen Thätigkeit betreibt die Mission auch eine Anzahl Faktoreien, die sich von den übrigen Handelshäusern dadurch unterscheiden, daß sie, und zwar nicht ohne Schaden für ihre Rentabilität, zwar Bier und Wein, aber keinen Rum und auch kein Pulver verkaufen.“

— Von der Taylor'schen Expedition kommen schlechte Nachrichten. Br. Miller, der durchaus keine Arznei nehmen wollte, ist am Fieber gestorben, während zwei andere, die anfangs auch nur

dem Tode seines Landsmannes, welchen er verzaubert haben sollte, ganz unschuldig war. Bisweilen bedarf es für den bösen Zauberdoktor gar keines besonderen Mittels, um seinen Feind zu töten, sondern es genügt eine bloße Zauberformel, den gewünschten Zweck zu erreichen. Da der Sakalava annimmt, daß die Zauberer ihre große Macht von Gott erhalten haben, so sind sie beim Volke zugleich gehaßt und gefürchtet.

3. Die Anakia. — Diese Klasse von Mittlern zwischen Gott und den Menschen hat vor allem die Verpflichtung, ein rechtschaffenes Leben zu führen. Sie sind auch die einzigen Sakalava, welche in dem Rufe einer vollkommneren Gotteserkenntnis stehen und daher das Volk in der Beobachtung der göttlichen Gesetze zu unterweisen vermögen. Stehlen, Lügen, Branntweintrinken, Waffentragen — alles Dinge, welche dem gemeinen Manne unter den Sakalava gestattet sind — ziemt sich unter keiner Bedingung für einen Anakia. Sollte sich ein Anakia jemals soweit vergessen, etwas derartiges zu thun, so würde er sofort unter den gewöhnlichsten Sakalava herabsinken. Da die Anakia Männer des Friedens sind, so gelten sie als unverletzlich und eine an ihnen verübte Gewaltthat würde als eines der größten Verbrechen von ihren Landsleuten angesehen werden.

4. Die Ampisikily haben die Aufgabe: das Volk über die unsichtbaren und unbekannten Dinge aufzuklären, d. h. sie sind die Schicksalsverkündiger. Sie müssen z. B. öfters prophezeien, wann irgend ein benachbarter König das Land mit Krieg überziehen wird. Sie bedienen sich dabei eines Wahrsagapparats — sikily genannt, — welcher in einem kleinen mit eingezeichneten Vierecken versehenen Brettchen besteht. Kleine Steinchen in den Vierecken geben je nach ihrem gegenseitigen Stande dem Ampisikily den nötigen Fingerzeig für seine Prophezeiungen; natürlich versteht außer ihm niemand die Bedeutung dieses Brettspieles. Wie alle Orakel, so sind auch die Aussprüche der Ampisikily meist dunkel und vieldeutig. So deckt sich der Wahrsager öfters z. B. bei in Aussicht stehenden Feindseligkeiten den Rücken, indem er erklärt: „Der Feind wird den Krieg zu Anfang des nächsten Monates beginnen; und wenn da nicht, wahrscheinlich zu Beginn des übernächsten Monates“ — und in diesem Stile weiter, bis vielleicht ein halbes Jahr vorüber ist und der Feind sich überhaupt nicht blicken läßt.

Wie schon bemerkt, wird der Wahrsager in Krankheitsfällen immer zu Rate gezogen, wo es sich denn darum handelt, entweder zu bestimmen, ob der Kranke wieder genesen wird, oder die Person herauszufinden, welche den Kranken verzaubert hat. Auch über andere Sachen wird das Wahrsagebrett befragt, z. B. aus welcher Richtung am nächsten Tage der Wind wehen, ob morgen ein günstiger Tag zum Fischen sein wird, oder ob jemandes Frau Kindersegen zu gewärtigen hat und — im bejahenden Falle — ob es ein Knabe oder

innerhalb ihres Gebiets auf medizinische, hygienische und industrielle Zwecke, sowie auf nicht gesundheitsschädliche Getränke beschränkt, auch eine Preisaufgabe ausgeschrieben: „Wie erzieht man am besten die Neger zur Plantagenarbeit?“ Zu den Preisrichtern gehört auch Dr. F. Fabri.

— Die drei Stationen im Ovambo-Land, auf welchen finnische Missionare arbeiten (vgl. Seite 106) sind folgende: auf der Hauptstation Omandongo arbeitet Weikkolin mit seiner Frau augenblicklich allein, bis Br. Björklund wieder zu ihm kommt. Am Schluß des Jahres 1883 waren 10 Eingeborene, aber Anfang Januar 1884 7 neue getauft. Die Schule wurde von 77 Personen und der Gottesdienst durchschnittlich von 100 besucht. Der Bau des Schulhauses stand fertig da. Auf der zweiten Station Olukonda ist Br. Rautanen nebst Frau und Br. Roiha. In der Schule befinden sich 50, im Taufunterricht 6 bis 10 Zöglinge. Die dritte Missionsstation Omulonga wird von Missionar Reijonen nebst Frau und Br. Hakalu besorgt. Auch hier konnten am 6. Januar 1884 zwei Jünglinge und drei Jungfrauen getauft werden. Den Getauften ist es un'ersagt, jene widerlichen Hochzeitsfeierlichkeiten der Ovambos mitzumachen. Der neue König Jitana ist erst 25 Jahre alt. Gottlob wurde der zunächst berechtigte Thronerbe, der lüsterne Mörder Jimene, nicht Herrscher. Er starb durch Mörderhand. Aber auch dessen Mörder erhielt nicht den Thron, mußte entfliehen und machte dem Jitana Platz, von dem die Missionare viel Gutes hoffen. Gottes Wege sind wunderbar. (Finska M.-S. Arsb. 1884, 19—37.)

— In M'kullo an der Küste Ostafrikas steht nach den neuesten Berichten alles gut. K. G. Rodén beschreibt uns in einem Brief vom 14. April 1885 seine Ankunft in Massaua und der schwedischen Missionsstation M'kullo. Massaua liegt im Roten Meer nördlich von Abessinien und zeigt schon von weitem durch drei Minarets, welche über die andern Gebäude hervorragen, ihren mohammedanischen Charakter. Aber auch andere Afrikaner wohnen hier, z. B. Abessinier; auch nicht wenige Europäer, besonders griechische und italienische Kaufleute. Die meisten Gebäude sind aus Gras gebaut, welches mit Pfählen oder Stangen festgebunden, dem Haus eine runde oder bei andern eine zugespitzte Form giebt. Das vornehmste Hausgerät dieser oft sehr schmutzigen Hütten ist ein Bett, dessen Boden aus geflochtenen Riemen oder Palmstricken verfertigt ist. Massaua ist ein sehr gut befestigter Platz; eine Befestigung liegt auf derselben Insel, wie die Stadt und bewacht den Ausgang in die See. Die zweite Wehr liegt auf einer andern Insel und verwahrt den Weg zum Festland. Letztere Insel liegt zwischen der Massaua-Insel und dem Festland und heißt Tanalot (auf der Karte Petermanns: Tan-el-hud). Eine Brücke, oder besser gesagt Bank, verbindet beide Eilande; auch führt von Tanalot eine zweite Brücke ans Festland. Nach einer halben

von „Glaubensheilung" etwas wissen wollten, sich schließlich zum Chininschlucken verstanden und für diesmal mit dem Leben davonkamen. Taylor selbst ist für Chinin und billigt das Verfahren Br. Miller's nicht. Warum setzt er dann aber eine Expedition ins Werk, die so eingerichtet ist, daß nur eine Reihe von Wundern ihr Gelingen ermöglichen könnte? Als eine der Schwestern, die schon in Amerika kränklich gewesen war, das Fieber bekam, schrieb Taylor: „Sie ist eine herrliche junge Dame, die in Afrika vortrefflich an ihrem Platze sein wird, wenns dem Herrn also gefällt, und noch besser im Himmel, wenn Er sie dort haben will." Das klingt doch fast, als wollte Taylor seine Genossen eigentlich auf einem möglichst kurzen Weg — in den Himmel, statt in die Missionsarbeit in Afrika einführen. Aber nicht alle thun da mit. Am 28. April hat des Bischofs eigener Sohn, Roß Taylor, mit Frau und vier Kindern die Rückreise nach Amerika angetreten, weil er in Afrika seine Gatten- und Vaterpflichten nicht glaubt erfüllen zu können. Ihm hat sich der kranke Br. Mackay angeschlossen. Die Zurückbleibenden aber haben am 2. Mai, dem 65. Geburtstage des Bischofs, diesem eine Vertrauens- und Ergebenheits-Adresse überreicht!! — Auch von den S. 210 erwähnten „Glaubensmissionaren" ist einer, John A. Condit, bereits gestorben!

— Am 3. März wurde das eiserne Dampfschiff »Good News«, das den Londoner Missionaren am Tanganjika-See ihre Reisen erleichtern soll, glücklich vom Stapel gelassen — „ein historisches Ereignis für Zentralafrika". So sehr die Eingebornen das wunderbare Fahrzeug bewundert hatten, so sehr hatten sie auch gezweifelt, daß es möglich sein werde, diesen Koloß ins Wasser zu „tragen", und als er nun vollends ohne alle Anstrengung so glatt und leicht die 145 Fuß lange Balkenbahn in den See hinabrutschte, da wollte ihr Freudengeschrei, ihr Schießen und Tanzen kein Ende nehmen.

— Der am 2. Dezember 1884 auf einem Kriegszug gestorbene Mirambo war ein treuer Freund der Londoner Missionare, und seine letzten Worte an die Umstehenden gingen noch dahin, daß man in allen (politischen) Dingen auf ihren Rat hören und sie freundlich behandeln solle.

— Das Kilimandscharo-Gebiet, das nun auch, in politischem Sinne, deutscher Boden geworden ist, wurde neulich im »Church Missionary Intelligencer« als die „afrikanische Schweiz" und zugleich ein verheißungsvolles Missionsland geschildert. Wenn irgendwo, so ist hier der rechte Ort für ein neues deutsches Missionsunternehmen in Afrika. Eine Verständigung mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, die allerdings in Ostafrika bereits den Vortritt hat, dürfte unschwer zu erzielen sein. Die deutsche ost-afrikanische Gesellschaft aber würde gewiß deutsche Missionare mit Freuden willkommen heißen. Erfreulicherweise hat dieselbe den Verkauf von Spirituosen

innerhalb ihres Gebiets auf medizinische, hygienische und industrielle Zwecke, sowie auf nicht gesundheitsschädliche Getränke beschränkt, auch eine Preisaufgabe ausgeschrieben: „Wie erzieht man am besten die Neger zur Plantagenarbeit?“ Zu den Preisrichtern gehört auch Dr. F. Fabri.

— Die drei Stationen im Ovambo-Land, auf welchen finnische Missionare arbeiten (vgl. Seite 106) sind folgende: auf der Hauptstation Omandongo arbeitet Weikkolin mit seiner Frau augenblicklich allein, bis Br. Björklund wieder zu ihm kommt. Am Schluß des Jahres 1883 waren 10 Eingeborene, aber Anfang Januar 1884 7 neue getauft. Die Schule wurde von 77 Personen und der Gottesdienst durchschnittlich von 100 besucht. Der Bau des Schulhauses stand fertig da. Auf der zweiten Station Olukonda ist Br. Rautanen nebst Frau und Br. Roiha. In der Schule befinden sich 50, im Taufunterricht 6 bis 10 Zöglinge. Die dritte Missionsstation Omulonga wird von Missionar Reijonen nebst Frau und Br. Hakalu besorgt. Auch hier konnten am 6. Januar 1884 zwei Jünglinge und drei Jungfrauen getauft werden. Den Getauften ist es un'ersagt, jene widerlichen Hochzeitsfeierlichkeiten der Ovambos mitzumachen. Der neue König Jitana ist erst 25 Jahre alt. Gottlob wurde der zunächst berechtigte Thronerbe, der lüsterne Mörder Jimene, nicht Herrscher. Er starb durch Mörderhand. Aber auch dessen Mörder erhielt nicht den Thron, mußte entfliehen und machte dem Jitana Platz, von dem die Missionare viel Gutes hoffen. Gottes Wege sind wunderbar. (Finska M.-S. Arsb. 1884, 19—37.)

— In M'kullo an der Küste Ostafrikas steht nach den neuesten Berichten alles gut. K. G. Rodén beschreibt uns in einem Brief vom 14. April 1885 seine Ankunft in Massaua und der schwedischen Missionsstation M'kullo. Massaua liegt im Roten Meer nördlich von Abessinien und zeigt schon von weitem durch drei Minarets, welche über die andern Gebäude hervorragen, ihren mohammedanischen Charakter. Aber auch andere Afrikaner wohnen hier, z. B. Abessinier; auch nicht wenige Europäer, besonders griechische und italienische Kaufleute. Die meisten Gebäude sind aus Gras gebaut, welches mit Pfählen oder Stangen festgebunden, dem Haus eine runde oder bei andern eine zugespitzte Form giebt. Das vornehmste Hausgerät dieser oft sehr schmutzigen Hütten ist ein Bett, dessen Boden aus geflochtenen Riemen oder Palmstricken verfertigt ist. Massaua ist ein sehr gut befestigter Platz; eine Befestigung liegt auf derselben Insel, wie die Stadt und bewacht den Ausgang in die See. Die zweite Wehr liegt auf einer andern Insel und verwahrt den Weg zum Festland. Letztere Insel liegt zwischen der Massaua-Insel und dem Festland und heißt Tanalot (auf der Karte Petermanns: Tan-el-hud). Eine Brücke, oder besser gesagt Bank, verbindet beide Eilande; auch führt von Tanalot eine zweite Brücke ans Festland. Nach einer halben

Stunde erreicht man von Massaua aus den Ort H'Tumlo mit etwa 2000 Einwohnern und nach einigen Minuten die Missionsstation M'kullo selbst. Der Anblick einer egyptischen Wache zeigte, daß die Reisenden einen kriegerischen Boden betreten hatten. Zur rechten Hand sah man die Grashütten der eingeborenen Gemeindeglieder und auf der andern Seite einige zur Aufnahme von Kranken bestimmte Häuschen. Zur Linken befindet sich eine Schenke, welche von einem Griechen hingesetzt ist und wo dieser seinen Unfug treibt. Daneben stehen noch einige Grashütten zur Herberge von Menschen, welche wir ebenfalls gerne wegwünschten. Auch hier gilt eben das Wort: „Wo Gott eine Kirche baut, da baut der Teufel seine Kapelle daneben." Neben der Mauer, welche die ganze Station umgiebt, zur Rechten erhebt sich das Missionsgebäude: zuerst die Wohnung der Lehrer Salomo und Sara Zion und dann Geschwister Bengtsons zeitweilige Wohnstätte nebst der Apotheke. Zur Linken Lehrer Hapta Georgis Raum. Das Missionshaus ist zweistöckig und faßt alle Missionsräume in sich, den Unterrichtssaal für die Knaben, zwei Eßzimmer, eins für die Knaben, das andere für die Mädchen, endlich ein nettes Kirchlein und oben darüber einen gleich großen Bet- oder Unterrichtssaal. Zur Linken liegt die Knaben-, zur Rechten die Mädchen-Schule und darüber der Geschwister Bengtsons alte Wohnung, welche nun neu aufgebaut und verbessert wird. Das Missionshaus hat durch Erdbeben viel zu leiden. — An Sprachen muß hier der Missionar Arabisch, Amharisch, Tigrisch erlernen. Kürzlich besetzten die italienischen Truppen die beiden Befestigungen in der Stadt Massaua, die bei H'Tumel und die bei M'kullo, unter deren Schutz die Schweden daselbst sich nun befinden. Auch heißt es, daß die Italiener eine Eisenbahn zwischen Massaua und M'kullo erbauen wollen. Der schwedische Prinz Oskar machte im Februar 1885 auf der Fregatte Vanadis Massaua und obiger Missionsstation einen Besuch. (Miss. Tidng. 1885, 76 f.)

— Der schwedische Missionar A. Swensson unternahm von M'kullo aus eine Reise zu den Gallas, mußte aber umkehren. Er berichtet von Tanjar aus nach Schweden: Am 10. April 1885 verließen sie ihr Lager zu Enbobo, einem scheußlichen Fieberorte, und waren froh, auf dem Wege nach Schoa zu sein. Aber sie ritten höchstens zwei Stunden. Swensson und Michael, welcher von Massaua mitgekommen war, nebst einem andern Diener wurden so schwach und fieberkrank, daß nur von Zeit zu Zeit kleine Wegstrecken zurückgelegt wurden. Einmal gaben M'kullo-Leute, Elefantenjäger, dem Missionar etwas Wasser und retteten ihn vom quälendsten Durst. Unter unsäglichen Beschwerden gings bis Sagallo. Der Führer ging nach Tadschura voraus, holte ein Boot und so ward Zeila erreicht, wo der englische Konsul half. Von hier fuhren sie nach Aden hinüber, Michael sodann nach Massaua und A. Swensson todkrank über Alexandrien heimwärts. So ist abermals eine schwedische Galla-

Unternehmung verunglückt! Aber die dortigen Missionare halten treu auf ihren Posten aus. (ebend. 85, 107 f.)

NB. Die Auflösung einer andern schwedischen Galla-Expedition, auf welcher der treue Arrhenius starb, Onesimus nach Massaua und Pohlmann heimwärts reisten, ist beschrieben in den Jenaer geogr. Mitt. 1882, Bd. 1, 39 f., 134 f. — Die Bai des oben genannten Ortes Tadschura soll nebst Ambo nach den allerneusten Nachrichten von den Engländern besetzt worden sein.

Madagaskar.

Am 3. Febr. d. J. durfte Missionar Peill aus Ambohimanga in der bisher für alle Europäer aufs Strengste verschlossenen Kapelle zu Amparafaravato predigen. Es ist das eine der alten heiligen Städte Madagaskars, die kein Europäer betreten darf, früher der Sitz des Kelimalasa, eines der berühmtesten Götzen des Landes. Die Kapelle steht zum Glück außerhalb des Dorfes, so daß der Minister Missionar Peill's Bitte, in derselben auftreten zu dürfen, ohne Anstand gewähren konnte. Trotzdem wollten die Leute selbst es anfangs nicht glauben. Ihre nationalen Vorurteile schienen stärker als ihre christliche Liebe. Aber schließlich nahmen sie dann doch den Missionar mit allen Ehren auf. In's Dorf selbst durfte er aber nicht. Die Madagassen, auch die christlichen, sind überhaupt sehr eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit den Europäern gegenüber. Eine in Antananarivo erscheinende englische Zeitung, die »Madagascar Times« sagt z. B. in einem Rückblick auf das Jahr 1884: „Das Missionselement ist vielleicht dasjenige, das am wenigsten vom Krieg gelitten hat. In Antananarivo allein sind 40, im ganzen Lande 70 Missionare. Aber der madagassische Missionar von 1884 ist so verschieden von dem Ideal eines Missionars unter den Wilden, wie ein englischer Gutsbesitzer von dem ersten Ackersmann Adam. Das Schulwesen in ganz Imerina ist in gutem Gange und bereits ein nationales Institut geworden. Die Missionare werden nur noch als Helfer, nicht als Leiter angesehen, und obschon die Howas ihnen ihre höhere Bildung nicht streitig machen, und das Geld, das durch sie in's Land kommt, als eine willkommene Zugabe schätzen, so wachen sie doch mit Argwohn darüber, daß ihnen keinerlei Regierungsgewalt eingeräumt wird. Persönlich werden sie alle geachtet und geliebt, als Angehörige einer ausländischen Gesellschaft aber gesteht man ihnen nicht die geringste offizielle Verbindung mit dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts zu. Bei alle dem aber wissen die Howas ganz gut, daß ohne die Mitwirkung der Missionsgesellschaften das ganze schöne Gebäude bald in traurigen Verfall geraten würde. Seit der Vertreibung der römischen Missionare sind erst 1½ Jahre vergangen und, abgesehen von baulichen Denkmälern, ist kaum noch eine Spur

davon zu sehen (?), daß die römische Kirche hier jemals Anhänger gehabt hat!" Das ist gewiß übertrieben, aber doch beherzigenswert.

— In der Londoner »Times« wurde neulich den englischen Dissenters vorgeworfen, daß sie daheim an der Zerstörung der Staatskirche arbeiten, während sie draußen in Madagaskar eine solche selbst errichtet haben. Nichts kann falscher sein als diese letztere Behauptung. Die Londoner Missionare haben stets das freikirchliche Prinzip, ja die Unabhängigkeit jeder einzelnen Gemeinde von allen anderen gelehrt, und was in Madagaskar von Staatskirchentum etwa zu finden ist, das ist nicht durch die Missionare, sondern im Gegensatz gegen ihre Lehre zustande gekommen.

China.

In Hongkong haben sich 300 chinesische Christenmänner, meist Bekehrte der Londoner Mission, zusammengethan und eine selbständige Gemeinde gegründet, die ganz unabhängig von allen Ausländern sich selber regieren und ihre eigenen Bedürfnisse bestreiten will. Zu ihrem Pastor haben sie den am 7. September 1884 ordinierten Gehilfen des Pastor Hartmann am Berliner Findelhause Bethesda, Herrn Wong Juk Ascho, gewählt, und am 8. Februar hat seine feierliche Einführung in der geräumigen „Unionskirche", einem in romanischem Stil einfach und schön gebauten Gotteshause, stattgefunden. Die Festpredigt wurde von Missionar E. Faber über „Christi Lehre von der Gemeinde" nach Matth. 16, 13—23 gehalten. Darauf sprach Pastor Hartmann, für welchen der Austritt Wong Juk Ascho's ein schwerer Verlust ist, dann Dr. Chalmers, der Senior der Londoner Mission, dann Herr Wong selbst, Missionar Lechler und endlich der Regierungsschulinspektor Dr. Eitel. Herzerquickend ist es, das Zeugnis zu hören, welches die zwei bejahrten Aeltesten der neuen Gemeinde ihrem Pastor ausstellen. Als sie Herrn Hartmann ihre Absicht mitteilten, denselben ihm abwendig zu machen und er sein großes Bedauern darüber aussprach, da sagten sie: „Ja wohl, du wirst sehr traurig sein. Wir werden Gott bitten, daß er dich tröste. Zehn Jahre lang wirst du traurig sein, einige Jahrzehnte wirst du traurig sein, denn er ist ein guter, ein frommer Mann; bei ihm sind zwei Stücke zusammen, die man leider manchmal nicht vereinigt findet: klare christliche Lehre und rechter christlicher Wandel". Herr Wong selbst hat die Wahl nur angenommen, weil ihm dringlich vorgestellt wurde, die neue Gemeinde könne überhaupt nicht zu stande kommen, wenn er nicht an ihre Spitze trete. Als sein Nachfolger dient jetzt der bisherige Sprachlehrer Thong im Findelhaus. Unser diesmaliges Bild zeigt uns einen anderen eingeborenen Prediger in China, den Missionar Tschin Asi, mit seiner Familie. Derselbe ist in Barmen gebildet und stand früher im Dienst der Rheinischen, jetzt in dem der Basler Missionsgesellschaft.

Indien.

Vor der letzten Generalsynode der freien Kirche in Schottland hat Missionar Dr. W. Miller eine Rede gehalten, nachdem er vier Wochen vorher noch in voller Thätigkeit an seiner nun 1500 Zöglinge zählenden Anstalt in Madras gestanden. Dann lebte er fünf Wochen seiner Erholung, predigte am 5. Juli zweimal in Edinburg und reiste am 7. Juli wieder nach Madras ab. In jener Rede erwähnte er, daß alle seine Zöglinge, etwa 200 ausgenommen, auf ihrem täglichen Weg in die Missionsschule an der einen oder anderen Lehranstalt vorbeigehen müssen, wo sie gegen ein geringes Schulgeld und ohne die Beigabe des Bibelunterrichts einen ebenso guten Unterricht erhalten könnten als bei ihm — ein Beweis, daß eben der christliche Charakter seiner Schule selbst für die Heiden die Hauptanziehungskraft bilde! Dr. Miller hat nun 22 Jahre lang als Schulmissionar in Madras gearbeitet und ist so überzeugt als je, daß es keine andere Missionsarbeit giebt, welche in vollerem Sinn als evangelistisch bezeichnet werden könnte. Daneben betont er aber ebenso energisch, daß diese Schulmissionsthätigkeit ergänzt werden muß durch Predigt und Hausbesuche.

— Missionar Hägert, der nun bereits auf eine zehnjährige Thätigkeit unter den Santals zurücksieht, hat im letzen Jahr Bombay, Puna und andere Städte besucht, um Geld für sein Werk zu sammeln, und ist mit 6000 Mk. auf seine Station Bethel zurückgekehrt. Eine Zweigstation ist Bethlehem. Zwei englische Damen, ein eingeborner Pastor, zehn Evangelisten und mehrere Lehrer unterstützen ihn. Im J. 1883 wurden 68, im Jahr 1884: 78 Erwachsene getauft. Viele Kranke wurden geheilt. Ein Seminar gedeiht. Die Ausgaben vom 31. März 1884 bis 1. April 1885 betrugen 24,838 Mk. Die beiden Damen, Fräul. Adams und Hollyer, bezeugen im Jahresbericht ausdrücklich, daß die einfache Lebensweise und gesegnete Arbeit unter den Santals ihnen an Leib und Seele weit besser bekomme, als das künstliche, überverfeinerte Stadtleben daheim. Herr Hägert selbst äußert sich sehr spöttisch über die jungen Prediger daheim, welche es vorziehen, einer Anzahl alter Weiber und Männer das, was diese schon längst wissen und was sie überall hören können, wieder und wieder vorzupredigen, statt dem Befehle des Herrn zu folgen, welcher gesprochen hat: „Gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur!" Der gute Mann sollte doch auch bedenken, was Luk. 11, 42 am Schluß und 1 Kor. 12, 4 ff., sowie Phil. 3, 1 geschrieben steht.

— In Balasore sollte neulich ein junger, durchaus unbescholtener Brahmane getauft werden. Kaum war sein Entschluß bekannt geworden, so erschienen allerlei Personen aus seiner christen-feindlichen Verwandtschaft beim Missionar und baten ihn, er möchte doch ein so räudiges Schaf nicht in die Gemeinde aufnehmen; der Betreffende sei ein ganz verworfener Mensch und werde die jungen Christen alle

verderben!! Missionar Coldren erwiderte ruhig: „Wenn der junge Mann unter dem Einfluß der Hindu-Religion ein so verworfenes Subjekt geworden ist, so ist es nicht mehr als billig, daß man den Versuch macht, ob nicht das Christentum ihn bessern könne. Zu verderben ist ja nichts an ihm, und da Christus ausdrücklich Sünder zu suchen und selig zu machen gekommen ist, so lasse man uns doch einen Versuch mit ihm machen." Seither ist die Taufe vollzogen worden und der Missionar wünscht nur, daß er noch Tausende in seiner Gemeinde hätte, die diesem Neubekehrten glichen.

— Der »Indian Messenger«, das Organ des Sadharan Brahma Samadsch in Kalkutta, hat neulich dem fanatischen Major Tucker inbetreff seines vermeintlichen „Fakirtum", insbesondre mit Bezug auf sein „Büßergewand," eine wirklich gute Lektion erteilt: 1) Es sei wahr, daß das gemeine Volk großen Respekt vor dem Büßergewand habe, aber bloß weil dasselbe als Abzeichen eines wirklichen Büßerlebens gelte; wer Weib und Kind und Haus und Hof habe, dabei aber das Kleid eines Fakirs trage, mache sich auch beim Volk nur lächerlich; 2) ein Missionar sollte mehr als Bruder denn als Priester auftreten: alles, was ihn von seinen Zuhörern unterscheidet, bezw. über sie erhebt oder vor ihnen auszeichnet, also auch jede besondere Tracht, sollte gemieden werden. Daß Major Tucker, der von klein auf an Gedanken, wie die von „Hirt und Herde", „Geistliche und Laien," gewöhnt sei, nun auch seinerseits sein „Guru"-tum durch ein auffallendes Gewand kenntlich zu machen suche, sei ja begreiflich. Im Brahma Samadsch aber sei kein Raum für dergleichen. „Nicht Guru-tum, sondern Brüderlichkeit ist unser Motto und unser Kriegsruf." „Guru" ist bekanntlich das indische Wort für einen geistlichen Lehrer oder Beichtvater.

— Von christlicher Seite wird der Anführer der indischen Heilsarmee jetzt besonders wegen seiner geringschätzigen, ja ans Frivole streifenden Behandlung der Sakramente angegriffen. Je länger je mehr entpuppt sich dieser ganze Kreuzzug als ein fleischliches Unternehmen, das wohl auch, wie der Theosophismus, zu den „kräftigen Irrtümern" gezählt werden muß. Peinlich berührt es schon, daß in den Blättern der Heilsarmee von „Tausenden" die Rede ist, welche in Indien sich (zu ihr) „bekehrt" haben, und nüchterne Augen- und Ohrenzeugen an Ort und Stelle doch nichts von diesen Tausenden zu entdecken vermögen. Ein Missionar in Ahmedabad z. B. hat dem Major Tucker 200 Mk. als einen Beitrag für sein Werk angeboten, wenn er ihm auch nur 10 Heiden nennen könne, die in Ahmedabad durch seine seit Jahr und Tag dort predigenden und singenden „Offiziere" zu Christen gemacht worden seien.

— Lady Dufferin, die Gemahlin des neuen indischen Generalgouverneurs, giebt allen Engländern und Engländerinnen in Indien ein gutes Beispiel, indem sie mit Eifer und Erfolg Hindostani lernt,

Todesfälle.

Am 7. Mai starb in Loanda Missionar Charles L. Miller aus Baltimore, einer von Bischof Taylor's begeisterten Pionieren, 21 Jahre alt. Sein Motto war: „Afrika für Christus, und Charlie Miller für Afrika!“ Nach seinem eigenen Zeugnis wurde er 1878 bekehrt, 1881 „völlig geheiligt“, im Juni 1884 nach Afrika berufen und gleichzeitig in den Stand gesetzt, Christus „als seinen vollkommenen Heiland für Leib und Seele“ anzunehmen; von dem an sei der 91. Psalm seine Losung gewesen und nicht zum wenigsten V. 16: „Ich will ihn sättigen mit langem Leben“. Bischof Taylor, der ihn sehr lieb hatte, schreibt: „Miller hat leider die übertriebene Ansicht gewisser frommer Leute angenommen, welche es als unfehlbare Bibellehre ausgeben, daß Gott seine Kinder ebenso sicher und ebenso ausnahmslos vor Krankheit bewahren oder doch von Krankheit heilen will, wie Er vor Sünde bewahrt und von Sünde erlöst, daß der Glaube an das Erstere unzertrennlich mit dem Glauben an das letztere verbunden sei und daß der Christ folglich keinerlei Arznei nehmen dürfe, sondern als einziges Heilmittel ausschließlich das Gebet zu betrachten habe, eine Ansicht, die von der wahren Bibellehre in Betreff der Gebetsheilung so verschieden ist, wie ein Schmarotzergewächs von dem Eichbaum, an welchem es sich aufrankt. Ja, in der Auferstehung — da wird Gott auch unsere Leiber vollkommen heilen und erlösen, vorher nicht; nur Enoch und Elias sind schon früher dazu gelangt u. s. w. Nun, am 9. April hatte Miller einen leichten Fieberanfall, am 10. schrieb er in sein Tagebuch: ‚Von Diarrhöe geheilt. Dem Fieber im Glauben widerstanden;‘ am 11.: ‚Im Glauben gegen das Fieber gekämpft;‘ am 13: ‚Ein fester Glaube gewinnt's; ich bin vom afrikanischen Fieber befreit‘ u. s. f. Aber das Fieber wurde immer heftiger, Dr. Johnson untersuchte ihn wiederholt und stellte ihm vor, daß, wenn er keine Medizin nehme, er unfehlbar werde sterben müssen, worauf er endlich erwiderte: ‚Gut denn, so will ich sterben, denn Medizin nehme ich nicht!‘ Auch ich sprach ihm freundlich und entschieden zu; aber er gab keine Antwort, und 16 Tage lang war er nun vollkommen in der Gewalt des Fiebers, das ihn ohne Zweifel schon viel früher würde getötet haben, wenn seine Konstitution nicht eine so außerordentlich feste gewesen wäre. Er wurde mit äußerster Sorgfalt und Hingebung gepflegt, besonders von Bruder und Schwester Withey, die sein Bett in ihr eigenes Zimmer trugen und Tag und Nacht für ihn sorgten. Vom 25. April bis zum 7. Mai lag er völlig entkräftet und bewußtlos da, bis er endlich sterben durfte. Zwischenein hatte er klare Augenblicke, konnte aber kaum ein verständliches Wort mehr sagen, obgleich er fast beständig vor sich hinredete — immer in seiner alten freundlichen, sanften Weise, oft mit einem Lächeln. Ich danke Gott dafür, daß er durch diese Umnachtung seines Bewußtseins der schweren Glaubens-

ruderten dann hinüber auf die andere Seite nach Parem, wo vor einigen Jahren die ersten Märtyrer der Neuguinea-Mission gefallen sind, wo jetzt aber Friede und Sicherheit herrscht. Miss. M' Farlane hofft, daß die Wilden in Kiwai sich bald werden besänftigen lassen. Es scheint, daß einer der Lehrer eine Unvorsichtigkeit begangen und dadurch jenen Angriff mit veranlaßt hatte.

Amerika.

Der frühere Vertreter Englands in Hayti, Spencer, hat ein Buch über „die schwarze Republik" veröffentlicht, das zum Teil schauerliche Enthüllungen giebt. Ein Kapitel ist z. B. dem noch aus Afrika stammenden „Vaudoux"-Kultus und dem Kannibalismus der dortigen Neger gewidmet. An abgelegenen Orten, meist in Wäldern, werden an den bedeutenderen Vaudoux-Festen Kinder geschlachtet und ihr Fleisch verzehrt. Bei den Festen niederen Grades begnügt man sich mit Hühner- und Ziegenfleisch. Die Kinder werden in den größeren Ortschaften gestohlen und an die Papalois oder Vaudoux-Priester verkauft, die mit dem Fleisch derselben geradezu einen Handel treiben. Der Verfasser erzählt, daß einmal ein Ausländer mit seiner Frau das Innere der Insel bereiste und dabei folgendermaßen um seine Frau kam. Sie erkrankte und der Mann begab sich auf die Suche nach einem Arzt; als er zurückkam, war seine Frau verschwunden, und nach einigem Forschen entdeckte er, daß die Aermste geschlachtet worden! Im Jahre 1878 wurden in der Nähe von Port-au-Prince zwei Frauen verhaftet, welche das rohe Fleisch eines Kindes aßen, nachdem sie zuvor das Blut aus dem Körper gesogen! Ein anderes Weib, das ihr eigenes Kind verzehrt hatte, erwiderte auf die Vorstellungen, die ihr darüber gemacht wurden: „Wer hat mehr Recht auf das Fleisch meines Kindes als ich?" Bisher ist dieser Kannibalismus noch von keiner Regierung ernstlich bekämpft worden. Nur Präsident Geffrad hat s. Z. dagegen geeifert.

— Am 24. Juni wurde in NewYork der Neger Samuel David Ferguson zum Bischof von Kap Palmas geweiht. Die Missionsfreunde in der protestantisch-bischöflichen Kirche Amerikas triumphieren über dies Ereignis als über einen großen Fortschritt; und gewiß ist es schön, daß ein Schwarzer, der ganz nur in den Missionsschulen gebildet worden ist, zum Bischof hat gemacht werden können. Aber uns scheint doch die Sache auch noch eine andere Seite zu haben, nämlich die, daß in Amerika selbst sich keine rechten Männer für den schweren Dienst in Westafrika finden. Schon Bischof Auer war kein Amerikaner, sondern ein Württemberger, und sein Nachfolger hat es nicht lang ausgehalten. So mußte man denn einen Schwarzen nehmen. Schön ist es immerhin, daß die vom Kastengeist durchaus nicht freien amerikanischen Anglikaner sich nicht geschämt haben, einem Schwarzen Sitz und Stimme in ihrem „Haus der Bischöfe" zu verleihen.

Todesfälle.

Am 7. Mai starb in Loanda Missionar Charles L. Miller aus Baltimore, einer von Bischof Taylor's begeisterten Pionieren, 21 Jahre alt. Sein Motto war: „Afrika für Christus, und Charlie Miller für Afrika!" Nach seinem eigenen Zeugnis wurde er 1878 bekehrt, 1881 „völlig geheiligt", im Juni 1884 nach Afrika berufen und gleichzeitig in den Stand gesetzt, Christus „als seinen vollkommenen Heiland für Leib und Seele" anzunehmen; von dem an sei der 91. Psalm seine Losung gewesen und nicht zum wenigsten V. 16: „Ich will ihn sättigen mit langem Leben". Bischof Taylor, der ihn sehr lieb hatte, schreibt: „Miller hat leider die übertriebene Ansicht gewisser frommer Leute angenommen, welche es als unfehlbare Bibellehre ausgeben, daß Gott seine Kinder ebenso sicher und ebenso ausnahmslos vor Krankheit bewahren oder doch von Krankheit heilen will, wie Er vor Sünde bewahrt und von Sünde erlöst, daß der Glaube an das Erstere unzertrennlich mit dem Glauben an das letztere verbunden sei und daß der Christ folglich keinerlei Arznei nehmen dürfe, sondern als einziges Heilmittel ausschließlich das Gebet zu betrachten habe, eine Ansicht, die von der wahren Bibellehre in Betreff der Gebetsheilung so verschieden ist, wie ein Schmarotzergewächs von dem Eichbaum, an welchem es sich aufrankt. Ja, in der Auferstehung — da wird Gott auch unsere Leiber vollkommen heilen und erlösen, vorher nicht; nur Enoch und Elias sind schon früher dazu gelangt u. s. w. Nun, am 9. April hatte Miller einen leichten Fieberanfall, am 10. schrieb er in sein Tagebuch: ‚Von Diarrhöe geheilt. Dem Fieber im Glauben widerstanden;' am 11.: ‚Im Glauben gegen das Fieber gekämpft;' am 13: ‚Ein fester Glaube gewinnt's; ich bin vom afrikanischen Fieber befreit' u. s. f. Aber das Fieber wurde immer heftiger, Dr. Johnson untersuchte ihn wiederholt und stellte ihm vor, daß, wenn er keine Medizin nehme, er unfehlbar werde sterben müssen, worauf er endlich erwiderte: ‚Gut denn, so will ich sterben, denn Medizin nehme ich nicht!' Auch ich sprach ihm freundlich und entschieden zu; aber er gab keine Antwort, und 16 Tage lang war er nun vollkommen in der Gewalt des Fiebers, das ihn ohne Zweifel schon viel früher würde getötet haben, wenn seine Konstitution nicht eine so außerordentlich feste gewesen wäre. Er wurde mit äußerster Sorgfalt und Hingebung gepflegt, besonders von Bruder und Schwester Withey, die sein Bett in ihr eigenes Zimmer trugen und Tag und Nacht für ihn sorgten. Vom 25. April bis zum 7. Mai lag er völlig entkräftet und bewußtlos da, bis er endlich sterben durfte. Zwischenein hatte er klare Augenblicke, konnte aber kaum ein verständliches Wort mehr sagen, obgleich er fast beständig vor sich hinredete — immer in seiner alten freundlichen, sanften Weise, oft mit einem Lächeln. Ich danke Gott dafür, daß er durch diese Umnachtung seines Bewußtseins der schweren Glaubens-

anfechtung überhoben wurde, mit welcher Satan ohne Zweifel gern über ihn hergefallen wäre. Keiner von uns zweifelt daran, daß unser lieber junger Bruder im Himmel ist; aber wir alle betrachten ihn zugleich als das unschuldige Opfer eines gefährlichen Irrtums. Er hätte ja auch bei der besten ärztlichen Behandlung sterben können; aber es ist doch bemerkenswert, daß ungefähr zwei Drittel von unserer Schar überhaupt kein Fieber bekommen haben und alle Erkrankten, welche Medizin nahmen, bald wieder genasen. Außer Miller waren noch zwei liebe Brüder da, die lange keine Medizin nehmen wollten, bis das Fieber schon einen lebensgefährlichen Grad erreicht hatte. Jetzt genesen sie langsam. Gott hat uns drei tüchtige Missionsärzte gegeben und sie sind uns von unschätzbarem Wert."

— Am 14. Juli starb in Shrewsbury im Hause seines Vaters Arthur William Poole, erster englischer Bischof von Japan, 32 Jahre alt. 1877 war er als englisch-kirchlicher Missionar nach Masulipatam in Südindien gegangen, aber schon 1880 krank zurückgekehrt. Im Mai 1883 hielt er eine Missionsfestrede, durch welche die Aufmerksamkeit des Erzbischofs von Canterbury auf ihn gelenkt und er, infolge dessen, zum Bischof von Japan ernannt wurde. Aber nur ein paar Monate lang konnte er sein neues Amt verwalten, dann war er genötigt, in Kalifornien Erholung zu suchen und endlich in die alte Heimat zurückzukehren, um an seinem Geburtsort — zu sterben.

Bücherschau.

Ferdinand von Wrangel und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere. Von L. v. Engelhardt. Leipzig. Duncker und Humblot. 1885. Preis mit Porträt und Karte Mk. 5

Dieses schöne Buch, das eine vortreffliche Familienlektüre für Winterabende darbieten dürfte, enthält nicht nur eine popularisierte Darstellung der bisher nur den Gelehrten bekannten Reiseerlebnisse und Forschungsergebnisse des russischen Admirals Wrangel aus den Jahren 1820—24, sondern auch einen Lebensabriß dieses vortrefflichen Mannes. Die Verfasserin ist unseren Lesern längst durch ihre Artikel im Missionsmagazin bekannt.

Der Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun. Frei nach dem Englischen des Dr. Underhill von J. G. Lehmann. Hamburg. Phil. Bickel. 1885. Preis mit Karte und Bildern Mk. 1.25

Diese Biographie des auch von uns schon wiederholt erwähnten und gerühmten Missionspioniers Alfred Saker verdient gegenwärtig von all denen gelesen zu werden, welche sich für Kamerun und für das deutsche Kolonialwesen überhaupt interessieren. Wir möchten sie ganz besonders den Gegnern und Verleumdern der baptistischen Mission empfehlen und danken dem Verleger für diese zeitgemäße Veröffentlichung.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Missionskirchlein in Ceylon.

Ein Blick in den Haushalt
der Basler Missionsgesellschaft.

Vor einigen Wochen ist der jüngste Jahresbericht der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel erschienen. Einen breiten Raum nimmt in ihm die Statistik ein. Auf 36 Seiten wird da Aufschluß erteilt über das leitende Komite und dessen verschiedene Ausschüsse, über die Bewohner der Missionsanstalten in Basel, über die Missionare und ihre eingebornen Gehilfen in Afrika, Indien und China, über die Invaliden und Witwen, über die Gemeinden, Seminare und Schulen, kurz über den ganzen Personalstand der Missionsgesellschaft daheim und draußen. Dazu kommt die sehr ausführliche Jahresrechnung, welche auf 20 Seiten über Einnahmen und Ausgaben nicht nur der sogenannten Generalkasse, sondern auch der Invaliden- und Witwenkasse, der Kindererziehungskasse, des Asantefonds u. s. w. Bericht erstattet, und endlich noch ein 15 Seiten umfassendes Verzeichnis aller bis jetzt aus dem Basler Missionshaus hervorgegangenen noch lebenden Missionare, Prediger, Anstaltsvorsteher u. s. w.

Schon in meinen Jünglingsjahren pflegten diese mit soviel Sorgfalt ausgearbeiteten Tabellen und Rechnungen, welche ich doch nur flüchtig durchsah, einen imponierenden Eindruck auf mich zu machen. Seither sind sie mir oft ein Gegenstand des Studiums gewesen. Jenachdem man etwas Verschiedenes in ihnen sucht, wird man natürlich auch etwas Verschiedenes darin finden: der übertrieben Sparsame wird sich ärgern über die Verschwendung, welche

soviel Papier und Druckerschwärze verbraucht, um diese unerbaulichen Zahlenreihen zu vervielfältigen; der in der modernen Mission nur einen geistlosen Geschäftsbetrieb sehende Kritiker wird hier seine Meinung bestätigt finden, daß eben das Geld doch eine viel zu große Rolle dabei spiele; der Spötter wird ausrechnen, wieviel jeder Bekehrte gekostet hat und wie viele Milliarden also noch nötig wären, um die ganze Heidenwelt zu bekehren; der Mißtrauische und Neidische wird zu bemerken glauben, daß „die Basler" eben doch sehr reich seien, daß sie ja große Kapitalien besitzen und daher nicht soviel von den Bedürfnissen ihrer Mission reden sollten. Der einfältige Missionsfreund aber wird staunen über den gewaltigen Umfang des vielverzweigten Werkes und über den reichen Gott, der zur Fortsetzung desselben von Jahr zu Jahr immer wieder die Mittel darreicht, und der mit vergleichenden Missionsstudien sich Abgebende wird bekennen müssen, daß wenige Gesellschaften dem Publikum einen so tiefen Einblick in ihre Finanzverhältnisse und in ihren ganzen Haushalt gewähren wie die Basler. Manches freilich, was der Neugierige gern wissen möchte, wird er in der Rechnung vergeblich suchen. Ueber den „Medizinischen Fond" z. B. findet sich (S. 6 des Jahresberichts) nur eine kurze Notiz; und daß die im Personalzensus einfach als Missionare aufgeführten Angestellten der Handlungs- und Industrie-Kommission von dieser und nicht aus der Generalkasse besoldet werden, ist nirgends gesagt. Ueber diese und andre Dunkelheiten jedoch kann man sich bald Licht verschaffen, wenn man den eigentlichen Jahresbericht selbst, sowie die separat erschienenen Berichte der Handlungs- und Industriekommission aufmerksam durchliest und über dann noch ungelöst bleibende Fragen sich die stets gern erteilte Auskunft von den leitenden Personen in Basel erbittet. Das Folgende ist eine kurze Zusammenstellung der mit diesen Hilfsmitteln aus dem statistischen und finanziellen Teil des Jahresberichtes erhobenen Thatsachen. Dieselben sind in hohem Grade geeignet, uns einen Begriff zu geben von dem Umfang, welchen der Haushalt der Basler Mission im Laufe der Jahre angenommen hat, und zugleich uns mit Respekt zu erfüllen vor der soliden, umsichtigen und erfolgreichen Arbeit, die hier zu Gottes Ehre und zur Rettung der Verlornen getrieben wird.

Fragen wir zuerst, **wieviele Personen denn eigentlich im Dienste der Basler Mission stehen und von ihr leben**, so können wir nach Ausscheidung all derer, welche ihre Arbeit umsonst

thun, drei Klassen unterscheiden: 1) solche, die teils in der Heimat, teils draußen auf den Missionsgebieten im aktiven Dienste stehen und aus der Missionskasse entweder als „Angestellte" besoldet oder als „Brüder" und „Schwestern" mit allem, was sie bedürfen, versorgt werden; 2) solche, die nach kürzerer oder längerer Thätigkeit arbeitsunfähig geworden und teils als nur Erholungsbedürftige, teils als Invaliden und Witwen in die Heimat zurückgekehrt sind; 3) solche, die noch nicht in den aktiven Dienst der Gesellschaft getreten sind, aber für denselben vorbereitet werden teils in der Missionsanstalt in Basel oder auf einer Universität, teils in Prediger- und Schullehrerseminaren auf den Missionsgebieten selbst; 4) diejenigen Knaben und Mädchen, welche auf Kosten der Mission in Waisenanstalten erzogen werden und von denen mit der Zeit auch immer einige in den Missionsdienst eintreten, die aber in erster Linie doch nur als Pfleglinge in Betracht kommen.

1) Im aktiven Dienste der Basler Mission stehen:

a) Angestellte im Missionshaus und in den Kinderhäusern, einschließlich Knechte und Mägde; Hilfslehrer u. dergl. aber nicht mitgezählt: 10 verheiratete und 33 unverheiratete, zusammen also 43 oder, jede der 10 Familien zu 5 Personen gerechnet, **83** Personen.

b) Reiseprediger und litterarische Arbeiter in der Heimat: 15 verheiratete, macht . . . . . **75** Personen.

c) Missionare und europäische Lehrerinnen:

in Indien:	verheiratete	50,	unverheiratete	17, zus.	67
in Afrika:	„	12,	„	16, „	28
in China:	„	12,	„	4, „	16
zusammen	„	74,	„	37 =	111

macht, auf jede Familie 5 Personen gerechnet, . **407** Personen.

d) Eingeborne Pastore, Katechisten, Evangelisten, Lehrer, Lehrerinnen, Bibelfrauen u. s. f.

in Indien:	verheiratete	230,	unverheiratete	60, zus.	290
in Afrika:	„	105,	„	29, „	134
in China:	„	52,	„	13, „	65
zusammen	„	387,	„	102 =	489

macht, auf jede Familie 5 Personen gerechnet, **2037** Personen.

2) Nicht mehr in aktivem Dienst stehende:

a) erholungsbedürftig zurückgekehrte:
Ehepaare 24, unverheiratete 2, zus. 26,
macht, auf jede Familie 5 Personen gerechnet, . **122** Personen.

b) Pensionierte Invaliden:
Ehepaare 6, unverheiratete 3, zus. 9,
macht, auf jede Familie 5 Personen gerechnet, . **33** Personen.

c) Pensionierte Witwen 21,
macht, auf jede Witwe 2 Kinder gerechnet, . . **63** Personen.

3) Noch nicht in aktivem Dienst stehende:

a) Missionszöglinge, einschließlich in Vorbereitung stehende Kaufleute, Mediziner &c. . . . . . . **87** Personen.

b) Seminaristen und Mittelschüler:
in Indien 109,
in Afrika 163,
in China 48, . . zusammen . **320** Personen.

4) Bloße Pfleglinge in Anstalten:

a) in Indien 370
in Afrika 328
in China 172, . . zusammen . **870** Personen.

b) in den Kinderhäusern in Basel:
46 Knaben und 35 Mädchen, die aber schon eingeschlossen sind in die „Familien" der Missionare, hier also nicht mitgezählt werden dürfen.

Alles in allem sind es also **4097** Personen, kleine und große, welche direkt von der Mission ihren Unterhalt haben, all die Eingebornen gar nicht gerechnet, welche als Arbeiter und Arbeiterinnen in den Webereien und Ziegeleien, in der Schreinerei und Buchdruckerei, in den Kaufläden und beim Transport oder auch als Diener, Sprachlehrer u. dergl. bei den europäischen Missionaren beschäftigt sind.

Wer selber schon einen Haushalt geführt hat, der wird sich annähernd einen Begriff davon machen können, welche Summen erforderlich sind, all die 4097 Aufgezählten mit Wohnung, Kleidung,

Nahrung und allem Nötigen zu versehen! Dazu kommen ja aber noch die eigentlichen Missionsausgaben: die Kosten der Aussendung, der weiten Reisen über Land und Meer, der beständigen Reisen auf den Missionsgebieten selbst, der dort errichteten Kirchen, Schulen und Anstalten der verschiedensten Art. Wahrlich, da kann man sich nicht wundern, daß für all diese Zwecke zusammen im vorigen Jahr (1884) allein **Fr. 1,321,309.59** oder **Mk. 1,057,047.67 ausgegeben** wurden. Diese Summe steht zwar nirgends in der gedruckten Rechnung, weil die Ausgaben sich auf verschiedene Kassen und Fonds verteilen, die getrennt von einander verwaltet und darum auch getrennt verrechnet werden. Gewöhnlich denkt man, wo von der Missionskasse die Rede ist, nur an die sogenannte Generalkasse, und in allerlei Missionszeitschriften und Büchern erscheint als Gesamtausgabe der Basler Missionsgesellschaft wieder und wieder nur die Ausgabe dieser Generalkasse. Das ist aber ganz falsch. Unter Gesamtausgabe kann nur die Summe verstanden werden, welche thatsächlich angiebt, was für sämtliche Bedürfnisse der Gesellschaft, bezw. für die Bedürfnisse jener 4097 Angestellten und Pfleglinge ist ausgegeben worden. Der Asantefond z. B. erscheint neben der Generalkasse als etwas Besonderes, obgleich aus ihm die Asantestation Abetifi ganz in derselben Weise unterhalten wird, wie aus der Generalkasse die übrigen afrikanischen Stationen. Um zu erfahren, was die gesamte afrikanische Mission in einem Jahr gekostet hat, müssen wir also die Ausgaben des Asantefond noch zu denen der Generalkasse hinzuzählen; sonst ist die Rechnung falsch. Das Gleiche gilt von allen andern Hilfskassen, die eben einfach als Zweige der Einen großen Missionskasse anzusehen sind. Nur die sogenannte Betriebskasse ist hievon ausgenommen, weil aus ihr keinerlei besondere Ausgaben bestritten, sondern nur die Generalkasse im Bedürfnisfall gespeist wird. Sie ist eine Art Reservoir, das zwischen all den kleinen Flüssen und Bächlein, aus denen die Jahreseinnahme sich zusammensetzt, und den zahlreichen Kanälen, durch welche dieselben wieder abfließen, in der Mitte liegt und so den Missionshaushalt vor plötzlichen Stockungen und Ebben bewahrt, oder der Puffer am Eisenbahnwagen, der bei Zusammenstößen eine Beschädigung verhindert.

Fragen wir nun, wie sich die oben genannte Gesamtausgabe auf die verschiedenen Zweige des Werkes verteilt, so ergiebt sich folgende Uebersicht:

1) Für die Missionsanstalt in Basel, einschließlich die Ausbildung von Missionsärzten, wurden ausgegeben:

	Mk.	Mk.
a) aus der Generalkasse . . .	71793.83	
b) „ dem Medizinischen Fond .	2561.28	
zusammen .		74355.11.

2) Für Verwaltungszwecke (Inspektorat, Sekretariat, Komptoir, Porti, Druckkosten der Halbbatzenkollekte-Blätter, der Jahresberichte &c.) **36964.20.**

3) Für Verbreitung des Missionsinteresses in der Heimat durch Reiseprediger, unentgeltliche Abgabe von Traktaten u. dergl. wurden verausgabt . . . . . **48035.61.**

4) Für Erholungsaufenthalte und Kuren zurückgekehrter Missionare:

	Mk.	Mk.
a) aus der Generalkasse . . .	61488.02	
b) von der Handelsgesellschaft. .	8503.20	
zusammen .		69991.22.

5) Für Afrika:

	Mk.	Mk.
a) aus der Generalkasse (150685.76 + 782.44) =	151468.20	
b) in Afrika selbst aufgebracht .	11361.52	
c) aus dem Asantefond . . .	4861.32	
d) f. d. Angestellten d. Handelsgesellschaft	53808.—	
e) aus dem Reisepredigerfond . .	2838.36	
zusammen .		224337.40

6) Für Indien:

	Mk.	Mk.
a) aus der Generalkasse (274402.13 + 1173.66) =	275575.79	
b) in Indien selbst aufgebracht .	44319.16	
c) aus dem Fürstengut . . .	4987.76	
d) f. d. Angestellten der Handelsges. .	65234.40	
e) aus dem Reisepredigerfond . .	4860.88	
zusammen .		394977.99

7) Für China:

	Mk.	Mk.
a) aus der Generalkasse (103391.92 + 391.22) =	103783.14	
b) in China selbst aufgebracht . .	4621.32	
c) aus dem Reisepredigerfond . .	580.32	
zusammen .		108984.78

8) Für Amerika und Australien . . **2938.12**

9) Für Invaliden und Witwen:

a) aus dem Unterstützungsfond .	32574.48	
b) von der Handelsgesellschaft. .	4101.60	
zusammen .		**36676.08**

10) Für die Kinder der Missionare, einschließlich Baukosten **59787.16**

Berechnen wir die Ausgaben für diese zehn verschiedenen Posten nach Prozenten,*) so kann man sagen: von jeder Mark, welche verbraucht wurde, sind verwendet worden:

1)	für die Missionsanstalt in Basel	7 Pfg.
2)	" Verwaltungszwecke	$3^1/_2$ "
3)	" Verbreitung des Missionsinteresses i. d. Heimat	$4^1/_2$ "
4)	" Erholungsaufenthalte und Kuren	$6^1/_2$ "
5)	" Afrika	$21^1/_3$ "
6)	" Indien	$37^1/_3$ "
7)	" China	$10^1/_2$ "
8)	" Amerika und Australien	$—^1/_3$ "
9)	" Invaliden und Witwen	$3^1/_2$ "
10)	" die Kinder der Missionare	$5^1/_2$ "

Will man nun wissen, wieviel von all dem Geld denn wirklich „hinausgekommen“ und wieviel „in Europa hängen geblieben“ ist, so ist klar, daß billigerweise auch die Posten 4, 9 und 10 auf Afrika, Indien und China, Posten 1 aber auf Afrika, Indien, China, Amerika und Australien verteilt werden müßten, daß also für Europa eigentlich nur Posten 2 und 3, d. h. 8 Prozent vom Ganzen übrig bleiben. Soviel ist allerdings nötig, um die ganze Maschine in Gang zu erhalten, insbesondere um die heimatliche Christenheit durch Wort und Schrift immer wieder aufzurütteln und zur Mitarbeit heranzuziehen. In manchen anderen Gesellschaften und namentlich bei den freien Kirchen, welche die Mission als eine Kirchensache betreiben, ist dieser Posten viel kleiner. Und wie schön wäre es, wenn alle Pfarrer so eifrig für die Missionssache einstehen wollten, daß wir dann keine „Reiseprediger“ mehr nötig hätten! Aber so wie die

*) Genau berechnet sind die Prozente folgende: 1) 7; 2) 3,5; 3) 4,5; 4) 6,6; 5) 21,2; 6) 37,4; 7) 10,3; 8) 0,3; 9) 3,5; 10) 5,7.

Dinge nun einmal liegen, wird jener Posten wohl noch manches Jahr lang in gleicher Größe stehen bleiben — nicht als ein Beweis dafür, daß die Basler Missions-Gesellschaft teuer arbeitet, sondern als eine Anklage gegen die heimatliche Christenheit, daß sie ihre Missionspflicht nicht mit größerer Freiwilligkeit erfüllt. Und damit genug über die Ausgaben!

Fragen wir nun auch, wie denn all jene Summen zusammengekommen sind, so ergiebt sich, daß die Einnahmen aus vier verschiedenen Quellen herstammen:

1) Weitaus der größte Teil, d. h. Mk. 712926.99, oder etwas mehr als 70½ Prozent, sind freie Liebesgaben, welche teils von Vereinen, teils von einzelnen Personen aus allerlei Herren Ländern beigetragen wurden. Und unter diesen Beiträgen wiederum nimmt die erste Stelle ein der Ertrag der Halbbatzen- und Pfennigkollekte, welche allein 23 Prozent sämtlicher Einnahmen ergab. — Die Schweiz lieferte Mk. 302256.74 (42½ Proz.), darunter Basel-Stadt allein Mk. 76748.88 (10¾ Proz.); Deutschland Mk. 352696.34 (49½ Prozent), darunter Württemberg allein Mk. 224530.30 (31½ Prozent); Afrika, Indien und China zusammen Mk. 13663.12 (beinahe 2 Prozent); Amerika, Australien, Rußland, Schweden, England, Frankreich u. s. w. zusammen Mk. 44310.79 (etwas mehr als 6 Prozent).*)

2) An zweiter Stelle erscheint eine Summe von Mk. 174847.20, welche der Mission durch ihre freiwillige und kräftige Handlangerin, die Handlungs- und Industriekommission, ist zugewandt worden, und zwar in der Weise, daß Mk. 43200 vom Reingewinn dieser Gesellschaft bar an die Generalkasse abgegeben und überdies 28 europäische Laienmissionare von ihr unterhalten wurden, welche im

---

*) Die genauen Zahlen für die einzelnen Länder und Kantone sind, mit Weglassung der Pfennige, folgende:

Basel-Stadt	76749	Baden	48371	Afrika	4912
Kt. Bern	44570	Elsaß-Lothringen	20065	Indien	7799
„ Genf	33460	Württemberg	224530	China	732
„ Neuenburg	27494	das übrige Deutschland	59730	Honolulu	220
„ Schaffhausen	8130	Rußland	14358	N. Amerika	10154
„ St. Gallen	9449	Schweden	3477		
„ Waadt	27361	England	3192	Brasilien	2197
„ Zürich	43753	Frankreich	1602	Australien	1717
die übrige Schweiz	31290	übriges Europa	7614		

Jahresbericht der Missionsgesellschaft einfach als Missionare erscheinen und die, wenn sie auch meist nicht predigen und lehren, doch sehr wesentliche Dienste leisten. Nicht weniger als 17 Prozent der Gesamtkosten werden von dieser Seite her gedeckt — eine einzigartige Erscheinung, der in keiner der uns bekannten Gesellschaften etwas Aehnliches entspricht.

3) Nicht minder merkwürdig ist die Thatsache, daß Mk. 74292.20 d. h. 7½ Prozent sämtlicher Einnahmen als Missions e r w e r b bezeichnet werden müssen. Wir rechnen hieher nicht bloß den Ertrag der Missionsbuchhandlung in Basel und der Druckerei in Mangalur, welche Eigentum der Missionsgesellschaft, nicht der Industriekommission, sind, sondern auch alle Beiträge der englischen Regierung in Indien, Afrika und Hongkong für die Missionsschulen, weil diese nicht als eine Liebesgabe, sondern als eine Gegenleistung für das zu betrachten sind, was die Mission durch ihre Schulthätigkeit dem Lande nützt; ferner die Schulgelder, welche von den Eltern der Kinder, sowie die Kirchensteuern, welche von allen erwachsenen Gemeindegliedern erhoben werden, der Erlös aus Handarbeiten der Anstaltskinder u. s. f. Man sieht, die Arbeit, welche von der Missionsgesellschaft gethan wird, und zwar nicht bloß die industrielle, sondern auch die kirchliche und pädagogische, hat sich in den betreffenden Heidenländern bereits eine solche Anerkennung und praktische Bedeutung errungen, daß sie zum Teil sich selbst bezahlt macht, mit anderen Worten also einen gewissen Geldwert repräsentiert. Ja, aus den angeführten Zahlen geht hervor, daß mehr als der zwölfte Teil aller Einnahmen aus solchem Arbeitserwerb besteht. Man fordert ja zuweilen, die Mission oder die Missionare sollten — etwa dem Beispiel Pauli folgend — ihren Unterhalt selbst verdienen. Nun, $^1/_{12}$ dieser Forderung, ja, wenn man — wie billig — die Leistungen der Missionshandlungs- und Industriekommission dazunimmt, $^1/_4$ dieser Forderung wird von der Basler Mission thatsächlich erfüllt!

4) Die vierte und bei weitem die kleinste Einnahmequelle endlich wird gebildet durch die J a h r e s z i n s e aus vorhandenen Kapitalien, Mietzinse aus Häusern, Ertrag von Feldern, Beiträge aus Kirchen- und Schulfonds, verkauftem Grundeigentum u. dergl. mehr. Die Missionsgesellschaft hat zwar ihrerseits statutenmäßig auf das Ansammeln von Kapitalien verzichtet; aber natürlich nimmt sie gern auch solche Beiträge, Legate und Stiftungen an, welche mit der Bestimmung ihr

anvertraut werden, daß nur die jährlichen Zinsen verbraucht werden dürfen. So giebt es denn einen besonderen Fond für die Nilagiri-Stationen, bestehend in dem hinterlassenen Vermögen des edlen Gründers dieser Mission, des englischen Richters Casamajor, einen besonderen Fond zur Anstellung eingeborner Reiseprediger, ein sog. Fürstengut, das s. Z. ein Fürst von Schönburg gestiftet hat u. s. w. Streng genommen repräsentieren ja auch alle Missionshäuser, Kirchen und Stationsgebäude ein im Lauf der Jahre zu bedeutender Größe angewachsenes Kapital, dessen Zinsen eben darin bestehen, daß die Gesellschaft fast überall, wo sie etabliert ist, so zu sagen freie Wohnung hat. Welche Summen wären erforderlich, wenn überall Wohnhäuser, Gottesdienstlokale und Schulgebäude müßten gemietet werden!

Doch nun die Hauptfrage: **was kommt bei diesem ganzen Umtrieb heraus?** was sind die Resultate? Ehe wir aus den vorliegenden Berichten die Antwort auf diese Frage zu entnehmen suchen, wollen wir, um einen Maßstab für die annähernd richtige Schätzung dieser Resultate zu gewinnen, die Missionsgesellschaft für einen Augenblick vergleichen mit einem großen Handels- oder Fabrikgeschäft. In einem solchen werden auch alljährlich kolossale Summen umgesetzt, Summen, neben welchen die oben angeführten teilweise verschwindend klein erscheinen; und was kommt dabei heraus? Nun, ein paar tausend Menschen haben dadurch Beschäftigung und leben davon, dem Publikum wird gute, mitunter auch recht schlechte Ware geboten und manche berechtigte oder auch unberechtigte Bedürfnisse werden befriedigt. Und der *Reingewinn*, wenn ein solcher überhaupt da ist? Nun ja, der dient zur Bereicherung derer, die das Geschäft treiben. Das ist alles. Was sollte man auch mehr erwarten von dem armen Geld, das da umgetrieben wird? Erwarten wir also auch von dem Missions*geld* keine überschwänglichen Wirkungen; bedenken wir vielmehr, daß all dies Geld nur dazu da ist, eine gewisse Anzahl von Männern und Frauen, welche die Heiden lieb haben, dazu in den Stand zu setzen, daß sie diesen das Evangelium bringen. Die *wirklichen* Resultate der Mission werden nicht durch Geld, sondern durch Geist und Kraft von oben, durch Arbeit und Gebet der Gläubigen erzielt. Wenn also das sogenannte Missionsgeld hat mithelfen dürfen, die Bekehrung auch nur Eines Heiden herbeizuführen, so hat es mehr geleistet als alles Geld, das je in bloßem Handels- oder Erwerbsinteresse ist umgetrieben worden.

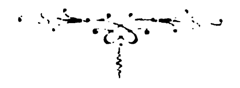
Im vorigen Jahr (1884) wurden in Afrika, Indien und China zusammen 531 erwachsene Heiden, 204 Heidenkinder und 773 Christenkinder getauft, so daß die Basler Missionskirche auf ihren drei Gebieten jetzt im Ganzen 17053 Glieder zählt. Man denke sich, wie manches Kirchlein mit dieser Schar könnte angefüllt werden; man denke sich, wieviel Lieder und Gebete da allsonntäglich gen Himmel aufsteigen, wieviel neue Lebensregungen und Gnadenwirkungen an den einzelnen Gemeinden, Häusern und Herzen damit zusammenhängen! Dazu kommt eine Schar von 6798 Schülern und Schülerinnen, welche unter täglicher Anleitung zum Arbeiten und Beten eine christliche Erziehung empfangen. Wieviel Licht und Salz bringen allein diese Schulen in die finstere, faule Masse des Heidentums!

Aber das ist nicht alles. Weit über die Grenzen dieser Gemeinden, Schulen, Anstalten und Werkstätten hinaus geht die Wirkung, welche durch Wort und Wandel auf die Heiden geübt wird. Mit den Orten, wo die Basler Mission seit Jahrzehnten ihr Werk hat treiben dürfen, ist eine merkliche Veränderung vorgegangen. Es sind neue Gedanken und Bestrebungen unter die Leute gekommen; auch das religiöse Leben unter ihnen ist wieder erwacht, zum Teil in Nachahmung des christlichen, zum Teil in Bekämpfung desselben. Ein Ringen und Aufeinanderplatzen der Geister, hie und da eine Art Wettlauf hat angefangen, daß es eine Freude ist. Dazu ist z. B. in Indien und teilweise auch in China der Name Jesu, der früher ein gehaßter und verachteter war, in weiten Kreisen ein geehrter, ja bewunderter geworden. Auch Heiden stimmen ein in das Lob des Menschensohnes oder rufen mit dem römischen Hauptmann aus: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!“ selbst wenn sie Ihn noch nicht ihren Herren heißen können. Durch all die Wohlthaten, welche ihnen von den Missionaren im Namen Jesu sind erwiesen worden, namentlich in Zeiten der Hungersnot und Pestilenz, haben viele Götzendiener gelernt, diesen Namen mit Ehrfurcht zu nennen, und selbst diejenigen, welche in Wort und Schrift gegen uns kämpfen, haben angefangen, zu diesem Zweck sich mit der Bibel zu beschäftigen. O, was sind nur die zahlreichen Bibelübersetzungen und all die anderen Bücher, Traktate und Zeitschriften, welche durch die Mission unter die Heiden kommen, für eine Quelle des Segens!

Dazu kommt ferner, daß die Basler Mission ja auch nach Nordamerika und Brasilien, nach Australien und Rußland eine schöne

Zahl ihrer Sendboten geschickt hat, teils solche, denen für den anstrengenden Dienst in einem tropischen Klima die wünschenswerte Körper- und Geistesstärke zu fehlen schien, teils solche, die, nachdem sie unter den Heiden ihre beste Kraft verbraucht, für den Rest ihres Lebens noch in der deutsch-evangelischen Diaspora sich nützlich machen wollten. Viele derselben wirken in großem Segen, manche arbeiten eifrig auch für die Verbreitung des Missionsinteresses, einige haben sogar eigene neue Missionsgesellschaften ins Leben gerufen, Zeitschriften gegründet oder sonst in hervorragender Weise den in Basel in sie gepflanzten Missionssinn bethätigt. Und dazu nehme man alle die aus den Heidenländern zurückgekehrten Missionsarbeiter, die jetzt in macherlei Aemtern und Stellungen der heimatlichen Kirche oder der inneren Mission dienen und deren Zahl sich auf weit über 50 beläuft. Sie alle hat die Missionsgemeinde sozusagen zurückerhalten, und — mit wenigen Ausnahmen — zurückerhalten als Männer, die, durch ihre Arbeit in den Heidenländern innerlich gereift und durch allerlei, anderwärts nicht in der Weise zu machende Erfahrungen bereichert, gar wohl geignet sind, wenn auch mit geschwächter Kraft, mitzuwirken an der großen Aufgabe unsrer Zeit: der Bekämpfung des europäischen Heidentums oder der Christianisierung der Christenheit.

Wir haben keine Apologie des Basler Missionswesens schreiben wollen. Nur ein Einblick sollte versucht werden. Aber unter all dem Rechnen, Vergleichen, Prüfen und Zusammenstellen ist uns doch auf's Neue wieder der Eindruck geworden: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin!“ Es „menschelt“ ja wohl in den Ausgaben wie in den Einnahmen, in den Kreisen der Missionsfreunde wie im Mutterhause zu Basel, auf den Stationen draußen wie in der Heimat, aber bei alledem dürfen wir doch getrost glauben, was wir so oft singen: „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, die Sach', an der wir steh'n!“ Ihm allein die Ehre!



Die Gesundheitsverhältnisse der Goldküste.

4. Die einzelnen Stationen.

Was die größere oder geringere Gefährlichkeit der verschiedenen Stationen und Gegenden betrifft, so steht leider die Thatsache fest, daß das Fieber zu jeder Zeit, auf jedem Punkt des bisher besetzten oder auch nur durchreisten Gebietes und bei jedem auf der Goldküste verweilenden Europäer schon vorgekommen ist. Wie kein Lebensalter, keine Konstitution, keine Akklimatisation, keine Vorsicht einen sicheren Schutz dagegen bietet, so auch keine Oertlichkeit. Aburi ist die einzige Station, auf der bis jetzt noch kein Todesfall vorgekommen ist. Am schwersten belastet sind Christiansborg mit 25, Akropong und Kjebi mit je 14 Todesfällen, woraus aber nicht auf besondere Gefährlichkeit all dieser Orte geschlossen werden darf. Denn nicht alle auf diesen Stationen Gestorbenen waren dort auch erkrankt, und überdies sind Christiansborg und Akropong eben die Orte, welche am längsten und am zahlreichsten mit europäischen Arbeitern besetzt gewesen sind. Kjebi dagegen, wo noch nicht so lange Europäer gewohnt haben, und immer nur wenige, muß als besonders gefährlich bezeichnet werden.

Lassen wir uns nach diesem allgemeinen Ueberblick nun vom ärztlichen Visitator der Reihe nach auf allen Stationen herumführen. Es lohnt sich, an seiner kundigen Hand diesen Rundgang zu unternehmen.

Akra.

Die solid und schön gebaute, gut unterhaltene Faktorei steht auf dem Plateau, das, etwa 40′ über der See gelegen, in der Nähe derselben plötzlich zum eigentlichen Strand, einem flachen Sandstreifen von wechselnder Breite, senkrecht abfällt. Die Entfernung des Hauses vom Absturz beträgt ca. 150′. Das Vorland ist unbebaut, nur mit Gras und niederem Strauchwerk bestanden. Die eine Längsfront sieht daher vollständig frei gegen das Meer hin und genießt die Brise, die von diesem her alltäglich von morgens 10 Uhr bis an den Abend weht, in angenehmster Weise; aber gerade um dies zu erreichen, steht die Axe des Hauses dem Strande parallel, also nicht von Osten nach Westen; außerdem ist das Gebäude — abgesehen

von den alten Sklavenhändlernestern in Christiansborg — das einzige, das mehr als Ein Zimmer tief ist, indem es vordere und hintere Räume, mit einem Korridor dazwischen, enthält. Aus beiden Gründen ist, trotz der ungewöhnlich breiten Veranda, die Bestralung der Mauern eine ziemlich ausgedehnte und lebhafte. Die Hitze müßte daher recht lästig werden, wenn sie nicht einesteils durch die fast ununterbrochene Luftbewegung, andrerseits durch die bedeutende Höhe der Zimmer (alle im ersten Stock) gelindert würde! Der große Saal ist gewiß der schönste Raum an der ganzen Küste. Das mittelschräge Dach ist mit getheerter und darauf geweißelter Pappe oder Filz bedeckt und giebt den auffallenden Regen in die geräumige, gut in Stein angelegte, gedeckte Zisterne ab, welche immerhin gerade vor meiner Abreise einen kleinen, unerfindbaren Defekt bekam und reichlich Wasser verlor.*) Hinter dem Hauptgebäude liegt der große Hof; wir durchschreiten denselben und gelangen durch das Thor auf eine breite Straße, die uns rechter Hand, also ostwärts, in gerader Linie und dem Strande parallel, in 3/4 Stunden nach

Christiansborg

führt, wo wir die Missionsgebäude in 2 Gruppen getrennt vorfinden. Die Strandgruppe zeigt in ihrer Lage große Aehnlichkeit mit dem Akra-Haus, die große Faktorei steht sogar dem Meer noch näher, hat aber dafür ein — allerdings nicht hohes – Gebäude vorgelagert; immerhin ist der Zutritt der Seebrise zum Oberstock, der allein bewohnt wird, ungehindert. Wie bei all diesen ehemaligen Sklavenhändlerpalais, ist nur auf der Treppenseite eine (steinerne) Veranda vorhanden; auf den übrigen Seiten werden die nackten Mauern von der Sonne übermäßig erhitzt. Dafür sind die Räume außerordentlich

*) Ganz eigenartig ist die Einrichtung des Aborts: direkt unter dem Sitzbrett befindet sich ein Landestopf größten Kalibers, der jeden Morgen durch einen Kruboy am Strand gereinigt und dann, halb mit Sand gefüllt, wieder eingestellt wird; weiterer Sand nebst Schaufel steht zur Disposition. Diese ganze Vorrichtung schien mir anfangs vortrefflich, bald aber bemerkte ich, daß sie die üblen Ausdünstungen keineswegs gründlich zu unterdrücken vermochte; auch würde sie sich an allen Orten, wo man weder Kruboys, noch reichliches Wasser, noch reichlich Seesand zur Verfügung hat, überhaupt nicht durchführen lassen. Ihr einziger Vorzug vor der Grube besteht darin, daß sie keine Verunreinigung des Untergrundes herbeiführt; diese Tugend hat aber hierzulande sehr geringen Wert, da die Malaria nicht aus dem Untergrund kommt.

hoch, so daß der Aufenthalt in denselben gar nicht unangenehm ist. Das Dach, völlig flach und von einer Brüstung umzogen, besteht aus Steinplatten, die auf nicht besonders starken Balken liegen. Doch hat es die letzten, freilich geringfügigen Erdbeben gut überstanden. Die zugehörige Zisterne befindet sich in einiger Entfernung im Hof der Kapelle, resp. des Pastorats. Die zu ebener Erde im Hof gelegenen Speditionsräume sind von der Luft abgeschlossen, ziemlich finster und durch den Asphaltboden unangenehm. Die weiter rückwärts stehenden Gebäude sind von würfelförmiger Gestalt und bedenklicher Kleinheit.

Die Salemgruppe liegt weiter landeinwärts, etwa 2000 Schritte vom Strande entfernt, jenseits der schmalen, aber ziemlich langen Lagune; der Weg führt durch diese mitten hindurch; die betreffende Stelle ist zwar meistens trocken, zeitweise aber mit Wasser bedeckt, so daß man sich muß hinübertragen lassen. Linkerhand dehnt sich die Negerstadt Osu (der Name Christiansborg kommt eigentlich nur dem Fort bei Osu zu), besonders in der Richtung gegen Akra hin, aus. Wir treffen da zuerst rechts und etwas seitabwärts vom Wege das einsam und trostlos mitten auf der Haide stehende Pastorat, dann die hinter kleinen Gärten oder Anlagen sich erhebenden und darum einen freundlicheren Eindruck machenden Schulgebäude. Dicht hinter ihnen beginnt die erste, sanfte Bodenwelle, der Kukuhügel. Diese 3 Häuser sind neueren Datums und in Stellung und Anlage durchaus rationell; ihr Holzwerk hatte aber viel von den Termiten zu leiden, bis man es — wenigstens teilweise — durch termitensicheres ersetzte; am Pastorat scheint dieses nicht in genügender Weise geschehen zu sein und einzelne Verandabalken desselben sehen schlimm aus. Das Schlimmste aber sind die Dächer, deren Asphalt-(Pappe?)-Bedeckung mehrfach zersprungen ist, so daß das Regenwasser nicht nur in die Zimmer tropft, sondern auch den oberen Rand der aus Lehm bestehenden Hausmauern da oder dort erreicht und erweicht; so stürzte einmal während meiner Anwesenheit ein ansehnliches Stück Mauer herunter und hinterließ ein Loch von wohl 2′ Durchmesser. Auch bezüglich der Hitze leiden die Dächer an dem großen Fehler, daß sie ohne jede weitere Unterlage zugleich die Zimmerdecken bilden.

Die Seebrise ist in den Häusern natürlich noch deutlich fühlbar, sie streicht aber vorher leider über die Lagune, die Stadt und deren wenig reinliche Umgebung, wodurch sie öfters geradezu unangenehm wird.

Abokobi

liegt 5 Stunden landeinwärts, fast genau nördlich von Christiansborg in einer absoluten Höhe von ca. 380', aber doch noch völlig auf dem niedrigen Vorland, indem das Gebirge erst eine Stunde dahinter sich zu erheben beginnt; auch ist zwischen Abokobi und dem Meer wenigstens eine noch etwas höhere Bodenwelle eingeschaltet, so daß man die See zwar — in stiller Nacht — hören, nicht aber sehen, und auch von der Brise nichts wahrnehmen kann; der Platz ist daher wegen seiner dumpfen Hitze berüchtigt. Von den beiden Wohnhäusern besteht das eine nur aus einem Erdgeschoß, auf niederigem Sockel; dafür sind aber die Zimmer, und zugleich auch die Fensteröffnungen sehr hoch. Das andere Haus besitzt einen zweiten Stock, der die Wohnräume ausschließlich enthält. Ich wüßte an den Gebäuden samt ihren Filzdächern nichts Erhebliches auszusetzen, und der Grundfehler, nämlich die unglückliche Lage der Station — die 1/2 Stunde weiter hinten auf einem Hügel einen vortrefflichen Platz gefunden hätte — läßt sich nun nicht mehr ändern. Den peinlichsten Nachteil dieser Lage bildete stets die Wassernot. Das kann man freilich kaum glauben, wenn man auf der Karte den Dakobibach in zarter Bläue nahe der Station vorbeiziehen sieht; aber in Wirklichkeit existiert eben dieser Bach den größten Teil des Jahres einfach n i c h t und man muß eine starke Stunde weit, bis an den Abhang des Gebirges gehen, bis man Wasser findet; es mußte solches denn auch schon häufig von dort hergeschlept werden, denn der Sodbrunnen, den man einst mit großen Kosten — es heißt 150' tief — gegraben, ist angeblich durch ein Erdbeben rettungslos eingestürzt, die Zisterne für das Regenwasser geborsten und die schließlich hinausgesandten eisernen Tanks waren von geringer Mache und außerdem so klein, daß sechs an der Zahl, auch nach sorgfältiger Dichtung doch nicht ein genügendes Quantum ergaben, da ja außer den fünf Weißen auch noch die Anstalts-Mädchen davon zehrten. Seit nun die Zahl der letztern in jüngster Zeit erheblich abgenommen, sollte das Bedürfnis nicht mehr so schreiend sein.

Wir wandern weiter landeinwärts. Noch eine Stunde geht es eben fort, dann führt die von der Regierung unter Leitung eines Fachmanns angelegte „Kunststraße" bergan. Die höchste, fast unerhörte Leistung derselben ist die, daß einmal ein Gouverneur mit

zwei Pferden und einem Wägelchen thatsächlich hinaufgekommen sein soll, aber frage niemand, wie? Verglichen mit den übrigen Wegen des Landes, ist dieser, der einzige gebaute, ja allerdings herrlich, wenn auch nicht viel breiter als jene; er zieht sich mit gleichmäßiger Steigung in mehrfachen Windungen schräg am Gebirge hinauf. Haben wir den Grat erklommen, so geht es auf demselben beinah eben fort. Nach einer starken Stunde, drei Stunden nachdem wir Abokobi verlassen haben, erreichen wir eine große Stadt, und am jenseitigen Ende derselben steht auf etwas erhöhtem Platz, die ganze Umgebung beherrschend, die Station

Aburi,

wiederum fast genau nördlich von Christiansborg, 1567′ über dem Meer. Der Gebirgsrücken ist hier so schmal, daß das allerdings ziemlich lange Gebäude (Wohnhaus und Mädchenanstalt) mit dem Hofthor dazwischen förmlich quer darauf reitet. Die Lage ist also außerordentlich frei und luftig; bei hellem Wetter überblickt man die ganze Küstenlinie von Akra bis Ada und drüber hinaus den Ozean bis in unermeßliche Ferne. Das Haus ist aus vortrefflichem Bruchstein — allerdings wie überall nicht mit Kalk, sondern nur mit Erde verbunden! — und bestem Odumholz sehr solid erbaut. Wir treffen hier das erste Schindeldach mit den unvermeidlichen Uebelständen dieser Deckweise; wenn nämlich die Schindeln nicht allzurasch verrotten sollen, so muß der Regen rasch und gründlich ablaufen, das Dach also steil sein; dieses greift daher, selbst wenn man die Veranda so schmal macht, daß sie ihre Zwecke nur noch unvollkommen erfüllt, sehr weit hinunter, und raubt den Zimmern Licht und Luft. Sodann wird das einzige zu Schindeln geeignete Holz, Ofram, immer rarer, die Reparaturen daher teurer und mit dem Alter der Dächer häufiger. Speziell in Aburi wird man mit den vielen Flickereien an Veranda und Dach, welche trotz der Güte des ursprünglichen Materials im Lauf der Zeit notwendig geworden sind, nicht mehr lange reichen, sondern an eine durchgreifende Erneuerung denken müssen, wobei Verbreiterung der Veranda und Herstellung eines flacheren Daches sehr zu empfehlen wären. Auch Waschzimmerchen und Aborte sind sehr primitiv und baufällig, die Ausdünstung zu Zeiten abscheulich. Nicht weit von der Station am südöstlichen Abhang des Berges, im dichtesten Hochwald verborgen, rieselt über pittoreske Felsen die er-

giebige klare Quelle, ein Auge und Herz erfreuendes, wahrhaft romantisches Bild. Hinter dem Missionshaus befindet sich der schöne, große, von Oekonomiegebäuden umgebene Hof, und jenseits desselben nimmt uns der berühmte herrliche Waldweg auf. Stets nordnordöstlich marschierend, auf dem Kamme des Gebirges bleibend und darum nur sanft ab- und wieder aufwärtssteigend, gelangen wir nach 3½stündiger Wanderung nach

Akropong.

Diese Station liegt noch etwa 30' höher als Aburi, also ca. 1600' hoch, am beginnenden südöstlichen Abhang des hier etwas breiteren Bergrückens und ist daher nur nach einer, nämlich der Seeseite hin, wirklich frei; und auch hier nicht so völlig, wie in Aburi, indem ein, wenn auch etwas niedrigerer Höhenzug, auf welchem Date liegt, sich vorlagert und ein waldiges Längsthal abschließt, wodurch Luftzufuhr und Aussicht etwas beschränkt werden. Außerdem stehen hier sämtliche Gebäude in der Richtung des Weges, d. h. von Südwesten nach Nordosten und werden darum stark besonnt; sie befinden sich mit einer Ausnahme rechts vom Weg und bereits am Abhang. Während man daher von der Straße her ebenen Fußes oder auf wenigen Stufen hinauf in die Wohnungen tritt, ist auf der gegenüberliegenden Seite der Sockel schon ziemlich höher, aber nur an einem Haus so hoch, daß wenigstens Vorratskammern darin Platz haben. Wir finden überall nur ein wirkliches Stockwerk meist mit einer nur schmalen, teilweise auch ganz ohne Veranda, dazu mit steilen, also verfinsternden Schindeldächern.

Nähern wir uns nun von Süden her, so treffen wir zuerst, noch etwas vor der Stadt, die Mittelschule, an der die Mauern, obwohl von Stein, in wenig und das Holzwerk in noch weniger befriedigendem Zustand ist. Auf der südwestlichen Schmalseite fehlt die Veranda, so daß diese Mauer mit dem einzigen (!) Fenster des betreffenden Raumes (Arbeitszimmer des Vorstehers) sehr von der Sonne leidet.

An den beiden Enden des Wohnhauses sind rechtwinklig die Flügel für die Schulräume angebaut und reichen bis dicht an den Weg. Der Hof ist also auf drei Seiten von Gebäuden umschlossen; alles auf ihm teils direkt, teils von den Dachhälften her auffallende Regenwasser fließt, der Senkung entsprechend, gegen die Vorsteherwohnung hin und läuft dann in einem keineswegs dichten, obwohl

mit Steinplatten gefütterten, 2′ hohen und breiten Kanal unter derselben durch. Der Unterhalt der ganzen so unsolid gebauten Mittelschule erfordert keine geringe Mühe, und die Niederhaltung des Buschwaldes nach Süden und Osten ist eine wahre Sisyphusarbeit, welche stets erneute Anstrengungen erheischt und nur durch die Anwendung so zahlreicher Kräfte, wie die Zöglinge der Anstalt sie darbieten, geleistet werden kann. Der Komplex der Mittelschule stößt unmittelbar an den Kirchplatz, auf dem man sich allabendlich zu versammeln und zu ergehen pflegt, nicht etwa um seiner hervorragenden Reize willen — denn er ist nur mit elendem Gras bewachsen — sondern weil er eben der einzige dazu geeignete Ort ist. Die Gelegenheiten zu mühe- und gefahrlosen Spaziergängen sind in Afrika überhaupt nach Zeit und Ort außergewöhnlich beschränkt. Die Kirche selbst giebt zu hygienischen Bemerkungen nur insofern Anlaß, als man sich in dem schrecklich großen Steinbau leicht erkälten kann und die Mauer sich an einer Stelle in fast beängstigender Weise ausgebaucht hat. An dem größten Schaden, nämlich den bedeutenden und — wie die Folgezeit gelehrt hat — unnötigen Kosten läßt sich jetzt nichts mehr ändern.

Wir verlassen den Kirchplatz durch den Zaun, der ihn vom Weg trennt, und gelangen auf letzterem zur zweiten Gruppe der Missionshäuser, zunächst zum Predigerseminar. Das der Straße entlang laufende, durch einen Zaun und einen schmalen Streifen Grasland von ihr getrennte Vordergebäude liegt nicht nur nicht höher, sondern sogar niedriger als diese, und wird mit Fug und Recht von keinem Weißen mehr bewohnt; doch müssen Gäste noch häufig dort untergebracht werden, was für bloß Durchreisende noch angeht, für Erholungsbedürftige aber wirklich nicht paßt. Dahinter ist der quadratische, stark abfallende Hof; seine zwei Seiten werden von den Lehr- und Schlafsälen der Zöglinge eingenommen, und den untern Abschluß bildet die Vorsteherwohnung, die von hier aus recht niedrig, von der andern, der See zugewandten Seite aber fast zweistöckig erscheint. Diese Wohnung ist deßhalb die beste in Akropong und die einzige, die sich mit andern Stationen messen kann; doch dringt aus den darunterliegenden finstern Kammern zeitweise ein muffiger Geruch durch den dünnen, nur aus einer Bretterlage bestehenden Fußboden herauf. Das Regenwasser von der Hochseite der Dächer wird neuerdings recht praktisch in zwei großen getheerten Tonnen gesammelt, und

der Ueberschuß, sowie das direkt auf den Hof fallende, wird wie bei der Mittelschule unter dem Haus durchgeleitet. Auch hier fehlt die Veranda auf der südwestlichen Schmalseite. Mauer und Holzwerk sind etwas solider als dort.

Kehren wir nun auf die Straße zurück, so bemerken wir jenseits des Seminars zunächst eine etwa 50′ breite, den Abhang hinunterziehende Lücke und dann der Lücke gegenüber, also links vom Weg, treten wir unmittelbar vom letzteren über drei Stufen und eine schmale Veranda in das Pastorat, ein enges Gebäude, das schlechteste von allen. Das Höflein dahinter stößt direkt an die Stadt, die ihren Lärm und mannigfachen Düfte bereitwilligst herübersendet. Bei einem meiner dortigen Aufenthalte vernahm ich einmal in der Nacht ein heftiges Gepolter: die hintere Hofmauer war eine ziemliche Strecke weit von oben bis unten zusammengestürzt, und durch die Bresche präsentierte sich ein finsteres Gewinkel schmutziger Hütten.

Die Knabenanstalt also liegt wieder rechts vom Weg, jenseits der oben erwähnten, dem Pastorat gegenüberliegenden Lücke. Der Komplex ist ähnlich, nur geringer wie das Seminar angelegt. Das Vorderhaus steht so tief, daß schon öfters die Bäche der dicht daneben hinlaufenden öffentlichen Straße sich über seine Veranda ergossen haben sollen. Der Hof ist ebenfalls stark abschüssig. Das Hintergebäude hat wohl überhaupt nie einem Europäer als Wohnung gedient.

Es giebt in der Nähe von Akropong nirgends eine eigentliche Quelle. Der hauptsächlichste, von den Weibern der ganzen Stadt frequentierte Wasserplatz, an den man anfangs, durch die Orangenallee wandernd, in 5 Minuten hinuntergelangt, hat allerdings felsigen Grund, das Wasser dringt aber nicht sprudelnd, sondern nur langsam sickernd zwischen den Steinen empor und füllt eine ganze Anzahl getrennter und doch miteinander kommunizierender natürlicher Steinbecken; die tiefer gelegenen derselben sind durch das Waschen und Baden der Eingebornen stark mit Seife und Schmutz verunreinigt; aber auch in den höheren ist der Inhalt nicht gerade frisch und wohlschmeckend. Andere Wasserlöcher, die mir gezeigt wurden, zeigten sich zwar weniger umlagert und weniger schmutzig, befanden sich aber in lehmigem Boden und ihr Inhalt war meist weißlich getrübt und von alkalischem Geschmack. Im ersten Thal gegen Date zu soll eine ordentliche Quelle existieren; da sie aber mehr als ½ Stunde entfernt und ziemlich tief unten liegt, so bleiben Hausknaben oder

Mädchen, die man darnach schickt, über eine Stunde fort; so viel ist sicher; weniger sicher dürfte dagegen sein, daß sie wirklich am bezeichneten Platz gewesen sind und daß das bißchen Wasser, das sie in einem Messingbecken auf dem Kopf daherbringen, nicht an einem näheren und bequemeren Ort geschöpft haben, nicht etwa aus Bosheit oder Unfolgsamkeit, sondern aus naiver Gleichgültigkeit und Mangel an Verständnis für die Wünsche des Europäers, die ihnen überspannt und lächerlich vorkommen. Kurzum, man bekommt in Akropong gewöhnlich ein erdig oder alkalisch schmeckendes Wasser, welches zugleich den Verdacht erregt, daß auch noch andre ungehörige Dinge, vor allem Krankheitskeime, darin enthalten sein könnten. Um solche unschädlich zu machen, wäre das zweckmäßigste, das Trinkwasser vor dem Filtrieren zu kochen; das Filtrieren allein, das auf dieser Station ebenso eifrig betrieben wird, wie auf allen andern, nützt nämlich in dieser Hinsicht wenig oder gar nicht, indem alle bekannten Krankheitskeime wegen ihrer mikroskopischen Kleinheit die Poren ohne Weiteres passieren und nur die gröbern Unreinigkeiten zurückgehalten werden.

Noch eine starke Stunde geht unser Weg auf dem Gebirge weiter, dann zweigt er rechts ab und führt uns nach abwärts. Unten angelangt, verlassen wir den Wald und betreten die abwechselnd mit Gras, Buschwald oder Palmenhainen bedeckte Krobo-Ebene. Wir durchziehen dieselbe, die Berge immer zu unsrer Linken behaltend, in nördlicher Richtung und betreten fünf Stunden nach dem Aufbruch von Akropong die Stadt

Odumase

und an deren jenseitigem Rande die 367′ hoch gelegene Missionsstation. Dieselbe hat hinter sich nach Norden (sowie nach Westen) eine ansehnliche, dichtbewaldete Hügelkette, vor sich und gegen Osten die große Ebene, aus welcher der Nojo, der Krobo-Berg und die Schaikette isoliert emporragen. Das Gebäude ist von ungewöhnlicher Länge, indem es im ersten Stock zwei vollständige Wohnungen zu vier Zimmern neben einander enthält. Das Erdgeschoß birgt die Mädchenanstalt und Vorratskammern. Das Haus wird in zwei Hälften geteilt durch die in der Mitte hinaufführende, gemeinsame Haupttreppe; man gelangt auf derselben zur hinteren Veranda. Da wir hier nun wieder ein flaches (Filz-)Dach treffen, so sind die Zimmer hell und freundlich. Zugleich sind sie aber ziemlich niedrig

und die Decke wird durch das Dach selbst gebildet, so daß man denn nichts als diese dünne Bretter- und Filzlage über sich hat und gegen die in Odumase besonders intensive Sonnenhitze nur mangelhaft geschützt ist.

Im Hof befindet sich der in den Lehmboden gegrabene, umfangreiche Sodbrunnen; da auch die Anstaltsmädchen, Lehrer und Aeltesten zur Benützung desselben zugelassen werden, so wird das Wasser vielfach stark getrübt und manchmal auch spärlich.

Um genießbares Trinkwasser zu erhalten, sammelt man daher den Abfluß vom Dach in allen möglichen Gefäßen, besonders in alten Blechbüchsen, und bewahrt es so in den Vorratskammern auf. Es wäre der Station recht zu gönnen, wenn sie eine bessere Wasserversorgung erhalten könnte. — Vier kleine Stunden östlich vom heißen Odumase liegt

Akuse.

Die Faktorei — nur etwa 50′ über dem Meer — steht entsetzlich melancholisch auf der flachen Steppe da. Die monotone Aussicht, die sich dem auf der südlichen Veranda Stehenden darbietet, wird nur durch den waldigen Kroboberg im Westen und den imposanten Nojo im Osten einigermaßen unterbrochen. Nach Norden hin erreicht man auf sanftabsteigender Fläche in etwa 600 Schritten die Lagune, welche alljährlich durch das Hochwasser des Volta aufs neue gespeist wird, in der Zwischenzeit aber merklich abnimmt; sie ist durchschnittlich 600′ breit und kaum irgendwo mehr als mannstief. Wir lassen uns in einem Boot durch nebenhergehende Kruboys hinüberstoßen und betreten drüben den Uferwald des Volta, durchkreuzen diesen Landstreifen in ca. 1000 Schritten und stehen bei den Landungsplätzen am Strom. Dieser bietet zu verschiedenen Zeiten einen sehr verschiedenen Anblick dar. In der trockenen Zeit können wir ihn 30′ unter uns zwischen steilen, lehmigen Uferabhängen träg dahinfließen sehen; bei Hochwasser aber füllt er sein Bett nicht nur aus, sondern überschwemmt auch noch Wald und Lagune und kann sogar bei weiterem Steigen bis ganz nahe an die Faktorei sich ausdehnen. Die Mauern dieser letzteren sind aus purem Lehm ohne Fachwerk errichtet und bilden so eine einzige, außerordentlich harte Masse. Als Wohnung dient nur der Oberstock. Das Dach ist bisher das einzige mit Wellblech gedeckte, das wir besitzen. Sonst erfreut sich dieses Material an der ganzen Küste wegen seiner Billigkeit, Dauerhaftigkeit und der Ein-

fachheit der Reparaturen einer großen Verbreitung. Es muß aber durch eine Theer- und darüber noch eine Kalkschicht (noch besser ist ein Farbenanstrich) vor Feuchtigkeit einerseits und Ueberhitzung andrerseits geschützt werden; leider wurde dieses in Akuse versäumt, und so soll sich da und dort Rost angesetzt haben. Ferner muß das Blech, das natürlich trotz des Austriebs noch heiß genug wird, in Rücksicht auf die Insaßen mit einer dichten, lückenlosen Bretterlage unterfüttert werden, und zwar unter Einhaltung eines gewissen Abstandes zwischen Metall- und Holzschicht. Dieser Abstand ist in Akuse zu gering, so daß er nicht nur seinen Zweck verfehlt, sondern auch, so lange er am Rand des Daches offen war, unzähligen Fledermäusen Unterschlupf gewährte, die Veranda und Zimmer verpesteten. Am Tag nach meiner Ankunft dortselbst räumten Hr. Dieterle und ich diese Nester vom Dachraum her mittelst langer Stangen aus und ließen die Oeffnungen bis auf schmale Luftspalten vernageln. Das Wasser zum Kochen und Trinken soll durch Kruboys in einem Faß aus dem Volta geholt werden; wenn man ihnen aber nicht scharf nachsieht, so ziehen sie vor, die Füllung an der näheren und bequemeren Lagune zu bewerkstelligen, was ihnen in Wirklichkeit nur für das Wasch- und Badewasser zugestanden, bezw. vorgeschrieben ist, damit sie nicht zu viel Zeit vertrödeln. Wie dem auch sei, jedenfalls treten bei den in Akuse Stationierten große und bösartige Furunkel ganz besonders häufig auf und werden von den Befallenen selber dem Wasser zugeschrieben. Es sollte daher entweder die Zisterne, welche offenbar ursprünglich geplant war, indem die Grube dafür schon angefangen ist, wirklich hergestellt oder aber das Trinkwasser vor dem Filtrieren immer gekocht werden, wie das in der benachbarten Faktorei Chevalier schon längst und regelmäßig geschieht. Der Geschmack leidet durch das Kochen keineswegs, schien mir sogar verbessert und ist natürlich etwas frischer als der des Zisternen-, d. h. Regenwassers, das ja sonst auf der Ebene ausschließlich konsumiert wird. Die Durchschnittstemperatur von Akuse ist wahrscheinlich noch etwas höher als in Odumase. Wenn nicht gerade einer jener ziemlich häufigen schweren Tornados den Volta heraufzieht, so weht kein Lüftchen.

Eines Morgens besteigen wir am Landungsplatz den kleinen Dampfer „Ernst" und erreichen nach heißer Fahrt den Volta hinunter, je nach dem Wasserstand früher oder später am Abend die Stadt Ada.

Ada,

auf dem rechten Ufer eine Stunde oberhalb der Volta-Mündung, kaum 20′ über See gelegen, wird beim Hochstand des Stromes von diesem erreicht, ja teilweise überschwemmt. In der Nähe gehen verschiedene sumpfige Verbindungsarme zur großen Schonga-Lagune. Alles Land ist erst vor relativ kurzer Zeit durch Anschwemmungen entstanden, daher flach und an den Rändern morastig. Die Stadt steht nicht nur figürlich, sondern auch buchstäblich in einem schlechten Geruch. Das Missionshaus war bei meinem Aufenthalt von einem schwarzen Diakon bewohnt und paßt für einen solchen besser als für einen Europäer.

Eine Stunde weiter unten landen wir, ebenfalls rechts, nahe dem Ausfluß des Volta, an der thonigen Landzunge, welche ansehnlich lang und verhältnismäßig schmal zwischen das stark nach Osten abweichende Ende des Stromes und das Meer eingeschoben ist. Dicht bei der Landungsstelle befindet sich ein Zaun, dahinter ein großer Hof und jenseits ein Teil von

Ada-fo,

und zwar das „Volta-Haus“, ein großes, schönes Gebäude, das oben 5 oder 6 Zimmer enthält. Der Seewind hat freien Zutritt über den teils mit Gras, teils mit Fächer-, Kokos- und wilden Dattelpalmen bewachsenen Streifen Landes, den wir nun in einer Viertelstunde durchkreuzen, um zum „Strandhaus“ zu gelangen. Der durch seine Brandung berüchtigte Strand besteht nicht etwa aus zerklüfteten Klippen, sondern im Gegenteil ausschließlich aus Sand, und steigt in auffallend regelmäßiger, sanfter Steigung hinan bis zu etwa 15′ Höhe; dann kommt ein 50 Schritt breiter, ebener, sandiger Platz mit 3 Reihen noch ganz kleiner Kokospalmen (an Stelle des frühern, leider niedergehauenen (!) Hains gepflanzt) und dahinter steht die Faktorei. Das zweckmäßige und prächtige Gebäude enthält unten, außer Magazinen und Laden auch das Komptoir, in welchem die Europäer arbeiten. Oben finden sich die Wohn- und Schlafräume, 6 an der Zahl. Die an sich recht hohe Temperatur wird in ihrer Wirkung bedeutend gemildert durch die starke Seebrise, welche die Insaßen häufig sogar zum Schließen der Fenster zwingt; allerdings weht sie eigentlich nur am Tage, aber selbst bei Nacht besteht infolge teils der so nahen, wuchtigen Brandung teils eines

leichten Landwindes eine fortwährende Luftbewegung, so daß der im hintern Hof noch stehende Palmenwald immerfort raschelt und rauscht, dem Neuling einen schweren Regenfall vortäuschend.

Das Trink- und Kochwasser liefert die Zisterne, das übrige wird aus einem im Hof gegrabenen, mit aufeinander getürmten, der Böden beraubten Fässern gefütterten Sod heraufgezogen. Trotz der Nähe des Meeres enthält dieses Wasser kaum bemerkbare Spuren von Salz und stammt wahrscheinlich vorwiegend vom Volta her.

Wir haben nun die gewöhnliche Rundreise beendet, welche von den meisten länger anwesenden Missionaren und selbst Kaufleuten irgend einmal zurückgelegt wird, besonders etwa bei Gelegenheit eines Erholungsaufenthalts in Aburi oder Akropong. Die Entfernung von einer Station zur andern beträgt nirgends mehr als einen Tagemarsch, man ist also sicher, jeden Abend europäisches Quartier anzutreffen; außerdem sind die Wege stets gangbar; die Reise ist also, mit Muße unternommen, nicht strapaziös. Anders verhält es sich mit den 3 noch übrigen, weiter landeinwärts gelegenen Stationen. Der Weg zu ihnen ist von 2 bis zu 5 Tagemärsche weit (nämlich von Aburi oder Akropong an gerechnet), man muß also abends bei Negern Unterkunft suchen; das Vordringen wird zeitweise durch Moräste, Sümpfe, angeschwollene Flüsse in hohem Grad erschwert; der Marsch durch den ununterbrochenen, auf weite Strecken absolut menschenleeren Urwald wirkt durch die Gleichförmigkeit ermüdend und niederdrückend. Hier reist also begreiflicherweise nur wer muß, und die meisten Küstenleute bekommen diese Stationen nie zu Gesicht.

Am häufigsten geht man vom Akwapemgebirge aus und steigt zunächst einen der überaus steilen und steinigen Wege (von Aburi, Mampong oder Akropong) am westlichen Abhang hinunter in das langgestreckte Thal, wo sich die Mehrzahl der Pflanzungen der Bergbewohner befinden. Jenseits haben wir dann, stets nordwestwärts strebend, eine Reihe recht ansehnlicher und teilweise sehr schroffer Höhenzüge zu überschreiten. Am berüchtigtsten ist der Pantampa-Absteig, der zwischen und über mächtigen Felsblöcken jäh hinabführt. Nachdem wir — meist geschieht es in Koforidua — beim Häuptling, d. h. in einer ganz gewöhnlichen Negerhütte, übernachtet, erreichen wir am zweiten Tage Kukurantumi und finden dort Aufnahme

beim Diakon. Der dritte Tag bringt uns über weniger hohe, aber durch beständiges Auf und Ab doch anstrengende Hügel nach

Kjebi.

Diese Station liegt nach unanfechtbaren Beobachtungen mehr als 1000′ über dem Meer, somit höher als Akra, Christiansborg, Abokobi, Odumase, Akuse, Ada, Ada-fo und Anum. Es ist also nicht die vermeintlich niedrige Lage, die Kjebi so ungesund macht, sondern der Umstand, daß die selbst schon hochgelegene Station von noch höheren Hügeln und Bergen eingeschlossen wird, die ihre Feuchtigkeit in diesen Kessel hinuntersenden und deren dichte Waldwildnis auf einer Seite bis nahe an das Haus reicht und gerade in diesem Ausläufer — den heidnischen Begräbnisplatz enthält. Ich bin nur einmal in Kjebi gewesen, und zwar unter ausnahmsweise traurigen Umständen. So mag die Erinnerung an jene bange Zeit unwillkürlich mein Urteil beeinflussen; Thatsache aber ist, daß ich nur mit Schaudern an den dortigen Aufenthalt denke. Das Erdgeschoß ist hoch und, so viel ich sah, gut gebaut; der Oberstock aber recht gering, aus sonnengetrockneten Lehmsteinen errichtet, mit mangelhaft schließenden Thüren und Fenstern. „Man sieht, dieses Haus ist im Fieber gebaut," pflegte Inspektor Prätorius zu sagen.*) Eine erhebliche Verbesserung des Gesundheitszustandes ließ sich in diesem Fall von einem zweiten Stock kaum erwarten, da derselbe im Verhältnis zur Umgebung immer noch ziemlich tief liegen würde. Als dauernder Aufenthalt für eine oder gar zwei Familien sollte der Ort daher ausgeschlossen sein und bleiben, bis einmal ein zuverlässiges Schutzmittel — was eher denkbar und rationeller als ein bloßes Heilmittel — gefunden sein wird. Da aber die sonst so vielversprechende Akem-Mission aus inneren Gründen die Hauptstadt des ganzen Landes nicht aufgeben kann und vorübergehende Besuche von Missionaren aus Begoro ihren Zweck nur teilweise erfüllen dürften, so wird wohl auch in Zukunft ein Missionar — am besten ein unverheirateter — hier wohnen müssen.

Die Station hat Wasser — und zwar meistens mehr als genug — in der Nähe. Nicht weit von ihr fließt der junge Beremfluß vorbei, dessen Hauptquelle nur 1 Stunde weiter oben im Gebirge liegt.

*) Dazu kommen die unerträglichen Ausdünstungen des einen Abortes.

Versetzen wir uns nun nach Kukurantumi zurück, so gelangen wir von hier nordwärts in etwa 6 Stunden, und zwar gegen das Ende einen endlosen Berg hinauf, nach der zweiten Akemstation

Begoro.

Das Haus, 1800′ über dem Meer, hat den höchsten Punkt einer west-östlich verlaufenden Gebirgswelle inne. Nach Norden wird die Aussicht begrenzt durch den nächstfolgenden, noch höhere Gipfel aufweisenden Höhenzug, nach Süden aber sieht man — wenigstens durch die paar Lücken, die der nahe Hochwald für das Auge frei läßt — über eine ganze Anzahl solcher anscheinend gleichgerichteter, ziemlich regelmäßig hinter einander liegender Züge hin, die lebhaft an manche Partieen unseres Jura erinnern. Das Gebäude ist mit großer Sach- und Fachkenntnis hergestellt. Der Sockel ist hoch genug, um eine ganze Reihe von Räumlichkeiten zu enthalten, die als Dienstwohnungen, Vorratsräume u. s. w. gebraucht werden. Ueber diesem Halbstock liegen, durch das Portal und die dahinter hinaufführende steinerne Mittel-Treppe getrennt, die beiden Wohnungen von je 4 Zimmern. Die Einteilung ist also dieselbe wie in Odumase und das Haus darum ebenfalls von ungewöhnlicher Länge. Der hauptsächlichste Unterschied liegt im Dach, das nicht mit Filz, sondern, wie ja auf allen Waldstationen, mit Schindeln gedeckt ist; die steile Dachfläche erreicht hier auf dem doppelten Hause eine ganz ungeheure Ausdehnung und ruft den Vergleich mit einem großen Hundestall — der allen Schindeldächern anhaftet — besonders lebhaft und zwingend herbei. Nun, das wäre zu verschmerzen; die eigentlichen Nachteile aber habe ich oben bei Aburi schon angeführt. Herr Mohr bedauert auch noch immer, daß er einen gewissen Steinbruch zu spät entdeckte, um mit den dort erhältlichen, schönen Platten das Dach flach, also hell und luftig, zugleich aber auch dauerhaft, d. h. ja zugleich billig decken zu können. Gutes Bachwasser steht in Begoro reichlich zur Verfügung.

Einen Tagemarsch weiter westlich liegt Anjinam, welches man auf der Reise nach Abetifi stets zu passieren hat und allenfalls, in der trockenen Jahreszeit, auch direkt von Kukurantumi aus (also Begoro rechts liegenlassend) erreichen kann. Der zweite Tag führt nordnordwestlich durch den niedrig gelegenen, ebenen, meist sehr feuchten und sumpfigen Urwald, der auf einer tagelangen Strecke

keine einzige menschliche Niederlassung enthält. Man soll bei völlig trockenem Weg, also im Harmattan, wenn man ganz früh aufbricht, bis am Abend Abetifi selbst erreichen können; in der Regenzeit gelangte ich, von 6 Uhr früh bis gegen 9 Uhr Abends fast ununterbrochen vorwärts dringend, erst bis an den Fuß des Gebirges und brauchte Tags darauf, mit großer Mühe hinaufkletternd, immer noch 3 Stunden bis zum Ziel.

Abetifi

liegt in einer Höhe von mehr als 2,200′, ist also bei weitem die höchste Station. Auch hier steht das Missionshaus frei auf einem Bergrücken. Südlich, ziemlich viel tiefer und leider etwas zu weit von der Station entfernt, liegt die ansehnliche Stadt und jenseits derselben ein ähnlicher, aber dicht bewaldeter Zug, der die Aussicht abschließt. Nach Norden aber ist der Blick ähnlich frei und unbegrenzt, wie von Aburi aus nach Süden, denn das Gebirge fällt rasch ab und von seinem Fuß erstreckt sich die große Ebene nordwärts. Von einem nahen Felsabhang aus vermag man auch die Gegend nach Westen zu, gegen Agogo und Kumase weithin zu überschauen. Das Haus ist von einem ansehnlichen Grasplatz umgeben, wie sich denn hier auf dem Kamm bereits nur noch einzelne Baumgruppen, aber kein geschlossener Wald mehr befindet. Die Station, nach dem Plane von Aburi, aber mit breiterer Veranda und mit senkrechter Trennung der beiden Wohnungen gebaut, macht einen soliden und zugleich freundlichen Eindruck; sie ist nicht nur luftig, sondern schon mehr zugig und windig; ja, es giebt nicht selten wirkliche Stürme. Ich habe selbst gesehen, wie ein solcher einen schweren Regenfall wagerecht über die Veranda dergestalt an die Hauswand jagte, daß durch Thür- und Fensterritzen Bäche von Wasser in die Zimmer liefen. Auch die Termiten sind eine ebenso unerwartete wie unangenehme Beigabe dieser Anhöhe; angeblich um ihretwillen wollen die Christen sich hier nicht ansiedeln; gerade während ich auf der Station, im Erdgeschoß, wohnte, begannen die fabelhaft arbeitsamen Thierchen auch hier ihre Thätigkeit zu entfalten, indem sie, durch Bodenritzen empordringend, mehrere Nächte hintereinander einen ganz ansehnlichen Bau in meinem Zimmer aufführten, den ich natürlich jeden Morgen wieder abtrug. Aber um gründlich aufzuräumen, müsse man, so hieß es, wahrscheinlich den Boden aufbrechen und viel Erde

ausheben (welcher Prozedur ich in Akropong einmal beigewohnt habe). Alles Wasser wird aus einem nahen Bach geholt und ist, entsprechend der auf diesen Höhen überhaupt niedrigen Temperatur, von vorzüglicher Frische, dabei krystallklar und von reinem Geschmack.

Anum,

von Odumase aus zu Wasser oder zu Lande in 2 Tagen erreichbar, jenseits des Volta und ca. 1½ Stunden von dessen Ufer entfernt, früher Station, jetzt vollständige, aber immer noch imposante Ruine, liegt über 1000′ hoch, in beträchtlicher Entfernung von der Stadt. Das neue Missionshaus dagegen ist ganz nahe über der Stadt, zwar in nur 850′ Höhe, aber doch recht frei und luftig placiert, besonders gegen Süden hin. Als wir den Volta hinabfuhren, sahen wir das weiße Gebäude noch stundenweit freundlich schimmern; dasselbe ist von David Asante erbaut und stellt, wie er selbst, eine im Ganzen entschieden glücklich zu nennende Mischung von afrikanischen und europäischen Begriffen dar. Es steht auf kompakten Felsen, isoliert und ziemlich erhöht, und braucht daher in der That nur ein Stockwerk. Leider fehlt gerade auf der Südseite die Veranda, und die Fenster sind herzlich klein. Doch bieten die Zimmer auch für einen Weißen, wenn er nicht übertriebene Ansprüche macht, hinlänglich Raum, Licht und Bequemlichkeit dar; mir wenigstens gefiel es bei meinem, allerdings kurzen, Besuche dort vortrefflich, und ich glaube, daß sich in dem heimeligen Häuschen recht gut leben läßt.

(Schluß folgt.)

Die
Bluttaufe der werdenden Kirche von Uganda.

In der Mai-Nummer haben wir vom günstigen Verlauf des Thronwechsels in Uganda berichtet. Unsere Leser werden mit uns auf neue Nachrichten gespannt gewesen sein. Aber von Anfang März bis Ende September ist kein einziger Brief von den Missionaren gekommen. Erst die Oktober-Nummer des »Church Missionary

Intelligencer« kann endlich wieder ein langes Schreiben von Missionar Makay, das bis zum 20. Mai 1885 reicht, mitteilen. Wir erfahren aus demselben, daß die englischen Missionare abermals durch eine Feuerprobe hindurchgegangen sind und daß die werdende Kirche von Uganda ihre Bluttaufe erhalten hat. Eine Christenverfolgnng im strengsten Sinne des Wortes hat zwar nicht stattgefunden, wohl aber hat der lang verhaltene Haß gewisser heidnischer Machthaber gegen die weißen Eindringlinge, welche genügend zu beschützen dem jungen König Muanga teils die Kraft, teils der gute Wille zu fehlen scheint, sich Luft gemacht, und dieser Sturm hat drei neubekehrten Jünglingen das Leben gekostet.

Hören wir zuerst, wie durch eine Reihe geringfügiger Umstände der König und noch mehr einige seiner Würdenträger gegen die Missionare verstimmt wurden. Anfang November war Mackay auf der „Eleonore" an das Südende des Viktoria Njanza gefahren, von neun Bekehrten begleitet, die auf dem herrlichen See oft noch um Mitternacht ihre Loblieder erschallen ließen. Auch Sematimba, der als Königsbote mitging, um die vom König „bestellten" drei neuen Missionare — „nicht mehr und nicht weniger" — in Empfang zu nehmen, gehörte zu den Getauften und machte dem Missionar viel Freude. Die erwarteten Kollegen aber traf er in Msalala nicht. Der König war sehr enttäuscht und sogleich entschlossen, jetzt die römischen Priester aus Ukumbi wieder heibeizurufen. Eine herrliche Gelegenheit war verpaßt. Und als nun vollends das Gerücht sich verbreitete, im benachbarten Usogo befänden sich Weiße mit einer Kriegsmacht, um gegen Uganda einen Streich zu führen, da mußten das jene nicht gekommenen Missionare sein! Mackay und O'Flaherty litten gerade viel vom Fieber und konnten daher nur selten bei Hofe erscheinen. Auch das wurde ihnen übel genommen. Dazu wurde der Katikiro, Muangas Reichskanzler, gereizt. In das Mausoleum der alten Königin-Mutter nämlich hatte der Blitz eingeschlagen; man fürchtete, dem Grabmal Mtesas, einem 50 Fuß hohen bienenkorbartigen Gebäude, das mit einer 30 Fuß dicken Grasschicht gedeckt ist, möchte es ebenso gehen, und Mackay erhielt den Befehl, den Blitzableiter vom Missionshaus abzunehmen und auf dies Ungetüm von Mausoleum zu setzen. Er erklärte, daß für letzteres ein unendlich viel längerer und stärkerer Kupferdraht nötig sei; wenn der König solchen liefern wolle, so sei er bereit, einen neuen Blitzableiter zu machen. Nun war der Katikiro, welcher den verstorbenen Mtesa als seinen Schutzpatron verehrt, voll Eifer, das Material herbeizuschaffen; jeder Häuptling mußte so und soviel Kupferdraht liefern, und daraus machte nun Mackay einen kolossalen Blitzableiter. Da weissagten die Priester des Kiwanuka oder Donnergottes, die Medizin des weißen Mannes werde nicht helfen, ihre Mittel seien kräftiger. Mackay aber antwortete, wenn sie wirklich die Vertreter des Donnergottes seien,

so sollten sie es nur blitzen lassen und das Haus anzünden. Sie waren blamiert. Aber auch dem Katikiro machte Mackay bei dieser Gelegenheit Vorstellungen, er solle doch sein Vertrauen nicht auf den toten Mtesa oder auf allerlei Zaubermittel setzen, sondern auf den allmächtigen Gott. Der hohe Herr, der seit Jahren der eigentliche Regent des Landes, furchtbar aufgeblasen und ein Feind der Fremden, zugleich aber ein großer Heuchler ist, war beleidigt. Noch schlimmer ging es mit dem König. So lange Mackay am Blitzableiter beschäftigt war, erhielt er zwar Geschenke über Geschenke und war überhaupt der Held des Tages. Aber das dauerte nicht lang. Der König hatte einen neuen Einfall. Er hatte früher einmal bei Missionar Ashe ein Bilderalbum gesehen, das hinten eine kleine Spieldose in sich barg. Dieses Album wollte der Kindskopf jetzt haben; es wurde ihm aber abgeschlagen, da es ein Andenken sei. Ebenso ging es mit einer Vogelflinte. Muanga war außer sich. Doch legte sein Zorn sich wieder. Da kam etwas anderes dazu. Ein Sklave des Königs, der einen Diebstahl begangen hatte und geflohen war, wurde in der Nähe des Missionshauses bei einem Araber versteckt gefunden. Als er hier verhaftet werden sollte, entwischte er zu einem der Getauften, wurde hier ergriffen und dann hingerichtet. Jetzt hieß es, die Araber und die Weißen hätten in ihren Häusern ganze Scharen von Verbrechern und Deserteuren; ja, es wurde ein Befehl erlassen, daß alle Landeskinder im Dienste der Fremden verhaftet werden sollten. Das war einem alten Neider der Missionare, dem Hauptmann der königlichen Leibwache, Mudschasi, eben recht. Das Missionsgehöft liegt mitten in seinen Pflanzungen drin, und als er eines Tages einen jungen Uganda, der früher ihm gehört hatte, am Gartenzaun der Missionare beschäftigt sah, da lief er sofort zum Katikiro und machte ein großes Geschrei: die Missionare richten das Land zugrunde, indem sie Leute gegen Bezahlung für sich arbeiten lassen und ihren rechtmäßigen Herren entziehen, so daß selbst ein Häuptling wie er in Verlegenheit komme! Tags darauf war Abendmahlssonntag. Ein Häuptling war gerade mit Dachdecken beschäftigt, mehrere seiner Sklaven aber waren zum Abendmahl gegangen, und als sie am Nachmittag zurückkehrten, murrten ihre Kameraden über sie als über Schwänzer und Faullenzer; ihr Herr aber gab Befehl, sie zur Strafe all ihrer Kleider und sonstigen Habe zu berauben, klagte auch der Königsmutter Nomasole, seine Leute seien immer bei den Weißen und wollten nichts mehr für ihn arbeiten; sie aber berichtete es weiter dem Katikiro, und zwar mit der Uebertreibung: die Weißen suchten alles mögliche Volk an sich zu locken und um sich zu scharen, wahrscheinlich zum Zweck einer Empörung. Mudschasi, der zufällig dabei war, log auch noch hinzu, so oft Mackay über den See fahre, nehme er hunderte von Wgandas mit sich fort, offenbar sei eine Verschwörung im Gang. So wurde immer mehr Zündstoff

angehäuft und die Luft immer schwüller. Die Missionare hielten es daher für ratsam, am nächsten Sonntag die Christen von sich fernzuhalten, ja sogar einige Taufkandidaten wieder fortzuschicken, die aus der Ferne zu längerem Unterricht gekommen waren. Einige von diesen kehrten aber nach wenig Tagen schon wieder zurück mit der Versicherung, es sei keine Gefahr, und selbst auf alle Gefahr hin wollten sie eben bleiben. Da es nun in früheren Zeiten schon so oft geheißen hatte, daß die Schüller der Missionare sollten verhaftet werden, so ließen diese sich denn auch beruhigen und behielten — leider! — jene 2—3 Jünglinge bei sich. Der eine von ihnen sollte seine Kühnheit mit dem Leben büßen!

Ueber all diesen Geschichten war es Ende Januar geworden. Mackay lag daran, wieder einmal nach Msalala an das Südende des Sees zu gehen. Am 29. Januar erhielt er hiezu die Erlaubnis des Königs und des Katikiro. Ersterer schenkte ihm sogar eine Kürbisflasche voll Bier, letzterer ein paar Ziegen, beides für unterwegs. Ein offizieller Königsbote jedoch wurde ihm nicht mitgegeben. Am 30. brach er auf, begleitet von Missionar Ashe, etlichen bewaffneten Wangwana und einigen Waganda-Christen, die als Träger, Ziegentreiber u. dergl. mitgingen. Wieder und wieder stießen sie auf Haufen Bewaffneter und auf die Frage, was das zu bedeuten habe, erhielten sie zur Antwort, einige Königsweiber seien durchgegangen und es gelte jetzt, sie wieder einzufangen. Die Unschuldigen ahnten nicht, daß es ihnen gelte. Eben betraten sie ein Waldgestrüppe nicht mehr weit vom See, als eine Streitmacht von etlichen hundert Mann mit Flinten, Speeren und Schilden auf sie losstürzte und mit dem Rufe: zurück! zurück! sie in allen Richtungen hin- und herstieß, ihnen die Wanderstäbe aus den Händen riß, auf sie anlegte, sie beschimpfte und anbrüllte. Im Hintergrunde erschien jetzt Mudschasi. Die Missionare riefen ihn herbei. „Wohin wollt ihr?“ fragte er. „An den See, mit Erlaubnis des Königs und des Katikiro“. „Ihr lügt! wo ist euer Mubaka (Königsbote)?“ „Wir haben keinen!“ — „Da sieht man, was für Lügner ihr seid!“ Und nun ging das Drohen und Schelten von neuem an. Die Missionare aber erwiderten kein Wort, sondern traten gehorsam den Rückweg an. Daß auch ihre Waganda-Begleiter waren gefangen worden und daß es eben auf diese hauptsächlich abgesehen war, davon hatten sie keine Ahnung. Jetzt erblickte Ashe seinen Lieblingsjungen, einen Neugetauften, den er sozusagen an Kindesstatt angenommen hatte, mit gebundenen Händen. Eben wollten seine Häscher auf einem Seitenweg ihn abführen. Da eilte der Missionar auf ihn zu, um ihn loszubinden, wurde aber alsbald selbst an der Kehle gepackt und zurückgedrängt. Es war nichts zu machen. Die schwarzen Christen waren alle gefangen. Die Missionare aber, die Mudschasi in der Nähe der Hauptstadt sich selbst überließ, eilten sofort zum Katikiro. Man wollte sie nicht vorlassen.

Sie setzten es durch. Mudschasi aber war ihnen schon zuvorgekommen, so daß der Katikiro über ihre Klagen nur lächelte und nun auch seinerseits sie beschuldigte, sie hätten Unterthanen des Königs mit sich aus dem Lande fortgenommen. „Aber wir haben nichts derart gethan!“ — „Doch! Mudschasi hat ja ihrer fünf gefangen! Ihr stehlet uns die Leute und dazu bringet ihr Haufen von Europäern nach Usogo, versteckt sie dort, zettelt eine Verschwörung an und werdet noch unser ganzes Land aufessen.“ So der Katikiro. Alle Erklärungen halfen nichts. Er wurde immer heftiger und sprach zu Mudschasi: „Morgen früh nimmst du deine Soldaten, bindest Filipo (O'Flaherty), Mackay und den andern Weißen da und jagst sie dahin zurück, von wo sie gekommen sind!“ Nun faßten die Missionare ihn bei der Hand und beschworen ihn, er möchte doch einen so unheilvollen Befehl wieder zurücknehmen; sie seien ja die besten Freunde des Landes. Er aber wurde ganz wütend, sagte nur noch: „Ihr verlästert uns täglich als Barbaren!“ und zog sich dann zurück. Das war das Zeichen für die Umstehenden, auf die Missionare einzudringen, sie hinauszustoßen und mit drohenden Gebärden zu umkreisen. Jetzt waren die Wehrlosen aufs Schlimmste gefaßt. Ein aufgeregter Pöbelhaufe kennt ja keine Schonung, und schon hatten die Unverschämtesten die Kleidungsstücke der Weißen im voraus unter sich verteilt. Aber plötzlich war alles still, und ohne weiter belästigt zu werden, konnten die beiden Missionare sich auf ihre Station zurückziehen. Hier vereinigten sie sich mit ihrem Kollegen O'Flaherty zu brünstigem Gebet und zu ernstlicher Beratung. Alles, was noch zu erreichen möglich schien, war die Rettung der gefangenen Christen und ein friedlicher Abzug aus Uganda. Um das zu erlangen, mußte der augenblickliche Zorn der Machthaber gestillt werden; und wie anders konnte das geschehen als durch Geschenke?! So wurden denn die Vorräte herausgesucht und sechs Ballen Zeug für den König, ein Ballen für den Mudschasi und wieder sechs Ballen für den Katikiro abgeschickt. Der letztere nahm das »bintu« ohne weiteres an und ließ sagen, am nächsten Morgen werde er die Weißen rufen lassen und dann werde die Sache der fünf Gefangenen vor dem König untersucht werden. Auch Mudschasi nahm das Geschenk an und ließ sagen, schon habe er seine Mannschaft wieder gesammelt, um am nächsten Morgen das Missionshaus zu plündern und zu verbrennen; da er aber sehe, daß sie dem König und Katikiro einen »bintu« geschickt, so werde er erst noch höheren Befehl abwarten. Der König selbst war nicht mehr zu erreichen gewesen; so kam das für ihn bestimmte Geschenk wieder zurück, um übrigens Tags darauf zum zweitenmal an ihn abzugehen.

Dieser Tag war der 31. Januar, der fortan in der Geschichte der Uganda-Mission mit einem schwarzen Kreuz wird bezeichnet bleiben. Wir übergehen die Verhandlungen vor dem König, die falschen Be-

schuldigungen, welche gegen die Missionare erhoben wurden, die vergeblichen Bemühungen O'Flaherty's, dieselben zu widerlegen und alles, was sonst noch vorging, um auf die Hauptsache zu kommen. Der König wollte alle Gefangenen freigeben mit Ausnahme des Kajumba, der nur als Gast bei den Missionaren gewesen war, also nicht zu ihrem Haushalt gehört hatte. Mudschafi aber drang in ihn, auch Ashe's Hausknaben töten zu dürfen. Der Katikiro und andere Häuptlinge stimmten mit ein, und der König gab nach. Nur Sambo wurde freigegeben, Serwanga, Kakumba und Ashe's Junge aber samt zwei kleineren Knaben und der Witwe Sarah an einen Ort außerhalb der Hauptstadt geführt. Hier ergriff man die drei Erstgenannten, hackte ihnen die Arme ab, band sie an ein schaffotartiges Gerüst, zündete ein Feuer darunter an und ließ sie langsam verbrennen. An ihren Qualen aber weidete sich Mudschafi mit seinen Henkersknechten und Spießgesellen. Sie, die Christen, sollten jetzt nur beten zu Isa Masija (Jesus Christus), dann werde man sehen, ob er sie aus seiner Hand zu erretten vermöge! — so höhnte noch der Blutmensch. Die lieben Jungen aber harrten aus bis ans Ende, ihren Heiland in nichts verleugnend und aus den Flammen noch ein Loblied singend (Killa siku tunsifu, d. h. wörtlich: „Täglich, täglich singt sein Lob!"). Als alles vorüber war, durften die zwei jüngeren Knaben in's Missionshaus zurückkehren.

Aber die Verfolgung schien noch nicht zu Ende zu sein. Am nächsten Morgen bemächtigte sich Mudschafi eines Jünglings, der im Missionshaus ein- und auszugehen pflegte, und nötigte ihn durch Schläge, ihm die Namen derer zu nennen, welche bei den Missionaren in den Unterricht zu gehen pflegten; das Missionshaus aber ließ er bewachen; niemand durfte den Bewohnern desselben mehr Brennholz oder Nahrungsmittel verkaufen; wer Christ werden wolle, den werde er lebendig rösten u. s. f. Trotzdem stellte sich am 3. Februar ein Getaufter, ein Page des Königs, bei den Missionaren ein: „Mudschafi habe ihn dem König angegeben und er sei bereit zu sterben, möchte aber lieber im Missionshaus ergriffen werden, als an irgend einem anderen Ort." Doch gelang es den Missionaren, ihn zum Abzug zu bewegen. Sie wollten auch den Schein der Widersetzlichkeit von sich fernhalten und alles vermeiden, was wie eine Herausforderung oder Aufreizung hätte aussehen können. Mudschafi aber schürte weiter. Um den König vollends gegen die Christen zu stimmen und zu ihrer Vernichtung sich Vollmacht zu verschaffen, lief er beständig zum König, wurde jetzt aber nicht mehr vorgelassen, ja selbst der Katikiro befahl ihm, stille zu sein, als er unter den zu Verfolgenden auch Namen von angesehenen Häuptlingen nannte. Am 5. Februar wurde Mackay vor den König gefordert. Er sollte ihm einen zerbrochenen Revolver reparieren. Mackay aber und der ihn begleitende O'Flaherty erklärten jetzt, daß sie nicht länger in Uganda bleiben könnten, wenn der König

es dulde, daß man sie und ihre Anhänger so behandle, wie von Mudschasi geschehen sei. Nun leugnete der König, daß Mudschasi auf höheren Befehl gehandelt habe; ja, er stellte in Abrede, daß die drei Jünglinge verbrannt seien, mußte sich aber sogleich von seinen eigenen Pagen widerlegen lassen. Jetzt schalt er über den Katikiro als einen frechen, herrschsüchtigen Menschen, der eigentlich thue, wie wenn er König wäre, versprach seinerseits alles mögliche Gute und betonte, daß jetzt vor allem der Revolver repariert werden müsse. Hintennach ließ er aber sagen, die Missionare sollten nur gehen, wenn sie wollten; ebenso der Katikiro. So kamen denn die Brüder zur Ueberzeugung, es werde wohl das Beste sein, wenn sie wirklich das Land verließen, und eifrig begannen sie nun Anstalten zu treffen, damit während der Zeit ihrer Abwesenheit die Christen doch zusammenhalten und sich erbauen könnten. Die Zahl derselben war jetzt auf über 100 gestiegen und durch die Verfolgung schienen nur noch mehr Taufbewerber angelockt zu werden. So wurden denn sechs der angesehensten und zuverläßigsten Männer zu Aeltesten erwählt und ihnen aufgetragen, jeden Sonntag ein jeder in seinem Hause die zunächst wohnenden Gläubigen zum Gottesdienst zu versammeln — der erste Anfang einer Gemeinde-Organisation, der übrigens nur als Notbehelf, nicht als etwas Bleibendes gemeint war. Da die früher gedruckten Bibelabschnitte und Gebete völlig vergriffen waren, wurde nun in Eile Hand angelegt an den Druck der in die Landessprache übersetzten Sonntagsgebete, der Perikopen und der Taufliturgie. Von letzterer wurden 800, von ersteren je 2000 Exemplare gedruckt, desgleichen einige Lieder in der Landessprache. Die Christen, welche gern eine Kleinigkeit für diese Schriften bezahlten, waren sehr stolz auf ihren neuen Schatz und jeder suchte sein Exemplar mit ganz besonderer Sorgfalt zu hüten. Wie einst in Madagaskar die kaum vollendete Bibelübersetzung während der Verfolgung die Christengemeinde am Leben erhielt, so hofften die Missionare, werde es nun auch in Uganda gehen.

Indessen aber hatte sich der Sturm gelegt. Der Katikiro wollte eine Flinte repariert haben und fing also wieder an, ein freundliches Gesicht zu zeigen. Beim König aber hatte sich Mukasa, ein Anhänger der römischen Priester, für die Missionare verwendet, hatte die Freilassung jener Sarah und ihres Kindleins bewirkt, welche beide Mudschasi hatte verbrennen wollen, weil die Mutter einige Prinzessinnen im Christentum unterwiesen haben sollte, und endlich hatte er den König veranlaßt, dem Mudschasi durch den Katikiro sagen zu lassen, er solle jetzt (Mitte Februar?) die Bewachung des Missionshauses einstellen und jedermann freien Ein- und Ausgang gestatten. Die Missionare atmeten auf. Wer selbst schon in tropischer Hitze gelebt und etwas von afrikanischen Fiebern erfahren hat, der wird sich vorstellen können, wie angreifend auch

auf ihre leibliche Gesundheit all diese Vorgänge hatten wirken müssen. Besonders Mackay und O'Flaherty waren sehr heruntergekommen und kaum im stande, noch weiter zu arbeiten. Aber der Herr gab ihnen Erquickung. Schon bei ihren Druckarbeiten hatten einige treue Schüler ihnen täglich geholfen, trotz Mudschasi's Schildwache. Andere waren heimlich bei Nacht gekommen, und an den Sonntagen hatte immer eine ansehnliche Christenschar sich eingefunden. Die Zahl der Taufbewerber hatte sich gemehrt. Selbst von Mudschasi's Leuten waren etliche gekommen, um sich unterrichten zu lassen, darunter einer, der durch die Tapferkeit und Ergebenheit jener drei Märtyrer den ersten Eindruck von der Wahrheit des Christentums erhalten hatte. Mehrere Taufen konnten stattfinden.

Aber schon war ein neues Gewitter heraufgezogen. Am 22. Februar sollte in Nabulagala Mtesa's Grabmal feierlich eingeweiht werden — früher wären tausende von Menschen dabei geschlachtet worden, jetzt aber ward kein Tropfen Blutes vergossen — alle Großen waren zu dem Feste versammelt; nur der König fehlte; mehrere Häuptlinge hatten sich verschworen, ihn auf dem Weg nach Nabulagala gefangen zu nehmen, zu töten und einen anderen zum König zu machen; Muanga hatte Wind davon bekommen und war zu hause geblieben. Die Lage war im höchsten Grade kritisch. Die Verschwörer beschuldigten Muanga als einen Neuerer, der die Sitten des Landes ändern, die Vielweiberei abschaffen und am Ende gar selbst das Christentum annehmen wolle. Mit ihm wären also wohl die Missionare umgebracht und ihr Werk zerstört worden. Einige Tage schwebten sie in großer Furcht. Aber schon am 25. Februar war der König seiner Widersacher Herr geworden. Zahlreiche Hofbeamte und andere Häuptlinge wurden abgesetzt, ihre Stellen zum Teil an Christen — Katholiken und Protestanten — oder doch an Christenfreunde gegeben, Mudschasi an die Grenze von Unjoro geschickt und alles neu geordnet. Wenn nur auch der König und der Katikiro selbst andere geworden wären! Aber ihr Interesse an den Missionaren beschränkte sich imgrunde doch nur auf das Reparieren von alten Taschenuhren, von Flinten und Revolvern. Im Mai hatte zwar Mackay ernstliche Gespräche sehr praktisch-religiösen Inhalts mit ihnen beiden; Muanga ließ sogar einen Priester des Namulere mit Stöcken aus seinem Gehöfte treiben und erklärte dem Katikiro, als dieser ihn in Schutz nahm, er wolle nichts von den Zauberern, sie sollten machen, daß sie fortkämen, und wenn die Häuptlinge sich von ihnen nicht trennen könnten, so sollten sie nur mit ihnen gehen! Ja, eines Sonntags (10. Mai) ließ sich der König bei verschlossenen Thüren eine förmliche Religionsstunde geben und bezahlte dieselbe mit einem fetten Ochsen, versprach weiter zu lernen, versicherte die Missionare seiner Freundschaft u. s. f. Alles in allem aber muß man doch sagen, daß er nicht um ein

Haar empfänglicher für das Evangelium ist, als sein verstorbener Vater. Dazu kommt, daß er noch immer nicht fest im Sattel sitzt, dem Katikiro und anderen einflußreichen Häuptlingen gegenüber sehr vorsichtig sein muß und überdies noch nicht recht zu unterscheiden weiß zwischen Evangelium und Romanismus.*) Mehrere seiner Pagen sind früher von den französischen Priestern unterrichtet worden und einige davon mit solchem Erfolg, daß sie bigotte Gegner des einfachen Bibelworts und der protestantischen Mission sind, während andere es — Gott sei Dank! — nur so weit gebracht haben, daß sie eine Freude an allem Christlichen haben und jeden Versuch der Missionare zur Besserung der Zustände und zur Bekehrung des Königs unterstützen. Etliche haben in jenen schweren Tagen Ende Januar und Anfang Februar auch treulich für ihre bedrängten Mitchristen gebetet und bei Gelegenheit sogar ein Wort zu ihren Gunsten vor dem König gesprochen. Aber Ende Mai waren schon zwei der römischen Missionare, von Muanga gerufen, auf dem Rückweg nach Uganda, und was anders wird die Frucht ihres Wiedereinzugs sein, als neue Verwirrung und Zwietracht?!

Mackay schließt seinen langen Bericht mit einem ergreifenden Aufruf zu energischerer Betreibung der Mission, insbesondere zu zahlreicherer Aussendung von tüchtigen Missionaren, die freilich eine unerschöpfliche Geduld und viel Takt haben müßten, um in Uganda etwas auszurichten. „Dies Land wird in Bälde entweder christlich oder päpstlich oder muhammedanisch sein; ob das eine oder das andere — das hängt von der englischen Kirche und den Freunden unserer Mission ab. Aber es giebt auch eine Hilfe, die zu spät kommen kann, wie die englische Armee, welche zu spät nach Chartum kam. Doch, mit Gottes Hilfe wollen wir hier ausharren, bis die Uganda-Mission nach Bedürfnis verstärkt ist."

*) Ueber sein Verhällniß zum jungen König schreibt Pater Livinhac: „Muanga ist ein junger Mann von 20 Jahren, der uns stets das größte Interesse bezeugt hatte. Er bat sogar, ich möchte ihn in der Religion unterrichten; da ihm aber sein stolzer Vater nicht erlaubte, sich zu unseren Katechumenen zu gesellen, so schlich er sich durch die Gesträuche, um heimlich die ersten Begriffe vom Christentum sich anzueignen. Er war besonders sorgfältig darauf bedacht, seine Freunde und Diener in unsern Unterricht zu schicken, um sich denselben von ihnen wiederholen zu lassen. Unsere Abreise betrübte ihn tief. Am Tage, wo ich die Hauptstadt verließ, um mich einzuschiffen, erwartete er mich am Fußwege, der zum See führt, um mir Lebewohl zu sagen. Die tiefste Traurigkeit war auf seinem Gesicht ausgeprägt; er wiederholte mir, daß er uns voll Schmerz abreisen sehe. Ich sagte ihm in's Ohr: ‚Wenn du je König von Uganda wirst, so rufe uns, und wir werden eiligst kommen.' Er antwortete mir mit einem warmen Händedruck. Da Mtesa's Nachfolger aus seinen zahlreichen Kindern gewählt werden sollte, durften wir nicht hoffen, daß die Wahl auf den einzigen fallen werde, welcher uns eine wahre(?) Anhänglichkeit bezeugt hatte. Gott würdigte sich (!?) aber, die Gebete unserer Neubekehrten und die unseren zu erhören. Möge Er den König in seinen guten Gesinnungen erhalten!"

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die Pariser Mission im Basuto-Land zählt jetzt 4988 Kommunikanten, nach einem Zuwachs von 614 im Jahre 1884, und 2947 Kinder in den Schulen, 767 mehr als im Vorjahr, 73 Zöglinge im Lehrerseminar und in der Industrieschule nicht mitgezählt. Die Zahl der Außenstationen ist 82, die der eingebornen Gehilfen 122. Die Geldbeiträge sind aber seit 1880 immer kleiner geworden, d. h. von 1508 £ auf 863 £ herabgesunken. Auch die Zahl der Neubekehrten und die der eingebornen Gehilfen ist seither in jedem Jahr eine kleinere gewesen als vor dem Krieg 1880!

— Die Wesleyaner auf der Goldküste haben im März d. J. das 50jährige Jubiläum ihrer dortigen Mission mit zahlreichen Festversammlungen, Reden, Kollekten u. dergl. gefeiert. — Im zerfallenen Asante-Reich ist es ihnen gelungen, mehrere Stationen zu gründen. Die wichtigsten Städte in Süd-Asante sind besetzt und sieben Tagereisen weit ins Innere hinein kann man jetzt von Station zu Station reisen. Nachdem die frühere Tyrannenherrschaft gebrochen und die nur durch Gewalt und Furcht zusammengehaltenen Teile des Reiches auseinandergefallen sind, scheint eine bessere Zeit für das Land angebrochen zu sein. Die alte Hauptstadt Kumase aber hat Missionar Coppin, der Ende April dort war, in einem schauerlichen, in politischer wie in religiöser Beziehung fast hoffnungslosen Zustand gefunden. Es ruht ein Fluch auf dieser Blutstadt. — Die Wesleyaner zählen jetzt auf der Goldküste 45 Kapellen, 222 sonstige Predigtlokale, 17 Missionare, 18 Katechisten, 97 Schulmeister, 120 Sonntagsschullehrer, 280 Laienprediger, 5390 volle Gemeindeglieder, 598 Probeglieder, 24385 Schulkinder ꝛc. Nach dem »Gold Coast Methodist« 1885, Nr. 2 haben sie sich's jetzt zur Regel gemacht, an jedem Ort, wo 20—30 ihrer Anhänger leben, einen Katechisten, Prediger oder Missionar zu stationieren, vorausgesetzt, daß die nötigen Geldmittel dazu vorhanden sind. Wenn sie auf diese Weise auch an Orten, wo bereits eine Basler Station ist, sich niederlassen und man sie dafür als Eindringlinge verdächtige, so müßten sie sich diesen Vorwurf eben gefallen lassen! Die Basler Missionare hätten schon sehr unschön gegen sie gehandelt durch allerlei verleumderische Aussagen über ihre Missionspraxis und ihre (mangelhafte) Kirchenzucht. Es komme ja wohl vor, daß manche ihrer Anhänger mit Schnaps handeln; aber man könne doch nicht das Unkraut gleich ausreißen, und so lange in den Basler Missionshandlungen auch noch berauschende Getränke zu haben seien, sei es nichts als Heuchelei von den Baslern, ihnen,

den Wesleyanern, solche Vorwürfe zu machen u. s. w. In Akropong hätte man einem ihrer Angestellten sogar ein christliches Begräbnis verweigert. Kurzum, die Wesleyaner und die Basler sind sehr schlecht auf einander zu sprechen. Man kennt und liebt sich wohl gegenseitig nicht genug.

Madagaskar.

In Madagaskar gehen sowohl die Arbeiten der Mission als die Kriegsrüstungen des patriotischen Volkes munter voran. Die Kriegsgefahr hat erwecklich gewirkt. Mitte April wurde in der Hauptstadt die halbjährliche Synode der Gemeinden Imerina's im Segen gehalten. Einige eingeborne Missionare, die ihre Posten an der Ostküste hatten verlassen müssen, sind wieder dahin zurückgekehrt. Im Regierungsblatt »Ny Gazety Malagasy« schreibt ein Eingeborner am Schluß eines interessanten Artikels über den Fall Chartum's: „Da sieht man, daß auch unzivilisierte Afrikaner eine wohlausgerüstete europäische Streitmacht besiegen können. Wenn also eine große Nation wie die französische uns angreift, so brauchen wir noch nicht zu verzagen; denn es ist offenbar, daß das Gelingen nicht bloß von der menschlichen Kriegstüchtigkeit abhängt, sondern daß thatsächlich Einer da droben im Regiment sitzt, der alles entscheidet."

China.

Vor sechs Jahren wurde an die tausende von Litteraten, welche in Wutschang zu einem Examen zusammengekommen waren, ein von Missionar Griffith John verfaßter Traktat: „Das Thor der Weisheit und Tugend" verteilt. Eine Frucht davon ist die Bekehrung des Chinesen Hupe Shin Tsai. In Taijuen fu wurde ebenfalls bei einem Examen, zugleich mit christlichen Traktaten, ein Aufruf unter die Gelehrten verteilt, worin sie eingeladen wurden zur Abfassung einer Preisschrift, die auf den Inhalt jener Traktate Bezug haben sollte. Unter den Bewerbern war ein wahrheitsuchender Heide, der durch das Lesen der Traktate und die Abfassung einer eigenen Schrift darüber vollends zum Entschluß kam, sich zu Christo zu bekennen, und der jetzt einer der tüchtigsten Missionsgehilfen in Schansi ist. Es ist jetzt eine stehende Einrichtung geworden, daß bei den großen Prüfungen, die alle drei Jahre in den Provinzialhauptstädten abgehalten werden, die Missionare besondere Anstrengungen machen und besondere Veranstaltungen treffen, die Litteraten mit der christlichen Lehre bekannt zu machen und womöglich auch in persönliche Berührung mit ihnen zu kommen. Bei dem dieses Jahr wieder in Wutschang stattfindenden Examen sollen 10,000 Exemplare von Dr. Martin's christlicher Apologetik und eine entsprechende Anzahl von Evangelien verteilt werden. Es ist das erstemal, daß bei einem chinesischen Staatsexamen Rücksicht auf europäische Wissenschaften genommen

werden soll, ein Umstand, durch welchen auf einmal auch die christliche Mission und was sie von Büchern und Traktaten anzubieten hat, in der Achtung der Litteraten gewaltig gestiegen ist.

— Missionar Whiting berichtet im »Foreign Missionary«, daß die Gattin des Prinzen Kung durch eine ihrer Damen, die dem Christentum geneigt ist und schon öfters dem Gottesdienst beigewohnt hat und durch das Lesen christlicher Bücher zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen sei, ihre Götzen umgestoßen, ihre buddhistischen Bücher verbrannt und mit 15 ihrer Hausgenossen eine sonntägliche Andacht zu halten angefangen habe.

— Aus Peking berichtet der junge Missionar Stanley Smith von den Versammlungen, die er mit seinen dortigen älteren Kollegen gehalten, und von dem Segen, der dieselben begleitet habe: er wolle lieber zu wenig als zu viel sagen; aber es sei das größte Gotteswerk, das er je gesehen; es habe sich gehandelt um das Erfülltwerden mit dem hl. Geist und da seien Erweckungen, Herzbewegungen, Bekenntnisse vorgekommen, daß er nur staunen müsse. Er und seine Genossen hätten die thessalonich'sche Art der Bekehrung gepredigt: „sich bekehren zu Gott von den Götzen, Ihm zu dienen" und sie hätten nichts als Bekehrung gelten lassen, was nicht völlige Uebergabe an den Herrn und was nicht ganze Unterwerfung unter seinen Willen gewesen sei. Es sei sicher, daß der Sieg über das chinesische Heidentum auf den Knieen erkämpft werden müsse; in der Abschiedsversammlung hätten mehr als 15 Missionare vom empfangenen Segen Zeugnis abgelegt u. s. w. Das heißt gewiß am rechten Ende anfangen, wenn die Missionare zuerst sich selbst bekehren, ehe sie die Heiden bekehren wollen; wenn nur diese zweite oder dritte „Bekehrung" nicht wieder ein einmaliger Akt bleibt, sondern durch „tägliche Reue und Buße der alte Mensch ersäufet" wird! Und wenn nur die jungen Brüder, welche da ihren älteren Kollegen Bekehrung predigen, darüber nicht die eigene vergessen! Wir trauen der Gnade Gottes, die in ihnen ist, alles Gute, dem alten Menschen aber, der auch in ihnen noch steckt, alles Schlimme zu.

Eine Frucht jener Versammlungen ist die, daß jetzt auf allen Stationen der China Inland Mission jeden Mittag um 12 Uhr eine Betstunde gehalten wird. Ein Aufruf an alle chinesischen Missionare, sich anzuschließen, ist erlassen worden.

Japan.

Am 2. Mai 1859 landete der erste evangelische Missionar Liggins, ein amerikanischer Episkopaler, in Japan, im Juli folgte ihm der jetzige Bischof Williams, am 18. Oktober der Presbyterianer Dr. Hepburn. Bis 1866 war erst Ein Japaner getauft, am 10. März 1872 wurde die erste Gemeinde gegründet mit 11 Getauften. Jetzt giebt es in Japan 120 Gemeinden mit 8000 Gliedern.

Wie schnell es an einzelnen Orten vorangeht, zeigt die Geschichte der Station Okajama. In dieser Provinzialhauptstadt von 32,000 Einwohnern ließen sich 1879 drei amerikanische Missionsfamilien nieder. Jetzt, nach 6jähriger Arbeit, gehören 4 Gemeinden mit zusammen 369 Abendmahlsgenossen, 2 eingebornen Pastoren, 5 Evangelisten, 27 Außenstationen u. s. w. dazu. Die Gemeindeglieder trugen letztes Jahr 1963 Jen oder ca. 8000 Mk. bei, und außer den Gemeindegliedern gelten noch weitere 80 Personen für bekehrt. In der Stadt spricht man gut vom Christentum und von den Christen. Die meisten sind der Ansicht, daß der neue Glaube, wenn auch nicht für sie selbst, so doch für ihre Kinder, für ihre Nachbarn und alle möglichen anderen Leute gut sei. Buddhistische Priester und Studenten machen häufig Besuche im Missionshaus. Einmal kamen 12 an Einem Tag! Was sie vom Uebertritt abhält, ist die Sorge um's tägliche Brot, das sie als Buddhisten umsonst haben. Doch hat ein Priester sich taufen lassen. Auch ein Jünglingsverein und Sonntagsschulen gedeihen. Die Missionare erhalten mehr Einladungen, als sie annehmen können. Doch wurden letztes Jahr 94 Ausflüge in die Umgegend, meist auf die Außenstationen, gemacht.

— Letztes Jahr wurden in Japan 9 Millionen Briefe durch die Post befördert.

— Am 10. Juni wurde in Nagahama, einer gewerbreichen Stadt von 14,000 Einwohnern am Biwa-See, eine Gemeinde gegründet, nachdem in der Nacht zuvor der größte Buddha-Tempel des Orts vom Blitz getroffen und verbrannt war! Die neue Gemeinde zählt 29 Glieder. Ihr Pastor (und Gründer) ist Herr Hori, ein Schüler des Predigerseminars in Kijoto.

— Am 8. September ist Missionar Spinner, der erste Sendbote des Allg. evang.-protest. Missionsvereins, in Jokohama angekommen.

— Ende Juni d. J. ist ein großer Teil Japans, namentlich aber die fruchtbare Ebene zwischen Osaka und Kijoto, dermaßen überschwemmt und dann noch von einem heftigen Taifun heimgesucht worden, daß 32 Ortschaften völlig vom Boden weggefegt, tausende von Menschen in den Tod gerissen und ein Schaden von ca. 50 Millionen Mark angerichtet wurde. Den mitbetroffenen Ausländern, namentlich einigen Missionsfamilien in Osaka, sind die japanischen Behörden mit der äußersten Zuvorkommenheit, in wahrhaft ritterlicher Weise beigesprungen. Es freut uns daher doppelt, daß gegenwärtig in Deutschland infolge eines Aufrufs, den Professor J. Rein in Bonn, Dr. Fabri in Godesberg u. a. erlassen haben, Gaben gesammelt werden zur Unterstützung der armen Japaner, welche durch jenes Unglück obdach- und brodlos geworden sind.

— Der amerikanisch-methodistische Missionar Bischof hat neulich auf einer Rundreise, die vier Wochen dauerte, 55 Personen getauft.

Korea.

In den „koreanischen Thälern", am südwestlichen Abhang der „Langen Weißen Berge", haben 600 Männer um die Taufe gebeten, — eine Frucht des Neuen Testaments und einiger Traktate, die der schottische Missionar Roß in's Koreanische übersetzt und durch einige Kolporteure hat verbreiten lassen! An einem Ort hat Missionar Roß nach sorgfältiger Prüfung 26, am gleichen Tag in einem zweiten Dorf 10, Tags darauf mehr als 20, im Ganzen gegen 80 Männer getauft. Andere Dörfer, wo noch viel mehr Erweckte auf die Taufe warteten, konnte er auf dieser ersten Reise, die ohnedies schon sehr anstrengend und nicht ohne Gefahr war, nicht besuchen. Einer der Getauften erklärte: „Von dem Augenblick an, da eure Bücher in unser Thal kamen, haben wir — Männer, Frauen und Kinder — unsre Feierabende mit nichts anderem als mit Lesen und Forschen zugebracht!" Auch beim Kolporteur Swi, der seit 2 Jahren in der Hauptstadt arbeitet, haben sich 70 Männer gemeldet, die ebenfalls Christen werden wollen. Einer der Bekehrten hat in seiner Heimat eine Predigthalle eröffnet und bereits 18 Heiden gewonnen. Ein anderer, an einem dritten Ort, hat 20 gewonnen. Einer ist ein hochgestellter Beamter und durch ihn hat auch die Königin ein Neues Testament erhalten. Im Innern des Landes wird das Neue Testament hauptsächlich von Frauen gekauft und gelesen. Sie scheinen buchstäblich nach der Wahrheit zu hungern und zu dürsten. Manchen ist der volkstümliche Stil der Uebersetzung zu gering, im Ganzen aber scheint Missionar Roß den rechten Ton getroffen zu haben.

Aus der Hauptstadt Seoul schreibt Dr. Allen sehr hoffnungsvoll. Der König trägt alle Kosten des Spitals und täglich kommen etwa 70 Kranke. Freilich kann er die Landessprache noch nicht; so wenig, als seine Mitarbeiter Dr. Herron und Missionar Underwood; aber er zweifelt nicht daran, daß, wenn sie einmal die Sprache gelernt haben, auch die jetzt noch fehlende Erlaubnis zur öffentlichen Predigt des Evangeliums werde gegeben werden. Eine Nationalreligion giebt es in Korea eigentlich nicht, wenigstens keine allgemein anerkannte und das Leben beherrschende. Ein starker Gegner, wie der Brahmanismus, der Islam und dergleichen ist hier nicht zu bekämpfen. In der „Deutschen Kolonialzeitung" lesen wir:

„Die gesamte Bevölkerung Korea's ist in Kasten geteilt, deren Wesen jedoch nicht auf religiösen Vorschriften und Gebräuchen, sondern auf politischen Unterschieden beruht; die Staatsverfassung ist eine monarchisch-tyrannische. An der Spitze des Staates steht der König, der alleinige Herr von Grund und Boden. Ihm zunächst kommen die sogenannten „Edlen", in zwei Klassen, Zivilisten und Militärs, zerfallend, unter denen beständig Zank und Eifersucht herrscht. Es folgt die Kaste der „Halbadeligen", die Bürgerkaste, welche die zahlreichste ist, und endlich die Kaste der Landbebauer,

Hirten, Jäger und Fischer. Die unterste Kaste ist die der Leibeigenen, eine Institution, die sich weder in China noch in Japan vorfindet. Zwischen der Bürgerkaste und jener der Leibeigenen befindet sich die sogenannte „verächtliche Kaste", die sich wiederum in verschiedene Grade teilt und der merkwürdigerweise sämtliche Beamte, deren es in mannigfaltigen Stellungen in Korea sehr viele sind, entnommen werden. Nicht wenig sonderbar ist auch der Umstand, daß, während im ganzen Orient die Priester hoch angesehen sind, dieselben in dem buddhistischen Korea der letzteren Klasse, der verächtlichen, entnommen werden und gerade nur über den Leibeigenen rangieren. Uebrigens berichten Augenzeugen von einer unglaublichen Verkommenheit des koreanischen Priestertums. Daraus mag wohl erklärlich sein, wie an den Küsten des Landes das seit dem Jahre 1835 nach Korea verpflanzte (katholische) Christentum zahlreichen Anhang gefunden, so daß sogar behauptet wird, die Königin-Mutter sei im Geheimen Christin. Das Land ist gegenwärtig politisch völlig unabhängig. Der König herrscht als vollkommen unumschränkter Gebieter, und sein Wille allein ist Gesetz. Ein bestehender komplizierter Staatsrat ist ohnmächtig gegen den Willen des Herrschers. Im Ganzen und Großen wird jedoch der Staatsmechanismus von den verschiedenen Provinzial- und Distriktsregierungsbehörden, zahlreichen wandernden Inspektoren, Richtern der Moral und eine Geheimpolizei wacker zusammengehalten; doch ist Korruption der Verwalter auch nicht unbekannt. Der Glaube der Koreaner an die eigene Unüberwindlichkeit machte in alten Zeiten die Aufstellung eines Heeres und einer Flotte völlig überflüssig. In neuerer Zeit jedoch ist man auch auf eine Armee und Landesbefestigung bedacht. Die Rekrutierung und Einübung einer Anzahl von Soldaten ist übrigens insofern erleichtert, als man in den nördlichen und mittleren Provinzen über einige tausend Mann sogenannter Tigerjäger verfügt — Leute, die ihren Lebensunterhalt durch Jagd auf wilde Tiere gewinnen und alle genügend mit der Handhabung der Waffen vertraut sind. Korea hat ein gemäßigtes, durchgängig angenehmes und sehr gesundes Klima, unter welchem die Produkte des Bodens herrlich gedeihen. An Mineralreichtum übertrifft die Halbinsel alle Länder des asiatischen Kontinents. Die Industrie des Landes ist nicht bedeutend, auch der Handel ein sehr beschränkter und auch nicht annähernd so lebhaft, wie in China oder in Japan. In zwei Artikeln zeichnet sich die koreanische Industrie aus: in der Papierfabrikation und in der Herstellung feiner Draht- und Strohgeflechte. Die Porzellanfabrikation ist in Korea merkwürdigerweise gänzlich unbekannt."

Indien.

In Tschapra hat man beobachtet, daß Muhammedaner zu den christlichen Gottesdiensten kommen, bloß um unverschleierte Frauen

zu sehen, und ein indisches Blatt knüpft hieran eine plausible Erklärung der Stelle 1 Kor. 11, 10 an: „Das Weib soll in der öffentlichen Versammlung immer ihr Haupt bedeckt haben zum Zeichen, daß sie unter der Autorität (Macht) eines Mannes steht; sonst ist sie in Gefahr, daß die von üppigen Weiberjägern abgesandten Spione („Engel" = Abgesandte) ihr Auge auf sie werfen und sie in das Netz ihres Auftraggebers ziehen."

Ozeanien.

Am 11. Okt. sind es 50 Jahre geworden, daß die ersten Missionare, William Croß und David Cargill, in Lakemba auf den Fidschi-Inseln ankamen, und am 13. Okt. ebenfalls 50 Jahre, daß sie dort den ersten christlichen Gottesdienst hielten. Zur Feier dieses Jubiläums ist in England eine Art Bilderbibel hergestellt und in 4000 Exemplaren hinausgeschickt worden. Die Londoner Traktatgesellschaft hat dazu die 137 Platten für die Bilder umsonst geliefert und überdies noch 1000 Mk. bar beigetragen. Die Wesleyaner zählen dort gegenwärtig 1236 Kapellen und Predigtlokale, 11 Missionare, 55 eingeborne Pastore, 40 Katechisten, 1058 Lehrer, 1785 Laienprediger, 26,848 Abendmahlsgenossen, 4659 Probeglieder, 42651 Sonntagsschüler.

— Ein merkwürdiger Taufstein steht in der Kirche zu Bau. Es ist der sogenannte Watunumbokola, der früher auf hohem Fundament und sorgfältig eingefriedigt als ein Mittelpunkt des Heidentums dastand. Zu ihm wurden die Gefangenen geschleppt, welche geopfert und dann verspeist werden sollten; an ihm wurde ihnen der Kopf zerschmettert; manches Schlachtopfer hat an diesem grausigen Altar sein Leben ausgehaucht. Durch die Einführung des Christentums wurde in Fidschi alles anders. Jahrzehntelang stand der alte Stein verlassen und unbenutzt an seinem gewohnten Platze, fast nur von Reisenden aufgesucht, die wohl auch Stücke davon abbrachen und als Andenken mit fortnahmen. Endlich haben die Missionare dieses alte Denkmal vergangener Greuel mit Erlaubnis der Häuptlinge in die Kirche zu Bau tragen lassen, eine Höhlung darin ausgemeißelt und ihn so in einen Taufstein verwandelt!

Amerika.

Der internationale Missionsbund, eine Konferenz zurückgekehrter Missionare sämtlicher Kirchen Kanada's und der Vereinigten Staaten, hat vom 27. Juni bis 6. August 1885 seine zweite Jahresversammlung am Niagara gehalten. Etwa 60 Missionare aus Japan, China, Siam, Barma, Indien, der Türkei, Spanien, Südamerika und Nordwestamerika waren anwesend. Auch Damen hielten Ansprachen, darunter Frl. Hu-king-eng, eine junge chinesische Christin, die in Delaware Medizin studiert, Frl. Minnie Dows, eine liebens-

würdige und begabte Siamesin, zwei junge Barmesinnen und mehrere Missionarsfrauen. Eine hübsche Ueberraschung war es, als der eingeborne Pastor der armenischen Gemeinde in Hadschin, von dessen Anwesenheit niemand etwas wußte, sich erhob und alles das bestätigte, was soeben Missionar Dr. Greene aus der Türkei und insbesondre über eine Erweckung in Hadschin selbst mitgeteilt hatte. Dieser Pastor ist zur Vervollständigung seiner theologischen Bildung nach Amerika gekommen und studiert in Oberlin. Der Hauptzweck dieser Konferenz ist die Pflege der Gemeinschaft und die gegenseitige Anregung der zurückgekehrten Missionare untereinander. Natürlich wirkt aber so eine Versammlung, ungefähr wie bei uns ein Missionsfest, auch auf weitere Kreise. Diesmal wurde ein Protest gegen den indisch-chinesischen Opiumhandel und ein Aufruf an alle evangelischen Kirchen zu größerem Eifer und planmäßigerem Zusammenwirken in der Mission erlassen.

— Die „Unierten Presbyterianer" von Nordamerika haben in Aegypten 61 und in Nordindien 54, zusammen 115 Stationen, 18 männliche und 31 weibliche Missionare, 1 verheirateten Missionsarzt, 8 eingeborne Pastore und 15 Kandidaten, 235 Lehrer und Gehilfen, zusammen 307 Arbeiter; 26 Gemeinden mit 3363 Gliedern, 715 mehr als im Vorjahr. In den Schulen sind 5169 Knaben und 2231 Mädchen, zusammen 7400 Kinder; die Sonntagsschulen werden von 2095 Kindern besucht.

Deutschland.

An Stelle des als Missionar nach Indien gegangenen Inspektor Grönning ist in der Schleswig-holsteinischen Missionsanstalt zu Breklum Pastor Fiensch getreten. Ihm zur Seite steht ein Kandidat der Theologie und ein seminaristisch gebildeter Lehrer. Die Anstalt wird von einem engeren und einem weiteren Vorstand geleitet. Jener zählt 4, dieser 12 Mitglieder. Die beiden Generalsuperintendenten sind Mitglieder der Generalversammlung. Die Anstalt hat sieben Missionare in Indien: 2 in Salur mit 2 eingebornen Schullehrern, 2 in Koraput, und die anderen 3 sollen sich im Dschaipur-Gebiet nach Bastar hin niederlassen. Außerdem stehen in anderweitigen Diensten 10 frühere Zöglinge, einer als Heidenmissionar auf Sumatra im Dienst einer holländisch-lutherischen Gesellschaft, ein anderer als Missionar und Prediger in Australien, 5 in Amerika, 2 als Landprediger im v. Oertzenschen Verein in Holstein. Gegenwärtig sind 6 Zöglinge in der Anstalt. Die letzte Jahreseinnahme betrug ca. 40,000 Mk. Bisher hat jedes Jahr eine Summe zum Reservefond gelegt werden können.

Todesfälle.

Am 18. Mai starb der Missionsingenieur Roxburgh und am 29. Mai der Missionar Harris, beide im Dienst der Londoner

Missionsgesellschaft am Tanganjikasee. Roxburgh war 1883 ausgesandt worden, um das Dampfboot »Good-News« zusammenzusetzen, und hatte Weib und Kind in England zurückgelassen. Harris war erst Ende 1884 auf seinem Posten angekommen und schien anfangs das Klima und die Arbeit besser zu ertragen als die meisten anderen. Seit 1876 sind nun schon 10 Missionare, einschließlich den Visitator Dr. Mullens, dieser Tanganjika-Mission zum Opfer gefallen.

— Am 24. Mai starb am Njassa-See der schottische Missions-Ingenieur W. O. M'Ewan, der Nachfolger des edlen James Stewart. An ihm verliert die Mission und die geographische Wissenschaft eine vielversprechende junge Kraft.

— Am 1. Juni starb zu Potscheffstroom im Transvaal der Berliner Missionar a. D. Ludwig Zerwick, 75½ Jahr alt. Er war 1835 nach Südafrika ausgesandt und hatte bis 1871 in Bethanien, Pniel und Adamshoop mit Eifer und Treue gearbeitet.

— Am 3. Juli starb in Cape Coast der eingeborne wesleyanische Prediger Fr. France.

— Am 17. September starb in Koblenz, fast 86 Jahr alt, der Oberkonsistorialrat a. D. Ernst Fr. Ball, Begründer und langjähriger Herausgeber des Barmer „Missionsblatts" und (1845—49) des „Missionsblatts des Rheinisch-Westfälischen Vereins für Israel."

— Am 18. September starb in Calw, 76 Jahr alt, Frau Julie Gundert, geb. Dubois. Kaum bekehrt, hatte sie schon angefangen, Zeugnis von ihrem Glauben abzulegen, was weder ihrem Seelsorger, noch ihren Eltern gefiel, so daß sie genötigt war, ihre Heimat Corcelles zu verlassen. In einem Rettungshaus zu Locle und dann in anderen Anstalten fand sie Arbeit, und als 1835 die kleine Gemeinde Rochat's in Rolle, der sie sich angeschlossen hatte, aufgefordert wurde, Lehrerinnen nach Indien zu senden, wurde sie nebst einer Freundin zu diesem Dienst abgeordnet und segelte mit einer größeren Gesellschaft werdender Missionsleute, deren Haupt A. N. Groves war und zu denen auch Dr. H. Gundert gehörte, von England nach Madras ab. Hier und in Tschittur hat sie etliche Jahre in hingebender Treue gewirkt. „Wie bald waren doch da verwahrloste Kinder von den Gassen und von den Zäunen aufgelesen und fanden solche Pflege, daß in wenig Jahren die eine oder die andere zur Schwester, ja Freundin wurde." Im Jahr 1838 wurde sie Dr. Gundert's Gattin unter der Bedingung, daß beide zeitlebens im Missionsberuf bleiben sollten. Bald darauf trat Dr. Gundert in den Dienst der Basler Mission und sie wurde die erste Basler Missionsfrau in Indien. „Sich auf's Nötige zu konzentrieren, die Aufgaben jeder Stunde mit ganzer Seele zu verrichten und sich selbst nicht zu schonen, war ihr zur anderen Natur geworden." So wirkte sie 1838—49 in Talatscheri, 1849—56 in Tschirakal, 1856 in Mangalur, 1857—60 in Kalikut,

1860 bis an ihr Ende in Calw. „Es gefiel dem Herrn, der sie nie verzärtelt hatte, sie noch zuletzt durch eine heiße Leidenszeit auszureifen.“ Wer je in Berührung mit ihr gekommen, hat einen bleibenden Eindruck davon empfangen, was es heißt: „Rein ab und Christo an!“

— Am 1. Oktober starb in Folkestone Lord Shaftesbury (geb. 28. April 1801), der große englische Philanthrop und Missionsfreund, ein Edelmann nach dem Herzen Gottes, wie es wenige gegeben hat.

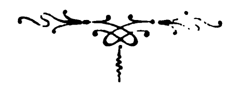
Allerlei.

— In Bordeaux wurde am 12. Juli ein früherer Negersklave, namens Musa Tarravare, den der schwarze Missionar Taylor aus St. Louis nach Frankreich geschickt hatte, getauft. Derselbe hat 2 Jahre lang die Uhrmacherei gelernt und soll demnächst nach Afrika zurückkehren, um dort als freier Mann sein Handwerk zu treiben. Taufunterricht und Taufe wurden ihm von Pfarrer Fuster in der „evangelischen Kapelle“ erteilt. Sein neuer Name ist Nathanael.

— Auf die Petition der Tanneberger Missionskonferenz wider den Schnapshandel in den Kolonien, die 4552 Unterschriften zählte, hat der Vorsitzende der Konferenz, Pastor Kranichfeld in Tanneberg, Sachsen, endlich folgende Antwort vom Reichskanzler (14. Sept.) erhalten: „Der Missionskonferenz teile ich mit Bezug auf die gefällige Eingabe vom 15. April d. J. ergebenst mit, daß die Frage des Handels mit Spirituosen in den deutschen Schutzgebieten Afrika's hier zur Zeit den Gegenstand von Erwägungen bildet und daß auch die kaiserlichen Vertreter in den Schutzgebieten zu einem Gutachten über die eventuelle Einschränkung des betreffenden Handels aufgefordert sind.“

— Herr Pfarrer Spieß in Friedrichsthal, Kr. Saarbrücken, der zum Besten des Missionars E. Faber ein eigenes Blatt „Mitteilungen aus China“ herausgiebt, versichert uns, der Genannte sei nicht in den Dienst des Allg. evang. protest.-Missionsvereins getreten, sondern habe von demselben nur eine einmalige Gabe (1000 Mk.) zur Unterstützung seiner wissenschaftlichen Arbeiten erhalten.

P.S. Als Obiges schon gedruckt war, kam uns von Herrn Pfarrer Spieß die Nachricht zu, daß Missionar Faber doch „unter für ihn sehr ehrenvollen Bedingungen“ in den Verband des Allg. evang.-prot. Missionsvereins getreten sei.



Bücherschau.

Lebensbilder aus der Heidenmission. Herausgegeben von Dr. G. Warneck. Gütersloh C. Bertelsmann, 1871—1877. Fünf Bände zusammen für Mk. 9 statt Mk. 14.

Wir sind sehr oft in der Lage, allerlei Missionsvereinen passenden Lesestoff empfehlen und nicht selten die betreffenden Bücher auch gleich leihen zu müssen. Warum sind Missionsfreunde so wenig geneigt, dergleichen Bücher zu kaufen? Die meisten sind ja billig genug. Und wem die „Lebensbilder“ bisher zu teuer waren, der kaufe sie doch jetzt zum herabgesetzten Preis! Der erste Band enthält eine Lebensskizze der Frau Jane Edkins und eine Reihe ihrer Briefe aus China, der zweite das Leben Johann Fr. Riedel's, des gesegneten Arbeiters in der Minahassa auf Celebes, dargestellt von Dr. R. Grundemann, und ein Vorwort „Komm' und sieh!“ von Dr. Warneck; im dritten erzählt Pfarrer Eppler von der Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar, im vierten Frau Weitbrecht von der Frauenmission in Indien, und im fünften schildert Hofprediger W. Baur das Leben des Missionsbischofs und Märtyrers John Coleridge Patteson. Von keinem dieser Bände kann man sagen, daß er veraltet sei; der zweite und der fünfte (285 S. u. 230 S.) sind in hohem Maße empfehlenswert.

Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung, herausgegeben von Dr. O. Zöckler. Zweite, sorgfältig durchgesehene, teilweise neubearbeitete Auflage. IV. Band: Praktische Theologie. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. Preis Mk. 9.

Dieser vierte und letzte Band des ebenso umfassend angelegten, als sorgfältig zu Ende geführten Kompendiums der gesamten protestantischen Theologie ist vielleicht der interessanteste und wertvollste von allen. Neben den altherbrachten Disziplinen Katechetik und Homiletik (dargestellt von Professor G. v. Zezschwitz) Liturgik, Pastorallehre und Kybernetik (von Prof. Theodosius Harnack) erscheint hier auch eine „Evangelistik“ (von Prof. Plath) und eine „Diakonik“ (von Pastor Th. Schäfer). Mit jener ist die Wissenschaft von der Heiden- und Judenmission, mit dieser die von der Inneren Mission als gleichberechtigt und ebenbürtig neben die älteren Disziplinen getreten — eine wesentliche Bereicherung und Belebung der „Praktischen Theologie“, wie deutlich schon aus den grundlegenden Bemerkungen von Prof. Zezschwitz hervorgeht, welche als „Einleitung“ das Ganze eröffnen und mit eindringender Schärfe den Begriff der Praktischen Theologie auf Grund der kirchlichen Lebens- und Wesensthätigkeiten darlegen. Verglichen mit der ersten Auflage, muß diese zweite ganz entschieden als eine bereicherte und verbesserte bezeichnet werden. Wir zweifeln nicht daran, daß eine Fülle von Anregung und Förderung für die studierende Jugend, wie für die bereits im Amt stehenden Diener der Kirche von diesem Werk ausgehen wird, und sprechen hier nur noch den Wunsch aus, daß insbesondere der vorliegende vierte Band auch in die Hände recht vieler Missionare kommen möchte.

Israel Goldstern. Ein Bild aus der neuesten Judenmission. Herausgegeben vom Rheinisch-westfälischen Verein für Israel. Köln 1885.

Ein überaus interessanter Beitrag zur Geschichte der modernen Judenmission; vor allem dazu geeignet, einen Einblick zu gewähren in die ungeheuren Schwierigkeiten, mit welchen für einen Israeliten immer noch der Uebertritt zum wahren Christentum verbunden ist. Preis gebunden Mk. 1.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Indianer-Kirche am Red River.

Die allgemeine deutsche Missionskonferenz in Bremen.

Als im Mai 1884 die sechste kontinentale Missionskonferenz in Bremen tagte, ahnte wohl niemand, daß schon nach anderthalb Jahren die alte „Herberge Christi" abermals ihre gastlichen Thore einer solchen allgemeinen, von zahlreichen Gesellschaften beschickten Konferenz würde aufzuthun haben. Und noch weniger konnte jemand voraussehen, durch was für Ereignisse eine solche Konferenz würde veranlaßt und nötig gemacht werden. Wir leben eben in einer Zeit, wo es rasch vorangeht, wo die Geister wach sind und eine Ueberraschung die andere jagt. Daß auf einmal das deutsche Reich in Westafrika, in Ostafrika, in Neuguinea u. s. f. weite Länderstrecken sich angeeignet und die Beherrscherin vieler tausende von heidnischen Unterthanen geworden, daß die deutsche Kolonialfrage von dem Stadium des Dichtens und Denkens endlich zu dem des Handelns vorgeschritten, daß hie und da der Gedanke auftauchte, für die neuen deutschen Besitzungen müßten auch neue deutsche Missionen gegründet werden, daß gleichzeitig von verschiedenen Seiten zum Schutz der armen Schwarzen gegen die Branntweinpest der starke Arm des Reiches zu Hilfe gerufen ward, daß überhaupt allerlei Beziehungen zwischen der Missionspolitik einer- und der Kolonialpolitik andererseits sich aufzuthun anfingen — das alles mußte den Gedanken an eine gemeinsame Beratung der einschlägigen Fragen, an ein gemeinsames Postofassen auf gewissen das Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik zu einander im Geiste des Evangeliums bestimmenden Grundsätzen und an ein gemeinsames Vorgehen der Regierung und der öffentlichen Meinung gegenüber nahe legen. Der Vorschlag, hiezu eine Konferenz zu halten, ist unseres Wissens zuerst

von Dr. Warneck ausgegangen, die weitern Vorbereitungen und endlich die Veranstaltung der Konferenz selbst sind das Werk der Bremer. Wo anders hätte denn auch eine solche Konferenz gehalten werden können, als in Bremen?! Das war wohl das Gefühl so ziemlich aller Beteiligten. Und der Verlauf der Konferenz hat bewiesen, daß dies Gefühl ein wohlberechtigtes war. Warum? — das wollen wir jetzt nicht weiter auseinander setzen, die lieben Bremer könnten sonst eitel werden oder, wenn sie darüber erhaben sind, uns der Schmeichelei bezichtigen. Kurzum, die Konferenz wurde in Bremen gehalten, aber nicht — wie wir's sonst gewohnt waren — im wonnigen Mai, sondern in den bereits sehr herbstlichen Tagen vom 27.—29. Oktober, auch nicht in dem lieblichen Gartensaal des Herrn Fr. Vietor, sondern in dem ernstern Wohn- und Geschäftshaus desselben „Vor Stephani Kirchhof 10“, zwei Nebenumstände, die auch noch mithelfen mußten, der Konferenz ihr eigentümliches neues Gepräge zu geben — das Gepräge des praktisch-offiziellen Beschlußfassens und Handelns im Gegensatz zu den mehr gemütlichen missionstheoretischen Verhandlungen der bisher gehaltenen kontinentalen Missions-Konferenzen. Man spürte dabei so etwas von dem „die Blume verblüht, die Frucht muß treiben“ — und das gewiß nicht zum Schaden der Sache.

Es ist uns nun leider nicht möglich, unseren Lesern ein vollständiges Bild vom Gang der Beratungen zu geben. Die folgenden Mitteilungen, die wir der Güte eines der Basler Abgeordneten, des Herrn Inspektor Oehler, verdanken, mögen als Ersatz dienen. Wie wir vernehmen, werden die zum Vortrag gekommenen Referate in der Allgemeinen Missionszeitschrift von Dr. Warneck in extenso mitgeteilt werden.

Auf der Konferenz waren vertreten: die Francke'schen Stiftungen in Halle durch Direktor Frick, die Brüdergemeine durch Direktor E. Reichel, Basel durch Inspektor Oehler und Herrn G. Pfleiderer, die Rheinische Missionsgesellschaft durch Inspektor Schreiber, die Berliner durch Direktor Wangemann, die Leipziger durch Direktor Hardeland, die Goßner'sche durch Professor Plath, die Norddeutsche durch Pastor Vietor und Inspektor Zahn, die Hermannsburger durch Direktor Harms, die Schleswig-Holsteinische durch Inspektor Fiensch (aus Breklum), der Königsberger Missions-

verein durch Konsistorialrat Hase und endlich die deutsche Missionswissenschaft durch die Doktoren Warneck und Grundemann. Das Präsidium führte Dr. Fabri aus Godesberg. Als Gäste waren ferner anwesend mehrere Bremer Missionsfreunde, darunter der auch an den Verhandlungen sich beteiligende, aber nicht mit abstimmende Gajus der ganzen Konferenz, Herr Fritz Vietor, und endlich — last, not least — als Delegierter des Auswärtigen Amtes in Berlin Herr Konsul Raschdau. Die Anwesenheit dieses Herrn war geradezu dasjenige Charakteristikum dieser ersten allgemeinen deutschen Missionskonferenz, wodurch sie sich am meisten von allen ähnlichen bisher stattgehabten Zusammenkünften unterschied.

So wenig Herr Raschdau in der Lage war, bestimmte Zusagen zu machen, und obgleich er daran erinnerte, daß die Regierung auch andere Interessen als die der Mission zu schützen oder zu fördern habe, daß sie ferner den verschiedenen Mission-treibenden Konfessionen gegenüber eine unparteiische Neutralität wahren müsse, konnte er doch die tröstliche Versicherung geben, „die Reichsregierung widme den Bestrebungen der Mission die vollste Sympathie; die Gesittung, die Bildung, das Christentum in die fernen Gegenden zu tragen sei auch für die Reichsregierung ein Ziel; dem hohen Interesse, das sie an den Bestrebungen der Mission nehme, habe die Reichsregierung eben durch Absendung eines ihrer Beamten zu dieser Konferenz Ausdruck geben wollen; derselbe sei beauftragt, dem Herrn Reichskanzler später Bericht über die Verhandlungen zu erstatten u. s. w." Man hat also allen Grund, zu hoffen, daß die Beschlüsse der Konferenz auch auf die Maßnahmen der Regierung einen für die Missionssache günstigen Einfluß üben werden. Besonders erwünscht wäre das z. B. in Bezug auf die Branntweinfrage, welche gleich den ersten Verhandlungsgegenstand bildete.

Das Referat darüber hatte Inspektor Zahn. Auf Grund eines kolossalen, zum größten Teil von Missionaren, also von kompetenten Augenzeugen gelieferten Beweismaterials legte er dar, wie notwendig es sei, der Ueberflutung der deutschen Schutzgebiete durch Branntwein energisch entgegenzuwirken. Es wurde daran erinnert, wie die Besitzergreifung von Togo und Bageida eigentlich im Interesse des deutsch-afrikanischen Branntweinhandels erfolgt sei, da die dort etablierten deutschen Kaufhäuser, welche um den Reichsschutz gebeten, fast mit nichts als mit Branntwein handeln. Dieser sog. Branntwein

sei zum größeren Teil ein so abscheuliches, mit dem schädlichsten Fusel überladenes Getränk, daß man ihn getrost schon vom bloß medizinischen Standpunkt aus als ein Gift bezeichnen dürfe. Es sei erschreckend, wie systematisch die Eingebornen zum Genuß dieses Giftes verführt werden und in welchem Maße sie von der daraus hervorgehenden Gewohnheit beherrscht seien. In Südafrika z. B. sei die Bitte um einen Trunk Branntwein ebenso verbreitet, wie im Orient das Begehren nach einem Bakschisch. Der Branntwein begleite den Neger durch sein ganzes Leben wie ein todbringender Schatten; schon seine Geburt, dann alle weiteren Familienereignisse und endlich sein Begräbnis werden mit Schnapstrinken gefeiert.*) Der Konsum sei ein enormer: bei einem eingebornen Händler fand ein englischer Zollbeamter allein 8000 Kisten, d. h. 96,000 Flaschen Branntwein! Was ist da zu thun? Wir müssen uns vor allem an das ganze deutsche Volk wenden und die öffentliche Meinung dahin zu bringen suchen, daß sie den Verkauf von Branntwein an solche der Verführung fast widerstandslos gegenüberstehende Völker — als ehrlos verurteilt. Hiezu muß die Tagespresse in Anspruch genommen werden; auch auf Missionsfesten muß in diesem Sinne Zeugnis abgelegt werden u. s. f. Die Regierung soll gebeten werden: 1) ihren Schutz da walten zu lassen, wo heidnische Völker gegen ihren Willen zur Gestattung der Branntweineinfuhr gezwungen werden, wie dies z. B. in Madagaskar der Fall war; 2) daß sie den zur Ausfuhr kommenden Branntwein unter das Gesetz gegen Verfälschung von Lebens- und Genußmitteln stelle; 3) daß sie, so lange in den Schutzgebieten kein Einfuhrzoll für Branntwein erhoben werde, die bisher übliche Exportprämie für diesen Artikel aufhebe; 4) daß sie ihren Beamten verbiete, den Eingebornen geschenksweise Branntwein zu liefern; 5) daß sie durch Einführung eines allmählich immer höher werdenden Einfuhrzolles auf Branntwein den deutschen Handel in bessere Bahnen hineinnötige; 6) daß sie Missionsstationen und christliche Gemeinden ermächtige, auf ihrem Grund und Boden den Branntweinhandel gänzlich zu untersagen.

---

*) Hiezu vergleiche man z. B. die köstlichen Schilderungen des Negerlebens, wie sie Missionar Bohner in seinem „La Lomo" gegeben hat. Wer dieselben s. Z. im „Missions-Magazin" 1881 gelesen hat, wird sich freuen, zu vernehmen, daß der nächste Jahrgang die Fortsetzung bringen wird. Red.

Im Lauf der Debatte erklärte der Vertreter des Auswärtigen Amtes: was in dieser Frage die eigentliche Gesinnung der Regierung sei, das möge man aus den in Australasien getroffenen Maßregeln derselben schließen; hier, wo sie freie Hand habe, sei bereits der Verkauf von Branntwein an die Eingebornen verboten; in Afrika dagegen sei die Frage außerordentlich verwickelt; das Togogebiet mit seiner nur 10 Meilen langen Küste liege mitten inne zwischen französischen, englischen und portugiesischen Besitzungen, da dringe der Branntwein von allen Seiten herein und ein Verbot bleibe wirkungslos. Etwas günstiger sei die Lage in Kamerun, wo aber auch der Einfluß einiger in der Nachbarschaft etablierten englischen Handelsgesellschaften mächtig sei. Zunächst sei nun eine Lizenz von 2000 Mk. eingeführt. Aber einseitige Maßregeln, die nur von der deutschen Regierung ausgehen, würden nie viel helfen. Herr Fritz Vietor bewies aus den Erfahrungen seines eigenen afrikanischen Geschäftes, daß man auch ohne Branntwein einen gewinnbringenden Handel mit den Negern treiben könne, wenn man nur auf so raschen und auf so großen Profit verzichte, wie ihn die Branntweinhändler zu machen pflegen.

Mehrere andere Herren, die noch das Wort nahmen, betonten, daß die einzige wirklich praktische Schutzmaßregel in einem hohen Einfuhrzoll zu suchen sei. Schließlich wurde eine Kommission beauftragt: 1) eine Erklärung an das deutsche Volk aufzusetzen und 2) die Bitten der Konferenz an die Reichsregierung zu formulieren. Diese Bitten sind außer den Vorschlägen 2, 3, 4 u. 6 des Referats noch folgende: a) daß künftig, wenn es sich um Erteilung eines kaiserlichen Schutzbriefes handelt, Sr. Majestät vorgeschlagen werde, den Ausschluß des Branntweinhandels von seiten der betreffenden Kolonial- oder Handelsgesellschaft zur Bedingung zu machen; b) daß ein den Zöllen der Nachbarkolonien mindestens gleichkommender, möglichst hoher Einfuhrzoll auf Branntwein eingeführt werde; c) daß der Detailverkauf nur gegen eine Lizenzgebühr gestattet werde.

Die unter 1) erwähnte Erklärung lautet wie folgt:

Die Konferenz der deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften wendet sich an ihre deutschen Volksgenossen mit der dringenden Bitte, ihr zu helfen in dem Kampf gegen einen Feind, der oft genug zerstörend in ihre heilsame Arbeit eindringt. Das deutsche Volk hat sich aufgemacht, um mehr als bisher an den Reichtümern der Welt Anteil zu bekommen, indem es in überseeischen

Ländern feste Besitzungen erworben und die Macht des gei
zum Schutze deutscher Interessen überall in der Welt gelte
ist es allgemeiner bekannt geworden, daß leider unser Volk
Weise an dem Branntweinhandel mit Naturvölkern beteil
Millionen werden jährlich aus deutschen Häfen Spirituosen,
gesundheitsschädlichsten Art, besonders in die afrikanischen Kol
Die deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften müssen es
jähriger Erfahrung bezeugen und Tausende von Männern
Bekenntnisse und Nationen, welche an der geistigen und
heidnischer Völker arbeiten, stimmen zu, daß unter allen
Feinden einer religiösen und sozialen Besserung der Bran
gefährlichsten ist. Einstimmig verurteilt unser Volk den schädli
lichen Opiumhandel Englands; müßte das Ausland uns ni
beschuldigen, wenn der nicht minder verderbliche Branntweinhan
ohne Protest seitens unsres Volkes in den Kolonien sich aus
Die deutschen Missions-Gesellschaften wenden sich daher mit de
Volksgenossen, besonders an die berufenen Vertreter derselben: ...
von Deutschland die Schmach abzuwenden, vor anderen Nationen als Verderber
heidnischer Völker zu gelten!

Die Konferenz dankt dem Vorstand des „deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" für seine Erklärung vom 29. Mai dieses Jahres, in welchem derselbe diesen Branntweinhandel **für der Ehre Deutschlands nicht würdig** erklärt, und bittet denselben, auch ferner dafür einzutreten, daß nicht, was wir für uns selbst als ein Uebel in jeder Hinsicht erkennen, den unbefestigten Heidenvölkern gebracht werde.

Mit Freuden bewillkommt es die Konferenz, daß der westdeutsche Zweig des deutschen Kolonialvereins vorangegangen ist mit seiner Erklärung vom 10. Juni dieses Jahres, welche das Verbot des Handels in Spirituosen für die deutschen Schutzgebiete verlangt. Die Konferenz giebt sich der Hoffnung hin, daß der ganze deutsche Kolonial-Verein diese Erklärung zu der seinigen machen wird. Sie kann den deutschen Kolonialfreunden aus fremder und eigener Erfahrung bezeugen, daß alle Kolonialbestrebungen in dem Branntweinhandel, der vielleicht eine kurze Scheinblüte hervorzaubert, den schlimmsten Feind des Gelingens zu erkennen haben.

Ueber das zweite Thema: „**Deutsche Missionare in deutschen Kolonien**" führte Dr. **Schreiber** folgende Gedanken aus, die wir hier nur kurz andeuten können. Die Mission ist bisher entschieden unabhängig von nationalen Gesichtspunkten und Interessen getrieben worden; selbst die Engländer haben sich mit ihrer Missionsthätigkeit keineswegs auf ihre eigenen Kolonien beschränkt und andrerseits haben in den englischen Kolonien Missionare amerikanischer, deutscher und anderer Herkunft ebenso ungehindert wirken können. Die Mission in eigenen Kolonien hat

14. März 1911, abends 8 1/4 Uhr
Pfarrer W. Schlatter
in Basel:
Die Entwicklung der chinesischen Mission
im Spiegel der Lebensgeschichte Lechlers.

allerdings manche Vorzüge, aber auch manche Nachteile, z. B. die Versuchung zur Vermengung nationaler, bezw. kolonialpolitischer Interessen mit dem Reichsgottesinteresse, oder doch den Schein einer solchen Vermengung und die daraus hervorgehende Meinung der Eingebornen, der Missionar sei imgrunde eben doch nur ein verkappter Agent seiner Regierung; auch betrachten die Eingebornen ja leicht jeden Angehörigen der „herrschenden Rasse", auch wenn er ihr Wohlthäter ist, als einen natürlichen Feind, Unterdrücker u. dgl. Es war bisher ein Vorzug der deutschen Mission, daß sie nirgends mit Vorurteilen dieser Art zu kämpfen hatte, daß ihre Motive daher vollkommen erhaben waren über den Verdacht politisch-nationalen Eigennutzes. Andrerseits ist aber natürlich anzuerkennen, daß unserm Volk aus dem neuen Kolonialbesitz auch eine neue und verstärkte Verpflichtung zur Teilnahme am Missionswerk erwächst, und hätten wir überhaupt noch keine deutsche Mission, so wäre es jetzt selbstverständlich, daß wir den Anfang mit einem deutschen Schutzgebiet machen würden. So liegt nun aber die Sache nicht. Wir haben bereits eine Reihe von Missionsgebieten in Angriff genommen, und auf diesen weiterzuarbeiten sind wir in erster Linie verpflichtet. Sollte der neu erwachte deutsch-koloniale Missionseifer diesen alten Missionen irgendwie Abbruch thun, so wäre er entschieden vom Uebel. Wo aber auf jetzt deutsch gewordenem Boden Nichtdeutsche arbeiten, da gilt es, sie ruhig weiter machen zu lassen und sich in ihr Gebiet durchaus nicht einzudrängen. So wohlwollend wir z. B. in englischen Kolonien behandelt werden, so wohlwollend müssen wir auch die englischen Missionare in deutschen Kolonien behandeln; ja wir sollten froh sein an solchen Mitarbeitern. Wo es aber doch zu deutschen Missionen auf deutschem Boden kommen solle, da meine man doch nicht, zu diesem Zweck auch gleich eine neue deutsche Gesellschaft gründen zu müssen; man erwäge vielmehr reiflich alle Verhältnisse und verständige sich brüderlich miteinander u. s. f.

Die Debatte ergab, daß fast alle Anwesenden des Referenten Anschauungen mehr oder weniger entschieden teilten und gar manche der in letzter Zeit an die Missionsgesellschaften gestellten Zumutungen als unverständig und aller Sachkenntnis entbehrend einfach zu ignorieren kein Bedenken trugen. Andrerseits warnte namentlich Dr. Fabri vor einer gewissen Inaktivität, welche es versäume, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß sei; in erster Linie müsse Kamerun be-

rücksichtigt werden; für eine deutsche Mission auf diesem Gebiet sei die öffentliche Meinung bereits in hohem Grade erwärmt, auch der Gouverneur dieser Kolonie, Herr von Soden, sowie Herr Wörmann, der Inhaber der größten dort Handel treibenden Firma, wünschen eine solche; die englischen Baptisten aber, die bisher dort Pionierdienste gethan, seien entschlossen, sich zurückzuziehen, um, wenn wir nur wollen, einer deutschen Mission Platz zu machen; ohne Zweifel würden sie auch von ihrer anfänglichen hohen Forderung für ihre Häuser und sonstigen Immobilien in Kamerun (über 200,000 Mk.) herabgehen, sobald wirklich eine deutsche Missionsgesellschaft dieselben zu kaufen sich herbeilasse; die Sache sei auch deswegen von Bedeutung, weil die englische Regierung, falls mit den Baptisten ein befriedigendes Abkommen getroffen werde, wahrscheinlich auch die benachbarte, eigentlich von den Baptisten allein gegründete Kolonie Viktoria uns abtreten würde. Dies letztere wurde von Konsul Raschdau bestätigt, aber auch hinzugefügt, daß der Regierung die Wirksamkeit der englischen Baptisten an und für sich gar nicht unerwünscht sei und durchaus keine Absicht bestehe, dieselben etwa aus Kamerun hinauszudrängen. Dr. Warneck bemerkte, daß es nicht bloß politische und nationale Motive seien, welche die Baptisten veranlassen, an ein Aufgeben ihrer Kamerun-Mission zu denken, sondern ebenso der Wunsch, sich mit ungeteilter Kraft ihrer neuen, außerordentliche Opfer fordernden Kongo-Mission zuzuwenden. — Konsistorialrat Hase teilte mit, daß der Königsberger Verein eine zeitlang daran gedacht habe, in Kamerun sich ein eigenes Arbeitsfeld zu suchen, diesen Plan nun freilich aufgegeben habe, dagegen mit Freuden diejenige deutsche Gesellschaft unterstützen würde, welche bereit wäre, in Kamerun zu arbeiten.

Der einzige, der entschieden für den Grundsatz eines nationalen Missionsbetriebs eintrat und diesen teils aus der Missionsgeschichte, teils durch theoretische Erwägungen zu rechtfertigen suchte, war Professor Plath. Er empfahl es mit Nachdruck, auf den „christlichen Volkswillen" einzugehen und weissagte für die Mission, welche es übernehme, in den deutschen Kolonien zu arbeiten, ein reiches Maß von Sympathie.

Das Ergebnis war die Feststellung einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Erklärung des Inhalts, daß es sich vor allem um treue Pflege der bestehenden Missionen handle, sowie um gerechte Würdi-

gung der Missionsarbeit auch nichtdeutscher Missionen auf deutschem Gebiet und um dankbare Anerkennung des Schutzes, welchen deutsche Missionen von jeher seitens nichtdeutscher Kolonialregierungen erfahren haben, daß aber die überseeischen Erwerbungen Deutschlands allerdings als eine Thatsache anzuerkennen seien, durch welche neue Missionsgelegenheiten geschaffen und somit der deutschen Christenheit auch neue Aufgaben gestellt werden. Schließlich wird trotz der zahlreichen Bedenken, welche die Basler Abgeordneten dagegen vorbringen, allgemein die Hoffnung ausgesprochen, daß doch die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel sich zur Uebernahme der Kamerun-Mission entschließen möchte, da sonst leicht eine neue Gesellschaft speziell für Kamerun sich bilden könnte, was nicht wünschenswert sei. Insbesondere wurde das Basler Missionskomite gebeten, möglichst bald einige seiner Missionare von der Goldküste nach Kamerun zu schicken, um durch sie die dortigen Verhältnisse gründlich untersuchen zu lassen.

Doch damit haben wir schon dem Gang der Konferenz insofern vorgegriffen, als bei Fassung der soeben erwähnten Beschlüsse die Konferenz bereits unter dem ergreifenden Eindruck stand, den das dritte Referat auf sie gemacht hatte, in welchem Direktor Reichel die Frage beantwortete: „Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialpolitik nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage?"

Die Hauptgedanken des Referats waren folgende: Angesichts der herrschenden Begeisterung für Kolonien und für Kolonial-Missionen scheint es fast sonderbar, von einem Schaden zu reden, der der Mission erwachsen könnte. Aber warum rufen jetzt so viele die Mission herbei? Ist's nicht so, daß man die Missionare dazu benutzen will, den Kolonisten die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Die Mission soll eine Dienerin des Handelsinteresses werden! Es wäre wohl möglich, daß auf diesem Wege das Aschenbrödel der Mission noch zum Schoßkind der Zeitgenossen würde, aber nur um den Preis des Sichselbstaufgebens. Mission und Kolonisation sind soweit von einander verschieden, als Himmel und Erde: Wesen, Beruf und Ziel beider liegen auf ganz verschiedenen Gebieten. Es ist darum ein falscher Vorwurf, wenn hie und da behauptet wird, die deutsche Mission habe für England gearbeitet. Die Mission hat für niemand zu arbeiten, als für den König aller Könige, und für kein

anderes Reich zu wirken, als für das Reich Gottes. Aber freilich, die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens, d. h. die Kolonien werden aus der durch die Mission gepflanzten Gottseligkeit sicher auch allerlei irdische Vorteile ziehen. Aber der Zumutung, um des Vaterlands willen neben dem Einen Hauptzwecke der Mission auch noch allerlei weltliche Interessen zu pflegen und zu fördern, müssen wir uns aufs entschiedenste erwehren. Als deutsche Reichsbürger und als Kinder unseres Volkes stehen wir der nun in Gang gekommenen Kolonialpolitik durchaus nicht gleichgültig gegenüber, und als Missionsleute fühlen wir uns überdies gedrungen, dazu mitzuwirken, daß unsere Kolonien eine Basis für neue Eroberungen im Reiche Gottes werden. Allen Lockungen aber, welche die Mission von ihren gottgesetzten Bahnen und Schranken abdrängen möchten, müssen wir energischen Widerstand leisten. Ihren göttlichen, internationalen, von allen staatlichen Fesseln unabhängigen Charakter zu wahren — darauf kommt es vor allem an. „Schiedlich — friedlich" das sei und bleibe die Losung. Gegenseitige Rücksichtnahme und Dienstleistung ist damit durchaus nicht ausgeschlossen. Wie beide Teile einander leicht die größten Schwierigkeiten bereiten können, so können sie einander auch ohne Mühe in die Hände arbeiten. Nur muß die gegenseitige Stellung beider, d. h. der Mission einer-, der Kolonialregierung andrerseits, klar bestimmt und dann auch beständig festgehalten werden. Und da ist vor allem zu konstatieren, daß die Mission eine Macht ist, die der Kolonialmacht vollkommen ebenbürtig zur Seite steht. Die Kolonialregierung ist nicht nur ein Schutz für die Mission, sondern die Mission ist auch ein Schutz für die Kolonialregierung. Ohne alle Selbstüberhebung darf sie getrost vor die stolze Großmacht des deutschen Reiches treten und „Schutz gegen Schutz" in Anspruch nehmen.

Der Referent hat sich mit einigen Fragen an nicht weniger als 26 ältere Missionare der Brüdergemeine gewendet und übereinstimmend von allen die Versicherung erhalten: 1) daß die fremden Kolonialregierungen, in deren Bereich sie gearbeitet haben, sich den deutschen Missionaren gegenüber durchaus wohlwollend und entgegenkommend gezeigt haben; 2) daß die betreffenden Regierungen in dieser Beziehung keinen Unterschied gemacht haben zwischen Missionaren von der eigenen und solchen von fremder Nationalität; 3) daß die deutschen Missionare überall denselben Schutz genießen,

wie andere Landesangesessene, einen Schutz, der manchmal sogar über das Maß dessen hinausgehe, was billigerweise erwartet werden könne, ohne daß die Regierung den Missionaren irgendwelche Dienste zur Förderung ihrer politischen Zwecke zumuten würde; 4) daß auch die Kolonisten selbst es den deutschen Missionar fast nie empfinden ließen, daß er ein Deutscher sei, daß vielmehr etwaige Feindseligkeiten stets dem Missionar als solchem, nicht dem Deutschen im Missionar gegolten hätten. Der Referent möchte daher der englischen, der niederländischen und der dänischen Kolonialregierung ausdrücklich die dankbare Anerkennung der Konferenz und andrerseits die Hoffnung ausgesprochen sehen, daß die deutsche Kolonialregierung auf den neuerworbenen Gebieten nicht nur die deutschen Missionsunternehmungen schützen und fördern, sondern auch, unter Anerkennung des internationalen Charakters der Mission, den Missionaren anderer Nationalität dieselbe wohlwollende Behandlung werde angedeihen lassen, welche die deutschen Missionare bisher von fremden Kolonialregierungen erfahren haben. Den Inhalt seines Referates faßt er selbst noch in folgende 6 Thesen zusammen:

1. „Beruf und Ziele der Kolonialpolitik und der Mission liegen soweit auseinander, daß es im Interesse beider ist, jede Verwechslung und Vermischung sorgfältig zu meiden und klar von einander geschieden zu bleiben.

2. Die Mission muß ihren göttlichen*) Charakter wahren, demzufolge sie in göttlichem Auftrag durch die Predigt des Evangeliums Jesu Christi unter den Heiden im Dienste des Königs des Gottesreichs steht und für Seine Ehre und Macht arbeitet.

3. Die Mission muß ihren internationalen Charakter wahren, der sie anweist nach wie vor, unbekümmert um die Farbe der über ihrem Arbeitsfeld wehenden Flagge, da zu wirken, wo der Herr sie wirken heißt.

4. Die Mission muß den Kolonialregierungen gegenüber ihren unabhängigen Charakter wahren, wird aber für den gewährten Schutz mit der Macht ihres moralischen Einflusses der Kolonialpolitik freiwillige Gegendienste leisten.

*) Hier hätten wir lieber „heilsanstaltlichen" oder „kirchlichen" Charakter gesagt, denn „göttlichen" Charakter, bezw. göttliche Autorität und göttlichen Auftrag darf auch die weltliche Obrigkeit für sich in Anspruch nehmen.

5. Solche freiwillige Gegendienste ist die deutsche Mission besonders gern bereit, deutschen Kolonialregierungen zu leisten, wird aber nur dann im stande sein, es zu thun, wenn ihr die Kolonialpolitik keine Hindernisse in den Weg legt.

6. Die deutsche Mission sieht es als ihre Pflicht an, gegen die in der öffentlichen Meinung Deutschlands herrschenden, von einem Teil der Presse genährten Vorurteile anzukämpfen und eine gerechte Beurteilung ihrer Wirksamkeit herbeizuführen.

In der Debatte wurde verlangt, daß den Missionaren verboten werde, irgend etwas zu thun, was sie als politische Agenten könnte erscheinen lassen (!), für die Kolonialzeitungen Artikel zu schreiben (!!), sich zur Vermittlung von Landkäufen herzugeben u. s. w. Wie nötig solche Vorsicht sei, das beweisen neuerdings laut gewordene Stimmen aus Holländisch-Indien, welche Verdrängung der deutschen Missionare fordern, weil sie die Annexion des Landes durch das deutsche Reich vorbereiten. Von der Regierung aber wurde verlangt, daß sie die Missionare mit politischen Aufträgen verschone und weder entlassene, noch aus dem aktiven Dienst zurückgetretene Missionare in ihren Dienst nehme (!). Von anderer Seite wurde freilich auch daran erinnert, daß nicht selten der Missionar eben der Mann sei, der am besten einen politischen Auftrag ausrichten, einem drohenden Krieg vorbeugen, zwischen Herrschern und Beherrschten vermitteln könne u. s. w. Im Ganzen aber ging die Stimmung der Konferenz entschieden dahin, daß nicht reinlich und nicht vorsichtig genug unterschieden werden könne zwischen den politischen und kulturellen Aufgaben der Kolonialregierung einerseits und der religiösen Aufgaben der Mission andrerseits.

Den vierten Beratungsgegenstand bildeten einige von Professor Plath vorgetragene, „aus der Erfahrung der Missionsarbeit geschöpfte Wünsche und Ratschläge, wie die deutschen Kolonialverwaltungen die Eingebornen zu behandeln haben.“ Seine Thesen waren folgende:

1. Nicht nur das Studium anderer Kolonialverwaltungen, sondern was Missionare wünschen und raten, kann für deutsche Kolonisatoren von großem Werte sein.

2. Das Ziel ihrer Verwaltung ist die Verwertung des kolonialen Nationalvermögens und die geistige und sittliche Förderung der Kolonialbewohner.

3. Die Beamten müssen bürgerlich unbescholtene und geistig potente Leute sein und als solche auch in ihrer Wirksamkeit sich bewähren.

4. Es sei für sie in hohem Maße wünschenswert, daß sie sich der Sprache der ihrer Pflege anvertrauten Eingebornen bemächtigen und in ihr amtlich mit denselben verkehren.

5. Ihre eingeborenen niederen Beamten zwinge man nicht zum Lernen der deutschen Sprache, überlasse das vielmehr der geschichtlichen Entwicklung.

6. Achtung bestehender Rechte sei bei der Verwaltung das oberste Grundgesetz!

7. Bei der sogenannten Landfrage befleißige sich die Kolonialverwaltung, sowohl den Eingebornen gegenüber als auch bei Zwistigkeiten, welche unter ihnen selbst ausbrechen, der gewissenhaftesten Redlichkeit!

8. Nach innen und nach außen übe sie Zucht und setze sich bei ihren Pflegbefohlenen, sowie bei ihren Nachbarn in Achtung, die auf Furcht basiert ist.

9. Da die Erhaltung der Eingebornen als Volk Pflicht ist, muß jede Vergeudung und Schädigung des Menschenlebens verhütet werden, selbst durch Eingriffe in die Freiheit der religiösen Kulte.

10. Im übrigen verhalte sich die Kolonialregierung gegen die Religionen der Eingebornen neutral und wehre auch den Missionaren nicht, den christlichen Glauben zu verbreiten.

11. Auf die Verbesserung der Sitten wirke sie auch durch Einrichtung von Schulen, die von vorneherein kaum anders als religionslos werden sein können.

12. Ob auch eine deutsche Gesellschaft zum Schutze der Eingebornen wird gegründet werden müssen, sei der göttlichen Leitung anheimgestellt.

Die Debatte beschäftigte sich hauptsächlich mit der Sprachenfrage, der Schulfrage und der Arbeiterfrage. In Betreff des Sprachenlernens der Beamten wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die Dauer ihres Aufenthalts wenigstens in den tropischen Kolonien meist zu kurz sein dürfte, um ein wirklich fruchtbares Sprachenlernen zu ermöglichen; doch wurde daran festgehalten, daß den Beamten dasselbe trotzdem dringend zu empfehlen sei. Die Errichtung von Schulen wurde allseitig als Aufgabe der Mission

erkannt und auf das englische System der Unterstützung von Missions- und anderen Privatschulen durch sog. Grants in aid, als vielleicht auch für unsere Kolonialregierung nachahmenswert hingewiesen. Der Referent zog seine These Nr. 11 hierauf selbst zurück. Bei der Land- und Arbeiterfrage handelt es sich darum, die Eingebornen vor jeder Vergewaltigung und Ueberrumpelung durch eigennützige und gewissenlose Kolonisten zu schützen. Wie oft ist schon mit europäischen Rechtsanschauungen ganz unbekannten Eingebornen durch scheinbar völlig korrekte Kaufverträge ihr Land für immer abgeschwindelt worden! Wie schrecklich sind andere durch die Sklaverei und den Kulihandel mißbraucht worden! Allerdings sei es wünschenswert, daß die Eingebornen zur Arbeit erzogen würden, aber zu diesem Zwecke sie ihrer Freiheit zu berauben und auch nur eine Art Hörigkeitsverhältnis einzuführen, gehe doch wohl nicht an.

Dr. Warneck führte unter ziemlich allgemeinem Beifall des näheren aus: Ein Zwang zur Arbeit könne der Natur der Sache gemäß doch nur ein äußerer Zwang, etwa durch die Peitsche, sein; auch frage sich, wer denn einen solchen Zwang ausüben solle, die Regierungsbeamten oder die Privatunternehmer von Plantagenbau u. dergl. Dem Afrikaner dürfe man überhaupt nicht die Arbeitsleistung z. B. eines deutschen Bauern zumuten. Und warum betont man denn so sehr die „Erziehung zur Arbeit"? Warum spricht man nicht auch von einer Erziehung zur Mäßigkeit im Trinken u. dergl.? Da sei offenbar der Egoismus derer im Spiel, denen die Kolonien nichts als Ausnützungsgebiete für den Handel sind. Dieser Egoismus habe keine Geduld und sei darum ein schlechter Pädagog, der kein anderes Mittel als den Zwang kenne. Aber die Arbeitsamkeit müsse das Ergebnis einer längeren Entwicklung sein. Und erst durch das Christentum werde die in den an Sklaverei gewöhnten Ländern so tief verachtete und von jedem Freien gemiedene Arbeit geadelt werden. Uebrigens sei es nicht so schlimm mit der Trägheit des Negers. Wenn ihm neue, würdige Beweggründe zur Arbeit eingepflanzt würden, so könne auch er noch ein fleißiger und anstelliger Arbeiter werden u.s.f.

Zum Schluß kam noch ganz kurz ein Antrag auf Konstituierung eines allgemeinen deutschen Missionsbundes zur Sprache. Das Resultat war, daß man sich mit der Einsetzung eines „ständigen Ausschusses der Bremer Konferenz zur Förderung und Vertretung ihrer Zwecke" begnügte. Inspektor Zahn, Direktor Reichel, Dr. Fabri

und Dr. Warneck wurden in denselben gewählt. Alles in allem muß die Konferenz als eine durchaus gelungene bezeichnet werden. Es wurde in brüderlichem Frieden beraten und mit fast ausnahmsloser Einmütigkeit gehandelt. Ob die angestrebten Ziele erreicht werden, das hängt vom ferneren Segen Gottes und vom guten Willen der deutschen Christenheit ab. **Er aber, der Gott des Friedens, der von den Toten ausgeführet hat den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Testamentes, unseren Herrn Jesum, der mache uns fertig in allem guten Werk, zu thun Seinen Willen, und schaffe in uns, was vor Ihm gefällig ist, durch Jesum Christum, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!** Amen.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die Baptisten haben bekanntlich am Kongo schon große Verluste erlitten, merkwürdigerweise in den letzten Jahren viel größere als in den ersten: von den ersten 7, die ausgesandt wurden, ist nur einer gestorben, von den letzten 14 dagegen sind 9 gestorben! Dies erweckt natürlich den Verdacht, daß irgend welche Fehler in der Lebensweise gemacht worden sind. Man ist jetzt ernstlich bemüht, denselben auf die Spur zu kommen. Da manche Europäer, die schon lange an der Kongo-Mündung gelebt haben, verhältnismäßig gesund geblieben sind und im ganzen die Kongo-Gegend bei Seeleuten, Reisenden und Kaufleuten nicht für besonders gefährlich gilt, glaubt man — hoffentlich mit Recht — die Ursache der vielen Todesfälle irgendwo anders, als im „Klima“ suchen zu sollen. Die Gesellschaft ist im Begriff, mehrere Aerzte an den Kongo zu senden.

— Am 13. Juli ist Lieutenant Wißmann am Stanley Pool angekommen, nachdem er 1½ Jahre vorher von St. Paul de Loanda aufgebrochen war und sehr wichtige Entdeckungen gemacht hat. Das Land, das er durchreist hat, ist reich und fruchtbar, die Einwohner sind freundlich und „glauben an Einen Gott, der im Himmel wohnt, der alles sieht und weiß und zu dem man kommt, wenn man gestorben ist.“ Miss. Whitley hat 200 dieser Balubus, welche Wißmann mitbrachte, kennen gelernt: große, starke Leute, ganz nackt, aber schön tättowiert, sehr neugierig und geschwätzig, aber nicht diebisch, dabei gutmütig und zutraulich. Unter ihren Schmucksachen fand sich ein

kupfernes Kruzifix. Offenbar sind das Ueberbleibsel der alten jesuitischen Kongo-Mission. Die Baptisten würden gern eine Station bei den Balubus gründen; aber zwischen ihrer Heimat und Stanley Pool wohnen wilde, menschenfressende Stämme und die Reise allein den Kassai-Fluß hinauf würde 1—2 Monate dauern.

— Unter den **Basutos** hat der Schnapshandel und die Trunkenheit so zugenommen, daß die Missionare ein Rundschreiben an alle Häuptlinge erlassen haben, in welchem dieselben über die Gefahren dieses Lasters belehrt und zur Bekämpfung desselben aufgefordert werden. Noch ehe er dies Rundschreiben erhielt, hatte einer der Häuptlinge, Lerotholi, einen Traum: er sah das ganze Land von Weißen bewohnt, alle Schwarzen verschwunden, und eine Stimme sagte ihm, das sei die Frucht des Branntweintrinkens! Die Folge war, daß Lerotholi ein Gegner des Schnapses wurde und die anderen Häuptlinge aufforderte, sich ihm anzuschließen. Auch Mopeli, ein längst vom Christentum abgefallener Bruder Moschesch's, der seinen Sitz im Freistaat hat, ist auf einer Besuchsreise, die er durch's Basutoland gemacht, als Mäßigkeitsapostel aufgetreten, indem er die Häuptlinge ermahnte, „zu Gott zurückzukehren und dem Schnaps zu entsagen". Einen ganzen Sonntag brachte er in Morija zu und war tief gerührt, namentlich beim Anblick der christlichen Schüler. Frau Mabille sprach ihm im Namen ihres greisen Vaters, Casalis, durch den er einst getauft worden und den er in die Geheimnisse der Basutosprache eingeführt, herzlich zu, doch wieder ein Christ zu werden; aber so weit ist er noch nicht. In Morija ist ein Mäßigkeitsverein gegründet, an welchem Christen und Heiden teilnehmen. Peinliches Aufsehen hat folgender traurige Fall erregt: ein Häuptling hatte sich zu Tode getrunken, die Heiden aber beschuldigten in ihrer Weise seinen Bruder und einige andere Personen, ihn durch Behexung getötet zu haben, worauf der Oberhäuptling Lepoko die Verdächtigten in einen Hinterhalt locken und ohne weiteres töten ließ! Bei der gegenwärtig herrschenden Gesetzlosigkeit wird dies Verbrechen wahrscheinlich ungestraft bleiben.

— Ende Juni ist **Bischof Taylor** mit sechs Brüdern von St. Paul de Loanda aufgebrochen und am 19. Juni hat er aus Nhangepepe, 100 Stunden landeinwärts, berichtet, daß er an diesem Ort eine bleibende Niederlassung zu gründen gedenke. Der Boden sei fruchtbar und die 2000 Acker Landes, die er erworben, würden wohl ausreichen, die Missionsfamilien zu ernähren! Die Bevölkerung sei zahlreich und täglich könne man 100—1000 Zuhörer haben. Die Schwierigkeiten seien groß wegen der Neuheit der Verhältnisse und der Unbekanntschaft mit der Landessprache. „Aber wir machen voran und werden all diese Schwierigkeiten überwinden. Einstweilen lesen wir den Leuten, die zu unserer Karawane gehören, Portugiesisch vor und singen ihnen etwas; wenn ich dann sehe, wie begierig sie lauschen

und wie sie Augen und Ohren anstrengen, die neue Lehre zu verstehen, so bedecke ich mein Gesicht und — weine. Arme Kerls! Wie lange, o Gott! wie lange?" Ja, es ist zum Weinen — daß ein christlicher Bischof nach all den Erfahrungen der Jahrhunderte sich und andere in eine so lächerliche Situation hat bringen können.

— Im Bostoner »Missionary Herald« lesen wir: „Briefe von Miss. Walter aus Benguela erwähnen den Tod mehrerer von Bischof Taylor's Missionaren und die ernstliche Erkrankung anderer. Einer derselben, Hr. Chatelain, war fast sterbend nach Benguela gebracht worden, hatte sich aber unter der sorgfältigen Pflege von Herrn und Frau Walter wieder so weit erholt, daß er, als die Briefe abgingen, im Begriff war, nach Loanda zurückzukehren." Auch die beiden Quäker, die mit Taylor nach Afrika gegangen waren, Dr. D. Johnson und Frl. Delia Rees, sind nach Amerika zurückgekehrt, letztere krankheitshalber, ersterer, um neue Arbeiter anzuwerben und zwar für eine eigene Mission, die er zu Massomedes gründen will. Er will hauptsächlich als Missionsarzt und zugleich durch Erziehung der Eingebornen zur Arbeit, Errichtung einer Industrieschule u. dergl. wirken.

— Aus Majumba schreibt Rev. Henry Willis unter'm 7. Juli: „Meine Frau und ich haben viel Schweres durchgemacht seit wir in Afrika sind; aber das Schwerste ist vielleicht das, so viele teure Seelen um sich her zu sehen, die Gott kennen lernen sollten, und keinen Gehilfen zu haben, außer Br. Northam. O wenn wir zehn rechte junge Männer hätten, die alle des Herrn sind! Die Schwarzen nehmen uns freudig auf, sie sind sehr zutraulich und friedlich. Jedermann muß sie lieb gewinnen in ihrem elenden hilflosen Zustand. Auch sind sie schnell zum Lernen und machen ganz gescheite Fragen. Von hier aus haben wir eine offene Thür in's Herz von Afrika hinein. Meine Frau ist sehr elend und wird vielleicht schon mit dem nächsten Schiff nach Amerika zurückkehren müssen. Das Land ist ein prächtiges, gar nicht so heiß, wie man meinen sollte. Wir kleiden uns fast ebenso wie daheim, tragen Flanell und schlafen unter wollenen Decken. Ich glaube aber nicht, daß das Klima für jedermann paßt. Des Morgens, wenn man aufgestanden ist, kann man sich vollkommen wohl fühlen und eine Stunde später schon mit Fieber oder irgend einer anderen Krankheit darnieder liegen. Dann geht man zu Bette, läßt 10—12 wollene Decken über sich auftürmen, schwitzt zwei Stunden lang, steht wieder auf, sobald man sich etwas erholt hat, und fühlt sich bald wieder so wohl, als immer." — Rev. Levi Johnson unter'm 15. Juli: „Die letzten vier Monate sind eine Zeit schwerer Prüfung und geduldigen Wartens für uns gewesen. Die meisten von uns sind durch die Leiden der Akklimatisation näher zum Herrn gezogen worden; ja, wir sind wie in einem heißen Tiegel gelegen. Fast verzweifelten wir daran, uns

jemals zu akklimatisieren. Wir meinten schon nach Amerika zurückkehren zu müssen; in den letzten Wochen ist es aber bedeutend besser gegangen und wir haben beschlossen, es nun mit dem Inneren des Landes zu versuchen, wo es gesunder sein soll, als an der Küste." Auch Bischof Taylor selbst schreibt ganz zuversichtlich. Er meint, wenn man einmal mit Häusern versehen sei und die Missionsländereien zu tragen anfangen, so werde man kein Geld mehr aus Amerika brauchen!"

— Von den vier auf S. 210 erwähnten Missionaren des »Gospel Tabernacle« ist einer, John Condit, am Kongo gestorben; die drei anderen sind Ende Mai, nachdem sie eine Zeit lang die Gastfreundschaft der Baptisten genossen, entmutigt und mittellos nach Amerika zurückgekehrt. Von Amerika hatte jeder 2000 Mk. mitbekommen; im Uebrigen sollte diese neue Mission „sich selbst erhalten!" Das Experiment ist völlig mißlungen. Neues Geld, das ihnen aus Amerika nachgesandt wurde, kam am Kongo an, als sie schon fort waren.

— Am 12. Mai ist König Khama's ganzes Land unter britisches Protektorat gestellt worden.

Madagaskar.

— Missionar Clark schreibt aus Antananariwo: „Neulich habe ich drei Wochen in dem netten Sanitarium der Quäker zugebracht, das sie auf dem nun seit zwei Jahren fast ganz gesperrten Wege von hier nach Tamatawe haben. Nur die Soldaten im großen Lager bei Tamatawe haben noch Verkehr mit der Hauptstadt und überhaupt mit dem Inneren. Ein trauriges Stück dieses Verkehrs bekam ich wiederholt zu sehen. Wieder und wieder begegneten uns Träger, welche an einer über die Schulter gelegten Stange zwei Bündel trugen, von denen jeder die Gebeine eines Gestorbenen enthielt. Viele jener Soldaten nämlich sind in Folge des fieberischen Klimas und der ungenügenden Verpflegung gestorben; jeder Madagasse aber hält es für ein schreckliches Unglück, irgendwo anders als im Familiengrab seine letzte irdische Ruhestätte zu finden, und ist daher bei Zeiten dafür besorgt, daß wenigstens seine Gebeine einmal sicher an diese geweihte Stätte gebracht werden. So hatten auch diese Soldaten schon im voraus Träger angestellt, welche nun 2—3 Wochen lang zu marschieren hatten, bis sie an ihr Ziel kamen. Es war ein wehmütiger Anblick."

— Von den Sprachfehlern, welche Anfänger in Madagaskar leicht machen, teilt J. C. K. folgende Beispiele mit. Einer wollte sagen: „Herr, Herr, thue uns auf!" und sagte statt dessen, bloß durch einen Fehler in der Aussprache: „Herr, Herr, wir sind alle Krokodille!" Ein anderer versicherte seine Zuhörer auf's feierlichste, daß, wenn ihre Familien keinen Zuwachs erhielten, sie unmöglich

ins Himmelreich eingehen könnten; wieder ein anderer, der die Bekehrten zu einer Mission unter den Sakalawa aufrufen wollte, drang in seine Zuhörer, sie möchten doch Geld geben, damit man den Sakalawa gute Palankine (statt „die frohe Botschaft") senden könne!

China.

In China ist es Sitte, am Neujahrstag allerlei Inschriften mit Sinnsprüchen und Mottos an den Hauptthüren anzubringen. Auch die Christen thun das. Oft wählen sie Bibelsprüche oder machen sich selbst irgend eine religiöse Sentenz zurecht; z. B.: „Es giebt einen Weg zum Himmel, aber nur Gott kann uns darauf leiten"; „Die Welt ist ein grenzenloses Meer voll Jammer, die Religion aber ist das Schiff, auf dem man hinüberfahren kann"; „Lasset uns der Wahrheit nachjagen und das Falsche fliehen!" u. s. w. Da diese Inschriften den größten Teil des Jahres an den Thüren hängen bleiben, kann man an ihnen oft die Christenhäuser von den Heidenhäusern unterscheiden, und mancher Missionar, der in einer heidnischen Stadt oder Straße das einzige Christenhaus suchen mußte, hat es mit Hilfe solcher Inschriften herausgefunden.

— Ein chinesischer Christ, der oft gefragt wird, was er denn nun eigentlich davon habe, daß er Christ geworden, pflegt mit Rücksicht auf die Diesseitigkeit seiner Landsleute zu antworten: „Nun, seit ich Christ bin, verwende ich 12 Mk. mehr als früher auf das Pflügen meines Ackers und ernte dafür um 100 Mk. mehr Weizen als früher." Das Rätsel löst sich so: der Missionar hatte ihm gesagt, daß man in Europa tiefer pflüge als in China, dafür aber auch viel mehr ernte, daß daher die reichen Bauern mehr aus ihren Feldern herausschlagen, als die armen; der Chinese glaubte dem Missionar, steckte mehr Geld, bezw. mehr Arbeit in seinen Acker und hat nun den Genuß davon. Ueberdies hat er von den Missionaren gelernt, daß man nicht jedes Jahr immer das Gleiche auf dem gleichen Feld pflanzen, sondern in einer gewissen Reihenfolge mit den Getreidearten abwechseln müsse u. s. w. Ferner hält er den Heiden vor: „Bei den Christen giebt es weniger Wortwechsel, Händel und Schlägereien, weniger Verschwendung, Unmäßigkeit und Schuldenmachen, weniger Mißtrauen, Mißgunst und Hartherzigkeit — das alles macht das Leben leichter und angenehmer, von den jenseitigen, himmlischen Vorteilen des Christentums gar nicht zu reden." 1 Tim. 4, 8.

— Während der französischen Invasion bauten die Chinesen vielfach ihre Befestigungen landeinwärts von der Küste an Orten, wo die Kononenkugeln von den Schiffen aus nicht mehr hingelangen konnten, und meinten damit etwas überaus Gescheites gethan zu haben. Das Landen des Feindes aber konnten sie damit nicht verhindern, und auch die Befestigungen selbst waren oft so ungenügend, daß europäische Beobachter sich nur wundern konnten über die Ver-

blendung und über die geradezu kindische Selbsttäuschung der Chinesen. Der Götzendienst und Aberglauben im Zusammenhang mit dem nationalen Größenwahn machen allen wirklichen Fortschritt unmöglich und halten das große Reich fortwährend auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung fest.

— Auf der Insel Hainan sind die 9 Erstlinge getauft worden, eine Frucht der hingebungsvollen Arbeit des Dänen Jeremiassen. Die erste evangelische Kapelle ist in Nodoa errichtet und schon haben 40 neue Taufbewerber sich eingestellt.

— Im Jahr 1884 haben die schottische, die britische und die amerikanische Bibelgesellschaft zusammen 527,656 Exemplare heiliger Schriften in China verbreitet. Die „Chinesische Traktatgesellschaft" hat im gleichen Zeitraum 12 neue Traktate und 2 Zeitschriften, zusammen 238,000 Exemplare oder 4,822,000 S. gedruckt.

— Auf die Bitte des Gouverneurs von Kanton hat der Missionsarzt Dr. Wenyon etwa zwei Monate, April bis Juni, in Langtschau und anderen Orten an der Grenze von Tonking zugebracht, um den dort stationierten Soldaten ärztlichen Beistand zu leisten. Er fand die hygienischen Zustände schrecklich und sah hunderte an Dysenterie, Typhus und ähnlichen Krankheiten dahinsterben. Auch sehr viel Verwundete kamen in seine Behandlung, die Verwundungen aber waren alle nur von ungefährlicher Art! An mehreren Plätzen, namentlich Flußübergängen, sah er abgehauene Köpfe von Europäern ausgestellt, an einem Ort 17! Auch Köpfe von römischen Priestern waren dabei! Dr. Wenyon erntete reichen Dank und hat durch seine Liebesdienste sowohl die ärztliche Kunst der Europäer, als auch die christliche Lehre den Chinesen empfohlen. Die chinesischen Militärärzte sind nichts als Quacksalber. Li Hang Tschang läßt daher jetzt einige junge Leute in Tientsin von einem englischen in der Wundarzneikunde unterrichten. Auch zwei Christenknaben von Hongkong sind zu diesem Zweck nach Tientsin gegangen.

— Der Basler Missionar M. Schaub hat ein zweibändiges chinesisches Werk herausgegeben, das eine Art Kompendium der Theologie für eingeborne Pastoren und Evangelisten sein soll und vom »Chinese Recorder« als eine gründliche, fleißige Arbeit, als ein wertvoller Beitrag zur chinesisch-christlichen Litteratur gerühmt wird. Hie und da ist es vielleicht etwas zu hoch gehalten.

Japan.

Die schreckliche Ueberschwemmung in Japan hat dazu gedient, die Missionare und andere Ausländer den Eingebornen näher zu bringen. Die gemeinsame Not und das gegenseitige Bestreben, dieselbe zu lindern, haben sich als ein rechtes Bindemittel erwiesen. Die eingebornen Christen in Osaka haben sich durch aufopfernde Rettungsarbeiten ausgezeichnet. Eine der dortigen Gemeinden setzte

fünf Boote in Bewegung und sammelte von den Dächern hunderte von halbverhungerten Bewohnern. Andere nahmen sich der kleinen Kinder und alten Weiber an. Ein christlicher Arzt eröffnete ein Freispital. Das alles hat Eindruck auf die Heiden gemacht.

— Auf S. 473 haben wir die Gründung einer neuen Gemeinde in Nagahama unter Pastor Hori erwähnt. Das Examen, das letzterer vor seiner Ordination ablegen mußte, läßt uns einen Blick in die Theologie und Disziplin dieser jungen japanischen Gemeinden thun. Das Examenskollegium bestand aus 16 Abgeordneten zehn verschiedener Gemeinden und Einem amerikanischen Missionar unter dem Präsidium eines eingebornen Pastors aus Kijoto. Im Examen, das 2½ Stunden dauerte, kamen folgende Fragen vor: „Ist die Bibel selbst eine göttliche Offenbarung oder ist es richtiger zu sagen, daß sie eine solche nur enthalte?“ „Glauben Sie an eine buchstäbliche Inspiration der Bibel?“ „Waren die ‚Brüder des Herrn‘ leibliche Brüder?“ „Wie ist 1 Petri 3, 19. 20 und wie 1 Joh. 3, 9 zu erklären?“ „Wenn die Seele einen Anfang hat, muß sie dann nicht auch ein Ende haben?“ „Glauben Sie an eine Möglichkeit der Bekehrung nach dem Tode?“ „— an einen Zwischenzustand?“ „Werden unsere Gebete deswegen erhört, weil sie von Gott vorausbestimmt sind?“ „Ist eine ewige Strafe für die Sünde eines Augenblicks mit Gottes Gerechtigkeit vereinbar?“ „Sind getaufte Kinder Gemeindeglieder?“ „Wie viel Zeit bringen Sie täglich im stillen Gebet zu?“ (!) „In welchen Beziehungen sind Sie den Gliedern Ihrer Gemeinde überlegen oder: was befähigt Sie, dieselben als Pastor zu leiten?“

Korea.

Am 3. Mai ist der amerikanisch-methodistische Missionsarzt Dr. Scranton in der Hauptstadt von Korea angekommen und bald darauf auch Missionar Appenzeller mit Dr. Scranton's Mutter. Ein Haus und Grundstück, ganz nah bei der amerikanischen Gesandtschaft, sind gekauft und die Arbeit hat angefangen. Zuerst unterstützte Dr. Scranton den presbyterianischen Missionsarzt Dr. Allen; als aber für diesen ein Gehilfe, Dr. Herron, aus Amerika kam, fing er eine eigene Thätigkeit an. Die alte Frau Scranton ist von der amerikanisch-methodistischen Frauen-Miss.-Ges. nach Korea gesandt worden. Dr. Allen hat 8 Schüler, denen er medizinischen Unterricht erteilt; vier von ihnen verstehen gut Englisch. Zwei Wahrheitssucher haben auch schon um christlichen Unterricht gebeten. Außer den genannten Aerzten und Missionar Appenzeller ist auch noch der Presbyterianer Rev. H. G. Underwood in Seoul.

— Ein junger Koreaner studiert im „Anglo-chinesischen Kollegium“ in Schanghei, das unter Missionar Löhr's Leitung im Jahr 1884 nicht weniger als 212 Schüler zählte.

Indien.

Der Londoner Missionar Russell, dessen höchst unevangelische Vorträge an die Hindus wir früher erwähnt haben, ist nach England zurückgekehrt, aus dem Dienst der Gesellschaft ausgetreten und Pfarrer einer kongregationalistischen Gemeinde geworden.

— Im Juli d. J. hat Bischof Sargent das 50jährige Jubiläum seiner Ankunft in Palamkotta (7. Juli 1835) gefeiert. Damals waren nur 224 Dörfer in Tinneweli besetzt, jetzt 1008; damals gab es nur 8693 „Christen", jetzt 56287 (d. h. 44039 Getaufte und 12248 Anhänger); damals 114 Kommunikanten, jetzt 11246; damals 1 eingebornen Pastor, jetzt 68; damals 80 Schulmeister, jetzt 417; alles in allem damals 184 eingeborne Gehilfen, jetzt 768; damals 112 Schulen, jetzt 476; damals 2257 Schüler, jetzt 10,693; damals 147 Schülerinnen, jetzt 2573. Die Beiträge der Christen belaufen sich jetzt auf 66,114 Mk. per Jahr.

— Major Tucker von der Heilsarmee hat im August eine lebensgefährliche Gehirnentzündung glücklich überstanden und sich Anfang September nach Europa eingeschifft.

— In Kalkutta haben mehrere Missionare sich mit einigen hervorragenden Hindus vereinigt zu gemeinsamer Bekämpfung der Unsittlichkeit unter der männlichen Jugend.

— Am 19. Juli wurde in Kanpur eine amerikanisch-methodistische Missionskirche eingeweiht. Die Festpredigt hielt Missionar H. Mansell aus Bareli über Dan. 7, 14. Vor 45 Jahren hatte dieser Mansell als 7jähriger Junge in seinem Heimatdörflein irgendwo im Staate Ohio das Büchlein „Der kleine Heinrich und sein Träger" von Mrs. Sherwood gelesen, hatte den Entschluß gefaßt, Missionar zu werden und den armen Heiden in dem Land des kleinen Heinrich und seines Trägers das Evangelium zu predigen, war 1863 wirklich als Missionar nach Indien gekommen und hielt nun die erste Predigt in der neuen Kirche zu Kanpur nicht weit von dem Platz, wo noch das Haus steht, das einst Mrs. Sherwood bewohnte. Wie viel Segen kann doch ein einziges Büchlein stiften!

— In Bombay hat ein Richter den Mut gehabt, einen Hindu, der seine als 11jähriges Kind ihm angetraute und jetzt zur Jungfrau herangereifte Braut mit Hilfe gesetzlichen Zwanges gegen ihren Willen heimführen wollte, mit seiner Rechtsforderung abzuweisen und es für einen Barbarismus zu erklären, daß je ein junges Mädchen gegen ihren Willen einem Manne preisgegeben werde. Diese richterliche Erklärung ist ein erster Axthieb gegen den Giftbaum der sog. Kinderehen in Indien.

Ozeanien.

In Honolulu hat vom 31. Mai bis zum 7. Juni die Evangelische Gesellschaft von Hawaii, unter deren Leitung jetzt

alle presbyterianischen und kongregationalistischen Gemeinden des Inselreiches stehen, zum 22sten mal ihre Jahresversammlung gehalten. Dabei waren 67 Gemeinden, die aber nur 58 Pastore haben, vertreten; darunter sechs englisch-sprechende. Die übrigen, eingebornen, zählen 19,000 Anhänger und 6000 Kommunikanten, zus. 56 Prozent der gesammten eingebornen Bevölkerung (44000). Die übrigen 44 Prozent (ca. 19,000) sind Katholiken, Mormonen, Religionslose und einige wenige Anglikaner. In den letzten 22 Jahren sind 95 Eingeborne ordiniert worden, im Predigerseminar unter Dr. Hyde studieren gegenwärtig 14 Jünglinge. Auf die mikronesischen und andere heidnische Inseln sind seit 1852 als Missionare ausgesandt worden: 39 Männer und 36 Frauen; gegenwärtig stehen 9 Männer und 8 Frauen, alles Hawaiier, an der Arbeit. Sechs davon sind auf den Gilbert-Inseln, wo auch noch 12 Gilbert-Insulaner als Katechisten dienen und zum Teil von der „Evang. Ges." unterhalten werden; die drei übrigen sind auf den Markesas-Inseln, wo es unter französischer Herrschaft nur mühsam vorangeht. In den 22 Jahren ihrer Unabhängigkeit von der Missionsgesellschaft haben die hawaiischen Gemeinden für ihre eigenen Bedürfnisse 2,151,708 Mk. und für Missionszwecke 502,668 Mk., zusammen also 2,654,376 Mk. aufgebracht. Das sind doch schöne Resultate.

— Der amerikanische Kapitän Dutton, der sich zu wissenschaftlichen Zwecken eine Zeit lang in Puna, dem abgelegensten und unzivilisiertesten Winkel von Hawaii aufgehalten hat, giebt eine drollige, aber herzerquickende Beschreibung der dortigen Zustände. Die guten Leute wohnen noch in ganz primitiven Grashütten, die Hütten jedoch sind mit Glasfenstern versehen und im Inneren fehlt es zwar oft an Tischen und Stühlen, nicht aber an Büchern, Zeitschriften und Briefen. Das einzige Holzhaus ist die Kirche, zu welcher am Sonntag alles mit Begeisterung wallfahrtet. Der Eifer für die Sonntagsheiligung ist so groß, daß Kapitän Dutton, als er eines Sonntags mit Gepäck durch ein Dorf reiste, fast verhaftet und vor Gericht gestellt worden wäre. Alle Spuren der früheren Barbarei sind verschwunden. Nirgends in der Welt ist man seines Lebens und Eigentums so sicher, als unter diesen eingebornen Christen.

— Eine merkwürdige kirchliche Revolution hat sich auf den Tonga-Inseln vollzogen. Als im Jahre 1855 die „Austral-Asiatische Konferenz" von der Englisch-wesleyanischen „Generalkonferenz" abgezweigt wurde, kamen die Tonga-Inseln samt der ganzen wesleyanischen Südsee-Mission als ein Pflegling dieser neuen Konferenz unter ein Missionskomite in Sydney zu stehen. Im Jahre 1882 aber wurden auf den Wunsch König Georgs die Tonga-Inseln, wo es ja längst keinen Heiden und kein Götzenbild mehr gab, für Kirchengebiet im Unterschied von Missionsgebiet erklärt und auf die Stufe eines eigenen Gemeindeverbandes erhoben, der alle drei Jahre

seine Abgeordneten zur Austral-Asiatischen Generalkonferenz zu senden hat, doch so, daß immer noch eine engere Verbindung zwischen der nunmehrigen neuen Konferenz von Tonga und der ältern von Neu-Südwales (Sydney), ja, wie es scheint, im Zusammenhang damit auch ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis bestehen blieb. Im Jahre 1884 nun wünschte der König, daß dieses Verhältnis gelöst und die Kirche seines Landes der Konferenz von Neuseeland einverleibt werden möchte. Es wurde eine eigene Kommission nach Tonga gesandt, um das Für und Wider dieses Vorschlags zu prüfen, und das Resultat war, daß auf der nächsten Generalkonferenz, welche in Christ Church, Neuseeland, gehalten wurde, die tonganischen Abgeordneten mit ihrem Antrag durchfielen. Sehr enttäuscht kehrten sie nachhause zurück. Allgemein war die Unzufriedenheit. Und endlich petitionierten einige Agitatoren beim König um die Organisierung einer eigenen unabhängigen Kirche von Tonga. Der alte König beriet sich mit seinem Minister Baker, der ja früher selbst ein wesleyanischer Missionar gewesen ist. Auch er erklärte sich für Selbständigmachung, und nun ließ der König den Missionar J. B. Watkin, ebenfalls einen alten Wesleyaner, kommen, ernannte ihn zum ersten Geistlichen der neuen Freien Kirche von Tonga und sah mit Genugthuung zu, wie innerhalb der nächsten drei Wochen nicht weniger als 11,000 seiner Unterthanen samt 12 ordinierten Pastoren, 800 Laienpredigern, 600 Schullehrern, 700 Klassenführern und 5000 vollen Gemeindegliedern zur neuen Kirche übertraten. An vielen Orten standen jetzt die wesleyanischen Kapellen leer und die aus ihnen Ausgewanderten hielten ihre Gottesdienste unter dem Blätterdach irgend eines Banjanenbaumes. Dabei scheint es nicht ganz ohne Gewaltthätigkeit abgegangen zu sein. Wenigstens klagt der Wesleyaner Moulton: „Es ist eine Verordnung erlassen worden, daß jeder Regierungsbeamte, der der alten Kirche treu bleibt, seine Entlassung zu gewärtigen habe, und diese Verordnung wird auch durchgeführt. Drei Stadthäupter in Haabai, die sich weigerten, ihr »Lotu« zu ändern, sind abgesetzt worden, an andern Orten noch mehr. Ein Richter, Kaleb Balu, erklärte, daß er den König und sein Vaterland lieb habe, daß er sein Amt und seinen Titel hoch halte, daß er aber der Kirche seines Vaters nicht untreu werden könne. Auch er wurde entlassen. Ja, ein Laienprediger, der sich ebenfalls der neuen Bewegung nicht anschließen wollte, ist vor Gericht gestellt und zu zweijähriger Verbannung mit Zwangsarbeit verurteilt worden, weil er gesagt haben soll, das Land gehöre Jehovah, nicht bloß dem König! Und das alles in direktem Widerspruch gegen die Konstitution, welche allen Unterthanen vollkommene Religionsfreiheit zusichert, im Widerspruch auch mit den Verträgen, welche z. B. den unter französischem Schutz stehenden Katholiken volle Freiheit zugestehen! Manche Missionsfreunde werden natürlich

diesen Abfall als ersten Schritt zur Gründung einer tonganischen Nationalkirche mit Freuden begrüßen. Aber solche Gewaltthätigkeiten geben der Sache doch einen andern Charakter. Wir können uns unmöglich durch Drohungen und Verfolgungen aus Tonga verdrängen lassen, dürfen auch diejenigen nicht stecken lassen, die uns treu bleiben wollen. So habe ich denn öffentlich erklärt, daß ich bleiben wolle und sehen, was sich machen lasse. In Haabai sind noch viele auf unserer Seite und in Tongatabu ist weitaus die Mehrzahl, darunter ein großer Teil der königlichen Familie, uns treu. Die Gewaltmaßregeln werden voraussichtlich auch bald eine Reaktion herbeiführen."

Amerika.

Am 25. Juni 1885 ist in Chicago „Die amerikanische ärztliche Missionsgesellschaft" gegründet worden. Dr. N. S. Davis ist Präsident und Dr. H. Martyn Scudder Sekretär. Der neue Verein ist interkonfessionell und will den verschiedenen Missionsgesellschaften, welche es begehren, zu tüchtig gebildeten Aerzten verhelfen, ähnlich wie die ärztliche Missionsgesellschaft in Edinburg.

— Eine Konferenz christlicher Prediger und Evangelisten, welche im August 1885 bei Moody in Northfield, Mass., tagte, hat einen Aufruf an alle Christen erlassen, in welchem dieselben zu brünstigem Gebet um das Kommen des Reiches Gottes und zu entsprechendem Missionseifer ermahnt werden. Der Aufruf scheint von demselben Dr. Pierson aus Philadelphia redigiert zu sein, der schon in zahlreichen Artikeln und Reden nachzuweisen unternommen hat, daß, wenn wir nur wollen, wir ganz wohl bis zum Jahr 1900 das Evangelium allen denen bringen können, die es noch nie gehört haben. Der Aufruf erinnert an das Büchlein, durch welches im Jahr 1747 Jonathan Edwards die Gläubigen aller Orten zu gemeinsamem Gebet um eine neue Ausgießung des heiligen Geistes auf alles Fleisch aufforderte, und an die ungeheuren Fortschritte, die seit jener Zeit das Missionswerk in aller Welt gemacht habe. Ueber 100 Missionsgesellschaften hätten sich gebildet und wohl nicht weniger als 100,000 Missionare, Frauen eingerechnet, seien ausgesandt worden (!). Das dürfte doch ein wenig übertrieben sein!

— Eins der ausgedehntesten Arbeitsfelder der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ist das Indianergebiet im britischen Nordwest-Amerika. Hier sind, hauptsächlich durch ihre Thätigkeit, nicht weniger als 7 wohlgeordnete Kirchensprengel oder Diözesen unter je einem Bischof entstanden, und die Arbeit, welche nicht nur die Indianer, sondern auch die viel zahlreicheren europäischen Einwanderer zum Gegenstand hat, ist aus dem eigentlichen Missionsstadium schon in das eines regelrechten Kirchen- und Schulwesens übergegangen. Die Diözesen sind: 1) Rupertsland, 2) Musonie, 3) Qu'appelle,

4) Saskatschewan, 5) Athabaska, 6) Mackenzie River, 7) Caledonia. Auf 36 Stationen arbeiten hier zusammen 32 Missionare, 10 halbeuropäische und 5 indianische Geistliche mit 61 eingebornen Laiengehilfen an 11,176 eingebornen „Anhänger“, 1085 Kommunikanten, 1618 Schülern in 31 Schulen und an den noch übrigen Heiden. Zur Diözese Ruppertsland gehört auch die Mission am Red River und das Indianer-Kirchlein, welches auf unserm diesmaligen Bild zu sehen ist.

England.

In London, St. George's Road, 58, S.W., besteht seit einigen Jahren eine »Zenana and Medical Mission School and Home« zur Heranbildung von Missionsärztinnen. Der Kursus dauert zwei volle Jahre. Für Wohnung, Kost und Unterricht haben die Schülerinnen 1000 Mk. im Jahr zu zahlen. Haben sie das Abgangsexamen bestanden, so können sie in den Dienst irgend einer Missionsgesellschaft treten. Bereits stehen mehrere von ihnen in gesegneter Arbeit, z. B. Frl. Sharp in Amritsar, Frl. Spinks, Frl. Symes, Frl. Mitcheson u. s. w. auf anderen Stationen.

Persien.

Am 15. u. 16. Juli haben die Evangelischen Nestorianer das 50jährige Jubiläum der amerikanischen Mission gefeiert, welcher sie ihr neues christliches Leben verdanken. Etwa 1500 Personen beiderlei Geschlechts, darunter einige Vertreter der alt-nestorianischen Kirche, waren auf einem freien Platz vor Urumia versammelt, um eine Reihe von Berichten und Vorträgen anzuhören. Sie alle hatten um ein Billiges Eintrittskarten lösen müssen, wofür sie die 2 Tage lang beköstigt wurden und ein Nachtlager erhielten. Der Anstand und die Ordnung, welche von Anfang bis Schluß herrschten, waren an und für sich schon eine Predigt. Als Perkins und Grant vor 50 Jahren ankamen, gab es nur ein weibliches Wesen in der ganzen Nation, das lesen konnte, an diesem Jubiläum nahmen ca. 600 Frauen teil, die alle eine ordentliche Schulbildung erhalten hatten. Vier bis fünf Gemeinden sind finanziell bereits ganz selbständig, einige andere werden bald auch soweit sein. Das gesamte Kirchen- und Schulwesen wird von einer aus eingebornen Aeltesten zusammengesetzten Synode und den Missionaren gemeinschaftlich geleitet. Im ganzen Land haben nestorianische Kolporteure und Prediger einen gewissen Einfluß zu üben angefangen. Viele Muhammedaner sind Bibelleser geworden und einige haben sich im Stillen sogar taufen lassen. Aber der moslemische Fanatismus, die Tyrannei der Beamten und leider auch die Unzuverläßigkeit und Unlauterkeit mancher „Bekehrten“ hat größere Siege über den Islam bisher unmöglich gemacht.

In allerneuester Zeit sind wieder schwere Verfolgungen vorgekommen. Einer der heimlich Getauften, von dem seine Feinde sagten, „es regne (leuchte?) ja schon aus seinem Gesicht heraus, daß er ein Christ sei", wurde geradezu mit dem Tode bedroht und die Missionare mußten ihn über den Monat Ramasan in Sicherheit bringen. Er kehrte aber bald nach Urumia zurück, neu ermutigt, wie er sagte, durch das Studium des 37. Psalms. Inzwischen war angeblich aus Tebris der Befehl gekommen, alle Verdächtigen zu verhaften, und dieser Befehl wurde gerade am 16. Juli, als eben die Festversammlung sich aufgelöst hatte, zum Schrecken der Missionare vollzogen. Aber siehe da, die Verhafteten, Seid Agha an der Spitze, wurden nach einem ganz oberflächlichen, zu einem Bekenntnis des Christenglaubens kaum auch nur Veranlassung gebenden Verhör sehr höflich wieder entlassen. Es war offenbar nur eine List des freundlich gesinnten Gouverneurs gewesen, der die Feinde damit beruhigen wollte. Natürlich ist die wirkliche Entscheidung oder Krisis damit nur aufgeschoben, nicht aufgehoben; für den Augenblick sind aber die Brüder eben doch froh an dieser Verschonung.

Ein Nestorianer, Jakob Dilakoff, hat unter den Molokanen Südrußlands eine ganz eigentümliche fast apostolische Missionsthätigkeit entfaltet, predigend, taufend und ordinierend. Im übrigen aber ist der Missionsgeist der alten Nestorianerkirche noch nicht wieder aufgewacht.

— Bei einem kleinen Missionsfest in Schottland erzählte neulich Oberst Stewart einiges aus seinen orientalischen Erfahrungen. Als er vor 23 Jahren zum ersten mal nach Ispahan gekommen, da sei die christliche Vorstadt Dschalfa berüchtigt gewesen wegen ihrer Lüderlichkeit und Trunkenheit und vom Kaplan des armenischen Bischofs habe man erzählt, daß er öfters im Rinnstein liege. Jetzt seien infolge der Wirksamkeit des englischen Missionars Dr. Bruce die meisten Schenken dort geschlossen und unter den Armeniern herrsche ein besserer Ton! Einmal habe er sich in der Verkleidung eines armenischen Pferdehändlers ein halbes Jahr bei Geogtepe aufgehalten, um die Russen zu beobachten; da sei eines Abends ein Muhammedaner zu ihm gekommen, dem ein armenischer Kolporteur mehrere Bibeln zum Verkauf gegeben hatte. Er hatte eine davon gelesen und wollte jetzt von dem vermeintlichen Armenier weiteren Unterricht im Christentum. Der englische Oberst beantwortete nun seine Fragen und hatte die Freude zu sehen, wie dieser Muselman das Evangelium gläubig annahm. Zu erkennen gab er sich ihm natürlich nicht. So giebt es in Persien auch manche Gläubige, die im Geheimen Christen sind. Es würde sie das Leben kosten, wenn sie es öffentlich annähmen. Die Mission dort bedürfe dringend der Verstärkung.

Todesfälle.

— Am 7. Mai ist im 79. Jahr seines Lebens der norddeutsche Missionar J. Fr. H. Wohlers gestorben, nach 41jähriger, ununterbrochener Arbeit unter den Maoris auf Neuseeland, meist in Ruapuke. Die „Erinnerungen" aus seinem Leben, die 1883 in Bremen erschienen sind, gehören zum merkwürdigsten, was man lesen kann. Rührend war die herzliche Betrübnis der Maori. Vor und nach dem Tode des Entschlafenen sah man sie an seinem Bett knieen und laut weinen. Wir zweifeln nicht, daß sein Name unter dem Volk, das er so liebte, fortleben wird.

— Am 4. Juni starb in London der Domherr und Dr. der Medicin Thomas McClatchie, 72 Jahr alt, nachdem er von 1844—1882 als Missionar in China gearbeitet.

— Am 10. Juli starb in Montego Bay John Edw. Henderson, 69 Jahr alt, 45 Jahr lang baptistischer Missionar in Jamaika gewesen.

— Am 16. August starb in England, 75 Jahr alt, Thomas Morgan, der 43 Jahre lang in Haura bei Kalkutta als baptistischer Missionar gearbeitet.

— Am 2. September starb in Palamkotta, Tinneweli, 73 Jahr alt, Dr. theol. Henry Bower, Missionar der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft, ein tüchtiger Kenner des Tamil und anderer Sprachen, Verfasser eines Buches über die Kaste, über die Spuren göttlicher Wahrheit in der Hindu-Litteratur u. s. f. Er war 1813 in Madras geboren, wo sein Vater, der früher in der französischen Armee gedient hatte, und dann bei Haiderabad von den Engländern zum Kriegsgefangenen war gemacht worden, eine Anstellung hatte.

— In Bengalur, Maisur, ist 81 Jahr alt, der frühere Missionar Charles Franklin gestorben. In seinen jungen Jahren hatte er in der englischen Flotte, dann in der Armee gedient, wurde dann in Bengalur Wesleyaner und wesleyanischer Missionar, trat aber 1844 in die anglikanische Kirche und zugleich in den Dienst der Ausbreitungsgesellschaft über, in welch letzterem er bis 1857 verblieb. Seither hat er zurückgezogen gelebt.

Allerlei.

In England hat sich ein „Verein zur Förderung des Christentums in Aegypten" gebildet. Präsident ist der Erzbischof von Canterbury, unbezahlter Sekretär Rev. R. M. Blakiston. Zunächst soll in Kairo eine höhere Knabenschule für die wohlhabendern Klassen gegründet werden. Dabei ist es vor allem auf Hebung der koptischen Kirche abgesehen. Alles, was die jungen Leute ihrer Kirche entfremden könnte, soll vermieden werden. Neuer Wein in alte Schläuche! Die neue Schule soll »The Gordon College« heißen.

— Nach den „Jahrbüchern der Verbreitung des katholischen Glaubens" haben „die Missionare von den auswärtigen Missionen in Paris" letztes Jahr in ihren 25 Vikariaten oder apostolischen Präfekturen in Asien 16,185 Heiden und 300 Irrgläubige bekehrt. Die Zahl der in Todesgefahr getauften Heidenkinder beläuft sich auf 129,678. „Die 29 Bischöfe und 693 Missionare der Gesellschaft sind inmitten einer heidnischen Bevölkerung von 220 Millionen Seelen zertrennt und spenden einem katholischen Volk von 861,000 Neubekehrten die Hilfsmittel und Tröstung ihres Amtes." Bei den oben genannten 16,185 Bekehrten fehlen übrigens noch die des westlichen Tongking und des nördlichen Sutschuen.

— Die »Overland Mail« hat für die vor einigen Monaten erfolgte Niedermetzelung von 30,000 römisch-katholischen Christen in Anam folgende Erklärung: In Anam werden Schuldner, wenn sie nicht zahlen können, Sklaven ihrer Gläubiger. Die römischen Missionare nun kauften eine Menge dieser Sklaven unter der Bedingung frei, daß sie Christen würden, und gründeten dann Niederlassungen, wo die Neugetauften unter ihrer Leitung bald zu einem gewissen Wohlstand gelangten. Dies erregte den Neid der früheren Gläubiger, sie stachelten die Bevölkerung gegen die Christen auf, und so kam es zu den Verfolgungen.

— Das „Missionsblatt des Allg. ev. prot. Missionsvereins" schreibt S. 42: „In der Versammlung zu Weimar spiegelte sich in ergreifender Weise wider, wie zur Schließung der alten Kluft zwischen Reformierten und Lutheranern zum ersten male schweizerische und deutsche evangelische Christen auf religiösem Gebiet in größerem Maßstabe und über die Grenzen der preußischen Union hinaus zusammen arbeiten." Wir erlauben uns zu bemerken, daß in der Evang. Missionsgesellschaft zu Basel seit 1815 deutsche Lutheraner und schweizerische Reformierte allem Parteihader zum Trotz treu zu einander gestanden sind und Seite an Seite gekämpft, gearbeitet und gelitten haben.

— Vom 6.—8. September hat in Gothenburg unter dem Vorsitz des Bischof Beckman eine evang. lutherische Missionskonferenz getagt, welcher 1084 Vertreter aus Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland beiwohnten. Es wurden Vorträge gehalten: 1) über das Missionsleben der verschiedenen auf der Konferenz vertretenen Länder und die Thätigkeit der betreffenden Gesellschaften; 2) über die Judenmission; 3) über die Rückwirkung, welche vom Missionsfeld auf das Heimatland ausgeht; 4) über die Frage: „Was ist der Inhalt des neutestamentlichen Missionsbefehls?" von Prof. Rudin; 5) „Welche Forderungen darf man an einen Missionar stellen?" 6) „Muß jede äußere Mission mit einer heimatlichen Kirche oder Gesellschaft in Verbindung stehen, bezw. von ihr abhängig sein?" von Pastor C. Strömberg. Schließlich wurde ein

Komite von 9 Mitgliedern gewählt, das eine ähnliche, 1889 etwa in Christiania oder Kopenhagen abzuhaltende Konferenz vorbereiten soll. „Mächtig war der Eindruck, den die Konferenz auf alle Teilnehmer machte. Die Namen der leitenden Persönlichkeiten und die Einheit des Bekenntnisses mögen viel dazu beigetragen haben. Soweit man sehen kann, wird die Teilnahme an der Mission immer allgemeiner werden, das Verständnis für ihre Organisation sich vertiefen und die Leitung einheitlicher werden. Aber nicht allein der Mission, sondern auch der evang. lutherischen Kirche der beteiligten Länder dürfte die Konferenz zum Segen gereichen, indem die Gemeinschaft in Lehre und Bekenntnis mehr zum Bewußtsein kommt. Deswegen wird die Hoffnung nicht unberechtigt sein, daß auch die künftigen Konferenzen dieser Art zur größern Einheit in der Missionspraxis der gesamten lutherischen Kirche und dadurch auch zur Gemeinschaft überhaupt beitragen werden." (Allg. ev. luther. K.-Z.)

— Vom 20. August bis zum 28. Oktober hat Herr Parker von der China-Inland-Mission eine Reise durch die Provinz Kansu gemacht und in diesen 56 Tagen für 48,752 Käsch 3053 Bibelteile verkauft: 2683 chinesische, 113 arabische, persische und türkische, 257 tibetanische und mongolische. „Ein wahres Vergnügen war es, den Muhammedanern heilige Schriften zu verkaufen. Manche, die sich den Schatz verschafft haben, eilen mit demselben davon wie ein Schuljunge, der einen Preis erhalten hat."

— Drei koreanische Diplomaten, welche dem Blutbad in Seoul im Dezember 1884 glücklich entronnen waren, sind via Japan jetzt in Kalifornien angekommen, um die amerikanische Zivilisation und das Christentum kennen zu lernen. Sie heißen Hio, Pom und Pil. Der erstere, ein sehr vornehmer Mann, spricht nur koreanisch; die beiden anderen verstehen auch japanisch und etwas englisch. Aus Japan haben sie Empfehlungsbriefe von den dortigen Missionaren an die Christen in Amerika mitgebracht. Es ist sehr möglich, daß sie alle oder doch einige von ihnen bald wieder zu Amt und Würden in Korea gelangen. Um so wichtiger ist es, daß sie in Amerika das Eine, was not tut, recht kennen lernen.

— Die Goßner'sche Mission unter den Kols zählt jetzt auf 8 Stationen 30,063 Christen und mit Hinzurechnung der Katechumenen, welche von den Heiden allgemein schon als Christen angesehen werden: 31,807. Getauft wurden im letzten Jahr 1155 Christenkinder und 674 Heiden. Neben 15 Missionaren, 11 eingebornen Pastoren, 137 Katechisten und 73 Lehrern arbeiten auch noch Aelteste, Kolporteure und Bibelfrauen mit. Für den Unterhalt dieser Arbeiter, sowie zur Herstellung und Reparatur ihrer Kirchen und Kapellen, brachten die Kolschristen letztes Jahr die allerdings noch lange nicht zureichende Summe von 7272 Mk. auf.

———*———

Bücherschau.

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel sind erschienen:

Ausgewählte Reden von Joseph Josenhans, herausgegeben von C. Josenhans u. G. Gutbrod. 242 S. Fr. 2.

Die 16 hier mitgeteilten Gelegenheitsreden sind ein würdiges Denkmal für den entschlafenen Missionsinspektor und zugleich ein lebenswarmes Stück der Geschichte der Basler Missionsgesellschaft. Sie sind nicht am Studiertisch, sondern im Sturm und Drang einer heißen Mannesarbeit entstanden; sie werden darum nicht unter Gelehrten und Schöngeistern, sondern unter Männern, die für die Mission ihr eigenes Leben eingesetzt haben, ihre dankbarsten Leser finden. Ein Veteran dieser Art schreibt uns: „Ich gestehe, daß ich diese Reden auf einen Sitz durchgelesen und viel mehr darin gefunden, als ich erwartet; ich hatte gemeint, das meiste schon zu wissen, aber die geschichtlichen Rückblicke boten doch viel Neues. Härten sind darin, auch etliche Schnitzer (z. B. daß in Malabar die meisten Beamten Muhammedaner seien!). Aber vom süßlichen Ton der pietistischen Mission (über den einst z. B. ein Langhans gespottet) ist doch wenig zu merken und die Herren Buß ꝛc. mögen was draus lernen."

Missionsharfe. Sechzig Missions-, Fest- und Gemeinschaftslieder für die Missionsgemeinde, mit Melodien. in Lwd. geb. 50 Cts.

Ein sehr praktisches Büchlein, das durch seine Handlichkeit und sauberen Druck, sowie durch die vortreffliche Auswahl des Stoffes, aufs einladendste dazu auffordert, doch endlich einmal mit dem alten Notbehelf des Vorsagens der Lieder in den Missionsstunden zu brechen.

Evangelischer Missionskalender 1886. Mit Farbendruckbild. 25 Cts.

Um nicht uns selbst anpreisen zu müssen, erlauben wir uns, das Urteil der Allg. ev. lutherischen Kirchenzeitung über dies Jahrbüchlein hieher zu setzen. Es lautet also: „Dieser Kalender ist ein elegant ausgestatteter Traktat; als Kalender kann er nur für den Schreibtisch einer Dame in Betracht kommen. Die Missionsrundschau wird den Missionsfreunden erwünscht sein; die Erinnerungen von Miss. Posselt aus den Berliner Missionsberichten sind von einer kräftigen Frische, die in Missionsschriften glücklicherweise nicht mehr zu den äußersten Seltenheiten gehört, aber doch noch mit besonderer Anerkennung erwähnt zu werden verdient. Die Illustrationen sind gut."

Im Verlage von C. Detloff in Basel:

Reben am Weinstock: Erstes Bändchen: Anna Schlatter von E. Miescher. Zweites Bändchen: Stephan Serres und Johanna Terrasson von G. Peyer und C. Pestalozzi. Preis je Fr. 1.

Mit Freuden begrüßen wir diese neue Sammlung von christlichen Lebensbildern, welche dem lesenden Publikum in künstlerischer Abrundung, in gefälliger Ausstattung und zu mäßigem Preis eine ebenso solide als schmackhafte Kost darbieten möchte, um so der verflachenden und erschlaffenden Romanleserei entgegenzuwirken. Wenn alle nachfolgenden Bändchen ebenso gut ausfallen, wie diese ersten, so können wir den Herausgebern nur von Herzen gratulieren. Gott segne ihr Unternehmen!

Bibelstunden über den **Römerbrief,** Kap. 1—8, von W. Fr. Geß. 368 S. Mk. 4.

Die christliche Glaubenslehre als Grundlage der christlichen Weltanschauung, von Fr. Reiff. 2. Aufl. 2 Bde. 490 u. 576 S. gr. 8°. Mk. 8.

Drei Tabellen zur Kirchengeschichte von Chr. Tischhauser. In Mappe Mk. 1.20.

Wir haben diese drei Schriften zusammengestellt, weil sie alle, als von (früheren oder noch jetzt wirkenden) Lehrern des Basler Missionshauses herrührend, besonderes Interesse für unsere Leser haben. Die kirchengeschichtlichen Tabellen zwar haben nur für Studierende und Lehrende eine praktische Bedeutung, die Glaubenslehre von Reiff und die Bibelstunden von Geß aber dürften wohl Hausbücher in jeder gebildeten christlichen Familie werden. Jene ist ein „dogmatisches Lesebuch", aus dem auch jeder Laie sich leicht Rats erholen kann über irgend einen fraglichen Punkt der christlichen, bezw. der biblischen und der kirchlichen Lehre; diese aber sind ein Erbauungsbuch, so licht und schlicht, so klar und wahr, so tief und warm, daß wir denjenigen nur bedauern könnten, der nicht seine Herzensfreude daran zu haben vermöchte.

Der Ursprung der Religion. Von Dr. E. F. Heman. 64 S. 8°. Mk. 1.20.

Mit größtem Interesse, ja mit wahrer Spannung haben wir dies Schriftchen gelesen. Der Verfasser weist als Ursprung aller Religionen das Streben nach einer Restitution des durch den Sündenfall verloren gegangnen realen Gottesbewußtseins nach, legt aber auch dar, wie diese Restitution nur durch göttliches Eingreifen und gnadenvolle Offenbarungsthaten zustande gebracht werden kann. Die Art, wie er sich mit seinen Gegnern, besonders mit Kaftan, auseinandersetzt, ist ein Muster von logischer Schärfe und dialektischer Klarheit.

Im Verlage von W. Kitzinger in Stuttgart:

Durch's Leben. Erinnerungen und Winke einer Mutter und Erzieherin. Von Emilie Braun. 220 S. Mk. 2.40.

Dies schmucke Büchlein, das zunächst den früheren Zöglingen der Verfasserin gewidmet ist, zerfällt in 6 Abschnitte: 1. Daheim. 2. Im Institut. 3. In der Fremde. 4. Ein Schulmann. 5. Im eigenen Hause. 6. Unter jungen Mädchen. — Wir glauben, daß nicht nur allerlei Mütter und Töchter, Erziehende und Erzogenwerdende dasselbe mit Vergnügen lesen werden, sondern daß auch für Missionsarbeiterinnen manches darin zu lernen ist. „Mit Liebe lehren — Dem Bösen wehren — Das Gute nähren — Und lassen gewähren!" — das ist die Pädagogik, die hier vorgetragen wird.

Berichtigung.

S. 402, Z. 3 von oben muß es heißen:
„Es lassen sich nämlich folgende 7 Gruppen von Ausgesandten unterscheiden: 1) Die von 1828—1845 Ausgesandten u. s. f."

S. 404, Z. 5 von unten: statt 23 lies 4.

S. 446, Anmerkung, letzte Zeile, muß es heißen:
„da die Malaria nicht aus Verunreinigung des Untergrunds durch menschliche Auswurfstoffe entsteht".

S. 452, Z. 14 von unten, muß das Komma vor „anfangs" stehen, nicht dahinter.

S. 455, Z. 6 von oben, muß es statt „Austriebs" heißen: „Anstrichs".

S. 458, Z. 13 von unten: statt „liegen würde" lies „liegt".

Register.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1885.

Inhalt.

Der rasche Entschluß.

In einer Gegend des nördlichen Schottland, wo die hohe felsige Küste plötzlich senkrecht bis zu einer Tiefe von 300—700 Fuß ins Meer abschießt, ernährt sich ein Theil der ärmern Bevölkerung mit dem Einsammeln der Eier von Seevögeln, deren Nester sich in reichlicher Menge in den Spalten der Felsenwände finden. Die Art und Weise, wie dies lebensgefährliche Geschäft betrieben wird, ist folgende: Der Mann, der darauf ausgeht, die Nester zu erreichen, treibt oben auf dem Felsen eine starke eiserne Stange fest in den Erdboden, so nahe wie möglich am Abhang. An diese Stange befestigt er ein Seil, woran er sich halten kann. Langsam und vorsichtig läßt er sich dann an diesem Seile die Felswand hinunter, bis er die Stellen erreicht, wo er seine Beute zu finden hofft. Sie zu erreichen, ist aber oft eine gar schwierige Aufgabe. Liegen sie nämlich weiter zurück hinter der senkrechten Linie, in der sich das

Seil befindet, so ist kein anderes Mittel, sie zu erreichen, als daß der Mann sich an seinem Seile in der Luft hin und her schwingt, bis er durch geschickte Bewegungen endlich auf den Platz trifft, den er zu erreichen wünscht. Ein Korb, den er zu dem Zwecke auf seinen Rücken gebunden bei sich führt, enthält die Früchte seiner halsbrechenden Arbeit; hat er ihn voll, oder ist sein Versuch mißlungen, so klettert er an dem Seil wieder hinauf.

Nun geschah es einmal, daß ein so beschäftigter Wagehals durch geschicktes Schwingen glücklich eine Stelle erreichte, die von der lothrechten Linie des Seils ziemlich weit entfert war, indem der obere Theil der Felswand, wo seine Eisenstange stand, über diese Stelle um ein Beträchtliches hinausragte. Aber indem er auf seinem Standort, einem kleinen Felsenvorsprunge, festen Fuß faßte, entfuhr ihm zum Unglück das schwingende Seil. Ein Blick zeigte ihm seine Gefahr. Niemand konnte ihm zu Hilfe kommen oder auch nur seine Hilferufe hören. Ein schreckliches „Entweder — Oder" trat ihm vor die Seele: entweder da wo er stand, Hungers zu sterben oder aber 400 Fuß tief hinabzustürzen und zerschmettert zu werden. Indem er angsterfüllt um sich blickte, sah er das losgelassene Seil, aber in bedeutender Entfernung. Wie es in Folge der ihm mitgetheilten Schwingung, dem Perpendikel einer Uhr ähnlich, in regelmäßigen Zwischenräumen bald zu ihm hin, bald von ihm ab sich hin und her bewegte, zeigte es durch seine langen Schwingungen die gewaltigen Anstrengungen, die er gemacht hatte, um den unglücklichen Ort, wo er jetzt stand, zu erreichen. In Todesangst blickte er auf das Seil hin. Er hatte nicht lange hingeblickt, so bemerkte er, daß, wie natürlich, die Schwingungen desselben immer kürzer wurden, so daß jedes Mal, wo es sich nach ihm hin bewegte, die Entfernung zwischen ihm und dem Seile größer wurde. Er entschloß sich kurz. „Dies Seil," so schloß er, „ist meine einzige Rettung. In einigen Augenblicken wird es ganz aufhören zu schwingen und dann der Abstand zu groß sein, als daß ich es je noch erreichen könnte. Es ist mir jetzt näher, als es je wieder sein wird. Frisch gewagt! Komm ich um, so komm ich um. Gott stehe mir bei!" — Damit sprang er von dem Orte, wo er stand, auf das schwingende Seil zu, erfaßte es glücklich und — war gerettet!

Wer erbebt nicht, wenn er in die Lage dieses Mannes sich versetzt?! Aber ist nicht die Gefahr jedes unbekehrten Sünders unend-

lich viel größer? Unter ihm gähnt der dunkle Abgrund der Ewigkeit. Stehen bleiben, wo er ist, kann er nicht. Die Zeit enteilt. Die Seligkeit ist ihm vorgestellt Das rettende Seil der Liebe Gottes in Christo schwingt gleichsam hin und her vor seinen Augen. **Mensch! es ist dir jetzt näher, als es jemals wieder sein wird.** Erfasse es! Ergreife es mit der ganzen Kraft deiner Seele. Es gilt Leben oder Tod, und dies ist die einzige Möglichkeit deiner Rettung. Und nicht nur eine Möglichkeit, nein, eine Gewißheit, eine von Gott verbürgte Gewißheit. Die einzige Gefahr liegt im Aufschub. Warte nicht, bis du das Seil nicht mehr erreichen kannst; es weicht immer weiter zurück. Entschließe dich kurz! Wage den Sprung, er führt dich in Gottes Arme! Laß deine Sünde und deine eigene Gerechtigkeit fahren, und befiehl deine Seele einzig und allein der Gnade Gottes in Jesu Christo! „Rein ab, und Christo an, so ist die Sach' gethan!“ (Hebräer 4, 1.) (Stimme der Wahrheit.)

Ein Kollektegang für die Bibelgesellschaft.

Am 9. November 1884 ist in Plymouth eine edle Christin gestorben, deren Jesus-ähnliche Sünderliebe und Freundlichkeit in England wie in Indien unvergessen bleiben wird. Wir meinen die Gattin des baptistischen Missionars **Rouse**, der in Kalkutta in gesegneter Arbeit steht und, während sie in den letzten Zügen lag, wahrscheinlich den schwarzen Christen dort gepredigt hat. Der 9. November war ja ein Sonntag. Es wäre nun viel zu erzählen von der aufopfernden Hingabe, mit welcher Frau Rouse an den Heiden, an den eingeborenen Christen und namentlich auch an den europäischen Soldaten und Matrosen in Kalkutta gearbeitet hat. Ihr Haus stand denselben stets offen und an ihrem gastlichen Tisch hat mancher sichere Sünder das Wort vernommen, das ihm den „Anstoß zu einer ewigen Bewegung“ gegeben. Namentlich als der Prinz von Wales in Indien war, vor etwa 10 Jahren, und seine zwei Schiffe, Serapis und Osborne, längere Zeit vor Kalkutta lagen, wurden von

den Matrosen nicht wenige durch ihren Einfluß bekehrt, so daß viele, die als leichtsinnige Spötter nach Indien gesegelt waren, als demüthige Jünger Jesu wieder in ihre Heimat zurückkehrten. Auch durch zahlreiche Traktate, die aus ihrer gewandten Feder hervorgiengen, hat sie manchen Segen gestiftet, und noch bis kurz vor ihrem Tode hatte sie eine ganze Reihe von englischen Frauenvereinen besucht, um Ansprachen über die indische Zenana-Mission zu halten und überhaupt die Theilnahme für Indien, das Land ihrer Geburt und ihrer Liebe, zu wecken.

Sie war nämlich im Jahr 1839 zu Sirampur geboren als Tochter des baptistischen Missionars Denham. Und von diesem möchten wir bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige Geschichte erzählen.

Der junge Denham war nämlich Katholik und sollte sogar Priester werden. Da kam eines Tages eine Dame, welche für die Bibelgesellschaft kollektirte, auch zu ihm. Der angehende Priester wies eine derartige Zumuthung natürlich mit Bestimmtheit von sich, that das jedoch in so höflicher Form als möglich, und siehe da, ein Wort der Dame machte Eindruck auf ihn, er verschaffte sich eine Bibel und las sie. Die Folge war sein Uebertritt zum Protestantismus und endlich seine Aussendung als Missionar nach Indien! Jahre waren darüber hingegangen. Da hatte er einmal in Kalkutta einen Vortrag zu halten über die „Glaubensregel", und bei dieser Gelegenheit erzählte er seinen Zuhörern, auf welch merkwürdigem Wege er selbst zum Glauben gekommen war, ohne zu ahnen, daß unter jenen auch eben die Dame sich befand, der er, menschlich gesprochen, seine Bekehrung zu verdanken hatte. Es war die bekannte Witwe des Missionars Weitbrecht, die seit jenem anscheinend erfolglosen Kollektegang nie wieder etwas von dem jungen Mann gehört hatte und nun nicht wenig überrascht war, im Redner den angehenden Priester von damals zu erkennen!

„Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird; und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser" (Pred. 11, 6).

Er starb für uns.

Auf einem Gottesacker in Buffalo steht ein prachtvolles Marmorkreuz. Und auf der Bank ihm gegenüber sitzt ein alter Mann mit weißem Haar. Der hält seine Hände auf dem Schoß gefaltet und seine Augen auf das Kreuz gerichtet, und helle Thränen fließen ihm über die Wangen. Er sitzt oft da, und mancher andere auch mit tiefbewegtem Herzen. Und wenn du sie fragst, was das bedeute, dann weisen sie auf die Marmorplatte da unten am Sockel. Da steht mit goldenen Buchstaben:

„Dem Steuermann John Maynard — die dankbaren Passagiere der ‚Schwalbe.‘ Er starb für uns!“

Und wenn du weiter fragst, dann erzählen sie dir mit zitternden Lippen und nassen Augen:

John Maynard war Steuermann auf einem Dampfer, der von Detroit nach Buffalo fuhr, und wir waren Passagiere. Es war an einem schönen Sommernachmittage und das ganze Schiff voll Menschen. Da stieg etwas Rauch von unten herauf, und der Kapitän rief: „Simpson, geh hinunter und sieh, was das ist.“

Der kam wieder mit bleichem Gesicht und sagte: „Kapitän, das Schiff brennt,“ und bald klang überall der Schreckensruf: „Feuer an Bord! Feuer an Bord!“

Alle Mann wurden nun auf Deck gerufen und Ströme Wassers in's Feuer geschüttet — aber vergebens. Es befanden sich Mengen von Harz und Theer im Schiff, und daher blieb alle Mühe umsonst. Die Passagiere stürzten zum Steuermann und fragten:

„Wie weit sind wir noch von Buffalo?“

„Anderthalb Meilen.“

„Wie lange währt's, bis wir's erreichen?“

„Dreiviertel Stunden, wenn wir so fahren.“

„Ist irgend welche Gefahr?“

„Gefahr? — Seht, wie der Rauch herausbricht. Um Gottes willen geht nach vorne, wenn ihr euer Leben retten wollt!“

Alles stürzte nach vorne, Passagiere und Mannschaft, Männer, Frauen und Kinder. John Maynard aber stand am Steuerruder. Das Feuer brach durch in breiten Flammenzungen; Wolken von

Rauch erhoben sich; der Kapitän rief durch sein Sprachrohr: „John Maynard!"

„Hier, Herr!"

„Seid Ihr am Steuerruder?"

„Ja, Herr!"

„Welche Richtung?"

„Südost bei Ost, Herr."

„Wendet Südost und haltet auf's Ufer."

Die Küste kam näher und näher, und wieder rief der Kapitän: „John Maynard?"

Die Antwort kam schwach: „Hier, Herr!"

„Könnt Ihr noch fünf Minuten aushalten, John?"

„Ich will's versuchen mit Gottes Hilfe!"

Des alten Mannes Haar war bis auf die Hirnschale herunter gesengt, der ganze Leib verbrannt, die rechte Hand verkohlt. Aber mit der linken Hand am Steuer stand er wie ein Fels in Rauch und Flammen und führte das Schiff ans Land — alles gerettet, Mann, Weib und Kind; nur er selbst, John Maynard, sank am Ufer nieder und der Odem verließ die verbrannte Hülle — er starb für uns. Wir standen um die Leiche her mit tiefem Weh im Herzen und aller Augen voll dankbarer Thränen. Hier haben wir ihn begraben. Die ganze Mannschaft, alle Passagiere, fast die ganze Stadt folgte seinem Sarge nach; und als sie den Sarg ins Grab hineinsenkten, da war lautes Weinen. — Den Denkstein haben wir ihm gesetzt — der wird vergehen und verwittern. Aber sein Gedächtniß lebt in unsern Herzen, — o wir werden ihn nie vergessen; denn er starb für uns.

Theurer Leser! Schaue nach Golgatha, wo die drei Kreuze stehen und wo in der Mitte der Mann voller Krankheit und Schmerzen hängt, von dem der Prophet bezeuget: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet." Dessen Gedächtniß lebe in unsern Herzen, den lasset uns nie vergessen; denn — Er starb für uns! (Ev. Mag.)

Wie noch alles gut werden kann.

Ein junger Mensch, der im Uebermuth nach Amerika durchgegangen und dort in große Noth gerathen war, fiel einem barmherzigen Samariter in die Hände, einem frommen Greise. Der nahm ihn auf und that dem jungen Manne scharfen Vorhalt wegen seiner Sünde; doch sagte er: Mein Sohn, es kann sich noch alles zum Besten wenden, wenn du thust, was ich dir rathe. Versprich mir erst in die Hand, daß du's thun willst, so will ich dir nachher sagen, was es ist. Anfangs wollte der jugendliche Brausekopf nicht daran; aber die Noth, ja die Noth! und des Greises Ermahnungen brachten ihn dazu. Mit Handschlag gab er das Versprechen. Und was wurde ihm nun gesagt? „Hier schenke ich dir eine Bibel, in ihr lies jeden Tag ein Kapitel und denke darüber nach, dann wird noch alles gut werden.“ Der junge Mensch hat später erzählt: „Wenn meine Lage nicht so traurig gewesen wäre, dann hätte ich über dieses Verlangen laut gelacht.“ Doch er hat's versprochen und er hat's gehalten; und Gott der Herr hat auch gethan, was er dem reumüthigen Sünder in der Bibel versprochen hat. Der junge Mann hat später erzählt: „Es kamen noch schwerere Zeiten; aber ich bekam nach und nach ganz andere Ansichten, ich erkannte meine Sünden und fand Vergebung bei Gott und bei meinen Eltern.“ Der Brausekopf ist ein tüchtiger Mann geworden, tüchtig für die Erde, tüchtig für den Himmel.

Das gerettete Geburtstagsgeschenk.

In der Zeit des siebenjährigen Krieges waren in ein Dorf in der Lausitz die Feinde eingedrungen, hatten die Häuser geplündert, und nachdem sie das, was sie gebrauchen konnten, mitgenommen, hatten sie den ganzen Ort niedergebrannt. Da stand der alte Pfarrer

des Orts — seine Gattin war längst gestorben — mit seinem zwölfjährigen Sohne vor dem brennenden Hause und warf mit ernstem Auge und gefalteten Händen einen Blick nach dem Grabe seiner Habe: Der Knabe, eben noch schluchzend neben ihm, ist plötzlich verschwunden. Der Vater geräth außer sich, läuft hin und her, drängt sich durch die Massen, fordert Freunde auf, sein Kind zu suchen, beschwört die Umstehenden, lieber Hab und Gut in Asche sinken zu lassen, nur daß sein Sohn lebe; — siehe, da springt plötzlich der Knabe, wie von Engeln getragen, ein Packet mit beiden Händen haltend, aus dem brennenden Hause, das wie dumpfer Donnerschlag prasselnd hinter ihm zusammenstürzt. Mit versengten Kleidern und Haaren kommt er athemlos zum jammernden Vater, dem die Freude die Stimme erstickt und der nur zu Umarmungen, nicht zu Vorwürfen Zeit hat. Die Menge umdrängt die rührende Gruppe und fragt und forscht, bis der Knabe endlich die Worte stammelt: „Aber, Väterchen, sei mir nicht böse, daß ich dir solche Unruhe gemacht; als ich mit dir vor unserm brennenden Hause stand, da fuhr mir's wie ein Blitz durch die Seele: eins, dachte ich, mußt du retten, mag's kosten, was es will. Das schöne Geburtstagsgeschenk war ja auf dem Tische liegen geblieben; weißt du, Vater, das Buch, aus dem ich dir gestern Abend noch den aufgegebenen Spruch hersagte: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Denn so du durchs Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du durchs Feuer gehest, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht anzünden." Sieh, Vater, daran dachte ich, und darum wagte ich's. Hier ist das Buch!" — und damit wickelte er aus einem Tuche seine Bibel! —

Nun, liebe Leser, denkt euch noch den alten Vater mit einem: „Gelobt sei Gott!" und bei der umstehenden Menge kein Auge thränenleer, so habt ihr die Vollendung dieser ergreifenden Scene; damit aber auch die Anfrage an euch: Würdet auch ihr um eure Bibel so Großes wagen?

Halte Gottes Wort lieb und werth!

Im Jahre 1816 scheiterte an der klippenvollen Küste von Schottland in einem heftigen Sturme ein schwedisches Schiff. Das Volk stand in großen Schaaren am Strande; viele hatten ein Herz zu helfen, und viele waren auch der Kämpfe mit dem treulosen Elemente gewohnt; aber durch diese wilden Wogen wagte sich kein Lotse hindurch. So ward denn ein Stück des Schiffes nach dem andern weggerissen, und ein Mann der Besatzung nach dem andern sank in die kalte Tiefe; die Wellen wurden ihre Grabhügel. Nur ein Jüngling hatte sich mit Stricken vom Tauwerk an ein Stück vom zerbrochenen Maste gebunden. Die Fluth trieb eine Weile mit ihm ihr Spiel; endlich warf sie ihn zwar noch lebend, aber ohne Bewußtsein an das Land. Das Volk war gleich herbei, ihm hilfreiche Hand zu leisten, ihn von seinem Wrack loszubinden und den glimmenden Funken des Lebens wieder zur hellen Flamme anzufachen. Da bemerkte man, daß er sich mit einem Tuche ein Bündlein fest um den Leib gebunden hatte. Es tauchte die Frage auf: „Was mag er darin haben?“ Einer meint: „Es ist sein Geld,“ ein anderer: „Es ist seine Uhr,“ ein dritter: „Es sind die Schiffspapiere.“ Und alle hatten unrecht und doch auch recht. Es ist das Geld, welches noch gilt, wenn alles andere seinen Gehalt verloren hat. Es war die Uhr, welche allein richtig zeigt, was es in uns, in der Kirche, in der Welt an der Zeit ist. Es waren die Schiffspapiere, welche angaben, was unser Herzensschiff laden soll, wer der Steuermann sein und welchen Weg es nehmen soll, wenn es glücklich an der Küste des einigen ewigen Festlandes anlanden will. Als man das Bündlein öffnete, war e i n e v i e l g e b r a u c h t e **Bibel** darin. Der Vater des Jünglings hatte auf das erste weiße Blatt das Gebet geschrieben, der Herr wolle diese Mitgift dazu dienen lassen, daß sein Sohn vom ewigen Verderben errettet werde. Auf dem letzten weißen Blatte stand von derselben Hand die Erinnerung, daß der Sohn dies theure Buch zu einem steten Rathgeber machen solle, und zugleich das Bekenntniß, daß der Vater sein Kind nicht habe aus dem Hause lassen können, ohne ihm das beste Unterpfand seiner Liebe mitzugeben. (Herold u. Zeitschrift.)

Einer wird angenommen, der Andere verlassen.

In einem schwedischen Dorfe, in dem sich mehrere Wassermühlen befinden, wurde einem Kolporteur von einem Müllerburschen eine Bibel abgekauft. Als der Kolporteur nach drei Jahren dieses Dorf wieder besuchte, erfuhr er erst den merkwürdigen Anlaß zu diesem Kaufe und die noch merkwürdigeren Folgen desselben. Es gieng damit nämlich also zu: Johannes, so hieß der Müllerbursche, war kurz zuvor in's Wasser gefallen, und zwar so gefährlich, daß ihn beinahe das Mühlrad ergriffen hätte. Doch kam er mit dem Leben davon, und dies war die Veranlassung, daß er sich eine Bibel anschaffte, fleißig darin las und auch ernstlich betete. Die Veränderung seines Sinnes konnte nicht lange verborgen bleiben, da er die Wahrheit offen bekannte und ein christliches Leben führte. Er wurde daher bald von dem Müller und der Müllerin, von seinen Kameraden und den Mahlkunden angefeindet. Alle wollten sie ihm das Lesen der Bibel verleiden; der HErr aber wachte über ihm und erhielt ihn so im Glauben, daß das Wort des Propheten Jeremias an ihm wahr wurde: „So du dich zu Mir hältst, so will Ich Mich zu dir halten" und: „Ehe du sollst zu ihnen fallen, müssen sie eher zu dir fallen". Und das erfüllte sich folgendermaßen: Andreas, der zwanzigjährige Sohn des Müllers, ein leichtsinniger, ja gottloser Mensch, welcher sonst mit dem Müllerburschen auf bestem Fuße gestanden hatte und täglich mit ihm zusammen arbeitete, war über die Bekehrung desselben besonders aufgebracht. Er wandte daher alle Mittel an, um ihn wieder in sein früheres, unordentliches Leben hineinzuziehen. Als aber alle seine Ueberredungskünste ebenso umsonst waren, wie seine Drohungen, da sann er auf Rache und wollte seinem alten Kameraden einen recht empfindlichen Streich spielen. Eines Tages, als Johannes eben auswärts war, nahm er dessen Bibel und trug sie dem Wasser zu, um sie hineinzuwerfen. Ehe es aber so weit kam, öffnete er sie fast mechanisch, und seine Blicke fielen auf die Stelle, worin es heißt: „Zwei werden mahlen auf der Mühle; Einer wird angenommen, der Andere wird verlassen werden!" (Matth. 24, 41). Dieses Wort drang in sein Herz

wie ein zweischneidig Schwert. Eine unbeschreibliche Empfindung bemächtigte sich seiner, so daß er es unterließ, die Bibel ins Wasser zu werfen. Er legte sie vielmehr wieder an ihren Ort, fing an zu beten und kam zur Bekehrung, so daß er hinfort Ein Herz und Eine Seele wurde mit Dem, den er vorher angefeindet hatte. Aber nicht genug: diese beiden Jünglinge wurden durch Gottes Hand das Mittel zu einer Erweckung in dem Dorfe und der Umgegend.

Wahrlich, „das Wort Gottes ist lebendig und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidiges Schwert, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens." (Oelblatt.)

Was eine Bibel ausgerichtet hat.

Nicht weit von Salamanka liegt die kleine Stadt Villaescusa, alterthümlich und unansehnlich, mit engen Straßen, einstöckigen Häuschen, aus Backsteinen und Stroh errichtet. Nirgends die Spur von einem Laden oder des etwas; denn von Alters her ist's hier Sitte, daß jede von den 300 Familien ihr eigenes Haus besitzt, ihre eigenen Felder und Weinberge bebaut, das eigene Brot backt und sich von den eigenen Schweinen und Hühnern nährt. Sogar die Kirche des Orts, das einzige größere Gebäude, sieht gar ärmlich aus. Der Priester, der Alkalde (Bürgermeister), der Doktor und der Schulmeister bilden zusammen die Honoratiorenwelt.

Eines Tages nun traf es sich, daß ein junger Zimmermann aus Villaescusa, Namens Melkiades, auf einer längeren Wanderung in der Provinz herum Gelegenheit hatte, sehr billig eine Bibel zu kaufen. Nach Hause zurückgekehrt, sagte er Niemandem davon, begann aber in der Stille sein Buch zu lesen und war nicht wenig erstaunt, als er darin sehr vieles fand, was ihm längst bekannt war, auch Geschichten, die er in der Kirche nur halb gehört hatte und dazu sehr vieles andere, das ihm völlig neu und fremd klang. Die Bibel wurde ihm nach und nach ein solcher Schatz, daß er denselben nicht für sich allein behalten konnte; er las seiner Schwester

daraus vor, und auch diese hatte große Freude daran, so daß sie beschlossen, täglich mit einander darin zu lesen. Bei jeder Predigt fand sich der junge Mann treulich in der Kirche ein, merkte sich genau alle Bibelstellen, die der Priester anführte, und schlug sie daheim in seinem kostbaren Buche nach. Immer mehr fielen ihm nun gewisse Lehren, die von der Kanzel verkündigt wurden, auf, und er suchte mit allem Ernst, sich darüber Licht zu verschaffen; fand aber oft seine Bibel in direktem Widerspruch mit des Priesters Worten. So fuhr er fort, sich in seinem neuen heiligen Glauben fest zu gründen, und es gieng ihm in seinem Herzen ein helles Freudenlicht auf, je mehr er Gottes Wort voll Liebe und Erbarmen kennen lernte. Melkiades und seine Schwester waren so reich und glücklich mit ihrer Bibel, daß sie allen Nachbarn und Freunden davon erzählten. Natürlich hörte bald auch der Priester davon und beschied den jungen Zimmermann „sammt seinem Buch“ zu sich. „Dieses Buch ist keine wahre Bibel,“ sagte er, „denn sie ist von Ketzern herausgegeben. Ich werde das Buch behalten; denn wenn Ihr fortfahret, es zu studieren, werdet Ihr selber auch noch ein Ketzer. Die heilige Mutter verbietet Euch diese Lektüre!“ Melkiades antwortete unerschrocken, er habe das Buch mit seinem Geld gekauft und werde es selber behalten; auch fügte er hinzu: „Das Buch gefällt mir außerordentlich, es hat mich zu einem besseren Christen gemacht. Warum soll es schädlich sein? Alle die Sprüche, die Sie in der Predigt anführen, habe ich darin gefunden. Was ein Ketzer ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich an Jesum Christum glaube und Ihn liebe, erst seitdem ich dieses Buch lese, und so werde ich diese gute Lektüre gewiß nicht aufgeben.“ Bald darauf sandte der Bischof von Zamora zwei Sendboten nach Villaescusa, um dort eine Reihe von Predigten und Vorträgen zu halten. Auch ihnen hörte Melkiades jedesmal aufmerksam zu und verglich nachher ihre Aussprüche mit denen der heiligen Schrift. Zu seinem Erstaunen wurde er eines Tages vor die Emissäre des Bischofs gerufen. Mit seiner Bibel begab er sich sofort dahin, und nun erfolgte eine lange, ernstliche Besprechung. Zum Schluß aber sagten die Geistlichen: „Ihr könnt Euer Buch behalten, denn Ihr seid in Glaubensfragen sehr wohl gegründet, und so werdet Ihr keinen Schaden nehmen durch diese Lektüre. Aber wir verlangen von Euch, daß Ihr keinem anderen Menschen daraus vorleset!“ Seine Schwester, die etwas in Sorge

gewesen war, lief ihm bei seiner Rückkehr entgegen und fragte, wie es ihm ergangen. Er antwortete: „Sie haben mich mit Exkommunikation und dem höllischen Feuer bedroht, wenn ich Ketzer würde. Es gelang mir aber, ihnen aus der Bibel zu zeigen, daß, was ich glaube, der rechte Glaube ist. Dann haben sie mir meine Bibel gelassen; aber mir streng verboten, mit irgend jemand darin zu lesen oder davon zu reden. Aber wie könnte ich denn meine Freunde in der Finsterniß lassen, aus der mich erst dies Buch errettet hat? Ja, die Priester wollen, daß das Volk in seiner alten Blindheit bleibe!" Noch viel eifriger als bisher forschten nun die Geschwister zusammen in der Schrift und konnten es auch nicht lassen, mit anderen davon zu reden. Die Neugier war erwacht, die Leute strömten herbei, um zu hören, was Melkiades Neues wisse, und dieser las ihnen aus seiner Bibel vor. Der Priester, außer sich vor Zorn über des Jünglings Ungehorsam und in größter Angst, die religiöse Bewegung am Ort könnte zunehmen, verkündete von der Kanzel herab, daß er den Papst gebeten habe, nicht blos den Schuldigen selbst zu exkommuniziren, sondern auch diese Strafe über jeden zu verhängen, der die Bibel lese oder sich vorlesen lasse. Natürlich blieben daraufhin die Neugierigen weg; aber die wirklich suchenden Seelen kamen nur um so regelmäßiger, und bald bildete sich eine kleine Gemeinde von solchen, die den Sonntag streng hielten, ein Leben in Christo zu führen begannen und zu bestimmten Stunden sich zu gemeinsamer Erbauung versammelten. Ihr stiller Wandel, ihre Sanftmuth bei Spott und Unbill der Feinde gewannen mehr und mehr Einfluß im Städtchen, und immer zahlreicher fanden sich die Leute im „Bibelhause" — wie sie des Melkiades Wohnung nannten — zu den Gottesdiensten ein, und die Zahl der „Brüder" wuchs zusehends. Längere Zeit gieng das so ohne eigentlichen Prediger. Doch endlich beriefen die „Brüder" den evangelischen Prediger von Salamanka, daß er ihnen von Zeit zu Zeit Gottes Wort auslege. Vor zwei Jahren hatte diese kleine Gemeinde ihre eigene Kapelle so anspruchslos als möglich gebaut. Der Erdboden ist die Diele. Das Glas fehlt an den offenen Fensterräumen, die Kanzel haben die Brüder selbst aus Backsteinen erbaut und mit Papier überklebt. Da finden regelmäßige Gottesdienste statt. Kann der Prediger nicht kommen, so liest und spricht Melkiades; von Zeit zu Zeit wird das Abendmahl ausgetheilt. Kurz vor Beginn der Ver-

sammlung stellt sich ein Trupp Kinder vor dem Kapellchen auf und singt ein Lied! das sind die Glocken! Nun eilen die Brüder herzu und die Frauen mit ihren Kindlein auf dem Arm und einem Stuhl oder Schemel auf dem Kopf, denn es sind blos 60 Sitzplätze da und doch oft 200 Zuhörer. Ja, nicht selten kommt es vor, daß viele Weiber kein Plätzchen mehr finden, ihren Stuhl hinzustellen, und mit demselben auf dem Kopf die vollen zwei Stunden des Gottesdienstes da stehen bleiben. Der Geist der Liebe und der Zucht weht in diesem Gemeindlein; überall wird die Bibel gelesen, und auf der Straße, auf dem Feld und in den Häusern erschallen geistliche Lieder. Das Werk wächst weiter im Segen, und bald ist vielleicht Villaescusa die erste ganz evangelische Stadt in Spanien. (Fr. R.)

Mission durch Hausandacht.

Der Missionar Moffat kam auf seinen Reisen durch Südafrika eines Abends müde bei der Wohnung eines hoällndischen Kolonisten an und bat um ein Nachtlager, denn dort giebt es keine Gasthöfe. Ehe er sich aber zur Ruhe legte, machte er seinem Wirth den Vorschlag, ob sie nicht miteinander eine Abendandacht halten wollten. Dem Wirthe war das ganz recht. Eine große holländische Bibel wurde auf den Tisch gelegt und ein Licht dazu gestellt. Der Mission ersetzte sich vor die Bibel oben an, der Hausherr zu seiner Rechten, die Hausfrau zur Linken, weiterhin die Söhne und Töchter. Nun war alles bereit, und alles wartete, daß der Missionar anfange. Aber dieser schien noch auf etwas zu warten. Missionar Moffat nämlich wußte, daß sein Wirth eine Anzahl Hottentotten im Dienste hatte. Er wußte aber auch, daß die meisten Holländer diese schwarzen Leute mehr wie das liebe Vieh ansehen, das keine unsterbliche Seele hat. Da wollte er gern auch diesen Leuten etwas vom Herrn Jesus sagen.

Als Moffat diesen Wunsch zu erkennen gab, zogen sich die Augenbrauen des Holländers zornig zusammen, und er rief aus: „Was? die Hottentotten? diese Hunde sollen hereinkommen?“ Da schlug Moffat betrübt die Bibel auf und las die Stelle Matth. 15, 27:

„Ja Herr, aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen.“ Der Wirth blieb still. — Moffat sprach die Worte noch einmal und noch einmal. Da fuhr der Holländer plötzlich auf und schrie: „Halt inne, das kann ich nicht länger aushalten, ruf die H—“, er wollte sagen „Hunde;“ aber er konnte nicht, — „Hottentotten.“

Es geschah, und bald war der Saal mit schwarzen Knechten und Mägden angefüllt, die nun zum ersten Male von der Liebe Christi hören sollten. Sie hörten lautlos still der Predigt des Missionars zu, — dergleichen hatten sie noch nie gehört.

Am andern Morgen zog Moffat fort, und erst nach Jahren kam er wieder dahin. Da, als er wiederkam, sah er eine Hottentottenfrau in der Nähe auf dem Felde. Sie richtet sich auf und sieht den Wanderer an, läßt die Hacke, mit der sie arbeitet, fallen, läuft zu ihm, wirft sich vor ihm nieder, umfaßt seine Kniee und fängt an, laut zu weinen. Der Missionar wußte nicht, was das bedeuten sollte. Endlich sagte die Frau, ob er nicht mehr an jene Abendandacht im Hause des Holländers sich erinnere, — sie und ihr Mann seien damals auch dabei gewesen, und das Wort, das sie damals gehört, sei ihnen tief in's Herz gegangen, und von jenem Tage an hätten sie den Herrn Jesum gesucht, und er habe ihnen ihre Sünden vergeben; und nun hätten sie ihn, ihren Heiland, so lieb, daß sie die glücklichsten Leute auf der Welt seien! (Missions- u. Heidenbote.)

Bibelfreund und Bibelfeind.

Ein in der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1815 tödtlich verwundeter Soldat wurde von einem seiner Kameraden einige Schritte hinter die Front unter einen Baum getragen. Da bat er seinen Wohlthäter, aus seiner im Tornister befindlichen Bibel ihm noch einmal den Spruch vorzulesen Ev. Joh. 14, 27: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt; euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ Als dieser Wunsch

ihm erfüllt worden war, rief er aus: „Ja, das ist es, was ich noch einmal hören mußte; nun sterbe ich ruhig, ich habe den Frieden Christi; ich bin durch ihn im Frieden mit Gott, im Frieden, der über alle Begriffe ist." Da sprengte ein Offizier heran und fragte ihn: warum er daliege? „Ich sterbe," erwiderte er; „aber ich sterbe ruhig im Frieden mit Gott durch den Glauben an das Evangelium seines Sohnes Jesu Christi." Der Offizier eilte wieder in die Schlacht, und ehe sie noch zu Ende war, hatte auch ihn ein Schuß tödtlich getroffen. Als er nun sterbend dalag, bekannte er seinen um ihn her stehenden Kameraden, daß er von großer Angst gequält werde. „Auch ich sterbe," rief er; „aber wie sieht es so ganz anders mit mir aus, als mit einem Soldaten, den ich heute unter einem Baume sterben sah. Er starb ruhig, weil er, wie er sagte, den Frieden Gottes hatte, und diesen Frieden hatte er durch die Bibel erhalten. Ach, auch ich hatte eine Bibel: aber ich las sie nie, sondern verachtete sie — nun bin ich des Friedens beraubt, den sie in die Seele spricht, und sterbe, ein Raub der Verzweiflung."

Bücherschau.

Die Psalmen aus dem Grundtext übersetzt und durch eine fortlaufende Besprechung erläutert von Dr. H. V. Andreä. Frankfurt a. M., Schriftenniederlage des Evang. Vereins, 1885. Leinwdbd. Mk. 4.20.

Eine fleißige, gewissenhafte Arbeit, welche offenbar aus jahrelanger, liebender Beschäftigung mit dem Psalter hervorgegangen ist, auf so gründlichen Studien ruhend, daß auch der Theologe daraus lernen kann, zugleich aber so geschrieben, daß auch der einfachste Bibelleser fast alles verstehen wird.

Der Text der Uebersetzung ist in die Auslegung hineinverwoben, aber überall durch den Druck sorgfältig hervorgehoben.

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Der christliche Hausstand, sieben Predigten von H. Bauer, Pfarrer der deutschen evangelisch-reformirten Gemeinde in Frankfurt. Preis Mk. 1.

Grüße aus Norderney, 14 Blätter Norderneyer Flora, mit sehr groß, schön und deutlich gedruckten Bibelsprüchen in feinstem Farbendruck. — Die vier größten Blätter kosten zusammen Mk. 2. — die 4 mittlern Mk. 1.— die 6 kleinen 60 Pf.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1885.

Inhalt.

Aus dem Leben eines Nachahmers Jesu.

1. Verkörperte Bibelworte.

Die Bibel will nicht nur gelesen, sondern auch gelebt sein. Bloße Hörer werden verdammt, nur die Thäter des Gotteswortes werden selig gepriesen. Aber keinem Buche der Welt wohnt auch so, wie der heiligen Schrift, jene Leben weckende und That erzeugende Kraft inne, ohne welche selbst die beste Lehre nur ein todter Buchstabe bleibt und alles Wissen nur aufbläht. Es ist keine Spielerei — mag es auch hie und da in Spielerei ausarten — wenn allerlei christliche Anstalten so gern mit biblischen Namen belegt werden, wenn z. B. ein evangelisches Diakonissenhaus Bethanien, eine Taubstummenanstalt Hephata, eine Missionsstation Ebenezer, Bethesda oder Bethlehem heißt, eine christliche Mägdeherberge als Marthastift, eine Kleinkinderbewahranstalt als Krippe, ein Asyl für Gefallene als Magdalenaeum bezeichnet wird. Es liegt darin nicht nur das Bekenntniß,

daß alle Zweige der christlichen Liebesthätigkeit in Gottes Wort ihren Ursprung haben, sondern sie sind auch thatsächlich aus demselben hervorgewachsen. Jedes christliche Waisenhaus und jede christliche Kinderschule ist eine Verkörperung des Wortes Jesu: „Lasset die Kinder zu mir kommen“, jede Kranken- und Armenanstalt, jedes „Lazareth“ eine Verkörperung des andern Wortes: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan“, jedes Missionshaus eine Verkörperung des „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!“

Und so ist es auch mit den verschiedenen christlichen Kirchen und Gemeinschaften, welche sich auf das Wort Gottes gründen. Die ganze Fülle und Kraft desselben vermag keine für sich allein zur Darstellung zu bringen. In der einen lebt vielleicht mehr das Wort von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, in der anderen die Predigt von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben, in einer dritten der Missionsbefehl Jesu, in einer vierten die Hoffnung auf seine Wiederkunft und das Wort seiner Geduld, in einer fünften der Ernst des Gesetzes, in einer sechsten der Geist der Liebe u. s. f. In der Gesammtkirche aber wird offenbar „die mannigfaltige Weisheit Gottes“ und auf den Gründen von Neu-Jerusalem noch stehen eingeschrieben die Namen der zwölf Apostel des Lammes, als in welchen diese Weisheit nach ihren verschiedenen Seiten hin gleichsam ihre persönlichen Träger und Darsteller gefunden hat.

Ja, selbst von vielen einzelnen Christen auch unserer Tage kann gesagt werden, daß in ihnen das eine oder andere Stück der evangelischen Wahrheit, das eine oder andere Bibelwort gleichsam verkörpert ist. Wie manche gottselige Jungfrau „ziert mit ihrem Wandel das Evangelium“, indem sie „sorgt was des Herren ist, wie sie dem Herrn gefalle, daß sie heilig sei, beides am Leibe und auch am Geist“; wie manche fromme Ehefrau hat schon den ungläubigen Gatten „gewonnen“, indem ihr Schmuck nicht auswendig war mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, „sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geiste“, wie es köstlich ist vor Gott; wie mancher ergebene Dulder hat uns schon durch sein ganzes Wesen auch ohne Worte gepredigt, daß „dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herr-

lichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden". So könnten wir noch viele Sprüche anführen, die in diesem und jenem unserer Bekannten gleichsam Fleisch und Blut angenommen haben. Der eine sagt uns, so oft wir ihn sehen oder auch nur an ihn denken, daß „geben seliger ist als nehmen"; er „theilt aus und hat immer mehr", der andere ist ein Evangelist, der das Wort treibt „zur Zeit und zur Unzeit" und „nicht müde wird". Hier mahnt uns ein ehrwürdiger Greis an den Palmbaum, der „gepflanzt ist in dem Hause des Herrn, der da grünet in den Vorhöfen unseres Gottes, der noch im Alter Frucht trägt, der saftig und frisch ist, zu verkündigen, daß der Herr fromm ist, mein Hort, und ist kein Unrecht an ihm", dort erinnert uns ein demüthiger, unter allem Druck der äußern Verhältnisse innerlich doch wachsender Jüngling an den Ausspruch des Jeremias: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage."

Aber freilich auch an solchen fehlt es nicht, die als warnende Exempel dastehen von dem furchtbaren Ernste so vieler Drohungen aus Gottes Wort und durch ihr verfehltes Leben, durch ihr Brandmal im Gewissen, durch ihren siechen Leib und ihr haltloses Herz, ohne es zu wollen, Zeugniß ablegen für die Wahrheit der Bibel und für das Walten des Gottes, der wohl eine Zeit lang „schweigt", aber auf die Dauer doch seiner nicht spotten läßt.

Kein stärkerer Beweis für den göttlichen Ursprung und für die nie veraltende Geltung des Bibelbuches läßt sich denken, als eben dieser Beweis des Geistes und der Kraft, wie er durch die Geschichte der christlichen Kirche, durch das Leben der Gläubigen und daneben auch durch das Schicksal der Ungläubigen geliefert wird. Wer daher die Bibel recht verstehen will, der darf nicht nur fleißig in ihr selbst und in allerlei Bibelerklärungen lesen, er muß auch leben und Gemeinschaft haben mit solchen, die Gottes Wort thun und es bewahren, er muß anschauen all die Früchte, die in alter und neuer Zeit herausgewachsen sind aus dem Samen dieses Wortes — wie kann man das Wesen eines Samenkorns ergründen, wenn man nicht weiß, was für ein Gewächs daraus hervorgeht? — er muß theilnehmen an den Werken der Liebe in der inneren und in der äußeren Mission, in der Kirche, in der Schule, im Vaterland. Da werden ihm die Augen aufgehen für all den unaussprechlichen Segen, der auf die ganze Menschheit und auf alle Einzelnen und alles Einzelne innerhalb der Christenheit

schon ausgegangen ist aus diesem unerschöpflichen Lebensbrunn des heiligen Gotteswortes. Aus einer Biographie, aus einem Jahresbericht einer christlichen Anstalt kann man oft mehr lernen für das Verständniß mancher Bibelstellen, als aus allerlei Auslegungen und Predigten. Daher wir auch in den Bibelblättern immer so viele Geschichten, ja zuweilen ganze Lebensgeschichten erzählt haben. Diesmal hätten wir nicht übel Lust, es mit dem Leben des seligen Dr. Wichern von Hamburg zu versuchen. Das liest sich von Anfang bis zu Ende wie Ein fortlaufender Kommentar zu den Worten und Thaten des Herrn Jesu, wie Eine fortlaufende Kette von Erfüllungen jener Verheißung von den Strömen lebendigen Wassers, die da fließen sollen von dem Leibe des an Ihn Glaubenden, wie Ein Lobgesang auf die Barmherzigkeit unseres Gottes, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und auf die Hirtentreue Dessen, der gekommen war zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Aber unser Raum ist viel zu beschränkt für eine solche Lebensbeschreibung. Wir wollen im Folgenden nur einige Auszüge mittheilen aus dem herrlichen Buch: „Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mittheilungen der Familie dargestellt von Friedrich Oldenberg. Hamburg. 1884. Agentur des Rauhen Hauses." Der Verfasser wird es für keinen Raub halten, wenn wir aus dem von ihm gewundenen Kranz einige Blümlein ausbrechen und von Hand zu Hand gehen lassen, damit recht viele an ihrem Duft sich erquicken und dem Geber aller guten und vollkommenen Gabe auch für das danken, was er durch den Stifter des Rauhen Hauses an so vielen Verwahrlosten und Verlorenen gethan.

---

2. Das Rauhe Haus in Horn bei Hamburg.

Das Rauhe Haus, das von Wichern im Jahr 1833 gegründet wurde, ist keine Straf- oder Zwangsanstalt für jugendliche Missethäter, wohl aber ein Rettungsasyl für sittlich verwahrloste Kinder, und zwar für solche, deren sich sonst niemand annimmt. Hören wir einmal, welcher Art gerade diejenigen waren, mit welchen Wichern anfieng. Von den 14 ersten waren 8 außer der Ehe geboren, aber auch die ehelich geborenen, mit zwei Ausnahmen, unter

dem Einfluß verbrecherischer, trunksüchtiger Eltern oder sonst in einem unehrbaren Hauswesen groß geworden. Etliche waren schon 18 Jahr alt; die jüngsten 5 Jahr. Durch Anleitung zur Bettelei und anderen schlimmen Dingen hatten mehrere es bis zur Gewohnheit des hartnäckigsten Lügens und im Stehlen bis zu dem Grade gebracht, daß einer sich in seinem zwölften Jahre schon zu 92 Diebstählen vor der Polizei bekannte. Mit 7 von ihnen hatten Eltern, Armenpfleger und Schullehrer oder selbst die Obrigkeit es vergeblich versucht, sie zu bändigen und zum Gehorsam zu bringen. Einer dieser Burschen hatte bereits an der Kette gelegen und sich von ihr zu befreien gewußt, während ein zweiter, der mit 7 andern zusammen gestohlen hatte, durch stumme Sünden halb blödsinnig geworden war. Nur wenige hatten vor ihrem Eintritt nicht auf Steinhaufen, Blockwagen, Treppen u. s. f. ihre Nächte zugebracht. Bis auf einen waren sie auch innerlich total verwahrlost und verwildert. Wahrlich, das waren „Geringste", und gerade solcher sich anzunehmen hatte es den jungen Kandidaten längst verlangt. Je reiner seine eigene Jugend gewesen, desto größeres Mitleid hatte er mit diesen befleckten Existenzen. Je mehr ihm sein eigener Vater und seine Mutter gewesen, desto inniger fühlte er sich angetrieben, diesen Aermsten das mangelnde Eltern**haus** und in den meisten Fällen auch das mangelnde Eltern**herz** zu ersetzen. Aber dieser Trieb war nicht auf dem Boden der Natur, sondern auf dem der Gnade gewachsen. Wichern war ein Gnadenkind, und dazu wollte er auch andere machen. Er hatte den Frieden gefunden, und dahin wollte er auch andere leiten.

Daß dies nicht durch Gesetz und Zwang geschehen könne, war ihm von vorneherein klar. **Die Liebe bessert** — nur die Liebe — das war vom ersten Tage an sozusagen das unausgesprochene Motto des Rauhen Hauses. Es sollte den Kindern darin wohl werden; sie sollten sich daheim fühlen. Nicht Anstalts-, sondern Familienmäßig sollte darum alles eingerichtet und betrieben werden. Das „Rauhe Haus", in dem ja jetzt hunderte von Kindern sind, ist denn auch nicht etwa eine große Kaserne, ja überhaupt nicht Ein Haus. Als Schreiber dies vor etwa 10 Jahren dorthin kam, war er hoch erstaunt, statt des erwarteten Einen Gebäudes, eine ganze Kolonie von lauter kleinen Häuschen zu finden, die in beträchtlicher Entfernung von einander über den großen Garten hin zerstreut dalagen. In jedem Häuschen wohnen nur 12 Kinder mit einem „Bruder"

als Aufseher, und diese 13 bilden zusammen eine „Familie“. Als ich in eins dieser Häuser trat, sah ich auf einem Tischchen ein paar Wachskerzen, ein Bildchen und etwas Backwerk, wie zu einem Geburtstag zugerichtet, und in der That, es war der Geburtstag eines der kleinen Insassen und man sagte mir, daß so jeder Geburtstag gefeiert werde! Das allein giebt schon einen Begriff von dem Geist, in welchem Wichern sein Werk betrieb. Wir wollen aber noch tiefer hineinblicken in sein Leben mit den Kindern und uns zuerst erzählen lassen, wie es bei der Aufnahme derselben gehalten wurde.

---

3. „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen.“

Was **aufnehmen** in Jesu Namen heißt, das kann man an der Art lernen, wie Wichern neueintretende Kinder empfieng und in die Hausgemeinde einführte. Das war ein wirkliches Annehmen, ein Annehmen an Kindesstatt — so wie Jesus die Sünder annimmt.

„Grundsätzlich hat Wichern niemals ein Kind ohne Einwilligung der Eltern oder derer, welche sie rechtlich zu vertreten haben, in's Rauhe Haus aufgenommen. Er hielt Elternrecht und Elternpflicht, als von Gott geordnet, für zu hoch, als daß er selbstwillig über sie hinweggehen oder die Familie durch die Anstalt hätte verdrängen dürfen. Und wo er ein Kind aus den Händen der Eltern übernahm, geschah es nicht, um dasselbe von ihnen zu scheiden, sondern um das Kind den Eltern und die Eltern dem Kinde in neuem Sinne wiederzugeben. Mit der Stunde seines Eintritts in's Rauhe Haus sollte ein neuer Lebensabschnitt für das Kind beginnen. Wichern redete mit ihm unter vier Augen und wußte das Herz ihm aufzuschließen. Wie ernst, wie ergreifend und zugleich wie zart redete er mit ihm! Manches Kind ahnte in solcher Stunde zum ersten Male, was Vaterliebe ist. Und aus dem Mund dieses Vaters, vor dem sein unseliges Leben aufgedeckt lag, hörte es das Wort: *Alles, was dahinten liegt, soll, soweit Menschen zu vergeben haben, dir vergeben und vergessen sein.* Auch deine betrübten Eltern wollen Alles vergeben und vergessen. Begraben soll es sein in deines Heilands Liebe. Willst du ein neues Leben anfangen? Dann fordere ich als erstes Zeichen dafür das Versprechen, daß du von den Sünden deiner Vergangenheit hier im Hause gegen deine Kameraden schweigst.

Keiner von ihnen soll davon auch nur ein Wort erfahren. Mußt du einmal über Vergangenes reden, so nur gegen mich. Jeden Tag hast du Zutritt zu mir. Und ich schweige wie du. Geschieht es dennoch, daß einer deiner Kameraden von deiner Vergangenheit erfährt, so kann es nur durch dich geschehen sein, und das wäre für dich ein Schade und für mich ein Leid. — Und dann führte er das Kind zu den wartenden Eltern und ließ von ihnen bestätigen, daß alle Schuld auch von ihnen vergeben und vergessen sei. Das war des Kindes erstes Erlebniß im Rauhen Hause.

„In der nächsten Hausandacht stand das Kind dann in der Mitte der Hausgenossen, um feierlich als Kind des Hauses aufgenommen zu werden. Wer einer solchen Aufnahme beigewohnt, dem wird sie unvergeßlich geblieben sein. „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf" — dies Heilandswort, von Wichern's Lippen betend nachgesprochen, von ihm dem armen Kinde, den Hausgenossen ausgelegt, hatte einen Himmelsklang der Liebe, den nur ein steinernes Herz nicht verstehen konnte. Wichern faßte dies Wort in seiner ganzen realistischen Fülle. „Nicht ist es, als ob wir gleichsam den Heiland selber aufnähmen, sondern in diesem lieben Kinde, weil wir es in seinem Namen aufnehmen, tritt wirklich Jesus auf's Neue in unser Haus, um dieses Kind zu segnen und uns zu segnen und in unserer Mitte zu bleiben. Darum soll dieses Kind euch Kindern und uns Allen ein Heiligthum bleiben." — Und dann drückte Wichern wohl das schüchterne oder noch mit verschlossenem Trotze dastehende Kind väterlich an's Herz, übergab es dem Führer oder der Führerin der Familiengruppe, welcher es angehören sollte, ließ die Knaben oder Mädchen derselben vortreten, jedes reichte ihm zum Gruß die Hand, und dann falteten sich alle Hände.

„In den Tagebüchern, welche Wichern über die Erlebnisse des Hauses führte und in die er Großes und Kleines mit bewundernswürdiger Treue eintrug, begegnen wir auch in Bezug auf die Aufnahmen manchem Zuge, der für ihn charakteristisch ist. „Heute," schreibt er, „ist Jürgen eingetreten. Als ich ihm sagte, daß er hier eine Mutter finden werde, flog ein Lächeln der Freude über sein Angesicht. Seine Eltern haben ihn unmenschlich behandelt, und Liebe hat er von ihnen wohl niemals erfahren. Ich ließ ihn nicht merken, daß seine Freude mich erfreute, und setzte hinzu, daß er nun auch

nicht mehr betteln solle. Da sagte der Schalk: Nun, ich habe auch nur gebettelt, um in's Rauhe Haus zu kommen. Ich antwortete ihm, daß dieß eine Lüge sei, worauf er zu klagen begann, daß er habe betteln müssen, weil sein Vater ihn durch Schläge dazu gezwungen; er habe nichts als Böses von ihm erfahren und könne ihn nicht lieb haben. Ich ließ ihn nicht ausreden, weil ich von ihm keine Klagen über seinen Vater hören wollte. Dann gieng ich mit ihm in den Garten hinaus, schnitt ihm eine Rose ab und steckte sie ihm an die Brust. Seine Mutter, die ihn gebracht, wartete, und ich gab ihm eine zweite Rose, die er ihr bringen solle. Der Bursche war ganz außer sich vor Freude, als er seiner Mutter zum Abschied die Rose brachte."

„Und an einer andern Stelle (1836): „Heute wurde Paul aufgenommen. Gottfried und Mathias führten ihn in den Betsaal, Karl und Jakob trugen Milch und Brod. Ich sagte einige Worte über den Spruch: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Dann sagte ich, daß ich Paul gefragt, ob er einen Wunsch habe, den ich erfüllen könne, und seine Antwort sei gewesen, daß er Durst habe. So erhielt er Milch und Brod und griff zu, aß und trank, während wir für ihn beteten und ein Lied anstimmten. Dann gab ich ihm einen Kuß und führte ihn zu meiner Frau und zu meiner Mutter und zu den Gehülfen, die ihm die Hand reichten. Der Junge wußte sich kaum zu fassen; ihm war, als wäre er in einer andern Welt. Er war auch in einer andern."

„Einen Fall der Aufnahme finden wir im sechsten Jahresberichte der Anstalt erwähnt. Dort erzählt Wichern von einem Knaben, der als eines der bejammernswerthesten Geschöpfe in's Rauhe Haus kam; harte Behandlung hatte ihn verstockt, tückisch und lügenhaft gemacht. Als er ihn zuerst in seinem Elternhause sah, war er stumm, vor sich hinstierend, zu keinem Wort und keinem freundlichen Blick zu bewegen. Dabei war er zwergartig gebaut und so schwach, daß er kaum gehen konnte. Der Stiefvater übergab ihn Wichern mit dem Worte: Bei dem müssen Sie es mit der Hundepeitsche versuchen. So wurde er von einem der Gehülfen auf dem Arme aus der Stadt nach dem Rauhen Hause getragen. „Es war", schreibt Wichern, „gerade der 31. Mai, ein Fest- und hoher Freudentag in unserm Hause, der Tag der Grundsteinlegung des Mutterhauses. Bei der

Feier der Morgenandacht machte ich jeder der Kinderfamilien ein ihr erwünschtes kleines Geschenk zum Gedächtniß des Freudentages. Dem Kreise des neu eingetretenen Knaben wurde ein Geschenk von anderer Art zu theil. Ich ließ vor dem versammelten Hause jenen gerade angekommenen Knaben in ihre Mitte führen, zum bleibenden Zeichen, daß der Herr bei ihnen eingekehrt, wenn sie solch ein Kind zur Liebe und barmherzigen Pflege in seinem Namen freundlich annehmen würden. Unvergeßlich war der Eindruck dieser Gabe. Auf der Stelle wurde der arme, verkommene Knabe mit Zeichen der Liebe geschmückt, und jede Kinderfamilie hätte für dieses Geschenk gern das ihr zu Theil gewordene gelassen. Seit dieser Zeit, fügt Wichern hinzu, ist der arme Knabe, besonders unter der Pflege seiner ihm zunächst stehenden Kameraden, zu sichtbarem Gedeihen herangewachsen und im Geistlichen wie im Leiblichen wie umgewandelt, ist frisch und gesund, fröhlich und glücklich geworden."

---

4. Der biblische Geschichtsunterricht im Rauhen Haus.

„Lasset die Kinder zu mir kommen!" — das gilt auch vom Unterricht in der biblischen Geschichte. Aber wie selten sind die Lehrer, welche so vom Heiland lehren und erzählen, daß es ein Führen der Kinder zu Ihm ist. Wichern verstand das, weil er ein Herz hatte, beides für die Kinder und für den Heiland. Wie ernst er es damit nahm, mag beispielsweise daraus hervorgehen, daß die 82 Kinder, die im Jahr 1843 sich in der Anstalt befanden, damals in zehn Abtheilungen unterrichtet wurden, von welchen neun durch Brüder des Rauhen Hauses als Lehrer versorgt wurden. „Mit diesen neun Brüdern", — so schreibt Wichern im zehnten Jahresbericht, — „habe ich jede Woche in einer oder zwei Stunden dasjenige, was in der neuen Woche vorkommen sollte, zuvor durchgenommen und besprochen. Es ist bei jeder der biblischen Geschichten überlegt, wie sie am besten den Kindern mitzutheilen, für das Leben am fruchtbarsten zu machen sei, so daß in jeder Stunde in allen neun Abtheilungen nach vorhergegangener Verständigung in bewußter Einheit und lebendiger Anschaulichkeit die große Thatsache der Erlösung den Kindern vor die Augen gemalt werden konnte. Gegen den Schluß einer jeden Woche, nach jedesmal vier Unterrichtsstunden, giengen die zehn Abtheilungen in drei Gruppen zusammen, und in jeder von ihnen wurde

das bis dahin Unterrichtete von je einem der Brüder wiederholt. Das Ende jedes wöchentlichen Unterrichts aber war, daß der volle Inhalt desselben vor der ganzen Hausgenossenschaft, also auch vor allen Erwachsenen, von mir in einer dazu bestimmten Morgenandacht wiedergegeben wurde. Die Folge davon ist nicht nur die gründliche Kenntniß des Heilandes, sondern auch die größte Freude an dem auf diese Weise erlangten himmlischen Besitzthum gewesen. Und darauf kommt es zunächst an; denn in dieser Freude theilt sich das Leben des Herrn dem Menschenherzen mit, und sie selbst ist ein Zeugniß, daß das Wort anfängt zu wirken was es soll. Freilich gehört zu einer solchen Darstellung des Lebens Christi, daß in derselben Christus nicht als ein Todter, sondern als ein Lebendiger erscheine, in dessen Licht und Gemeinschaft noch täglich dieselbe Geschichte erzeugt wird, indem sein Wort und seine Wahrheit in ewig verjüngender Kraft dem Menschenherzen Geist, Leben und Gnade mittheilen. Es ist ein förmliches Erstaunen, ein stilles Lauschen, ein verhaltener Jubel der Kinder sichtbar, wenn sich ihnen nach und nach die evangelische Geschichte aufschließt, wenn sie an der Gnadennähe des Herrn merken, daß der, den sie nur als einen längst verstorbenen Jesus aus früheren Erzählungen beiläufig hatten kennen gelernt, wahrhaftig lebt und sie liebt, auch ihnen Trost und Licht spendet; wenn sie gewahr werden, daß der, den sie zuerst nur in weiter Ferne jenseits dieses Lebens geglaubt, ihnen immer näher tritt und die Gemeinschaft mit ihnen nicht verschmäht. Da erwacht auch der Stumpfsinnige und der Erschlaffte rafft sich auf; der Einfältige merkt, daß auch ihm eine Weisheit bereitet ist; der Leichtsinnige wird ernst und der, den seine Natur bis dahin nur in die Gemeinheit zog, sieht den Adel und die Herrlichkeit des Menschensohnes und richtet sich auf zu ihm. Geschah es doch neulich, daß ein Bursche mich bei Seite zog; ich glaubte, er habe mir etwas Besonderes zu sagen; aber er hatte an dem Tage eine neue Geschichte aus dem Evangelium gehört und wollte mir bezeugen, wie unaussprechlich schön sie sei. Derselbe Knabe trat ein andermal rasch in mein Zimmer mit der Frage, ob ich ihm nicht erlauben würde, einen der Brüder, der Abends eine Besorgung in der Stadt zu machen habe, zu begleiten. In dem Hause, in welches sein Auftrag ihn führte, sind mehrere Kinder. Ich gestattete es gern. O, das ist schön, sagte der Bursche; ich will gern den Kindern die Geschichten

erzählen, die ich nun wieder gelernt habe. „Ich selber," so erzählt Wichern weiter, „hatte mir für den Schluß der wöchentlichen Stunden die Wiederholung mit den beiden Mädchenklassen vorbehalten. Die ganze Woche waren die Herzen der Kinder mit Freude auf diese Stunden erfüllt, und nichts betrübte sie mehr, als wenn ich, durch unabweisbare Geschäfte genöthigt, mich ihnen entziehen mußte. Jede der Stunden hat mich mit Lob und Dank erfüllt, wenn ich die stille, die innige Freude und oft auch den stürmischen Eifer um mich her sich erheben sah, in welchem zu Zeiten fast die ganze Schaar von ihren Plätzen sich erhob, Antwort und immer wieder neue Antwort auf die gestellten Fragen zu geben. Und in allen andern Kinderkreisen war es ebenso. Als einer der Brüder die Geschichte von der Erweckung des Jünglings zu Nain erzählt und die Stunde geschlossen hatte, konnte er buchstäblich nicht von seinem Stuhl wegkommen, so sehr drängten die Knaben mit Fragen auf ihn ein. Die Geheimnisse der Herzen waren durch die Geschichte erschlossen, und die tiefsten Hoffnungen des Lebens wurden laut."

5. Der Hausgottesdienst.

„Das Gesammtleben der einzelnen Kinderfamilien und Brüderkreise fand seinen täglichen Einigungspunkt im Hausgottesdienst. Für diesen hatte Wichern eine den Bedürfnissen des Hauses in sinnigster Weise entsprechende Liturgie ausgearbeitet, die im Laufe der Zeit immer reicher sich entwickelte. Die Hauptsache aber waren die Schriftauslegungen, welche Wichern in zwei Morgenandachten wöchentlich, den sog. „langen Andachten" gab.

„Schon wenn er in den Betsaal trat, gieng von dem Morgengruß, den er den Hausgenossen brachte, und von dem Blicke seiner strahlenden Augen ein belebender Hauch aus, welchen Groß und Klein wohlthuend spürte. Jeder ahnte, daß ihm nie wohler war, als wenn er mit den Hausgenossen vor dem Herrn sich beugen durfte. Bisweilen lag ein Schatten auf seinem Haupte und wenn er, sich setzend, einen Moment schwieg und mit der Hand über die Stirn fuhr, schien es, als ob er eine Wolke verscheuchen wolle. Dann war er von Arbeit und Sorge überlastet und hatte aus einer schlaflosen Nacht sein Kopfweh mitgebracht, dessen Qual ihn oft Tage lang verfolgte. Aber wenn der Choralgesang sich erhob, der wie Morgenthau

ihn erquickte, und wenn er die Schrift auszulegen begann, dann erwachten trotz allem die Lebensgeister, und eine Weihe umgab ihn und eine Kraft gieng von ihm aus, als wäre er der Jünger einer, die dem Herrn nachgefolgt und die er gewürdigt, den Armen das Evangelium zu predigen. Die heilige Geschichte, von seinen Lippen verkündet, gewann ein Leben und wurde zu einer Wirklichkeit, als lägen zwischen den Tagen, in welchen der Herr auf Erden wandelte, und dieser Morgenstunde nicht 1800 Jahre, sondern als wäre das Einst ein Heute, und als stände der Heiland inmitten des Betsaals und riefe den Kindern, den Brüdern und Wichern selber sein Wort zu: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Wichern, der Hausvater und Seelsorger, kannte das Innenleben eines Jeden um ihn Versammelten; darum hatte seine Schriftauslegung, tief gewurzelt in der Objektivität der heiligen Geschichte und des geschriebenen Wortes, zugleich eine in das Bedürfniß der Einzelnen eingreifende seelsorgerische Kraft. Ahnungsvoll überkam Alle die Gewißheit einer höheren, in die unmittelbare Gegenwart eingreifenden Welt, deren Mittelpunkt der eingeborene, zu den Aermsten der Sünder sich niederbeugende Sohn Gottes war. Die Tiefen des Evangeliums und evangelischer Theologie schöpfte Wichern aus in einer Kindersprache, welche die Herzen ergreifend, auch dem einfältigsten, noch in den Anfängen geistigen Traumlebens befangenen Kinde verständlich war und den Widerstrebenden, ob zum Gehorsam oder zum Widerspruch, übermächtig ergriff. Alle zum Eingehen in die enge Pforte zu rufen, war sein Verlangen; aber die Thüren dieser engen Pforte that seine Liebeshand mit Erbarmen weit auf, damit Keiner zurückbleibe. Mitunter, wenn besondere Anlässe sich ihm boten, zumal in den ersten Jahren des Rauhen Hauses, stellte er die Barmherzigkeit des Heilands und die Entscheidung, die Jeder für oder wider Ihn zu treffen habe, den Kindern in Parabeln vor Augen. Eine Reihe derselben, sinnig gedacht und farbenreich ausgeführt, finden sich zerstreut in den von ihm geführten Tagebüchern der Anstalt."

Hier ein Beispiel, nicht gerade aus der Hausandacht, sondern aus einer Konfirmandenstunde: „Ich wollte den Kindern," erzählt Wichern, „das Wesen des Glaubens begreiflich machen; da fuhr es mir durch den Sinn, ein Geldstück aus der Tasche zu nehmen, und ich sagte zu Otto: Da, Otto, nimm! Er wollte nicht; ich drang in

ihn; aber er weigerte sich, über und über erröthend. Gerade so wie du, sagte ich, macht es der Mensch oft, dem der Herr seine Gnade anbietet. Er möchte sie wohl haben; aber er greift nicht zu, und warum nicht? Es fehlt ihm das rechte Zutrauen, welches er der Liebe Gottes schuldet, die aber trotzdem nicht müde wird, sich anzubieten. Nun wendete ich mich an Peter, das Geldstück ihm darbietend. Auch er weigerte sich, es zu nehmen; aber ich sagte ihm, er solle das Geldstück auch gar nicht behalten, sondern es nur bekommen, um es Otto zu geben. Da nahm er es, gab es Otto und dieser hielt es in seiner Hand. Alle verwunderten sich. Siehst du, sagte ich zu Otto, du hattest kein Zutrauen, zu nehmen, was ich dir anbot; da mußte erst ein Anderer kommen, um dir zum Zugreifen Muth zu machen. So macht es der Herr mit seinen himmlischen Gaben. Weil wir sie aus seiner Hand nicht nehmen wollen, klopft sein Geist durch andere an unsere Herzen, ob wir sie für seine Liebe nicht öffnen und sie gerade so annehmen wollen, wie du, Otto, jetzt das Geldstück angenommen hast; das ist es, was glauben heißt. Zum Glauben gehört das Zutrauen zu Gottes Liebe, die uns und dich, Otto, erretten und in Ewigkeit nicht lassen will. Aber mit dem Zutrauen allein ist es nicht gethan, sondern das Zugreifen gehört zu ihm, wie du nach dem Geldstück gegriffen hast. Und noch ein drittes gehört zum Glauben: das Festhalten des Erbarmens, das man empfangen hat; und dies Festhalten ist oft weit schwerer als das Nehmen. Hast du mich verstanden, Otto?"

„Diese Geschichte", — so schreibt Wichern weiter in seinem Tagebuch — „machte unter den Kindern eine große Bewegung. Nach der Konfirmandenstunde, bei der Arbeit, erzählten sie den Andern davon. Abends kam Otto in mein Zimmer, sagte mir gute Nacht, reichte mir freundlich die Hand, und ehe ich's mich versah, hatte ich das Geldstück wieder in der meinigen. Er mußte es wiedernehmen, aber mochte es nicht behalten; es dünkte ihm zu viel. Da sagte ich: mache es mit dem Gelde, wie du und ich es mit der Gnade Gottes machen sollen: theile es unter deine Brüder! Das gefiel ihm. Am folgenden Tage hatte er das Geld unter die elf Konfirmanden gleichmäßig vertheilt, und da ihm hierzu noch zwei Schillinge fehlten, gieng er zu seinem Familienbruder und bat ihn um die zwei Schillinge."

das bis dahin Unterrichtete von je einem der Brüder wiederholt. Das Ende jedes wöchentlichen Unterrichts aber war, daß der volle Inhalt desselben vor der ganzen Hausgenossenschaft, also auch vor allen Erwachsenen, von mir in einer dazu bestimmten Morgenandacht wiedergegeben wurde. Die Folge davon ist nicht nur die gründliche Kenntniß des Heilandes, sondern auch die größte Freude an dem auf diese Weise erlangten himmlischen Besitzthum gewesen. Und darauf kommt es zunächst an; denn in dieser Freude theilt sich das Leben des Herrn dem Menschenherzen mit, und sie selbst ist ein Zeugniß, daß das Wort anfängt zu wirken was es soll. Freilich gehört zu einer solchen Darstellung des Lebens Christi, daß in derselben Christus nicht als ein Todter, sondern als ein Lebendiger erscheine, in dessen Licht und Gemeinschaft noch täglich dieselbe Geschichte erzeugt wird, indem sein Wort und seine Wahrheit in ewig verjüngender Kraft dem Menschenherzen Geist, Leben und Gnade mittheilen. Es ist ein förmliches Erstaunen, ein stilles Lauschen, ein verhaltener Jubel der Kinder sichtbar, wenn sich ihnen nach und nach die evangelische Geschichte aufschließt, wenn sie an der Gnadennähe des Herrn merken, daß der, den sie nur als einen längst verstorbenen Jesus aus früheren Erzählungen beiläufig hatten kennen gelernt, wahrhaftig lebt und sie liebt, auch ihnen Trost und Licht spendet; wenn sie gewahr werden, daß der, den sie zuerst nur in weiter Ferne jenseits dieses Lebens geglaubt, ihnen immer näher tritt und die Gemeinschaft mit ihnen nicht verschmäht. Da erwacht auch der Stumpfsinnige und der Erschlaffte rafft sich auf; der Einfältige merkt, daß auch ihm eine Weisheit bereitet ist; der Leichtsinnige wird ernst und der, den seine Natur bis dahin nur in die Gemeinheit zog, sieht den Adel und die Herrlichkeit des Menschensohnes und richtet sich auf zu ihm. Geschah es doch neulich, daß ein Bursche mich bei Seite zog; ich glaubte, er habe mir etwas Besonderes zu sagen; aber er hatte an dem Tage eine neue Geschichte aus dem Evangelium gehört und wollte mir bezeugen, wie unaussprechlich schön sie sei. Derselbe Knabe trat ein andermal rasch in mein Zimmer mit der Frage, ob ich ihm nicht erlauben würde, einen der Brüder, der Abends eine Besorgung in der Stadt zu machen habe, zu begleiten. In dem Hause, in welches sein Auftrag ihn führte, sind mehrere Kinder. Ich gestattete es gern. O, das ist schön, sagte der Bursche; ich will gern den Kindern die Geschichten

erzählen, die ich nun wieder gelernt habe. „Ich selber," so erzählt Wichern weiter, „hatte mir für den Schluß der wöchentlichen Stunden die Wiederholung mit den beiden Mädchenklassen vorbehalten. Die ganze Woche waren die Herzen der Kinder mit Freude auf diese Stunden erfüllt, und nichts betrübte sie mehr, als wenn ich, durch unabweisbare Geschäfte genöthigt, mich ihnen entziehen mußte. Jede der Stunden hat mich mit Lob und Dank erfüllt, wenn ich die stille, die innige Freude und oft auch den stürmischen Eifer um mich her sich erheben sah, in welchem zu Zeiten fast die ganze Schaar von ihren Plätzen sich erhob, Antwort und immer wieder neue Antwort auf die gestellten Fragen zu geben. Und in allen andern Kinderkreisen war es ebenso. Als einer der Brüder die Geschichte von der Erweckung des Jünglings zu Nain erzählt und die Stunde geschlossen hatte, konnte er buchstäblich nicht von seinem Stuhl wegkommen, so sehr drängten die Knaben mit Fragen auf ihn ein. Die Geheimnisse der Herzen waren durch die Geschichte erschlossen, und die tiefsten Hoffnungen des Lebens wurden laut."

5. Der Hausgottesdienst.

„Das Gesammtleben der einzelnen Kinderfamilien und Brüderkreise fand seinen täglichen Einigungspunkt im Hausgottesdienst. Für diesen hatte Wichern eine den Bedürfnissen des Hauses in sinnigster Weise entsprechende Liturgie ausgearbeitet, die im Laufe der Zeit immer reicher sich entwickelte. Die Hauptsache aber waren die Schriftauslegungen, welche Wichern in zwei Morgenandachten wöchentlich, den sog. „langen Andachten" gab.

„Schon wenn er in den Betsaal trat, gieng von dem Morgengruß, den er den Hausgenossen brachte, und von dem Blicke seiner strahlenden Augen ein belebender Hauch aus, welchen Groß und Klein wohlthuend spürte. Jeder ahnte, daß ihm nie wohler war, als wenn er mit den Hausgenossen vor dem Herrn sich beugen durfte. Bisweilen lag ein Schatten auf seinem Haupte und wenn er, sich setzend, einen Moment schwieg und mit der Hand über die Stirn fuhr, schien es, als ob er eine Wolke verscheuchen wolle. Dann war er von Arbeit und Sorge überlastet und hatte aus einer schlaflosen Nacht sein Kopfweh mitgebracht, dessen Qual ihn oft Tage lang verfolgte. Aber wenn der Choralgesang sich erhob, der wie Morgenthau

ihn erquickte, und wenn er die Schrift auszulegen begann, dann erwachten trotz allem die Lebensgeister, und eine Weihe umgab ihn und eine Kraft gieng von ihm aus, als wäre er der Jünger einer, die dem Herrn nachgefolgt und die er gewürdigt, den Armen das Evangelium zu predigen. Die heilige Geschichte, von seinen Lippen verkündet, gewann ein Leben und wurde zu einer Wirklichkeit, als lägen zwischen den Tagen, in welchen der Herr auf Erden wandelte, und dieser Morgenstunde nicht 1800 Jahre, sondern als wäre das Einst ein Heute, und als stände der Heiland inmitten des Betsaals und riefe den Kindern, den Brüdern und Wichern selber sein Wort zu: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Wichern, der Hausvater und Seelsorger, kannte das Innenleben eines Jeden um ihn Versammelten; darum hatte seine Schriftauslegung, tief gewurzelt in der Objektivität der heiligen Geschichte und des geschriebenen Wortes, zugleich eine in das Bedürfniß der Einzelnen eingreifende seelsorgerische Kraft. Ahnungsvoll überkam Alle die Gewißheit einer höheren, in die unmittelbare Gegenwart eingreifenden Welt, deren Mittelpunkt der eingeborene, zu den Aermsten der Sünder sich niederbeugende Sohn Gottes war. Die Tiefen des Evangeliums und evangelischer Theologie schöpfte Wichern aus in einer Kindersprache, welche die Herzen ergreifend, auch dem einfältigsten, noch in den Anfängen geistigen Traumlebens befangenen Kinde verständlich war und den Widerstrebenden, ob zum Gehorsam oder zum Widerspruch, übermächtig ergriff. Alle zum Eingehen in die enge Pforte zu rufen, war sein Verlangen; aber die Thüren dieser engen Pforte that seine Liebeshand mit Erbarmen weit auf, damit Keiner zurückbleibe. Mitunter, wenn besondere Anlässe sich ihm boten, zumal in den ersten Jahren des Rauhen Hauses, stellte er die Barmherzigkeit des Heilands und die Entscheidung, die Jeder für oder wider Ihn zu treffen habe, den Kindern in Parabeln vor Augen. Eine Reihe derselben, sinnig gedacht und farbenreich ausgeführt, finden sich zerstreut in den von ihm geführten Tagebüchern der Anstalt."

Hier ein Beispiel, nicht gerade aus der Hausandacht, sondern aus einer Konfirmandenstunde: „Ich wollte den Kindern," erzählt Wichern, „das Wesen des Glaubens begreiflich machen; da fuhr es mir durch den Sinn, ein Geldstück aus der Tasche zu nehmen, und ich sagte zu Otto: Da, Otto, nimm! Er wollte nicht; ich drang in

ihn; aber er weigerte sich, über und über erröthend. Gerade so wie du, sagte ich, macht es der Mensch oft, dem der Herr seine Gnade anbietet. Er möchte sie wohl haben; aber er greift nicht zu, und warum nicht? Es fehlt ihm das rechte Zutrauen, welches er der Liebe Gottes schuldet, die aber trotzdem nicht müde wird, sich anzubieten. Nun wendete ich mich an Peter, das Geldstück ihm darbietend. Auch er weigerte sich, es zu nehmen; aber ich sagte ihm, er solle das Geldstück auch gar nicht behalten, sondern es nur bekommen, um es Otto zu geben. Da nahm er es, gab es Otto und dieser hielt es in seiner Hand. Alle verwunderten sich. Siehst du, sagte ich zu Otto, du hattest kein Zutrauen, zu nehmen, was ich dir anbot; da mußte erst ein Anderer kommen, um dir zum Zugreifen Muth zu machen. So macht es der Herr mit seinen himmlischen Gaben. Weil wir sie aus seiner Hand nicht nehmen wollen, klopft sein Geist durch andere an unsere Herzen, ob wir sie für seine Liebe nicht öffnen und sie gerade so annehmen wollen, wie du, Otto, jetzt das Geldstück angenommen hast; das ist es, was glauben heißt. Zum Glauben gehört das Zutrauen zu Gottes Liebe, die uns und dich, Otto, erretten und in Ewigkeit nicht lassen will. Aber mit dem Zutrauen allein ist es nicht gethan, sondern das Zugreifen gehört zu ihm, wie du nach dem Geldstück gegriffen hast. Und noch ein drittes gehört zum Glauben: das Festhalten des Erbarmens, das man empfangen hat; und dies Festhalten ist oft weit schwerer als das Nehmen. Hast du mich verstanden, Otto?"

„Diese Geschichte", — so schreibt Wichern weiter in seinem Tagebuch — „machte unter den Kindern eine große Bewegung. Nach der Konfirmandenstunde, bei der Arbeit, erzählten sie den Andern davon. Abends kam Otto in mein Zimmer, sagte mir gute Nacht, reichte mir freundlich die Hand, und ehe ich's mich versah, hatte ich das Geldstück wieder in der meinigen. Er mußte es wiedernehmen, aber mochte es nicht behalten; es dünkte ihm zu viel. Da sagte ich: mache es mit dem Gelde, wie du und ich es mit der Gnade Gottes machen sollen: theile es unter deine Brüder! Das gefiel ihm. Am folgenden Tage hatte er das Geld unter die elf Konfirmanden gleichmäßig vertheilt, und da ihm hierzu noch zwei Schillinge fehlten, gieng er zu seinem Familienbruder und bat ihn um die zwei Schillinge."

Bücherschau.

Trostbüchlein für Kranke und Leidtragende von Rev. B. Power. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Morgenstern. Preis Mk. 1.20.

Nebel im Thal. Eine Erzählung von Agnes Giberne. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Preis Mk. 2.80.

Die Engländer übersetzen und studieren fleißig die deutsche Theologie; da ist's denn keine Schande, wenn wir Deutschen auch von den Engländern wieder das nehmen, was ihre besondere Gabe ist. Der Deutsche ist tief und gelehrt. Der Engländer ist praktisch und leichtverständlich. Er ist namentlich darin geübt, die ganze heil. Schrift auf's tägliche Leben und auf alle Verhältnisse in Haus und Herz, in Staat und Kirche anzuwenden. Die englische Literatur ist daher fast überreich an populären Erbauungsschriften und christlichen Erzählungen der mannigfaltigsten Art. Die oben genannten Büchlein sind Proben davon. „Nebel im Thal" charakterisirt sich selbst schon zur Genüge durch das Motto: „Ich kann nicht sehen, Herr, o, gieb mir Licht! Der Nebel überall umhüllt mich dicht. Nimm meine Hand und gieb mir das Geleite, Ich wag' mich nicht allein, bleib mir zur Seite!" Das andere Büchlein will hauptsächlich zeigen, „was es uns hilft, glauben zu können, daß Gott ein Gott des Trostes ist." Beide sind erschienen bei Julius Drescher in Leipzig.

Stille halbe Stunden von Th. Schmalenbach. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1885. Preis Mk. 1.

Wer den Verfasser auch nur einmal gesehen und gehört hat, wird gern diese Gelegenheit benutzen, ihn zu sich reden zu lassen. Kurz, körnig, packend und doch nicht aufregend, milde und doch stark — das ist seine Art.

Im Verlag von C. F. Spittler, Basel, sind erschienen:

Aus dem heiligen Land. Bilder und Geschichten, gezeichnet von W. Webb, erzählt von Dr. J. Paulus. Ein Bilderbuch mit 32 Holzschnitten mit Text, in eleganter Leinwanddecke. Preis Mk. 2.40.

Diese Bilder sind vom englichen Künstler während eines Aufenthalts in Palästina gemalt. Sie bringen allerlei biblische Aussprüche, meist aus den Reden Jesu, in Gestalten und Scenen aus dem modernen palästinensischen Leben zur Anschauung. Die kurzen, auch für Kinder leicht verständlichen Erklärungen und Geschichten, sind ebenfalls dem Orient entnommen

Bleibe in Jesu. Gedanken über das selige Leben der Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes. Nach dem Englischen des A. M. broch. Mk. 1.20.

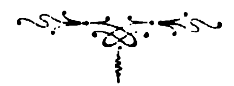
Es freut uns, daß diese gediegene Schrift des südafrikanischen reformirten Predigers A. Murray, deren erste deutsche Ausgabe wir früher unseren Lesern empfohlen haben, nun bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

Biblin.

„Die Landleute an unsrer Küste pflegten sich früher Wagenladungen voll Seegras auf ihre Karren zu laden und es als Dünger auf ihre Felder zu thun. Das Schwerste dabei war das Wasser. Jetzt trocknen sie das Gras und ersparen sich dadurch eine Unmasse Arbeit und Kosten. So kauft auch ihr keine dünnen, verwässerten Suppen, kauft Fleischessenz! Sucht viel in geringem Umfang zu erlangen. Zieht solche Bücher vor, die recht voll von dem sind, was Einer „Biblin" oder Büchereressenz genannt hat. Ihr braucht zuverläßige, zusammengedrängte, genaue, gediegene Bücher; seht euch vor, daß ihr nur solche bekommt." Auf obige Weise belehrt Spurgeon seine Predigerseminaristen über die Kunst des Bücherkaufens und -Lesens. Es leuchtet ein, wie seine Rathschläge im vollsten Maße auf das Buch der Bücher, die hl. Schrift, ihre Anwendung finden. Er selbst sagt auch: „Sollte aber die Theurung der Bücher groß sein im Lande, so gibt es doch Ein Buch, welches Sie alle besitzen, und das ist die Bibel. Niemand darf sagen, daß er keine Quelle habe, aus der er schöpfen könne, wenn die Bibel in seinem Bereich ist. In der Bibel haben wir eine vollständige Bibliothek, und wer sie gründlich studirt, wird gelehrter werden, als wenn er die ganze alexandrinische Bibliothek verschlänge. Die Bibel zu verstehen, sollte Ehrensache für uns sein; wir sollten mit ihr so vertraut sein, wie die Hausfrau mit der Nadel, der Kaufmann mit seinem Hauptbuch, der Kapitän mit seinem Kompaß und Schiff. Ihr kennt das alte Sprichwort; Cave ab homine unius libri — hüte dich vor dem Menschen, der nur Ein Buch kennt. Ein solcher ist ein gefährlicher Gegner. Ein Mann, der die Bibel an den Fingerenden hat und in seines Herzens Kammern trägt, ist ein Held in Israel, man kann nicht gegen ihn aufkommen; derselbe ist wie Goliaths Schwert, von dem David sagte: es ist seinesgleichen nicht."



Bücherschau.

Trostbüchlein für Kranke und Leidtragende von Rev. P. Power. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Morgenstern. Preis Mk. 1.20.

Nebel im Thal. Eine Erzählung von Agnes Giberne. Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Preis Mk. 2.80.

Die Engländer übersetzen und studieren fleißig die deutsche Theologie; da ist's denn keine Schande, wenn wir Deutschen auch von den Engländern wieder das nehmen, was ihre besondere Gabe ist. Der Deutsche ist tief und gelehrt. Der Engländer ist praktisch und leichtverständlich. Er ist namentlich darin geübt, die ganze heil. Schrift auf's tägliche Leben und auf alle Verhältnisse in Haus und Herz, in Staat und Kirche anzuwenden. Die englische Literatur ist daher fast überreich an populären Erbauungsschriften und christlichen Erzählungen der mannigfaltigsten Art. Die oben genannten Büchlein sind Proben davon. „Nebel im Thal" charakterisirt sich selbst schon zur Genüge durch das Motto: „Ich kann nicht sehen, Herr, o, gieb mir Licht! Der Nebel überall umhüllt mich dicht. Nimm meine Hand und gieb mir das Geleite, Ich wag' mich nicht allein, bleib mir zur Seite!" Das andere Büchlein will hauptsächlich zeigen, „was es uns hilft, glauben zu können, daß Gott ein Gott des Trostes ist." Beide sind erschienen bei Julius Drescher in Leipzig.

Stille halbe Stunden von Th. Schmalenbach. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1885. Preis Mk. 1.

Wer den Verfasser auch nur einmal gesehen und gehört hat, wird gern diese Gelegenheit benutzen, ihn zu sich reden zu lassen. Kurz, körnig, packend und doch nicht aufregend, milde und doch stark — das ist seine Art.

Im Verlag von C. F. Spittler, Basel, sind erschienen:

Aus dem heiligen Land. Bilder und Geschichten, gezeichnet von W. Webb, erzählt von Dr. J. Paulus. Ein Bilderbuch mit 32 Holzschnitten mit Text, in eleganter Leinwanddecke. Preis Mk. 2.40.

Diese Bilder sind vom englichen Künstler während eines Aufenthalts in Palästina gemalt. Sie bringen allerlei biblische Aussprüche, meist aus den Reden Jesu, in Gestalten und Scenen aus dem modernen palästinensischen Leben zur Anschauung. Die kurzen, auch für Kinder leicht verständlichen Erklärungen und Geschichten, sind ebenfalls dem Orient entnommen

Bleibe in Jesu. Gedanken über das selige Leben der Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes. Nach dem Englischen des A. M. broch. Mk. 1.20.

Es freut uns, daß diese gediegene Schrift des südafrikanischen reformirten Predigers A. Murray, deren erste deutsche Ausgabe wir früher unseren Lesern empfohlen haben, nun bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. — 1885.

Inhalt.

Eine Bibelfestrede,

gehalten in St. Gallen am 4. Juni 1885

von

Herrn Helfer Pestalozzi aus Zürich,

über 1 Kor. 2, 10—16.

Pfingstfest, Reformationsfest, Missionsfest, Bibelfest, sie sind alle miteinander verwandt, sie haben alle etwas gemeinsam, das nämlich, daß sie alle ohne den anregenden Hauch des heiligen Geistes und ohne den belebenden Odem der christlichen Gemeinschaft nicht zu denken sind.

Das erstgenannte dieser Feste, das Pfingstfest, führt uns um achtzehnhundert Jahre rückwärts in die Tage der erstehenden Christenheit, in die Zeiten, wo das christliche Geistesleben, nachdem es zuvor von Gott selber war angeregt worden, mit Wucht und Ungestüm aus den verborgenen Tiefen der Seele herausströmte. Es

war ein weltgeschichtlicher Augenblick, als dort beim Tempel in Jerusalem am fünfzigsten Tage nach Ostern die Jünger Jesu in neuen Zungen die alten Thaten Gottes verkündigten und das Neue aussprachen, das auch ihnen zu teil geworden, zuerst vielleicht in einem stockenden und zögernden Ton, dann aber immer begeisterungsvoller, bis es am Ende nicht mehr ein Flüstern, sondern ein Jauchzen, und nicht mehr ein Fließen, sondern ein Ueberfluten des Geistes war. Wir können begreifen, daß dieses Ereignis einen mächtigen Eindruck auf die Versammelten machte und viele von ihnen in die begeisterungsvollen Worte ausbrachen: „Siehe, sind nicht alle diese, die da reden, Galiläer, wie hören wir sie denn einen jeden in der Sprache reden, in welcher wir geboren sind?"

Einen Niederschlag von dem, was damals in begeisterungsvoller und, den Umständen entsprechend, wunderbarer Weise aus Herz und Mund der Apostel herausfloß, haben wir in der heiligen Schrift, in welcher ja auch mit neuen Zungen die großen Thaten Gottes verkündigt werden; wenn von irgend einem Buche, so können wir vom Bibelbuch sagen, daß ein jeder, welcher aufrichtigen Sinnes ist, dessen Sprache versteht; oder ist es nicht bedeutsam, daß die Bibel in den Uebersetzungen wie nichts verliert, daß sie griechisch mit dem Griechen, deutsch mit dem Deutschen, französich mit dem Franzosen spricht, und daß auch innerhalb desselben Volkes der Höchstgebildete wie der Geringste „seine" Sprache in der Bibel herausfinden kann; „siehe, sind nicht alle diese, die da reden, Galiläer; wie hören wir sie denn jeder in der Sprache reden, in welcher wir geboren sind?" Wie kommt es, daß, was sie sagen, uns allen so verständlich ist wie Kindheitssprache und Mutterlaut, wie ein Hauch vom Paradiese her? Diese Schrift blieb hoch geachtet durch alle die verschiedenen Jahrhunderte hinunter, wurde aber doch nicht immer genugsam geschätzt. Da war es das Verdienst der Reformatoren, daß sie diese heilige Schrift wieder in den Mittelpunkt aller privaten und öffentlichen Andacht einsetzten, und, wie sie selbst sich an ihr nährten, so konnte man auch von ihnen, wenn auch in geringerem Maße, sagen: Siehe, sind nicht alle diese, die da reden, Galiläer, dieser Zwingli da, vom Toggenburg her, dieser Luther, der Bergmannssohn — und doch, und doch ist so verständlich, was sie sagen, und klingt wie Herzenston und wie Gewissenston in allen ihren Schriften an. Es handelte sich damals nicht um neue Heils-

thatsachen, sondern nur um eine neue, innigere, freiere, unmittelbarere Aneignung derselben; aber darauf verstanden sie sich; daher kommt es, daß die Bibel Luthers, sein Katechismus und die Lieder des Reformationszeitalters so volksverständlich und gemeinfaßlich sind.

Ihr sehet also, meine Lieben, daß die **Bibel** das Einheitsband ist, das uns aus den Tagen der Apostel in die der Reformatoren hinunterführt. Der Pfingstgeist hat die Bibel ins Leben gerufen, der Reformationsgeist brachte eine herzmäßigere Auslegung. Mein Zürcher Landsmann, Johann Kaspar Bluntschli, hat in den Denkwürdigkeiten aus seinem Leben gesagt, unser Geschlecht lese zu viel, als daß es sich durch die Lektüre Eines Buches, und wäre es selbst die Bibel, beherrschen lasse. Ich möchte umgekehrt sagen, daß gerade ein Geschlecht, das, wie das unsere, so viel liest und infolge davon so zerstreut ist, ein Buch bedürfe, das nicht zerstreut, sondern sammelt, das die mannigfaltigen auseinandergehenden Bildungsinteressen innerlich und äußerlich eint. — Sie haben dieser Tage in Paris die Leichenfeier ihres großen Dichters Viktor Hugo festlich begangen. Wenn man die Schilderungen in den Zeitungen las, da hätte man meinen können, daß das Fest die Apotheose des Wahnsinns durch Wahnsinnige gewesen sei. Indessen mag es ja wohl richtig sein, daß Viktor Hugo ein begabter Dichter war. Dennoch dürfte er froh sein, wenn er, ich will nur einmal sagen den Brief Pauli an Philemon zu schreiben im Stand gewesen wäre. Wenn längst die Verleger von Viktor Hugos „Sämmtlichen Werken" nichts mehr zu thun haben werden, werden die Schriften des Neuen Testamentes noch in Tausenden von Exemplaren verbreitet sein: „Diese Blätter verwelken nicht." Wir in unserem Orte nehmen lieber die heilige Schrift aus den Händen der Apostel und Reformatoren an und fragen noch nach ihrem **Ursprung** und dann auch dem **Wege** zu ihr.

I.

Nach dem **Ursprung** der heiligen Schrift, besonders Neuen Testamentes, fragen wir zuerst, wir brauchen aber nicht lange herumzufragen. Paulus giebt uns Antwort, wenn er in unserm Texteswort sagt: Uns hat es Gott geoffenbaret durch seinen Geist, denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.

Uns hat es Gott geoffenbaret, im Gegensatz zu jenen, die aus ihrer eignen menschlichen Vernunft heraus die Thatsachen des Glaubens feststellen wollen, da doch nach dem Worte des Apostels „der menschliche Geist nur weiß, was im Menschen ist, und nur der Geist Gottes, was in Gott ist“, nicht der Menschen Vernunft als solche, und wenn auch die der „Obersten dieser Welt“. Unter diesen Obersten giebt es solche, bei denen wir die Lösung der unser Herz bewegenden Zeit- und Ewigkeitsfragen von vornherein nicht suchen sollen. Wir sollen sie nicht suchen bei jener leichtfertigen, oberflächlichen, frivolen Unterhaltungsliteratur, die den Menschen erniedrigt statt erhöht, die nur das kennt, was ihm mit den Tieren gemeinsam ist, und nicht das, was er mit den Engeln Verwandtes hat, die über Schmutz und Gemeinheit nicht hinauskommen kann. Nun, diese Art ist ja nicht alles, was von unterhaltender Literatur auf den Büchermarkt gebracht wird; aber auch die besseren unter den betreffenden Schriften lassen nur zu oft den Geist vermissen, welcher, wie der Apostel sagt, „aus Gott“ ist; die Verfasser derselben müßten denn selber erst bei Propheten und Aposteln in die Schule gegangen sein!

Niemand wird indessen von der großen Masse der jährlich erscheinenden Unterhaltungsschriften erwarten, daß diese einen „mit der Weisheit Gottes in Geheimnissen“, mit dem, „was Gott von Ewigkeit her zu unserer Herrlichkeit vorherbestimmt hat,“ bekannt mache. Schon eher könnte man „die Weisheit Gottes vor den Vollkommenen“ da erwarten, wo einer ausdrücklich mit dem Anspruch auftritt, einem Belehrung, vielleicht solche in den höchsten Fragen, zu verschaffen; aber auch hier heißt es: „Der Mensch weiß nur, was im Menschen ist“; „hätten die Obersten dieser Welt die Weisheit Gottes erkannt, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt.“ Sie hätten ihn nicht auf das Fluchholz einer oft sein Bestes verkennenden Kritik gelegt; sie hätten ihm nicht die Nägel einer hochmütigen Absprecherei in die evangelische Geschichte hineingetrieben und hätten Jesu nicht die Dornenkrone einer bloß vermeintlichen Anerkennung auf's Haupt gesetzt. Sie hätten ihn nicht achselzuckend aus dem öffentlichen, vielleicht auch aus ihrem häuslichen Leben abführen lassen, da er sich auch um sie bemüht.

Der Mensch als solcher, wie er jetzt in seinem sündigen Zustand ist, kommt über „das Menschliche“ nicht hinaus; wohl ist er

auch einst mit der ewigen Weisheit Gottes in Verbindung gestanden, und von dort aus blieb ihm ein Element der Ahnung und der Sehnsucht, das z. B. in den Schriften der Alten, in den Dramen von Aeschylos und Sophokles, in den Dialogen von Plato ergreifend anklingt; aber es ist mit allerlei Elementen der Lüge durchsetzt, und es brauchte eine besondere Läuterung von Seiten Gottes, wenn die ewige Wahrheit Gottes in das Herz der Menschen hineinkommen sollte. Diese Wiederanknüpfung finden wir nun aber auf dem Boden der heiligen Schrift: „Gott hat es uns geoffenbaret durch seinen Geist."

Diesen Geist finden wir, wenn wir auf den Inhalt des Bibelbuches sehen. Es weht uns aus ihm der Geist der Wahrheit und Heiligkeit entgegen, wie wir ihn sonst nirgends antreffen. Wir begreifen darum, daß der Apostel sagt: „Wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist aus Gott, damit wir wissen mögen, was uns von Gott geschenket ist." Man zweifelt, ob die Bibel von Gott sei; nun wo ist ein Buch, das uns, so wie dieses, in die Tiefen Gottes hineinführt und uns von seiner Größe und Güte, seiner Hoheit und Herablassung eine so reiche und reine Anschauung gewährt, wie sie. Und wenn man dann, ergriffen von der Herrlichkeit des hier geschauten Gotteswesens, auch nach einem Maßstab für die mannigfaltigen und oft so verwickelten Verhältnisse des Menschenlebens verlangt, nun so stellt sich wieder die Bibel mit dem richtigen Maßstab ein.

Ich weiß kein Buch, das uns so tief hinein und so weit hinaus, so hoch hinauf und so tief hinab führt, wie die heilige Schrift; keines, das wie dieses uns ebenso die Einheit des göttlichen Grundes, wie die Vielheit der geschaffenen Dinge verstehen lehrt; keines, das mit einer solchen Bestimmtheit eine solche Natürlichkeit eint, und, was merkwürdig ist, dieser reiche Inhalt birgt sich in eine Form, die zwar Thorheit ist in den Augen einer am Gleißen und Glänzen haltenden Menge, aber Schönheit in den Augen des Geistesmenschen. Man hat es der Orthodoxie früherer Zeit zum Vorwurf gemacht, daß sie behauptet habe, daß nicht bloß der Inhalt, sondern auch der Wortlaut der heiligen Schrift von Gottes Geist eingegeben worden; im Grunde aber sagt der Apostel das Nämliche, wenn er spricht: „Was wir reden, das reden wir auch nicht mit Worten von menschlicher Weisheit gelehrt, sondern mit Worten gelehrt vom heil.

Geist, also daß wir geistliche Dinge mit geistlichen vergleichen", und wir alle haben schon empfunden, daß wenn man nicht den Wortlaut des biblischen Ausdruckes festhält, gleich auch etwas von dem Geiste desselben entflieht. Wie ist bei diesem Buche die Fülle der Worte mit der Prägnanz, die Klarheit mit der Tiefe, die Volksverständlichkeit und Gemeinfaßlichkeit mit der Würde vereint! Was für eine Erhabenheit ist in der Schrift! Was für eine Zartheit und Lieblichkeit!

Wir sagen also, daß die Verfasser der heiligen Schriften Menschen waren, aber unter dem anregenden, reinigenden und heiligenden Einfluß des Geistes Gottes standen, wie es schon in einem altdeutschen Spruche heißt: „Paulus ward in den dritten Himmel entzücket, Johannes war an Jesu Brust gedrücket, Wo kam wohl einer zu so hoher Schule? Wer höher steigt als die gewesen, Deß Sitz besteht nicht vor dem höchsten Stuhle." Dabei sind wir nicht der Meinung, daß der Geist an allen Orten in gleicher Fülle vorhanden sei; es ist doch etwas anderes, ob man in dem Evangelium Johannis oder in den Büchern Esra, Nehemia und Esther liest; es ist gerade wie beim menschlichen Organismus, wo Fuß und Zehe auch ihre gute Bedeutung haben, das Auge aber in ganz anderem Maße den Geist des Menschen widerstralt.

II.

Wir haben bisher, meine Geliebten, mehr den Ursprung des Bibelbuches, dieses großen Palladiums des Reformationszeitalters, ins Auge gefaßt und wenden uns nun dem **Wege zu, der am sichersten zu seinem Verständniß führt.** Es ist eine alte Regel, daß ein Buch nur aus dem Geiste heraus verstanden werden könne, der bei seiner Entstehung mitgewirkt hat, daß nur der ein philosophisches Buch begreift, welcher selber philosophischen Geist hat, eine Dichtung nur, wer selbst von dichterischem Geiste angehaucht ist, und so ist es bei der Bibel: als eine Urkunde göttlicher Weisheit, als ein Wort des heiligen Geistes, setzt sie selber bei den Lesern den heiligen Geist voraus, wie St. Paulus sagt: Der fleischlich gesinnte Mensch fasset die Dinge nicht, die des Geistes sind, denn sie sind ihm eine Thorheit; aber der geistliche beurteilt alles und wird von keinem gerichtet.

„Der fleischlich gesinnte Mensch fasset die Dinge nicht, die des Geistes Gottes sind, denn sie sind ihm eine Thorheit" — nun, von Natur aus sind wir alle fleischlich gesinnt; aber es ist doch ein Unterschied zwischen einem Menschen, welcher sich dem Gnadenzug Gottes, wie er gerade im Worte des Lebens sich uns mitteilt, hingiebt, und einem solchen, der recht eigentlich ungöttlich denkt. Der fleischlich gesinnte Mensch, das ist zuvörderst einer, der keine über die Lust der Sinne und die tierische Begierde unserer Zeit hinausgehende Freude kennt, oder dem wenigstens die mechanische Weltanschauung vieler unserer neuern Forscher imponiert, daß er sich dem freien reichen Wunderwalten Gottes im Alten und Neuen Bund nicht mehr frei hingeben kann und nun an allerlei Einzelheiten der Bibel Anstoß nimmt. Ein solcher ist im Stande zu behaupten, wie dies neulich in einem unsrer Bezirksblätter geschehen, daß die Bibel — es war das Alte Testament gemeint — eine Sammlung von Schlüpfrigkeiten sei — wobei man mit der Miene der Entrüstung noch recht absichtlich aus der Bibel von zerstreuten Orten zusammensucht, was da nicht eben für die Jugend geschrieben steht, damit es ja recht alle Kinder aufschlagen können und man so erreicht, was man vermeiden will, wobei man noch zudem vergißt, daß auch wenn die Bibel vom Ehebruch und dergleichen redet, sie dies durch und durch geistlich thut, nie der Sünde schmeichelt, nie das Böse lüstern erzählt. Aber auch die Besseren, welche die ästhetischen Schönheiten der Bibel würdigen, vergessen, daß sie uns nicht zunächst zu ästhetischem Genusse gegeben ist. Was helfen mir die schönen Stellen der Bibel, wenn ich hier nicht Wahrheit habe aus Gott? Was helfen mir die guten Gedanken, wenn mir dieses Buch nicht den Weg zum Leben zeigt? Wir werden uns darum nicht verwundern, wenn solche, die an alles nur einen sinnlichen Maßstab anlegen, und wäre es auch der einer ästhetisch verfeinerten Sinnlichkeit, am Bibelbuch kein Wohlgefallen haben, schließlich doch „keine Gestalt und Schöne" darin finden. Aber Paulus hat bei seinem, „der fleischlich gesinnte Mensch erfasset die Dinge nicht, die des Geistes Gottes sind" nicht bloß an die Fleischesmenschen im engern Sinne gedacht, sondern auch an gewisse Verstandesmenschen, die nicht die tierisch irdische Lust der Sinne über alles setzen, aber dafür ihre irdisch zeitlichen Verstandesmaßstäbe an alles anlegen und verwerfen, was man nicht ins Einmaleins hineinbringen kann. Nicht als ob die Grundgesetze,

welche auf die niederen Stufen des Daseins ihre Anwendung finden, nicht auch für die höheren gelten würden; aber sie gewinnen hier mit dem Auftreten neuer Kräfte eine andere Gestalt, werden anders kombiniert, und es ist darum überaus thöricht, wenn man z. B. den Gottmenschen Jesus und so auch die Bibel, die von ihm redet, bloß nach Dem beurteilt, was beim Menschen gewöhnlich ist, die Regeln einer menschlichen Rechenkunst oder eine menschlich beschränkte Rechtspflege zum Richter über die Dreieinigkeit Gottes und die Versöhnung in Jesu Christo macht. Thut man es, so kommt man über die Erkenntnis von allerlei Widersprüchen in der Geschichtschreibung nicht hinaus oder man bleibt in gewissen Dunkelheiten der apostolischen Lehrverkündigung stecken.

„Der fleischliche Mensch faßt die Dinge nicht, die des Geistes Gottes sind.“ Dagegen beurteilt, dem Worte des Apostels zu folge, der „Geistliche alles und wird von keinem beurteilt“. Der Geistliche, d. h. nicht der Schwärmer und Schwindler, der mit frommen Phrasen und Redensarten die Bibel überschwemmt, ein solcher würde von einem, der die Grammatik kennt und sein Griechisch gut gelernt hat, auch wenn er sonst ein Ungläubiger ist, noch manches zu lernen haben; ein Geistlicher, das ist umgekehrt auch nicht einer, der nur sein Examen bei irgend einer Prüfungsbehörde gut bestanden hat, sondern der ist geistlich, der einen der Bibel kongenialen Sinn besitzt, und diesen erlangt man, wenn man mit Schülerdemut von ihr lernt.

Der geistliche Mensch, das ist zuvörderst einer, der in Buße und Glauben sich vom Worte Gottes richten und dann wieder aufrichten läßt. Ein solcher sieht, wie die Bibel in einem Maße wie kein anderes Buch, ihm sein Inneres offenbart und ihm die Größe seiner Schuld zeigt. Zu gleicher Zeit erkennt er aus derselben Schrift, daß die Gnade Gottes einen Ausgleich gefunden hat, kraft dessen sie unbeschadet der Gerechtigkeit sich des Menschen annehmen und ihn zum Kind und Erben des Himmelreichs machen kann. In dieser Beziehung leistet uns kein Buch so viel, wie die heilige Schrift. Und mit dem Sinn für die heilige Liebe Gottes geht dann einem solchen auch der Sinn für das Reine, Edle, Liebliche und Wohllautende, ich möchte sagen, für die nicht sinnliche, aber geistige Schönheit des Bibelbuches auf. Es irrt ihn nicht mehr, wenn er sich auf dem von der Schrift verkündeten neuen Himmel

noch nicht ganz zurechtfinden kann, er freut sich — das ist ihm erhaben genug — daß dort Gott ist und man diesen in seinem Abbild Jesu Christo von Angesicht zu Angesicht sehen wird. Es irrt ihn auch nicht, daß er die neue Erde, die ihm die Bibel vorführt, noch nicht genau beschreiben kann, weiß er doch — und das ist lieblich genug — daß man dort in Christo mit allen guten Geistern, welche jemals gelebt haben, und mit allen denen, mit welchen man im Herrn verbunden war, zusammenleben kann.

Das etwa mag der Sinn sein, den die Bibel zu ihrem Verständnis verlangt; wo man ihn nicht hat, diesen Sinn, da kommt man über die Anstöße am Alten Testamente und über die Schwierigkeiten im Neuen nicht hinaus; wo man ihn aber hat, da irrt einen nicht mehr, wenn hier eine Lesart fraglich und man dort über die Abfassung eines Briefes nicht im Klaren ist. Der fromme Prediger Ahlfeld, der so vielen zum Segen geworden, hatte auch einmal eine rationalistische Zeit. Mehr aus Gefälligkeit besuchte er als Gymnasiallehrer die Erbauungsstunde eines gläubigen Freundes mit seiner jungen Frau, hatte aber immer viel daran auszusetzen. Da half ihm eine junge Lehrerstochter hindurch. Diese hatte schon öfters, mit Ahlfelds von dem Bibelkränzchen heimkehrend, hören müssen, wie diese sich darüber aussprachen, daß sie sich nicht in die Anschauungen des betreffenden Geistlichen hineinfinden könnten. Auf solchem Heimwege faßte sie denn einst den Mut, dem Herrn Rektor entschieden entgegenzutreten und zu erklären: „So lange Sie die Bibel noch lesen, ohne um Gottes Gnade dazu zu beten, werden Sie Ihn auch nicht darinnen finden. Lernt erst ordentlich beten, dann werdet Ihr Gottes Wort auch verstehen.“ Damit gieng sie heim. Wunderlich bewegt kamen die Eheleute in ihrer Wohnung an. Still holt Ahlfeld die Bibel hervor. Beide falten die Hände und beten um Gottes erleuchtende Gnade. Dann lesen sie miteinander im Wort Gottes und empfinden einen wunderbaren Segen darin. Da war der Sieg entschieden. „Von dem Tage an ist Ahlfeld nicht mehr schwankend geworden im Glauben.“ Dabei meine ich allerdings nicht, daß jeder so von heute auf morgen sich zum vollen Verständnis des Bibelbuchs hindurchringen werde. Da wären die armen Studenten übel daran, die mit allen Dunkelheiten und Schwierigkeiten des Bibelbuches sich bekannt machen müssen! — ich denke mir die Sache so: erst hat man die Kraft und göttliche Bedeutung gewisser ein-

zelner Stellen der Schrift gespürt, dann sieht man, wie mit diesen Stellen auch noch andere im Zusammenhange stehen, dann erkennt man, daß manches, was einem in gewissen Zeiten des Lebens noch unverständlich gewesen, später bedeutsam wird, und ebenso, daß manches, womit wir selber nichts anfangen können, auf den Andern einen tiefen Eindruck macht, und so bricht sich nicht auf einmal, aber allmählich der Glaube an die Bibel als ein göttliches Ganzes die Bahn, besonders wenn man dann noch die tiefe Bezogenheit aller Teile aufeinander erkennen lernt.

* * *

Adolf Monod hat die Bibel einen Himmel in Worten genannt. Sie ist dies in mehr als einem Sinn. Sie ist es in dem Sinn, daß jeder Stern seine Klarheit, aber nicht dieselbe hat. Sie ist es auch in dem andern, daß nicht jeder Stern zu gleicher Zeit in unsern Gesichtskreis tritt; das bewaffnete Auge nimmt Sterne wahr, wo wir andern nichts mehr sehen.

Geliebte im Herrn! Ich möchte einmal eine Aufstellung geschichtlich berühmt gewordener Bibelexemplare sehen, und dabei etwa jenes Neue Testament, das Augustinus ergriff, als ihn jene Stimme: Nimm und lies! zur Einkehr gemahnt, oder jene Bibel, die Ulfilas ins alte Deutsch übertrug, oder das Exemplar der ganzen Bibel, das Luther in der Klosterbibliothek zu Erfurt antraf, wo es als ein besonders wertvolles Gut an eine Kette gebunden war, wobei sein erster Blick auf die Berufungsgeschichte Samuels fiel, oder das Testament, das Johanna Grey ihrer Schwester vermachte, oder das Bibelbuch, das Livingstone auf seiner Reise durch Afrika begleitete.

Und doch, wie viele tausend unberühmter Bibelexemplare giebt es, die für die innere Geschichte ihrer Besitzer ebenso wichtig geworden sind — jenes Neue Testament z. B., das die bekümmerte Mutter ihrem in die Fremde reisenden Sohn, ohne daß er selbst es wußte, zum Gepäcke legte und das er nun in versuchlicher Stunde ergriff, oder jenes andere Exemplar, in welchem die bekümmerte Mutter Trost suchte, da ihr der einzige letzte Sohn gestorben war, oder jenes, welches die Greisin lehrte, ihren Gang durch's Todesthal recht zu gehen, oder auch die Bilderbibel daheim, die uns in der Jugend die erste Anschauung von den göttlichen Dingen gab.

„Wer hat den Sinn des Herrn erkannt oder ist sein Ratgeber gewesen?“ O daß wir, wenn es uns bewußt geworden, daß der Menschengeist die Weisheit Gottes in Geheimnissen, welche Gott von Ewigkeit her zu unserer Herrlichkeit beschlossen hat, nicht erkennen kann, doch dann mit dem Apostel sagen dürften:

„Wir haben den Geist Christi!“

Amen.

„Und der Fremdling, der in deinen Thoren ist.“

Ein junger Amerikaner, der später ein hervorragendes Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten wurde, studierte zu seiner weiteren Ausbildung ein Jahr an der Universität Edinburg, wo er, nach Studentenweise, in einem Privathause einige Zimmer mietete und sich von der Hausfrau speisen ließ. Diese war eine ausgezeichnete Frau von gutem alten Schrot und Korn, und der Student seinerseits konnte als Muster eines jungen Gentleman gelten. Kein Wunder darum, daß Mieter und Hausfrau gut mit einander auskamen. Mit der Zeit jedoch schien es dem Studenten, als lagere sich eine schwere Sorgenwolke über den Gesichtszügen seiner Hauswirtin, und als nehme diese Wolke von Tag zu Tag zu. Gern hätte er in Erfahrung gebracht, was denn die gute alte Frau so drücke. Vielleicht hatte sie Geldmangel; vielleicht war sie beim Hauseigentümer — denn sie selbst saß nur zur Miete — mit dem Hauszins im Rückstande, und der erste Gedanke des Studenten war darum, der Hausfrau seine Börse anzubieten. Aber er kannte den unabhängigen Geist der Schotten, die fremde Hilfe niemals annehmen, so lange sie ihre eigenen Hände noch rühren können, zu wohl, als daß er es gewagt hätte, ohne weiteres mit einem Anerbieten zu kommen.

Aber eines Sonntag Morgens, als unser Student eben beim Frühstück saß, kam die alte Frau, noch trauriger und gedrückter, als er sie je zuvor gesehen, auf sein Zimmer, so daß der junge Mann ob ihrem Aussehen ordentlich erschrak. Von seinem Stuhle aufspringend, rief er: „Liebe Frau, was fehlt Ihnen? Wenn Sie sich in Geldverlegenheiten befinden, stehe ich mit tausend Freuden zu Ihren Diensten.“

wertvollsten Kostbarkeiten, — nicht wahr, da darf man annehmen: „Hier ist sie kein Familienbuch, hier wird sie wenig oder gar nicht benützt“?

Endlich erschien der Bauer mit der Bibel und legte sie vor den Fürsten auf den Tisch. Es war ein prächtiges Buch in dauerhaftem Einband mit schönem großem Druck. Trotzdem hatte der Fürst sofort etwas daran auszusetzen: Es war noch wie neu. O weh, dachte er, das Buch sieht nicht so aus, als wenn sein Besitzer seit seiner Verheiratung jeden Tag ein Kapitel daraus gelesen hätte.

Es ist gewiß schön, wenn junge Eheleute die wertvollen Sachen, welche ihnen an ihrem Hochzeitstage von teuren Anverwandten und Freunden geschenkt worden sind, gut aufheben und sorgfältig schonen. Allein mit der Hausbibel ist's anders. Wenn dieser allerkostbarste Schatz noch nach einer Reihe von Jahren aussieht wie neu, und der Einband ist noch gar nicht vergriffen, und der Goldschnitt hält die Blätter noch zusammen, daß man nur mühsam darin blättern kann, so ist diesem kostbaren Schatz seine Ehre nicht angethan worden, ebensowenig, als wenn das Buch von Staub bedeckt daliegt. Unter Umständen kann eine recht abgenutzte Hausbibel ihren Besitzern zur Ehre gereichen.

Der Fürst wußte Bescheid in der Bibel und suchte sich rasch den Spruch Ev. Joh. 5, 39 auf, wo es heißt: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen.“ Hier ließ er unbemerkt einen Dukaten zwischen die Blätter gleiten, machte das Buch zu und gab's dem Bauersmann mit den Worten zurück: „Ja, das Buch ist schön und kostbar, und Kostbares ist darin enthalten. Lese Er fleißig darin, damit Er's auch finde.“

„Gewiß, Ew. Gnaden, jeden Tag ein Kapitel,“ sprach der Bauer und trug seine Bibel wieder an ihren Ort.

Als nach einem Jahr die Jagdzeit wieder gekommen war, kam auch unser Fürst wieder in sein Bauernhaus im Gebirge. Noch am ersten Tage fragte er seinen Hauswirt: „Nun, liest Er noch fleißig in seiner Bibel?“

„Gewiß, Ew. Gnaden, jeden Tag ein Kapitel,“ war die Antwort.

„Zeig' Er mir wieder einmal seine Bibel.“

Der Bauer holte sie, der Fürst schlug auf Ev. Joh. 5, 39, und siehe da, das Goldstück lag noch, wo es der Fürst hingelegt hatte.

Dieses zeigte er dem Bauer und sprach: „Er hat mich belogen, Er liest gar nicht in seiner Bibel. Sagte ich Ihm nicht, es sei etwas Kostbares darin zu finden?" Und er steckte den Dukaten wieder in seine Tasche.

Merke: Im Worte Gottes sind viele Schätze enthalten, die hat der Fürst aller Fürsten hineingelegt. Versäumne es nicht, nach diesen Schätzen zu suchen.

Die Bibel als Bildungsmittel.

Einer der geistreichsten englischen Schriftsteller, Dr. John Ruskin, erzählt, wie er als Knabe mit Entzücken Walter Scott's Romane, Robinson Crusoe, Bunyan's Pilgerreise, Pope's Uebersetzung der Iliade rc. gelesen, und fährt dann fort: „.... doch hatte ich noch bessere Nahrung als diese, und zwar zwangsweise, Tag für Tag ohne Ausnahme. Meine Mutter zwang mich, durch stetige, ununterbrochene Anstrengung lange Kapitel aus der Bibel auswendig zu lernen und überdies ungefähr einmal jährlich die ganze hl. Schrift vom ersten Buch Mose bis zur Offenbarung Johannis, Silbe für Silbe, auch die längsten und schwersten Eigennamen nicht ausgenommen, laut vorzulesen; und dieser strengen, nichts durchlassenden Schule verdanke ich nicht nur eine Bekanntschaft mit der Bibel, die mir schon manchmal nützlich gewesen ist, sondern zu einem guten Teil auch meine Fähigkeit, angestrengt zu arbeiten und dazu das beste Teil meines Geschmacks in literarischen Dingen."

Dr. Ruskin war früher auch in seinen Lebensansichten und Ueberzeugungen ein bibelfester Protestant. Das ist mit der Zeit leider etwas anders geworden. Um so merkwürdiger ist sein Zeugniß für den bildenden Einfluß, den das frühe Bibelstudium auf ihn geübt hat.

Bücherschau.

Aus der Schriftenniederlage des Ev. Vereins zu Frankfurt a. M. sind uns zugegangen und empfehlen wir bestens:

Vergißmeinnicht. Fragen der Seele und Antworten des Herrn. Auf jeden Tag des Jahres drei Bibelsprüche, enthaltend je eine menschliche Frage und zwei göttliche Antworten, mit Raum zum Eintragen von Geburtstagen u. dergl.; sehr geschmackvoll in Leinwand gebunden. Preis Mk. 1.50

Christliche Lebensregeln. Römer 12, 7–8 in schönem Farben- und Golddruck auf einem großen Bogen. Preis Mk. 1.

Der Christ und sein Kreuz. Von Theodor Monod. Ein gehaltvoller Traktat aus dem Französischen; sehr groß und deutlich gedruckt, aber in kleinem, gefälligen Format (52 S.). Preis 25 Pfg.

Aus dem Verlag von Ferd. Riehm in Basel:

Christlicher Hausschatz. Ein Gedenkbuch auf alle Tage des Jahres in Bibelworten und dazu passenden Aussprüchen aus den Kirchenvätern der ersten 5 Jahrhunderte. Mit Einleitung von Professor Dr. E. C. Aug. Riehm.

Ein vornehmeres Vergißmeinnicht in gewöhnlichem Buchformat, sehr hübsch ausgestattet und gebunden, vorzüglich zu Geschenken geeignet, auch mehr Raum für Einträge bietend, als die kleineren Büchlein dieser Art. Der Gedanke, die Kirchenväter hier zum Wort kommen zu lassen, ist ein sehr guter. Nicht weniger als 42 dieser ehrwürdigen Alten sind hier zu einer wahren Wolke von Zeugen vereinigt. Die Auswahl ist eine sorgfältige und die Anordnung so, daß zuerst Aussprüche über die Bekehrung gegeben werden, dann einige über die Sakramente, übers Gebet, über die Nachfolge Christi u. s. w. folgen.

Aus der Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart:

Wie dienst du? Ein Wort zu Nutz und Frommen unserer Dienstboten. Von Emil Lebrecht. Zweite Auflage. Preis 40 Pfg.

Ein ganz vortreffliches Buch (156 S.), das sich vorzüglich zum Geschenk an Dienstboten eignet, aus dem aber auch Herrschaften viel, sehr viel lernen können.

Die Arbeit und ihr Segen. Vortrag von Amtsdekan Reiff;
Die Anbetung Jesu im Zeitalter der Apostel. Vortrag von Prof. Th. Zahn;
Was haben wir an unseren Bekenntnisschriften? Vortrag von Oberkonsistorialrat Dr. Burk. Preis je 20 Pfg.

Aus der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung in Nürnberg:

„Unsere Losung am Missionsfest." Predigt über Röm. 12, 12, gehalten am Missionsfest in Nürnberg von Dr. [illegible] Stählin, Oberkonsistorialpräsident in München, und **„Gottes Wort, unser Lied im Hause unsrer Wallfahrt."** Predigt über Psalm 119, 54, gehalten am Bibelfest in Nürnberg von Julius Kelber, Pfarrer in München. Jede dieser sehr lesenswerten Predigten mußte bereits in zweiter Auflage gedruckt werden [illegible] beide zusammen für 43 Pfg. [illegible]

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft: C. F. Spittler in Basel.
Preis des Jahrgangs von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
[illegible]

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 4. 1885.

Ueberraschungen.

Mit voller Hand streuen die Bibelgesellschaften ihren Samen aus. In der Christenheit und in der Heidenwelt, unter Juden und unter Muhammedanern, in den Städten und auf dem Lande, im Sommer und im Winter, bei Sonnenschein und bei Regen, in der Eisenbahn und auf dem Dampfschiff, zu Fuß und zu Pferde, früh und spät, unter vornehm und gering, im kalten Sibirien und im heißen Arabien — überall bieten die Kolporteure das Wort Gottes an. Jahr für Jahr werden so in mehreren hundert Sprachen tausende und aber tausende von heiligen Schriften abgesetzt. Was wird aus ihnen? Werden sie alle gelesen? Werden sie alle geschätzt? verstanden? beherzigt? Tragen sie alle eine Frucht? Und, wenn nicht, ist es da nicht eine unverantwortliche Verschwendung immer so weiter zu machen? Nun, was das Ausstreuen von Samen betrifft, so ist der liebe Gott oder, wenn man so will, die Natur noch viel verschwenderischer, als alle Bibelgesellschaften! Wer kann

Bücherschau.

Aus der Schriftenniederlage des Ev. Vereins zu Frankfurt a. M. sind uns zugegangen und empfehlen wir bestens:

Vergißmeinnicht. Fragen der Seele und Antworten des Herrn. Auf jeden Tag des Jahres drei Bibelsprüche, enthaltend je eine menschliche Frage und zwei göttliche Antworten, mit Raum zum Eintragen von Geburtstagen u. dergl.; sehr geschmackvoll in Leinwand gebunden. Preis Mk. 1.50.

Christliche Lebensregeln. Römer 12, 7–8 in schönem Farben- und Golddruck auf einem großen Bogen. Preis Mk. 1.

Der Christ und sein Kreuz. Von Theodor Monod. Ein gehaltvoller Traktat aus dem Französischen; sehr groß und deutlich gedruckt, aber in kleinem, gefälligen Format (52 S.). Preis 25 Pfg.

Aus dem Verlag von **Ferd. Riehm** in Basel:

Christlicher Hausschatz. Ein Gedenkbuch auf alle Tage des Jahres in Bibelworten und dazu passenden Aussprüchen aus den Kirchenvätern der ersten 5 Jahrhunderte. Mit Einleitung von Professor Dr. E. C. Aug. Riehm.

Ein vornehmeres Vergißmeinnicht in gewöhnlichem Buchformat, sehr hübsch ausgestattet und gebunden, vorzüglich zu Geschenken geeignet, auch mehr Raum für Einträge bietend, als die kleineren Büchlein dieser Art. Der Gedanke, die Kirchenväter hier zum Wort kommen zu lassen, ist ein sehr guter. Nicht weniger als 42 dieser ehrwürdigen Alten sind hier zu einer wahren Wolke von Zeugen vereinigt. Die Auswahl ist eine sorgfältige und die Anordnung so, daß zuerst Aussprüche über die Bekehrung gegeben werden, dann einige über die Sakramente, über's Gebet, über die Nachfolge Christi u. s. w. folgen.

Aus der **Buchhandlung der Evang. Gesellschaft** in Stuttgart:

Wie dienst du? Ein Wort zu Nutz und Frommen unserer Dienstboten. Von Emil Leberecht. Zweite Auflage. Preis 40 Pfg.

Ein ganz vortreffliches Buch (156 S.), das sich vorzüglich zum Geschenk an Dienstboten eignet, aus dem aber auch Herrschaften viel, sehr viel lernen können.

Die Arbeit und ihr Segen. Vortrag von Amtsdekan Reiff;

Die Anbetung Jesu im Zeitalter der Apostel. Vortrag von Prof. Th. Zahn;

Was haben wir an unseren Bekenntnisschriften? Vortrag von Oberkonsistorialrat Dr. Burk. Preis je 20 Pfg.

Aus der **Joh. Phil. Raw'schen** Buchhandlung in Nürnberg:

„Unsere Losung am Missionsfest." Predigt über Röm. 12,12, gehalten am Missionsfest zu Nürnberg von Dr. A. v. Stählin, Oberkonsistorialpräsident in München, und **„Gottes Wort, unser Lied im Hause unsrer Wallfahrt,"** Predigt über Psalm 119,54, gehalten am Bibelfest in Nürnberg von Julius Kelber, Pfarrer in München. — Jede dieser sehr lesenswerten Festpredigten, welche bereits in zweiter Auflage haben gedruckt werden müssen, wird gegen Einsendung von 23 Pfg., beide zusammen für 43 Pfg. in Briefmarken, franko geliefert vom Verleger.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1885.

Inhalt.

Ueberraschungen.

Mit voller Hand streuen die Bibelgesellschaften ihren Samen aus. In der Christenheit und in der Heidenwelt, unter Juden und unter Muhammedanern, in den Städten und auf dem Lande, im Sommer und im Winter, bei Sonnenschein und bei Regen, in der Eisenbahn und auf dem Dampfschiff, zu Fuß und zu Pferde, früh und spät, unter vornehm und gering, im kalten Sibirien und im heißen Arabien — überall bieten die Kolporteure das Wort Gottes an. Jahr für Jahr werden so in mehreren hundert Sprachen tausende und aber tausende von heiligen Schriften abgesetzt. Was wird aus ihnen? Werden sie alle gelesen? Werden sie alle geschätzt? verstanden? beherzigt? Tragen sie alle eine Frucht? Und, wenn nicht, ist es da nicht eine unverantwortliche Verschwendung immer so weiter zu machen? Nun, was das Ausstreuen von Samen betrifft, so ist der liebe Gott oder, wenn man so will, die Natur noch viel verschwenderischer, als alle Bibelgesellschaften! Wer kann

sie zählen all' die keimfähigen Körner und jene oft noch mit einer eigenen Vorrichtung zum Hinausfliegen in alle Weiten versehenen Samen, die den Sommer und Herbst über aus der Werkstatt der Natur hervorgehen!? Was sind dagegen all' die Bibeln und Evangelien, die von unseren Druckereien geliefert werden! Und wie viele von jenen Samenkörnern zerstört der Winter, wie viele werden von den Vögeln gefressen, wie viele zertreten! Was sind dagegen all die Bücher und Büchlein, die von Spöttern zerrissen, von Fanatikern in's Feuer geworfen, von Gedankenlosen als Makulatur verbraucht oder sonst irgendwie unwirksam gemacht werden! Wahrlich, wir könnten uns trösten über jene scheinbare Verschwendung, selbst wenn wir gar keine sichtbaren Beweise hätten von dem Segen, der da gestiftet wird. Wie muß uns aber erst das Kritisieren vergehen, wenn wir nun hören von so viel Traurigen, die durch das Bibelwort sind getröstet worden, von so vielen Leichtsinnigen, die dadurch sind gewarnt worden, von so vielen Verlorenen, die dadurch sind gefunden worden, von so vielen Gottlosen, die dadurch sind bekehrt worden! — und das nicht nur durch solche Bibelexemplare, die gleich von Anfang an mit Ehrerbietung empfangen und mit Eifer gelesen wurden, sondern auch durch solche, die zuerst verachtet, ja vielleicht beschmutzt und in Stücke gerissen wurden. Das sind dann freilich Ueberraschungen für unseren Unglauben. Aber von Ueberraschungen dieser und noch manch anderer Art ist die Geschichte der Bibelverbreitung voll, und auch in den verschiedenen Missionsblättern stoßen wir immer wieder auf Beispiele davon, daß der längst schon tot geglaubte Same doch endlich noch seine Lebenskraft beweist. Die folgenden Geschichten mögen als kleine Probe gelten. Zuerst eine solche aus Nordindien:

Missionar Zenker aus Agra kam einst zu einem Dorfpriester und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein. Unter anderem fragte er ihn — da es ja unter den Hindus gar viele verschiedene Sekten und mancherlei heilige Schriften giebt — an welches heilige Buch er sich denn halte. „An's Evangelium Matthäi" lautete die Antwort! Der Missionar glaubte nicht recht gehört zu haben; aber der Priester wiederholte die Antwort und wies zugleich auch ein leibhaftiges Evangelium Matthäi vor, so daß kein Zweifel mehr übrig blieb. Aber wie war er dazu gekommen? Als der große Militäraufstand im Jahre 1857 ausbrach, da zerstörten die Meuterer auch

die Missionsdruckerei in Agra und warfen die vorhandenen Bücher auf die Straße. Da hatte der Priester — damals ein ganz gewöhnlicher Arbeiter — das Evangelium Matthäi liegen sehen, es aus Neugier aufgehoben, mit heimgenommen und dann bald herausgefunden, daß dies der beste Ratgeber sei, den er je gehabt. Er las auch anderen daraus vor, sie stimmten ihm bei und er wurde ihr Priester! „Das Buch ist allerdings gut,“ sagte nun der Missionar; „meinst du nicht, es müsse von Gott gekommen sein?“ „Das weiß ich nicht; aber soviel ist gewiß, daß es das beste Buch ist, das ich je gesehen habe, und darum lebe ich darnach. Wenn ich ein besseres finde, will ich nach dem besseren leben!“ Missionar Zenker fragte nun, in welcher Reihenfolge er denn das Büchlein zu lesen pflege, und erhielt da folgende Auskunft: „Zuerst lesen wir das Gebet im sechsten Kapitel, dann an irgend einer anderen Stelle ungefähr ein halbes Kapitel; dann unterhalten wir uns über das Gelesene und endlich lesen wir noch einmal jenes Gebet. Das ist alles.“ Wir denken: das ist viel! Zur christlichen Kirche übergetreten ist ja dieser Mann freilich noch nicht; aber daß ein Heide an der Bergpredigt und den anderen Reden Jesu eine solche Freude hat, das ist doch schon etwas Großes. In Indien geht es ja überhaupt langsam und wir müssen froh sein, wenn in den Herzen und in den Häusern nur einmal ein kleiner Anfang gemacht ist. Das zeigt auch die folgende Geschichte aus Südindien:

In Bidinagar, einem Dörflein des Königreichs Maisur, haben englische Missionare vor Kurzem ein Häuflein halbchristlicher Heiden entdeckt, die ihre Erkenntnis einem Manne verdanken, der vor 30 Jahren als 12jähriger Junge die Missionsschule besucht hatte. Sein Lehrer war vor allem darauf bedacht gewesen, die Kinder so weit zu bringen, daß sie die Bibel in ihrer eigenen Sprache lesen und verstehen konnten. Eine Bibel hatte denn auch jener Junge aus der Schule mit heimgenommen, und nicht um sie dann unbenützt da liegen zu lassen; nein, er las fleißig in ihr und kam auf diese Weise zur Erkenntnis, daß alle Götzen und Götter nichts seien. Um seiner Ueberzeugung auch öffentlich Ausdruck zu geben, meiselte er nun in großen Buchstaben „Gott ist Einer“ in einen Stein, setzte noch seinen Namen darunter und stellte dann dies merkwürdige Denkmal an der Landstraße nicht weit vom Dorfeingang auf. Viele lasen jene Worte und manche fingen an, darüber nachzudenken. Indessen las der Jüngling

weiter, und das Resultat war, daß er einen zweiten Stein errichtete, auf dem zu lesen war, daß aller Götzendienst eitel sei und jeder Götzendiener ein Sklave entweder der Unwissenheit oder der Gewohnheit. Da er zugleich selbst allem Götzendienst entsagte und auch die üblichen Götzenzeichen ablegte, welche die Hindus sich auf die Stirne zu malen pflegen, blieb die Verfolgung nicht aus. Er ließ sich jedoch nicht irre machen. Ja, nach einiger Zeit hatte er einen dritten Stein errichtet, auf welchem geschrieben stand: „Den Weltheiland anzubeten ist in alle Ewigkeit die Pflicht derer, die wahrhaft fromm sein wollen.“ Nun galt er seinen Dorfgenossen bereits als ein Christ, ohne übrigens mit Christen oder Missionaren in Verbindung zu stehen. Jetzt ist er schon 50 Jahre alt, aber noch immer nicht getauft. Auch als ein Missionar mit ihm bekannt wurde und in ihn drang, sich doch taufen zu lassen, wollte er nichts davon wissen. Dagegen führte er ihn freudig in's Dorf und unterstützte ihn bei seiner Predigt durch ein unumwundenes Zeugnis für Christum. Mehrere erklärten sich bereit, die Taufe zu empfangen, wenn nur er vorangehen wolle. Was ihn noch zurückhält, ist schwer zu sagen. Jedenfalls aber ist er nicht fern vom Reich Gottes.

Nun auch eine Geschichte aus dem merkwürdigen Inselreich des fernen Ostens, wo gegenwärtig das Evangelium so schnelle Fortschritte macht, aus Japan:

In Tokijo, der Hauptstadt dieses Landes, giebt es eine Unzahl kleiner Läden, wo allerlei Kuchen und Süßigkeiten verkauft werden. In eine dieser bescheidenen Konditoreien trat neulich eine christliche Dame, bestellte sich ein Säckchen voll Zuckerwerk und sah sich dann neugierig in dem nicht eben sehr nobel ausgestatteten Verkaufslokal um. Bald hatte sie entdeckt, daß die Wände mit den ausgerissenen Blättern irgend eines alten Buches beklebt waren, und als sie diese wunderliche Tapete genauer in Augenschein nahm, da erkannte sie, daß es Blätter aus einer Bibel waren! Sie sprach ihr Erstaunen darüber aus und fragte die alte Kuchenbäckerin, wie sie doch zu dieser Tapete gekommen sei. Da hörte sie Folgendes. Eines Tages war die alte Frau an einem Bücherladen vorbeigekommen, hatte vor demselben einen Haufen weggeworfene Papiere gefunden und — da ihr eigenes Lädchen gerade eine neue Ausstaffierung wohl brauchen konnte, — dieselben statt der Tapeten mit heimgebracht und die Wände damit beklebt. Eines Abends war dann ihr Enkel, der lesen konnte,

auf Besuch gekommen und hatte ihr vorgelesen, was auf den alten Blättern stand, und der Inhalt hatte ihr so gefallen, daß sie aufmerksam zuhörte und sich fortan von jedem Besucher, der dazu bereit war, vorlesen ließ. Eines Tages war ein junger Mann in den Laden gekommen, der hatte sie gefragt, ob sie auch verstehe, was da an ihren Wänden zu lesen sei, und ob sie am Ende eine Christin sei. Er selbst war ein Christ, holte sie schon am nächsten Tag zur Kirche ab, und die Geschichte endete damit, daß die alte Frau gläubig wurde und sich taufen ließ. Jetzt hat sie immer einen Vorrat von Traktaten zur Hand und pflegt in jedes Papiersäckchen voll Zuckerwerk, das sie verkauft, ein Exemplar davon hineinzuschieben, um so auch in ihrem Teil dem Befehle des Herrn Jesu gehorsam zu sein: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es auch!"

Und eine Geschichte aus der Judenmission:

Ein jüdischer Uhrmachergehilfe in Kischinew mußte einer Augenkrankheit halber seine Arbeit einstellen. Sein Prinzipal aber, der ihm volles Vertrauen schenkte, gab ihm Uhren und andere wertvolle Dinge, um als Reisender damit zu handeln. In einem Marktflecken zog ein lärmvoller Auflauf seine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Jude stand in der Mitte und hielt ein kleines Buch empor, von welchem zerrissene Blätter herabhingen. Und zwei Männer standen sich heftig streitend gegenüber; der Eine schrie: „Das Buch der Gojim zerreißen!" Und: „Nicht zerreißen!" schrie der Andere. Der junge Uhrmacher drängte sich hindurch, und indem er rief: „Wenn ihr nicht wißt, was ihr mit dem Buche anfangen wollt, so gebt es doch mir!" riß er es an sich und ging davon, ohne daß die Verblüfften es ihm wehrten. In ruhiger Abendstunde sah er sich seine Beute näher an: es war das hebräische Neue Testament. Er hatte von dem Buche noch nie gehört, geschweige es gesehen. Es trug den Stempel Kischinew. Dorthin zurückgekehrt, war er von dem wundersamen Buche, welches ihm den Einblick in eine unbekannte neue Welt eröffnete, bereits so gefesselt, daß er sich statt des zerrissenen Exemplars ein neues verschaffte. Später ging der junge Mann in ein Predigerseminar, um sich dort für den Dienst am Evangelio ausbilden zu lassen.

Das war ein schneller Erfolg, wie er namentlich bei Juden nicht häufig ist. Aber auch auf diesem harten Boden, ja sogar auf dem allerhärtesten Boden der Muhammedaner-Mission, läßt uns Gott je und je solche Ueberraschungen erleben.

Ein Kolporteur besuchte im letzten Sommer eine fast noch unbekannte Gegend in Persien, wo ein muhammedanischer Volksstamm wohnt, der von Christus und der Bibel noch nichts gehört hatte. Er erreichte eine größere Stadt gerade im Moharram, d. h. dem Monat, da die persischen Muhammedaner ihre zwei größten Heiligen, Hassan und Hussain, die Söhne Ali's, betrauern. Der Zehnte dieses Monats ist der „blutige" oder „Mord-Tag", an welchem sich die Leute selber die Köpfe wund stoßen, sich mit Schwertern schlagen und mit eisernen Ketten den nackten Rücken peinigen, bis der ganze Leib schwarz und blau aussieht und die Kleider mit Blut getränkt sind. An solchen Tagen ist kein Christ sicher auf den Straßen, wo, nach Trommelschlag im Takt tanzend, in langen Reihen die fanatischen Muhammedaner mit gezückten Schwertern einherziehen, fast wie die Baals-Priester bei Elia's Opfer. Am Vorabend dieses grausigen Festtags wurde der Kolporteur mit einem Mullah bekannt, der angefangen hatte das Evangelium zu lesen und sich nun in eine lange Unterredung über Christus und das „Indschil" (die Evangelien) mit dem Christen einließ. Der Mullah behauptete nach Moslem-Art, daß Christus bei seiner Himmelfahrt das Neue Testament mit sich genommen habe, weil die Juden es nicht annehmen. Der Kolporteur aber brachte so schlagende Beweise dagegen und sprach so überzeugend, daß der Mullah nimmer widerstehen konnte. Am nächsten Tage, dem berühmten „blutigen", trug der Mullah ein Neues Testament, das er gekauft hatte, und eine vollständige persische Bibel in die Moschee, und vor der ganzen großen Versammlung von Männern, Weibern und Kindern rief er: „Es ist uns oft gesagt worden, daß wir kein „Indschil" mehr hätten; aber ich thue euch jetzt kund, daß das ein Irrtum ist, denn wir haben es noch und hier ist es!" Darauf begann er verschiedene ausgewählte Kapitel vorzulesen zu allgemeiner Befriedigung! Das ist wohl kaum je zuvor geschehen, daß ein Mullah einer Moslem-Gemeinde in der Moschee aus dem Neuen Testament vorliest, und das am 10ten Moharram, dem blutigen Tage!

„Der alte Tröster."

Ihr denkt vielleicht, ich wollte euch von einem jener schweinsledernen Gesellen in groß Quart oder Folio erzählen, die vor hundert und aber hundert Jahren das Licht der Welt erblickt haben und leben und reden noch jetzt die Sprache Kanaans und heißen deswegen mit Recht „alte Tröster" bei allen, die ihre Stimme hören und verstehen. Da sehe ich z. E. Christian Scriver vor mir, der anno 1675 von Magdeburg mit seinem Seelenschatz in die Christenheit ausgegangen ist. Wenn der uns berichten wollte, was er in der langen Zeit auf seinem Wege erlebt hat, bis er in mein stilles Stübchen gekommen, das wäre ohne Zweifel eine Geschichte, die wir wohl hören möchten. Ich weiß aber nur, daß ich ihn unter altem Geröll staubbedeckt bei einem Trödler fand, der ihn mir gern, das Pfund zu einem Groschen, abließ. Wie viel hätte ich wohl zahlen müssen, wenn der inwendig verborgene Schatz auf der richtigen Wage wäre gewogen worden?

Ich kenne jedoch noch einen andern alten Tröster, heißt auch Christian und hat auch einen Seelenschatz, aus dem er fleißig und reichlich austeilt, ist auch „ein Mann vom Leder", wie die Harzer solche Leute nennen, die nicht mit der Feder arbeiten. Mit der Feder befaßt sich mein lieber Freund in der That nicht, um seines Trostamtes zu warten; er thut dazu sein Herz, seinen Mund und, wenn es not ist, auch seine Hand auf. Angestellt hat ihn kein anderer, als der HErr selbst, der da spricht: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht" (1 Petri 2, 9) und abermals: „Ihr seid das Licht der Welt. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen" (Matth. 5, 14 u. 16). Derselbe hat ihm auch die Gaben zu seinem Amte verliehen — „der uns tröstet in allerlei Trübsal, daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Troste, damit wir getröstet werden von Gott" (2 Kor. 1, 4).

Er war ein schwaches, sieches Kind, das bis zu seinem fünften Jahre getragen werden mußte, und weil er erst mit dem achten Jahre die Schule besuchen konnte, so saß er still daheim vor der alten großen Bilderbibel neben der Großmutter, die ihm die Bilder erklärte, die Geschichten erzählte und die Sprüche vorsagte, bis er im stande war, selbst zu lesen. Da hat er denn beten gelernt: „Und nun, Herr, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich“ (Ps. 39, 8), und hat die Antwort gehört: „Ich, ich bin euer Tröster“ (Jes. 51, 12), und: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“ (Jes. 66, 13). Da hat er bald auch die Weisung verstanden: „Tröstet die Kleinmütigen“ (1 Thess. 5, 14).

Seine Mutter hat's nimmer vergessen, wie er als Sechsjähriger vor ihr gestanden mit seinem blassen Gesicht, und hat sie treuherzig angesehen mit seinen in Thränen schwimmenden Augen; aus ihren Augen aber rann es in Strömen, denn eben waren ihre vier Schweine von der Seuche hingerafft worden — für den kleinen Hof ein schwerer Verlust. „Mutter,“ hub der kleine Tröster an, „weine doch nicht! Der liebe Gott hat sie uns gegeben und der liebe Gott hat sie uns genommen, und was Gott thut, das ist wohlgethan. Die Schweine aber sind wohl daran, sie brauchen sich nun nicht mehr vor dem Schlachtmesser zu fürchten.“

Als er dann endlich zur Schule gehen konnte, o welche Lust! Das Lernen war ja sein Element und gab es da nicht alle Tage Gelegenheit zu trösten? Kam nicht Anna-Marie aus dem Armenhause regelmäßig mit viel Hunger und wenig Brot? Hatte nicht Müllers Fritz immer wieder den Rechenstift verloren? Waren da nicht hartlernige Stümper, die wenig freundliche Worte zu hören bekamen, außer von ihm? Ueberhaupt hielt er sich herunter zu den Niedrigen. Einmal freilich hat er sich auch an den höchsten gewagt, an den Lehrer, als der vom bösen Zahnweh geplagt wurde; da ist er ihm still nachgegangen und hat ihm schüchtern zugeraunt: „Herr Gestrenge, Großmutter sagt, Kräuterkissen hilft, und Geduld hilft und Beten hilft.“

Was sollte aber weiter aus dem Jungen werden, der immer hinter den Büchern saß und dem Pflug und Spaten zu schwer waren? Ein Schulmeister, meinten die Eltern. Das wollte ihm jedoch nicht in den Sinn; wie hätte er's wohl über's Herz bringen können, so strenge zu sein, wie Herr Strenge? Ein Schulmeister ist er aber

dennoch geworden, nämlich ein Baumschul-Meister. Das war ihm schon recht, denn die Schule ließ sich mit Sanftmut und Lindigkeit regieren. Als die Alten im Hause heimgegangen waren, bedang er sich von dem Bruder, der den Hof übernahm, die Bilderbibel, die kleine Stube und ein Stück Land, auf dem seine kleinen Zöglinge unter seiner Pflege und Leitung bald gar fröhlich heranwuchsen. In seinem Stübchen aber blieb er der lernbegierige Schüler des Einen Meisters, von dem er sich noch täglich unterweisen läßt. Da sitzt der siebzigjährige Greis still vor seiner Bibel, und weil die Großmutter nicht mehr neben ihm sitzt, sie ihm auszulegen, so hat er andere herzugerufen, die es eben so gut verstehen; einer nach dem andern ist gekommen: Martin Luther, Johann Arnd, Christian Scriver, Heinrich Müller, Ludwig Hofacker und wie sie weiter heißen; dazu die Sänger mit Psalter und Harfe, die es gut machen auf Saitenspiel mit Schalle. Die sind ihm, was seinen Bäumchen da draußen der Sonnenschein ist und der Früh- und Spätregen. Er selbst nennt sie seine lieben alten Tröster, und des Trostes hat er gar viel bedurft, wie jeder Fremdling und Pilgrim, der sich durch die Dornen und Hecken dieser Welt redlich durchschlagen will. Ist doch auch seine Leibesschwachheit nicht von ihm gewichen, ohne Zweifel damit er immer mehr lernen sollte: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

Er hat es gelernt und die Kraft der Gnade ist gar mächtig in ihm geworden; wer nur Gottes Brünnlein, das Wassers die Fülle hat, schöpft und trinkt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Schon lange heißt er im ganzen Dorfe „der alte Tröster". Wo ist da wohl ein Haus, das keinerlei Segen von ihm empfangen hätte? Sie holen und er bringt. Auch in weltlichen Dingen weiß er Rat — im Lichte von oben sieht man auch, was hier unten ist, in rechter Klarheit. Auch für leibliche Not hat er Hilfe — die Baumschule schafft die Mittel dazu. Anna Marie aus dem Armenhause hat ihm noch für manches Stück Brot gedankt, als sie sich mit dem Besenpeter verheiratet hatte und mit ihm und fünf Kindern in das Armenhaus zurückkehren mußte. Für Müllers Fritz wäre es gut gewesen, wenn er sich schon früher eingestellt hätte; der hatte längst wieder seinen Rechenstift verloren und infolge davon die halbe Mühle dazu, auch noch manches andere,

was er von seinem Vater nicht geerbt hatte; da hat ihm unser alter Tröster wieder zu dem richtigen Rechenstift verholfen und für das andere hat er ihm den richtigen Weg gewiesen, um es sich von dem wiedergeben zu lassen, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

Wer kann sie alle zählen die bedrängten und bedrückten Gäste, die eine offene Thür bei ihm gefunden haben, und die Armen und Kranken, die Witwen und Waisen, die er in ihrer Trübsal besucht hat? Eher könnte man die Worte zählen, die er dann redet. Schnell zu hören, langsam aber zu reden und langsam zum Zorn — das ist seine Weise. Man vermutet, daß der neue Pastor, der im Eifer der Jugend zuerst viel Rumor machte, sie nach und nach auch von ihm gelernt hat. Er aber hat sie von seinem HErrn und Meister gelernt, der die Emmausjünger ruhig gewähren ließ, ihr Herz vor ihm auszuschütten — darnach schüttete er seinen Trost in das offene Herz hinein.

Doch genug. Eben fällt mir ein, daß mein lieber Freund den „Hausfreund" liest; da möchte er doch einmal zornig werden, wenn er seinen Ruhm darin findet. Ich weiß schon, was er kopfschüttelnd sagen wird. „Es ist mir ja das Rühmen kein nütze — am liebsten will ich mich meiner Schwachheit rühmen"; und dann greift er am Ende doch zur Feder und schreibt mir einen groben Brief. Meinetwegen; magst aber getrost sein, alter Tröster; ich habe von dir erzählt, nicht um dich zu rühmen, sondern den HErrn, der dich zu deinem Trostamte berufen und tüchtig gemacht hat; dann aber auch, um in unsere Christengemeinden hineinzufragen: Sind da nicht noch mehr solcher Leute, die Ohren haben für das Wort desselbigen HErrn: „Tröstet, tröstet mein Volk und redet mit Jerusalem freundlich!" Sollen es die Pastoren allein thun?

Höchster Tröster, komm hernieder,
Geist des Herrn, Sei nicht fern,
Salbe Jesu Glieder.
Er, der nie sein Wort gebrochen,
Jesus hat Seinen Rat
Seinem Volk versprochen.

(Pomm. Hausfreund.)

Eine
chinesische Auslegung von Jakobi 4, 7.

Der chinesische Missionar Hudson Taylor erzählt: An einem Dienstag Morgen saßen wir in unserem Hause in Ningpo beim Frühstück, da hörten wir jemand die Treppe heraufstolpern; anders können wir die sonderbare Art, in der die Person heraufkam, nicht bezeichnen. Meine Frau und ich dachten uns gleich, das könne niemand anders als der Korbmacher sein. Bald darauf stürmte er auch mit freudestralendem Gesicht ins Zimmer. „Nun, Sie haben gewiß Arbeit bekommen?“ fragte ich. „Ja,“ sagte er, „der Teufel hat es nicht fertig gebracht, mich unbeschäftigt bleiben zu lassen; gestern habe ich ihm Einen aus seinem Bereiche entrissen und hätte beinahe heute einen Andern gehabt. Hier ist der von gestern.“ Damit stolperte er wieder die Treppe hinunter, und ich entdeckte jetzt erst, daß oben an der Treppe ein alter Mann von merkwürdigem Aeußern stand, dem ich dann sagte: „Kommen Sie herein, setzen Sie sich und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns! Erzählen Sie uns Ihre Geschichte.“ So erfuhren wir denn, daß er vor wenigen Wochen, während er auf dem Felde arbeitete, plötzlich seinen Namen hatte rufen hören. Er hatte sich umgesehen, aber niemand bemerkt, und deshalb gedacht, er irre sich. Doch hörte er die Stimme wieder und meinte nun, es sei der Tod, der ihn rufe. Er ging nach hause, wurde wirklich krank und legte sich zu Bett. Als er einige Zeit gelegen, hörte er dieselbe Stimme deutlich sagen: „Stehe auf, gehe in die Stadt Ningpo, dort wirst du von der neuen Religion hören!“ Er war dann aufgestanden und nach Ningpo gegangen, wo er in allen Tempeln nach der neuen Religion gesucht und sich allenthalben darnach erkundigt hatte, ohne etwas von ihr zu entdecken. Endlich war er in ein Theehaus gekommen, wo er den Korbmacher traf. — Anfangs hielt ich, so erzählt der Missionar, es nicht für unwahrscheinlich, daß sich der alte Mann diese Geschichte ausgedacht habe, um sich bei mir in Gunst zu setzen; doch beschloß ich bei mir, es könne ja doch nichts schaden, wenn ich ihm einige Traktate und ein Neues Testament mitgebe und ihm die

Geschichte Jesu erzähle. Ehe er noch die Stadt verließ, hatte ich mich zu meiner Befriedigung überzeugt, daß er es aufrichtig meinte und sich wirklich zu Christo bekehrt hatte. Sein weiteres Leben bestätigte, daß ich Recht hatte.

Jener Korbmacher aber hat um Jesu willen schwere Prüfungen ertragen müssen, wie es häufig bei den chinesischen Christen der Fall ist; er arbeitete um geringen wöchentlichen Lohn, wovon ihm, weil er den Sonntag „heilig dem HErrn“ hielt, fast ein Viertel abgezogen wurde. Nun kam eine Zeit, in der es viel zu thun gab; da sagte ihm sein Meister: „Du hast jetzt lange genug Feiertage gehabt; von jetzt ab, wo es so viel Arbeit giebt, mußt du auch am Sonntage arbeiten.“ — „Das kann ich nicht,“ lautete die Antwort; „an diesem Tage muß ich dem Herrn meiner Seele dienen.“ — „Gut, dann kannst du gehen.“ — „Gott wird mich gewiß anderswo Arbeit finden lassen.“ — Boshaft versetzte der Meister: „Ich werde schon dafür sorgen, daß das nicht geschieht.“ — So ging er denn am Samstag abend fort und versuchte den ganzen Montag vormittag Arbeit zu finden; es gelang ihm aber nicht. Da ging er nach hause und betete. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke; er sprang auf und eilte nach unserem Hause. Ohne Umstände forderte er einige chinesische Traktate. „Was willst du damit machen? Du kannst ja nicht lesen,“ sagten wir. Er erwiderte: „Der Teufel hat mir meine Arbeit genommen und läßt mich keinen neuen Platz finden. Es ist uns aber gesagt: „Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch“ (Jak. 4, 7). Das will ich jetzt thun, dann wird er mich gerne wieder Arbeit finden lassen.“ Wir gaben ihm einige Traktate und er ging in jenes Theehaus, wo er öffentlich von Jesu Zeugnis ablegte. Dabei wurde sein Herz voll Freude, und er meinte, es sei doch gar nicht so übel, daß er einmal einen freien Tag habe und den Leuten diese frohe Botschaft verkündigen könne. Als er geendet, kam ein alter Mann zu ihm und sagte: „Geehrter Herr, darf ich an Ihrem Tische sitzen?“ Er erwiderte darauf, was die chinesische Höflichkeit verlangt. Als sie nun zusammen saßen, sagte der Fremde: „Erzählen Sie mir alles;“ worauf der Korbmacher die Geschichte vom Kreuz erzählte. — „Oh!“ rief der Alte, „das muß die Religion sein, von der ich in Ningpo hören sollte.“ — „Wohl, aber Sie thäten besser, sie aus der Hauptquelle zu schöpfen.“ — „Was soll das heißen?“ — „Nun, ich habe sie beim

Herumtragen durcheinander gerüttelt, Sie sollten sie lieber in der Bibel selbst lesen." Damit wies der Korbmacher den Alten auf Gottes Wort, führte ihn ins Missionshaus, und es dauerte, wie wir schon gesehen haben, nicht lange, so hatte der Wahrheitssucher — gefunden. Aber auch dem Korbmacher wurde geholfen. Am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg und dachte: „Heute wird mich der Teufel schon Arbeit finden lassen; ich habe ihm eine Seele entrissen, und wenn ich keine Arbeit bekomme, dann jage ich ihm noch eine ab. Es nützt ihn nichts, wenn er mich ohne Arbeit läßt." Und wirklich fand er schon in dem ersten Laden, wo er vorsprach, Beschäftigung, obgleich sie ihm dort den Tag vorher war abgeschlagen worden. Der Mann war ein guter Arbeiter, und man freute sich, ihn zu bekommen, hatte aber seinem alten Meister versprechen müssen, ihm „am Montag" keine Arbeit zu geben. Jetzt war es Dienstag, und der Arbeitslose wurde angestellt.

„Tischet nur gut auf, die Gäste werden schon kommen."

Es mögen etwa 40 Jahre darüber verflossen sein, da war in einem Städtchen Mecklenburgs eben ein neuer Pastor eingeführt worden und begann sein Amt damit, womit es jeder rechtschaffene Seelsorger beginnen muß, daß er nämlich den Leuten in die Häuser ging und sich mit ihnen bekannt zu machen suchte. Es ist dies Herumgehen und Sichselbsteinführen eine ermüdende Sache, namentlich wenn man auch unfreundliche, grämliche Gesichter dabei zu sehen bekommt. Aber notwendig ist es; denn wie will ein Hirte seine Schafe weiden, wenn er nicht weiß, wo sie wohnen und wie sie heißen; ja, wie werden ihm erst die Lämmer zu schaffen machen, der Zuwachs, der aus den Häusern alljährlich zum Konfirmanden-Unterricht angemeldet wird, wenn er gar nicht weiß, was für Hauskost diese jungen Christen bisher daheim erhalten haben? — Nun unser neuer Pastor war nicht nur ein rechter Israeliter, versteht sich in dem Geist des Neuen Testaments (Joh. 1, 47), sondern hatte

auch etwas von der Art des Isaschar an sich (1 Mos. 49, 14), wenigstens waren seine Beine, und sind's auch heute noch nach langen Jahren, allezeit fertig, das Evangelium des Friedens zu treiben. Da mag es ihm aber doch eine besondere Freude gewesen sein, in dem Hause des alten biederen Küfers W. ein wenig länger verweilen zu dürfen; denn der Mann verstand sich auf „den Weg" (Apostelgesch. 19, 9), hatte er doch nicht umsonst 50 Jahre lang Sonntag für Sonntag sich ihn weisen lassen. Wie's da so geht, fing der Pastor natürlich auch mit Klagen über den schlechten Kirchenbesuch an und hatte gewiß nicht so unrecht damit, nur daß es ihm nicht in den Sinn kam, daß die Schuld dieses Uebels auch etwas auf seiten des Predigers liegen könne. Geduldig hörte ihn der alte W. eine ganze Zeit an, dann aber sagte er mit treuherzigem Ernste: „Lieber Herr Pastor! Ich merke, daß Sie es redlich mit Ihrem Eifer meinen, und da denke ich, wird's Ihnen auch nicht fehlen. Tischen Sie nur gut auf, die Gäste werden schon kommen." Ich weiß nicht, ob unserm Prediger dies Wort im Gewissen ist sitzen geblieben; aber Thatsache ist es, daß man niemals eine unfertige oder wässerige Speise vorgesetzt erhielt, wenn man ihn in seinen Gottesdiensten besuchte, gleichviel, ob das Volk sich drängte ihm zuzuhören, oder ob nur wenige, aber desto vertrautere Christen sich eingefunden hatten. Und weil unser Herr nicht mehr an seinen Haushaltern sucht, als daß sie treu erfunden werden, so hat er diesen seinen Knecht auch niemals ohne Segen ausgehen lassen.

Mir ist das Wort von dem alten W. heute sonderlich in den Sinn gekommen, wo so viele Blätter sich eifrig nach neuen Abonnenten umsehen. Tischet nur gut auf, die Gäste werden schon kommen! Uns ist nicht bange um die Gäste, wenn uns der Herr nur Fleiß und Ausdauer in der Arbeit giebt. Freilich darf auch das rechte Salz zur Speise nicht fehlen, sonst wird man ihrer leicht überdrüssig; ich denke aber an das Salz Marc. 9, 49. 50, das der Geist denen giebt, die Lust an den Geheimnissen des Reiches Gottes haben, sie werden auch an den Dingen der Welt Licht und Schatten recht wohl zu unterscheiden wissen und den Mut finden, das zu bezeugen. (Friedensbote.)

Bücherschau.

Aus dem Verlag der Gebrüder Obpacher in München

ist uns wieder eine reiche Auswahl von Neuheiten zugegangen: 1) Allerlei Brieftaschen-, Damen-, Mignon und Wand-**Kalender** in den verschiedensten Größen und zu allen Preisen von 30 Pfg. bis 3 Mk. — 2) **Glückwunschkarten** zu Geburtstagen, Neujahr u. dergl. mit Blumen-, Vögel-, Landschafts- und Kinderbildern aller Art zu 50 Pfg. bis Mk. 2.50 für je 2—6 Ex. — 3) Reizende Jahreszeitenbilder mit Landschaften, Blumen und Versen à 1 Mk. — 4) Ein schönes Weihnachtsblatt: Friedenstaube mit dem Spruch „Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden!“ (Nr. 1133, Preis 1.20); 3 Weihnachtskarten mit Christkindchen und Versen, wovon besonders lieblich ein über die in winternächtlichem Schweigen daliegende Stadt Blumen streuendes Christkind mit dem Vers: „O große Wonn- und Wunderzeit, voll Gunst und Gnad und Gütigkeit!“ (Nr. 1166, Preis 1.25). — 5) Eine große Menge Karten und Blätter mit frommen Versen, von denen wir nur diejenigen hier anführen, welche wir den Lesern der Bibelblätter in erster Linie glauben empfehlen zu dürfen: Nr. 1207 „Singet dem Herrn“, 6 Blumenkarten mit je zwei Strophen aus dem Gerhardt'schen Lied: Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Lust! Preis 60 Pfg. Nr. 1115 „Getrost!“ Sechs Blumen-Lesezeichen mit Versen von J. Sturm, Preis Mk. 1. Nr. 1201 a „In der Stille“, vier Landschaften mit Blumen und Versen, sehr originell entworfen und überaus zart ausgeführt, Preis 50 Pfg. Nr. 1165 „Die Lust der Welt vergehet“, 6 Karten mit wundervollen Herbstblumen und -Blättern und je zwei Spitta'schen Strophen „Alles stirbt, das Irdische findet in dem Irdischen sein Grab.“ — „Darum bleibt bei Dem, der bleibt, und der geben kann was bleibt.“ 2c. — 6) Eine noch größere Menge von Blumenkarten mit Bibelsprüchen, ausgezeichnet teils durch liebliche Bescheidenheit (12 Buchmerker Nr. 1131, Preis 60 Pfg.; „Lob Gottes“ Nr. 1200; sechs Karten 50 Pfg.; „Gottes Kind“, 6 Karten, Nr. 1142, Mk. 1.30. Nr. 1206: Hoffnung auf Gottes Güte“ 50 Pfg.; Nr. 1151: „Bekenntnisfreudigkeit“, 12 kleine Karten 60 Pfg.), teils durch edle Vornehmheit (Nr. 1168: 6 Rosenkarten mit Trostsprüchen, Mk. 3; Nr. 1156: „Unsere Hilfe“, 4 Landschaftsblumenkarten, Mk. 1; Nr. 1194: „Ehre um Ehre“, sechs Blumenkarten mit Säulen und Mauerwerk, Mk. 1.25), teils durch sinnige Originalität (Nr. 1225: „Unser Sehnen“, 6 Kärtchen meist mit Winterlandschaften, 50 Pfg.; Nr. 1185: „Christenfreude“, sechs mattgehaltene, mit Silberstreifen geschmückte Karten, Mk. 1.40; Nr. 1205, großes Einzelblatt zum Einrahmen: Feldblumen mit Psalm 104, 28, Mk. 1.50), teils durch raffiniert künstlerische Pracht Nr. 1175 „Gottes Allmacht“, 4 Landschaften mit Goldschnitt, Mk. 1.40; Nr. 1143 a „Christliche Aussicht“, sechs Landschaften Mk. 1.80; Nr. 1220: zwei Karten mit musizierenden Cherubs und Psalmversen, 40 Pfg.).

Alles in allem können wir sagen, daß diese Neuheiten den früheren Leistungen des gleichen Verlags, was künstlerische Ausführung betrifft, durchaus ebenbürtig sind und daß, wie uns scheint, noch mehr Sorgfalt als sonst auf das sinnige Zusammenpassen von Bild und Spruch ist verwendet worden.

Aus Ferd. Riehm's Verlag in Basel können wir empfehlen:

1) **H. W. Rinck:** Vom Zustand nach dem Tode. Neue wohlfeile Volksausgabe. Preis Mk. 1.60. — Es ist ein guter Gedanke, in einer Zeit, wo zahlreiche Schriften novellistischen Tones über das Jenseits verschlungen werden, dem Volke nun auch die gesunde, biblische Nahrung zugänglich zu machen, welche Rinck in diesem Buche darbietet. Zwar findet sich manches darin, was u. E. nicht aus Gottes Wort, sondern aus den Schriften Oetingers, Hahns,

Jung Stillings und anderer Theosophen stammt, wie z. B. die Ansicht von einer fortgehenden Auferstehung; aber der Verfasser ist nüchtern genug, gerade von dieser letzteren zu erklären, daß „sie nicht geradezu als biblische Wahrheit bewiesen werden kann". Beigegeben sind ein Porträt und eine Lebensskizze des Verfassers (geb. 25. Sept. 1822, † 18. Jan. 1881).

2) **E. Bersier:** Coligny vor den Religionskriegen. Vom Verfasser autorisierte deutsche Uebersetzung, mit einem Vorwort von Dr. A. Ebrard. — Nachdem wir mit der ganzen evangelischen Christenheit im Oktober d. J. das 200jährige Gedächtnis der Aufhebung des Ediktes von Nantes erneuert und uns an die wunderbare Geschichte der Hugenotten haben erinnern lassen, ist ein Buch wie das vorliegende doppelt willkommen. Zwar über die zehn letzten Lebensjahre Coligny's, in welche seine Teilnahme an den französischen Religionskriegen fällt, ist schon viel geschrieben worden. Seine frühere Zeit aber war vielfach noch in Dunkel gehüllt. Dies Dunkel nun hat der bekannte Pastor Bersier in Paris mit kundiger Hand aufgehellt. Mit dem Jahr 1561 bricht die fesselnde Erzählung ab. Wir wünschen ihr auch in der Schweiz und in Deutschland recht viele Leser. Den Deutschen muß ja der große Admiral noch besonders wichtig sein als „einer der edelsten unter den Ahnherren des Kaisers". (Die Gemahlin des großen Kurfürsten, Luise Henriette von Brandenburg, die Dichterin des Liedes „Jesus meine Zuversicht", † 1667, war die Enkelin der an Wilhelm von Oranien vermählten Tochter Coligny's, Luise.)

Aus dem Verlag von C. F. Spittler in Basel:

1) **Daniel Quorm** und seine religiösen Meinungen. Für das deutsche Christenvolk von E. Chr. Kähler. 160 S. 8. broch. Fr. 1.50. — Dies überaus originelle und daher fast unübersetzbare Büchlein, das angeblich von einem methodistischen Dorfschuster herstammen soll, hat in England längst eine kolossale Verbreitung gefunden. Pastor Kähler hat es nun unternommen, den englischen Laienprediger in einen deutschen Stundenhalter umzuwandeln und den gesamten Inhalt des ebenso ernsten als humoristischen Büchleins deutschen Verhältnissen anzupassen. Er hat sich damit ein wirkliches Verdienst erworben, und mit uns werden noch viele ihm dankbar sein für die keineswegs leichte Aufgabe, der er sich unterzogen. Die Sprache, die er seinen „Bruder Danel" reden läßt, ist ein ungebildetes Hochdeutsch mit allerlei volkstümlichen Ausdrücken und Redewendungen.

2) **Edelsteine.** Gedanken zur Ermunterung im Kampf um den Schmuck des inneren Menschen. Gesammelt von Mina Waldner, bevorwortet von C. Stähelin. kl. 8. 148 S. broch. Fr. 1. — Eine Blumenlese aus Schriften und sonstigen Aeußerungen Lavaters, Jung Stillings, Büchsels, Zarembas und anderer Gottesmänner.

3) **Die Vollendung des göttlichen Geheimnisses,** eine neue Auslegung der Offenbarung Johannis, leider ohne den Namen des Verfassers.

4) **E. Norden:** Treu bis an's Grab. **Meister Börner.** Zwei Erzählungen mit Bildern. 120 S. broch. Fr. 1.

5) **Jul. Stückelberger:** Lasset uns aufsehen auf Jesum, 10 Predigten über Hebräer 12. 96 S. 8. broch. Fr. 1.

6) Eine Menge von Erzählungen für Jung und Alt, allerlei Passendes für Sonntagsschul- und Anstaltsbescheerungen im Preise von 50 Cts. bis herab zu 10 Cts., worüber die Verlagskataloge, welche von C. F. Spittler stets gratis abgegeben werden, alle nötige Auskunft erteilen.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Stanford University Libraries
3 6105 012 814 997

